59 489

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band C.

(Juli — August — September 1899.)

47942
1900

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
(Elwin Paetel.)

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Basel**, Akademische Buchhandlung C. F. Lendorff. — **Boston**, Castor & Co., vorm. Carl Schoenhof. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilian's königl. Universitäts-Buchhandlung. — **Buenos-Aires**, Jacobsen Libreria. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Christiania**, Cammermeyers boghandel. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, E. J. Karow's Univ.-Buchh. — **Kapstadt**, Herm. Michaelis. —**Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. Wilh. Prior's Hofbuchh. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Detken & Rocholl, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. S. Zickel. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, G. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Carl Ricker. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre**, A. Mazeron. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilhelm Barkhaus. — **Santiago**, Carlos Brandt. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm Wwe. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn, Hof- u. Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Manz'sche k. k. Hofverlags- u. Univ.-Buchhdlg. — **Yokohama**, Winkler & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell. Albert Müller, Nachfolger von Orell Füßli & Co.'s Sortiment. Ed. Rascher, Meyer & Zeller's Nachf. Fr. Schultheß.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.100

Inhalts-Verzeichniß

zum

Hundertſten Bande (Juli — September 1899).

		Seite
I.	Das Vermächtniß der Tante Suſanne. Von **Iſolde Kurz**	1
II.	Poeſie und Politik im Elſaß. Von **Friedrich Curtius**	25
III.	Aus dem Jugendleben des weil. Unterſtaatsſecretärs C. A. Buſch	34
IV.	Nationale Gegenſätze im heutigen Finnland. Von **Th. Pezold**	61
V.	Antiquitäten. Ein offener Brief an die Frauen. Von **Julius Leſſing**	74
VI.	Die Philoſophie des Friedens. Ein Wort an die Friedensconferenz im Haag. Von **Ludwig Stein** in Bern	86
VII.	Zur Kritik der „Gedanken und Erinnerungen" des Fürſten Bismarck. Von **Max Lenz**. Zweiter Theil	109
VIII.	Kleefeld. Von **Ernſt Heilborn**. X. (Schluß)	141
IX.	Politiſche Rundſchau	155
X.	Die Lebenserinnerungen des Generals della Rocca. Von **P. D. Fiſcher**	160
XI.	Literariſche Notizen	163
XII.	Literariſche Neuigkeiten	164
XIII.	Goethe in freier Luft. Zu ſeinem hundertundfünfzigjährigen Geburtstage. Von **Herman Grimm**	165
XIV.	Begegnungen eines Engländers mit Goethe. Von **Ellen Mayer**	172
XV.	Mephiſtopheles. Von **Friedrich Paulſen**	197
XVI.	Auf dem Thurme. Novelle von **Karl Erdm. Edler**	225
XVII.	Ein Beſuch bei Arthur Schopenhauer. Aus dem literariſchen Nachlaß von **Carl Hebler**	241
XVIII.	Griechenland unter den Römern. Von **L. Friedlaender**. I./II.	251

(Fortſetzung umſtehend.)

Seite

XIX. Nonnenwerth. Eine rheinische Klosterschule. Von **Christine von Hoiningen-Huene** 275
XX. Eine alte Geschichte. Familienscene in einem Act. Von **Paul Heyse** 288
XXI. Die Rettung einer „Legende". Von **Theodor Schiemann** 300
XXII. Entlehnung oder zufällige Uebereinstimmung? Von **Heinrich Weber** 303
XXIII. Politische Rundschau 310
XXIV. Haeckel's Natürliche Schöpfungsgeschichte. Von **Wilhelm Bölsche** 315
XXV. Baedeker's Spanien und Portugal. Von **E. Hübner** 318
XXVI. Literarische Notizen 320
XXVII. Literarische Neuigkeiten 323
XXVIII. Käthchen Schönkopf. Von **Ernst Elster** 325
XXIX. Ein Wettlauf. Von **Anselm Heine** 328
XXX. Aus Conrad Ferdinand Meyer's Leben. Von **Adolf Frey.** IV. Auf den Fährten des Jenatsch. V. Meilen (1872—1875) 350
XXXI. Der gegenwärtige Stand des Luftschiffahrtsproblems. Von Dr. **V. Dessau** (Bologna) 368
XXXII. Rudyard Kipling. Von **M. von Brandt** 384
XXXIII. Griechenland unter den Römern. Von **L. Friedlaender.** III. (Schluß) 402
XXXIV. England in Aegypten 431
XXXV. In Leopold Ranke's Heimathsthal. Von **Gerold Meyer von Knonau** 440
XXXVI. Die Liebesbrücke. Skizze aus Kaukasien. Von **Ilse Frapan** 448
XXXVII. Gräfin Reden. Von **Reinhold Steig** 455
XXXVIII. Wilhelm Raabe. Von **Willy Pastor** 458
XXXIX. Die Lage im Transvaal 465
XL. Politische Rundschau 470
XLI. F. Max Müller's Beiträge zur vergleichenden Mythologie. Von **Richard Fick** 475
XLII. Neuere deutsche Belletristik 477
XLIII. Auch ein Memoirenwerk 480
XLIV. Literarische Notizen 482
XLV. Literarische Neuigkeiten 484

Das Vermächtniß der Tante Susanne.

Von

Isolde Kurz.

[Nachdruck untersagt.]

Das kleine Städtchen, wo ich meine Kindheit verbrachte, wimmelte von wunderlichen Originalen.

Eines der auffallendsten war das alte Fräulein Susanne Gutbrot, pensionirte Lehrerin an der Mädchenschule, eine Gestalt von so beängstigender Häßlichkeit, daß sie noch Jahre lang, nachdem ihre Leiblichkeit schon vom Erdboden verschwunden war, als böser Geist durch meine Träume schlich.

Sie hatte ein Gesicht, das fast nur Nase war, dünnes, weißes Haar, ein graues, stachliges Schnurrbärtchen und pflegte im Gehen mit einer tiefen, rauhen Stimme vor sich hin zu brummen. Sommer und Winter trug sie ein schmieriges, schwarzseidenes Fransentüchlein um den Kopf und einen verschossenen, türkischen Shawl um die Schultern, beides sorgfältig nach hinten ins Dreieck gelegt, so daß sie, vom Rücken gesehen, einer wandelnden geometrischen Zeichnung glich.

Im Herbst und Frühjahr sah man sie häufig an Hecken und Zäunen hinstreichen und eifrig das ausgejätete, liegen gebliebene Unkraut in ein Körbchen sammeln. Mit diesem Unkraut bepflanzte sie einen kleinen Fleck Erde vor der Stadt, den sie ihren Garten nannte. Es war nur ein Stück umgeschortes Wiesenland von wenigen Schritten im Geviert, an einem Feldweg gelegen und von einer Berberitzenhecke umzäunt, die eine rohe Lattenthür abschloß. Ein Cornelkirschbaum stand darin, dessen säuerliche Früchte — in dortiger Gegend Dürrlitzen genannt — ihr immer von der Schuljugend weggenascht wurden, bevor sie ganz ausreiften. In diesem mit der Schere ganz unbekannten Gehege, das aus unregelmäßigen Beeten und schmalen, grasdurchwachsenen Kieswegen bestand, sproßte ein Wirrsal von Nesseln, Knöterichen, Wegwarten, der rothe Fuchsschwanz wucherte massenhaft, fast mannshoch stand der giftige Eisenhut, wilde Malwen und kleine, unschuldig lächelnde Stiefmütterchen krochen über alle Wege, denn Niemand hinderte diese bunt zusammengewürfelte Gesellschaft, sich ganz nach ihrem Belieben auszubreiten.

Wenn Jemand die Alte beim Sammeln dieser Auswürflinge anredete, so stieß sie heiser heraus:

„Die Menschen sind ungerecht — ja ungerecht —“ als ob sie eine ganz neue Wahrheit ausspräche.

Hielt man ihr dann vor, daß das Alles nur Unkraut sei, so wurde sie zornig und antwortete:

„In der Botanik gibt es kein Unkraut, es sind Pflanzen wie andere —“ und ging weg, indem sie unverständliche, aber keinesfalls schmeichelhafte Reden vor sich hin murmelte.

Man sah sie stets allein, denn sie haßte Alles, was Menschenantlitz trug, und ihren Verwandten, deren noch verschiedene im Städtchen lebten, wich sie auf Straßenweite aus. Nur der Tod vermochte sie auszusöhnen mit aller Creatur, denn so oft Jemand starb, sei es Mann, Weib oder Kind, folgte Susanne Gutbrot in einem dreieckigen, schwarzen Kaschmir dem Geleite und stand mitten unter den Leidtragenden am offenen Grabe. War's Neugier, Schadenfreude oder wollte sie dadurch ausdrücken, daß zwischen ihr und ihren Mitmenschen nichts gemeinsam sei als die Vergänglichkeit? Ich weiß es nicht; ihr Erscheinen bei diesen Anlässen war jedenfalls eine so bekannte Gewohnheit, daß sie keiner Seele zu denken gab.

Ein gegenseitiges tiefes Mißtrauen herrschte zwischen der Jugend und dieser verbitterten Gestalt. Sie lauerte hinter ihrem Zaun und schlug nach uns mit Stecken, sobald eine Hand sich nach ihren Berberitzen ausstreckte; wir dagegen warfen ihr im Vorbeigehen Steine in ihre Unkrautrabatten und rissen aus ihrem Zaun die Latten weg.

Weshalb wir diesen Krieg mit ihr führten, hätten wir selbst nicht zu sagen vermocht. Der Hang, das wunderliche Fräulein Gutbrot zu quälen, war uns schon von der vorhergegangenen Generation vererbt. Wir wußten nichts von ihr, als daß sie eben immer da gewesen war in ihrem schwarzen Fransentüchlein und dem verschossenen türkischen Shawl, daß sie von jeher mit den Kindern auf schlechtem Fuß gestanden, und daß wir nur ein verjährtes Recht brauchten, indem wir ihr öffentlich Grimassen schnitten und ihr heimlich ihre Beete ausrauften oder ihre Dürrlitzen aufaßen, bevor sie reif waren.

Erst als ich herangewachsen war und man dieser seltsamen Gestalt schon lange nicht mehr in den Straßen begegnete, erkundigte ich mich einmal näher nach dem absonderlichen alten Wesen.

Da erfuhr ich, woran ich nie gedacht hatte, daß die alte Susanne Gutbrot einmal jung gewesen war und nicht nur jung, sondern auch hübsch, ja geradezu das hübscheste Mädchen der Stadt. Aber ein lächerliches Mißgeschick, das von den Uebelwollenden ausgebeutet und immer aufs neue in das Gedächtniß der Menschen zurückgerufen wurde, hatte ihr ganzes Leben vergiftet.

Sie war als Waise bei ihrem Halbbruder, dem Kaufmann Christian Gutbrot, aufgewachsen, der sie ihrer flinken Manieren und ihres guten Kopfes wegen gern im Laden verwendete. Dabei hatte sie Zeit, zwischen der Bedienung der Kunden Romane aus der Leihbibliothek zu lesen, die sie unter

dem Ladentisch versteckt hielt. Die paar tausend Gulden Capital — man rechnete damals noch nach Gulden —, die ihr von Mutterseite gehörten, steckten im Geschäft und hätten ihr im Fall ihrer Verheirathung herausbezahlt werden müssen, was Herr Christian Gutbrot und seine Gattin Auguste, eine böse Sieben, durchaus nicht für sehr eilig hielten.

Susanne aber dachte über diesen Punkt anders. Ein junger Provisor an der Volksschule, den sie von der Tanzstunde her kannte, hatte ihr Herz gewonnen, und beide suchten eifrig Gelegenheit, einander zu sprechen.

Dem Kaufmann fiel der starke Bedarf des jungen Provisors an Mandelseifen und Malzbonbons auf, und er fand es räthlich, seine Schwester vom Ladentisch zu entfernen.

Aber erfinderisch, wie Liebende sind, wußte das Pärchen sich zu helfen. Zwischen des Provisors hohem Dachstübchen und der Speicherluke des Gutbrot'schen Hauses begann ein Verkehr, der bei den Nachbarn nicht unbemerkt blieb. Schräg über ein Gewinkel von Innenhöfen und niedrigeren Dächern wanderten an einem Bindfaden, der unter unsäglichen Schwierigkeiten an beiden Endstationen befestigt worden war, Briefe, Blumen und andere Liebeszeichen hin und her. Als aber die jungen Leute ihre Unvorsichtigkeit noch weiter trieben und eine nächtliche Zusammenkunft über den Dächern ins Werk setzen wollten, ereignete sich die verhängnißvolle Katastrophe.

Der Provisor sollte, wie es scheint, auf Katzenwegen von dem anstoßenden Dachvorsprung eines Nachbarhauses aus die Bodenluke erklimmen; aber es war dabei ein, wenn nicht hoher, so doch steiler Giebel zu übersteigen, wo er den Muth verlor. Er blieb, vom Schwindel gepackt, stecken und stieß ein jämmerliches Hülfegeschrei aus, das die schlafenden Nachbarn aus den Betten trieb. Der unglückliche Romeo mußte unter allgemeinem Halloh mit einer Feuerwehrleiter herabgeholt werden. Er schützte freilich vor, daß er an Mondsucht leide und im Schlafwandel sich auf den Dachfirst verstiegen habe, aber man glaubte ihm nicht; denn Viele wollten im Mondschein das tapfere Susannchen an der Dachluke erkannt haben, wie sie sich anschickte, ihrem furchtsamen Liebhaber zu Hülfe zu kommen.

Die Nachricht von diesem Vorfall flog wie Feuer durch die kleine Stadt, der jeder Skandal eine hochwillkommene Abwechselung war. Am Morgen strömte Groß und Klein hinter dem Gutbrot'schen Laden zusammen, um den Schauplatz des Ereignisses zu besichtigen. Man zeigte sich unter Gejohle das Dach, an dem der Provisor sich schreiend mit Händen und Füßen angeklammert hatte, und Susanne's Bodenluke, von der noch ein zum Heraufziehen des Ritters angeknüpftes Seil herab hing.

Der Lärm war ungeheuer. Die Familie Gutbrot gebärdete sich wie bei einem Trauerfall. Die Krämerin lief selber von Haus zu Haus, um den Klatsch recht breit zu treten und mit heuchlerischem Gesicht heuchlerische Condolenzen entgegen zu nehmen. Am nächsten Sonntag spielte sogar der Pfarrer von der Kanzel herab auf das große Aergerniß an, daß Susanne vor der ganzen Gemeinde dasaß wie eine Geächtete.

Der Provisor und Susannchen getrauten sich nicht mehr über die Straße, denn wo eins von beiden sich blicken ließ, sang ihnen die Gassenjugend ein plötzlich entstandenes Spottlied nach, das sich bis auf unsere Tage erhielt, nur daß wir seine ursprüngliche Bedeutung nicht mehr verstanden. Es hob an:

Der Provisor auf dem Dach
A-h, ach, ach!"

und es war ein besonderer Triumph, dieses „Ach", das bald die Sehnsucht der Liebhaberin, bald die Todesfurcht des Ritters, bald das Gelächter der Zuschauer darstellen mußte, mit immer wechselndem Ausdruck zu moduliren.

Da der Lärm sich nicht beruhigen wollte, beschloß ein Familienrath, die Zerknirschte auf ein ganzes Jahr von der Vaterstadt zu entfernen, und Susannchen wurde in einer Genfer Pastorenfamilie untergebracht, wo sie in sich gehen, zugleich aber auch das Französische gründlich erlernen sollte.

Dieser verfehlte Schritt, zu dem die Verwandten sie drängten, entschied über ihr ganzes künftiges Schicksal. Es saß damals in dem kleinen Städtchen eine heilige Vehme von älteren Frauen, den Müttern heirathsfähiger, aber haßlicher Töchter beisammen, deren Ziel es war, den Ruf und die Zukunft hübscher junger Mädchen zu untergraben. In geheimen Sitzungen, bei Strickzeug und Kaffeetasse, wurden die Opfer ausgewählt, und von dort aus verbreitete sich die Verleumdung durch unsichtbare Kanäle über die ganze Stadt. Diese Vehme saß jetzt zu Gericht über die abwesende Susanne, die durch kein Familieninteresse gedeckt war, und der man ohnehin nicht traute, weil sie für klüger galt als andere; man stellte fest, daß ihr Leben sittenlos und ihr Charakter verwerflich sei. Aus dem einen verunglückten Stelldichein machte man eine gewohnheitsmäßige Liebelei auf dem Tachboden, und der darauf folgenden Abreise gab man durch Achselzucken und halbe Worte die bedenklichste Deutung.

Als Susanne nach einem Jahre zurückkam, etwas abgemagert durch die dürftige Kost und eingeschüchtert von der strengen Behandlung in dem Pastorenhause, tauschte man in der Stadt heimliche Blicke und Winke. Gesprochen wurde nichts, und das Gerücht, das umging, hatte weder Form noch Namen, aber die anderen Mädchen zogen sich von Susanne zurück, und in die guten Familien wurde sie nicht mehr eingeladen. Jeden jungen Mann, der sich ihr zu nähern suchte, schreckte die Vehme durch geheimnißvolle Andeutungen zurück, und wer nicht verstehen wollte, wurde geradezu gewarnt oder erhielt anonyme Briefe. Der Provisor war schon lange aus der Stadt verschwunden, und dieser verdächtige Umstand kam der Verleumdung zu Hülfe. Wenn Einer nur auf der Straße den Kopf nach ihr drehte, so erzählte man ihm die schreckliche Geschichte von dem Stelldichein auf dem Tachboden und brach dann bedeutungsvoll ab, als ob noch viel zu sagen wäre, was man aus Nächstenliebe besser verschweige.

Susanne konnte sich nicht wehren, denn sie wußte gar nicht, welche Gerüchte über sie im Umlauf waren. Um sich in der Achtung der Leute wieder herzustellen, behielt sie die puritanische Haltung bei, die man ihr in dem

Pastorenhaus angewöhnt hatte, und schreckte dadurch die jungen Männer vollends ganz von sich ab, ohne bei den Frauen etwas zu gewinnen; denn nun hieß es: „Sie wird wohl wissen, warum sie Buße thut," oder „Merkt ihr das schlechte Gewissen?" — Die Dummen und Bösartigen, die in der Stadt die Oberhand hatten, hielten den Klatsch aufrecht, und die verständige Minderheit gab sich keine Mühe, ihn zu widerlegen. So blieb Susanne in der Acht, und als sie sich nach vielen vergeblichen Bemühungen, wieder einen Anschluß zu finden, mißtrauisch und verbittert in sich selbst zurückzog, wurden ihr die Leute erst recht aufsässig. Ihr Bruder gab ihr längst kein gutes Wort mehr, und die Schwägerin behandelte sie mit heuchlerischer Sanftmuth wie eine Verirrte, während sie insgeheim die üble Nachrede am Einschlafen verhinderte.

Unter dieser allgemeinen und fortgesetzten Mißhandlung verwandelte sich Susanne's ganzer Charakter: sie wurde scheu und mißtrauisch wie ein Elephant, der aus der Herde ausgestoßen ist, und würgte schweigend die ganze Dosis Gift hinunter, die sie in ihrem späteren Leben tropfenweise wieder von sich gab.

Sobald sie großjährig war, brach sie mit ihren Verwandten, zog allen Vorstellungen zum Trotz ihr Geld aus dem Geschäft und ließ der habgierigen Schwägerin das Nachsehen. Schon damals miethete sie sich in der dürftigen Mansardenwohnung ein, in der sie ihr Leben lang mutterseelenallein ohne Hund, Katze oder Vogel gehaust hat.

Dann kündigte sie im Wochenblättchen an, daß sie die Agentur eines großen Modewaarengeschäfts aus der Residenz übernommen habe, und daß in ihrer Wohnung eine reichhaltige Musterkarte von Kleiderstoffen sowie die neuesten Hutformen zur Ansicht aufgelegt seien. Dies war ein Ereigniß in der kleinen Stadt, denn bisher hatten die Honoratiorenfrauen ihren Bedarf aus dem Gutbrot'schen Ellen- und Kurzwaarengeschäft bezogen, das Jahr für Jahr die gleichen Artikel auf Lager hatte, oder mit ihren Einkäufen auf die große Frühjahrsmesse gewartet, wo ihnen der Ausschuß der Fabriken verhandelt wurde.

Alles, was weiblichen Geschlechtes war, stieg die abgetretene Holztreppe zu Fräulein Gutbrot hinauf, um ihre Musterauslage zu sehen. Auch die heilige Vehme kam und sparte nicht mit freundlichen Reden; denn die Neugier war doch noch stärker als die sittliche Empfindung.

Das Geschäft erforderte eine grenzenlose Geduld, denn die Kunden waren sparsame Leute, und oft, wenn sie alle Muster durchgeblättert und sich umständlich nach Preis und Breite der Stoffe erkundigt hatten, entschlossen sie sich am Ende, mit dem Kauf des neuen Kleides bis zur nächsten Saison zu warten. Doch Susanne blieb immer höflich und dienstfertig, und ihr bittersüßes Lächeln verließ sie nie. Ihr war es nicht um den Gewinn, sie wollte nur das Gutbrot'sche Kurz- und Ellenwaarengeschäft schädigen.

So winzig demnach ihr Erwerb aus den Procenten war, sie setzte es durch, die Zinsen ihres Capitals zurückzulegen, und es blieb nicht unbekannt, daß sie bei ihren Geschäftsreisen in die Residenz zuweilen Papiere ankaufte, die sie auf einer dortigen Bank deponirte.

Als endlich nach Jahren die Stelle einer französischen Lehrerin an der Mädchenschule frei wurde, gab man sie Fräulein Gutbrot, die seit der Genfer Reise für eine Autorität im Französischen galt, und meinte, sie dadurch für das erlittene Unrecht entschädigt zu haben. Denn die Verleumdung war zum Schweigen gekommen, sobald Susanne über die Jahre hinaus war, in denen sie ihr schaden konnte. Seit ihr verblühtes Gesicht keinen Mann mehr anzog, wurde sie wieder mit Achtung gegrüßt, und man erkannte sie für eine Persönlichkeit an, mit der man verkehren konnte, ohne an seinem moralischen Charakter Einbuße zu erleiden. Auch das „Ach, ach, ach" verstummte mit den Jahren, nachdem Susanne unzählige Male den Griff ihres Sonnenschirms an den kleinen Schreiern zerschlagen hatte; wer es noch einmal in Gang zu bringen suchte, der wurde durch heftige Ohrfeigen von Seiten der Eltern oder Lehrer still gemacht.

Aber die zerstörten schönen Jahre konnte man ihr nicht zurückgeben, und ebenso wenig konnte Susanne vergessen, was ihr widerfahren war. Unauslöschlicher Groll und Gram erfüllten jeden Winkel ihrer Seele.

Jeden Abend, wenn ihre Rechnungen eingetragen und ihre Schulhefte corrigirt waren, legte sie sich bei herabgelassenen Rouleaux die Karten und befragte ängstlich das Schicksal, ob noch ein Glück für sie auf Erden blühen wolle. Aber die Tage flossen trüb und gleichmäßig vorüber, wie das Flüßchen vor ihrem Fenster, und Jugend, Hoffnung und Sehnsucht rannen allmählich mit hinab.

Am Ausgang der zwanziger Jahre kam noch eine Art Nachsommer über sie. Der muntere Oberförster, der seiner Frau bei der Auswahl der Hüte und Kleider half, sagte der Einsamen zuweilen ein artiges Wort, und der Principal der Firma, für deren Rechnung sie die Stoffe verkaufte, behandelte sie, wenn sie nach der Residenz kam, mit einer gewissen Auszeichnung. Sie blühte wieder auf und wurde sogar vorübergehend etwas menschenfreundlicher, doch kam auch ihre erzwungene Resignation ins Wanken. Sie hatte mystische Stunden, wo sie sich in einen geheimnißvollen Seelenrapport mit älteren verwittweten Notaren oder hagestolzen Kanzleisecretären hinein träumte. Aber diese hatten nur Augen für die jüngste Jugend und würden Susanne's stille Wünsche sehr anmaßend gefunden haben. Dann schlug das dreißigste, und unerbittlich fiel die Pforte des Paradieses zu. Jetzt wurde ihre Verbitterung zum Menschenhaß.

Es lebte zwar in der Nachbarschaft ein pensionirter Major, der jeden Tag durch ihre Straße ging und sich seit zwölf Jahren mit dem Vorsatz trug, einmal früher oder später um Susanne zu werben; denn es lag auch jetzt noch, wenn sie gerade etwas milder gestimmt war, ein wehmüthiger Schimmer der Jugend über ihr. Der Major war der einzige vorurtheilsfreie Mann im ganzen Städtchen und hatte nie auf die Verleumdung hingehört. Aber leider war er so umständlicher Natur, daß bei ihm zwischen Vorhaben und Ausführung eine unübersteigliche Kluft lag.

Hätte Susanne nur von seinen Gefühlen gewußt, so wäre vielleicht ihre Herbigkeit in etwas gelindert worden, auch wenn der Vorsatz ewig ein Vorsatz

blieb. Aber der Major starb, und Susanne folgte seiner Leiche, ohne von der unwandelbaren Verehrung, deren Gegenstand sie gewesen, jemals eine Ahnung gehabt zu haben. Hoffnungslos und unversöhnlich brütete sie über den Trümmern ihres Lebens.

Zwischen ihr und ihren Schülerinnen wurde ein heimlicher Krieg mit bissigen Redensarten geführt; der Anblick der jungen Mädchen war der alternden Lehrerin ein quälender Stachel, und diese zahlten ihr jede Bosheit mit Zinsen zurück. Susanne's einziger Trost war die Gewißheit, daß auch diese prangenden Blüthen in kurzer Frist hinwelken und einem neuen Mädchenfrühling Platz machen mußten, der dereinst ebenso rücksichtslos über ihre Ansprüche weggehen würde, wie sie selbst mit den ihrigen von diesem anmaßenden Nachwuchs zur Seite geschoben worden war. Mit grausamer Lust beobachtete sie an Anderen die Verwandlung, die sie selber hatte durchmachen müssen, und es war jedesmal ein Fest für sie, wenn eine der Jüngeren unverheirathet in das dreißigste trat.

Der ohnmächtige Haß, der sich in ihr wand und krümmte, verzehrte Alles, was ihr noch von Anmuthsresten geblieben war; sie mergelte bis auf die Knochen ab, ihre Nase zog sich in die Länge, und die Augen verkrochen sich hinter ein Netz von Runzeln. Mit vierzig wuchs ihr das Bärtchen, und mit fünfzig war der Kinderschreck vollends fertig, als den wir alle das Fräulein Susanne Gutbrot gekannt haben.

Die bösen Weiber, denen sie ihr Unglück dankte, waren mit Ausnahme ihrer Schwägerin schon alle vom Leben zerquetscht ins Grab gesunken; ihre Altersgenossen gingen denselben Weg, aber Susanne fuhr fort zu hassen, als ob die Beleidigung von gestern wäre.

Alle fünf Jahre kam eine neue Generation, die in die Geheimnisse der französischen Grammatik eingeführt werden mußte, und Susanne ergrimmte, daß die Welt nicht aussterben wollte. Der bloße Anblick der Kinder erregte ihre Galle, was ihr von den Kleinen durch instinctmäßige Abneigung vergolten wurde.

Sobald sie pensionirt war, gab sie auch ihr Mustergeschäft auf, denn die Concurrenz, die sie ihren Verwandten machte, war schon längst überflüssig geworden. Eine Reihe neuer stattlicher Läden hatte sich aufgethan und die Gutbrot'sche Kurz- und Ellenwaarenhandlung in den dritten oder vierten Rang herabgedrückt.

Susanne schloß sich vor aller Welt in ihrer Mansarde ab. Was sie da trieb, wußte Niemand, und die Menschen fragten auch nicht nach ihr. Wenn man sie vor Gärten und Aeckern stehen und abgeschnittene Stecklinge oder anderes Grünzeug zusammenlesen sah, schüttelte man den Kopf über die närrische Alte und ging vorüber. Erst der Ankauf des Gärtchens machte ihre Mitbürger wieder auf Susanne Gutbrot aufmerksam, und dieser und jener war jetzt der Meinung, die Alte müsse bei ihrer sparsamen Lebensweise doch nach und nach ein ganz hübsches Sümmchen zurückgelegt haben.

Die Frau Steuerrathsschreiberin vertraute es der Frau Cameralverwalterin an, und durch diese kam es unter die Leute, daß das alte Fräulein eine

Capitalsteuer bezahlte, die sie den wohlhabendsten Personen der Stadt nahezu gleich stellte. Neugierige Nachbarinnen machten sich mit Fragen an Susanne heran, und je ängstlicher diese sich ereiferte, daß sie gar kein Geld habe, und über ihre Armuth klagte, desto höher schätzte man insgeheim ihr Vermögen.

Der Familie Gutbrot fiel es jetzt ein, daß es doch nicht christlich sei, die alte, gebrechlich werdende Person so ganz sich selber zu überlassen. Die Schwägerin Auguste, die unterdessen Wittwe geworden war, that den ersten Schritt. Sie schickte ihre Fanny mit einem großen, vom Gärtner gebundenen, in steife Papierspitzen gehüllten Blumenstrauß zu der Tante Susanne und ließ ihr zum Geburtstag gratuliren.

Susanne sah sich die Nichte an, die sie noch gar nicht kannte, denn es war der Nestling des Hauses und lang nach ihrem Zerwürfniß mit der Familie geboren. Sie gewahrte zu ihrer Ueberraschung, daß Fanny ihr selber glich; es war, als habe sie *ihr* diese röthlichblonden Zöpfe und das weiße, lächelnde Gesicht gestohlen. Da erwachte ihr Ingrimm mit verstärkter Gewalt; sie stellte sich taub, hieß die Nichte nicht einmal sitzen und warf, sobald sie gegangen war, die Blumen in den Straßenkehricht.

Die Schwägerin ließ sich jedoch nicht so leicht abschrecken. Wenige Tage später sah man sie selbst in eigener corpulenter Person keuchend die steilen Treppen zu Susanne's Mansarde hinaufsteigen mit einem Körbchen am Arm, zu dem der Zipfel einer weißen Serviette heraushing, und das angenehm nach süßer Speise duftete. Aber sie erhielt gar keinen Einlaß. Susanne, die mittelst einer am Fenster angebrachten Spiegelscheibe die ganze Straße überblickte, hatte sie von Weitem kommen sehen und in Erkenntniß ihrer Absicht die Thür verriegelt. Als die alte Gutbrot klopfte und zu öffnen suchte, gebärdete sich Susanne wie besessen, sie rannte im Zimmer auf und ab und schrie mit ihrer rauhen Stimme: „Hülfe! Diebe! Man will mich morden!" daß die Hausbewohner zusammenliefen, und Frau Gutbrot genöthigt wurde, unverrichteter Sache abzuziehen.

Darauf ließ Susanne vom Schlosser eine starke eiserne Sperrkette für ihre Thür anfertigen, und diese in dortiger friedlicher Gegend noch ganz unbekannte Vorrichtung erregte allgemeines Aufsehen. So oft künftig Jemand klopfte, legte Susanne ihre Kette vor, öffnete die Thüre einen Zoll breit und behandelte den Ankömmling, den sie nicht sehen konnte, als einen Einbrecher. Besonders wenn Eines aus ihrer Verwandtschaft sie besuchen wollte, tobte sie mit Schimpfreden wie ein böser alter Papagei hinter seinem Käfig. Ueberall sprach man davon, daß Susanne Gutbrot steinreich sei und sich vor Dieben fürchte.

Das Gerede kam auch dem Stadtschultheißen zu Ohren. Dieser war ein noch jüngerer, sehr thatenlustiger Mann, in dem sich natürlicher Fortschrittsdrang und etwas Streberthum dergestalt mischten, daß er die Geschicke der Stadt liebend im Herzen trug und dabei auch sein eigenes Interesse nicht vergaß. Er hatte gleich nach seinem Amtsantritt unter Mitwirkung des Pfarrers, des Oberförsters und anderer Honoratioren einen Verschönerungsverein gegründet, dessen vornehmste Obliegenheit bis jetzt gewesen war,

romantische Waldpfade anzulegen und die schöne Natur mit grün angestrichenen Bänken zu versehen. Aber dem Stadtschultheißen standen die Gedanken höher. Der alte, geschmacklose Röhrenbrunnen, der vor dem Rathhaus stand, war ihm längst ein Dorn im Auge. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, ihn abzureißen und an seiner Stelle einen Monumentalbrunnen zu errichten; daneben sollte der ganze öde Platz, den nur an zwei Tagen der Woche die Stände der Marktweiber zu zieren pflegten, mit Bäumen bepflanzt und in eine öffentliche Anlage verwandelt werden. Von diesem Plane versprach sich der Stadtschultheiß nicht allein die Förderung des Geschmacks und der Bildung unter der Bürgerschaft, sondern auch einen vermehrten Zustrom von Sommergästen nach der kleinen, hochgelegenen Stadt und damit die Hebung des städtischen Wohlstands. Für ihn persönlich knüpfte sich noch die Hoffnung daran, zur Belohnung für außerordentliche Verdienste den Titel eines Bürgermeisters zu erhalten. Doch das Unternehmen, das ein Zusammenwirken aller Kräfte verlangt hätte, stieß in der Stadt auf Widerstand und verursachte auch im Schoße des Verschönerungsvereins eine Spaltung. Ein Theil der Mitglieder, der sich auf so tiefgreifende Veränderungen nicht einlassen wollte, schied aus, an ihrer Spitze der Pfarrer, was der Sache von vornherein einen empfindlichen Stoß versetzte.

Zwar stand der Gemeinderath wie ein Mann zu seinem Oberhaupte, es wurden öffentliche Vorträge und Concerte veranstaltet, deren Ertrag dem Brunnenprojecte zufiel, und das Tagblatt, das an die Stelle des alten Wochenblättchens getreten war, veröffentlichte inspirirte Artikel über die veredelnde Wirkung der Kunst und über die Nothwendigkeit, sich den Nachbarstädten, die ihre öffentlichen Anlagen und Monumentalbauten besaßen, gleichzustellen. Aber eine starke Gegenströmung, die ihren Ursprung im geistlichen Lager hatte, hemmte diese fortschrittliche Thätigkeit. Aus welcher Ursache, war den Tieferblickenden nicht verborgen.

Der Pfarrer strebte schon seit Jahren eine Verschönerung seiner Kirche an, die mit ihren trüben Fenstern und nackten Wänden allerdings ein Unicum an nüchterner Werktäglichkeit war.

Vom Consistorium, dem die Mittel fehlten, war er an die Opferwilligkeit seiner Gemeinde verwiesen worden. So hatte er denn mit Bewilligung des Oberamts eine Sammlung zu Gunsten gemalter Kirchenscheiben veranstaltet und nahm häufig in seinen Predigten Anlaß, von dem würdelosen Zustand des Gotteshauses zu reden und die Anwesenden zu Spenden aufzufordern, wäre es auch nur das kleinste Scherflein. Eine Sammelbüchse war immer an den Sonntagen vor der Kirchenthüre aufgestellt. Aber die Gemeinde, die großentheils arm und schon mit anderen Lasten überbürdet war, nahm des Pfarrers Wort vom „kleinsten Scherflein" allzu buchstäblich, und seit nun gar die zweite, mit der ganzen Rührigkeit des Stadtschultheißenamts betriebene Sammlung im Gange war, versiegten die Spenden für die Kirchenscheiben mehr und mehr. Weil er dies vorausgesehen, hatte sich der Pfarrer von allem Anfang an dem neuen Unternehmen feindlich entgegengestellt. Zwar kam es nicht zum öffentlichen Zerwürfniß, aber die geistlichen

Waffen trafen im Verborgenen, und mit all seiner Energie konnte es der Stadtvorsteher nicht hindern, daß fromme Seelen an dem geplanten plastischen Brunnenschmuck, der, wie man sich zuraunte, in einer nur halbbekleideten weiblichen Figur bestehen sollte, Aergerniß nahmen und aus der öffentlichen Anlage einen Rückgang der öffentlichen Sittlichkeit prophezeiten.

Die Partei des Stadtschultheißen dagegen kämpfte mit offenem Visier und hatte die Presse auf ihrer Seite. Sie zog das Project der Kirchenverschönerung und besonders die gemalten Scheiben ins Lächerliche und behauptete, solche wären durchaus stilwidrig, da sie dem ganzen Charakter der alten, ehrwürdigen Kirche widersprächen, deren Schönheit gerade in ihrer ernsten, schmucklosen Einfachheit liege. Diese Auslassungen der städtischen Presse übten eine für die Hoffnungen des Pfarrers geradezu verheerende Wirkung aus, denn sie wurden in den Zeitungen der Hauptstadt nachgedruckt und fanden ihr Echo sogar im Landtag, an den das Consistorium, der ewigen Klagen des Pfarrers müde, den Antrag gestellt hatte, die Verschönerung der Kirche aus Staatsmitteln zu bewilligen. Den gedruckten Beweis, daß die Gemeinde mit ihrer Kirche ganz zufrieden war, benutzte die Opposition, um den Antrag mit Glanz zu Falle zu bringen, und der übereifrige Pfarrer erhielt noch obendrein von seinem Consistorium eine Rüge.

Der Streit um Monumentalbrunnen und Kirchenscheiben brannte eben lichterloh, als der unternehmende Stadtvorsteher seine Augen auf Susanne Gutbrot warf. Wenn es ihm gelänge, die alte, mit ihren Anverwandten zerfallene Rentnerin zu einer ausgiebigen Stiftung für das Brunnenproject zu bereden! Bei ihrer „Vergangenheit", von der sich eine dunkle Sage unter der jüngeren Generation erhalten hatte, konnte man sie von vornherein unter die Vorurtheilslosen rechnen. Und da sie keine natürlichen Erben hatte, mußte ihr eine Gelegenheit, sich das dankbare Andenken ihrer Mitbürger zu sichern, am Ende ganz willkommen sein. Es kam nur darauf an, ihr die Sache im rechten Lichte zu zeigen.

Der Oberförster, ihr Freund von altersher, wurde zuerst ins Treffen geschickt. Er hatte ihr schon vor etlichen Jahren, als er sie einmal beim Unkrautsammeln vor seinem Garten traf, ein paar Ableger von seinen Obstbäumen geschenkt, nach deren Ergehen er sich schicklich erkundigen konnte. Dann begann der alte Jäger sein Wild vorsichtig zu umschleichen. Ob sie schon die neue Aussichtsbank auf dem Schafbühl gesehen habe mit dem schönen Blick ins Lauterthal, die kürzlich von dem Verein dort aufgestellt worden sei? — Nein, Susanne hatte nichts gesehen; sie ging nie weiter als bis zu ihrem Gärtchen. — Das sei schade; die Umgegend mache sich jetzt recht stattlich heraus, und auch das Städtlein dürfe nicht mehr lange dahinter bleiben. So kam er allmählich auf das Brunnenproject.

Susanne hatte wieder von gar nichts gehört, obwohl sie täglich das Amtsblatt las. Also einen großen Brunnen wollte man bauen, wie die in der Residenz, mit fließendem Wasser und einem schönen Weiher rund umher, mit Bäumen eingefaßt und mit Bänken zum Sitzen dabei? — Das sei gewiß ein schöner Gedanke; wo denn aber all das mächtig viele Geld hernehmen? Ob denn der Verschönerungsverein so reich sei?

Leider nein, war die Antwort; aber eben darum müssen Alle, die Sinn fürs Schöne haben, zusammenstehen, und auch von ihr erwarte man einen Beitrag. Es sei ja an leitender Stelle nicht unbekannt, daß sie ein Stück Welt gesehen habe und über einen hierorts beim weiblichen Geschlecht nicht gewöhnlichen Bildungsgrad verfüge, weshalb von ihr vorausgesetzt werde, daß sie die Bestrebungen des Verschönerungsvereins zu würdigen wisse.

Susanne knurrte geschmeichelt, ließ sich aber auf keine Versprechungen ein.

Jetzt rückte der Stadtschultheiß selber zur Verstärkung heran. Er kannte das alte Fräulein nur vom Ansehen; auf seinen Abendspaziergängen vor die Stadt hatte er zuweilen ihr Treiben hinter der Berberitzenhecke beobachtet.

Als sie eben einmal zwei Gießkannen voll Wasser aus dem nahen Bach über den Weg schleppte, redete er sie leutselig an und lobte ihre Sorge für das kleine Eigenthum, wobei er bemerkte, wenn Alle wären wie Fräulein Gutbrot, so hätte die Obrigkeit nicht so viel Unordnung und Schlendrian zu bekämpfen.

Trotz ihres Menschenhasses war Susanne nicht unempfindlich für die Ehre, die ihr widerfuhr. Wenn sie einmal wollte, konnte sie auch ganz milde und demüthig sein. Sie zog ihre aufgekrempelten Aermel herunter und stand dem Gestrengen geziemend Rede.

Dieser rückte ihr in liebenswürdiger Zudringlichkeit ohne Weiteres auf den Leib. Mit einer Beredsamkeit, die ihn selbst und Andere zu berauschen pflegte, entwickelte er ihr sein Lieblingsthema von dem Einfluß schöner Monumente und Anlagen auf die Volksbildung, und in das Spiel der künftigen Wasserwerke, das er vor ihrem Geiste aufführte, mischte er persönliche Schmeicheleien, die stark mit geheimer Ironie unterlegt waren. Er verstieg sich bis zu der Bemerkung, daß sie Ehrenmitglied des Verschönerungsvereins werden müsse, denn man brauche nicht nur ihre materielle, sondern auch ihre moralische Unterstützung, und was dergleichen Reden mehr waren, die sie mit einem stillen, boshaften Gesicht anhörte. Da sie aber in ihren Antworten dem Stadtschultheißen seine eigenen Meinungen und Behauptungen wieder zu hören gab, erreichte sie, daß der Hochmögende ganz angeregt nach Hause kam und die alte Susanne Gutbrot für eine der gebildetsten und verständigsten Damen erklärte, die er in seinem Leben kennen gelernt habe.

Er setzte über die Berberitzenhecke hinweg seine Belagerung fort. Wenn sie ihn kommen sah, trat Susanne von innen ans Gehege, wie eine Nonne an ihr Sprechgitter; denn das Gärtchen betreten durfte Niemand. Sie sonnte sich in der Auszeichnung, die ihr auf ihre alten Tage erwiesen wurde, und nickte eifrig zu allen Reden des Stadtschultheißen. Nur wenn er geradezu in sie drang, mit ihrem Gelde herauszurücken, schrumpfte sie zusammen und versicherte kläglich, daß man ihr Vermögen in ganz unbegreiflicher Weise überschätze. Sie besitze nur ein ganz geringfügiges Capital von ihren Eltern her und wisse nicht, wovon sie weiter leben sollte, wenn sie diese kleine Summe angriffe.

Auf solche Reden antwortete der Stadtschultheiß nur mit einem Lächeln, denn er kannte die Geheimnisse des Steueramts.

Kaum wurden seine Absichten ruchbar, als auch sein geistlicher Gegner sich zum Wettkampf rüstete. Zwar gehörte Susanne nicht zu den frommen Schafen der pfarrherrlichen Hürde. Seit jenem Sonntag, wo er als junger Prediger in seinem Uebereifer die Unglückliche vor versammelter Gemeinde an den Pranger gestellt hatte, war sie dem Gotteshaus fern geblieben. Sie mied es noch immer, nachdem das Ereigniß und seine Veranlassung längst aus dem öffentlichen Andenken geschwunden waren. Ihr Wegbleiben aus der Kirche war eine verjährte Gewohnheit geworden, die Susanne sogar während ihrer Thätigkeit an der Mädchenschule durchzuführen gewußt hatte. Denn nachdem sie einmal als Original gestempelt und geaicht war, konnte sie sich ungestraft jede Abweichung von der allgemeinen Regel erlauben. Dagegen lief sie, wie bekannt, zu jedem Begräbniß, und in pfarrherrlichen Kreisen neigte man, wenigstens neuerdings, der Ansicht zu, daß die regelmäßige Theilnahme an dieser religiösen Handlung dem ständigen Besuch des Gottesdienstes gleich zu achten sei.

Ein paar fromme Seelen aus der Nachbarschaft trugen Susanne zu, welch gute Meinung man von ihrem Charakter und Wandel im Pfarrhaus hege, und daß dort stets, wenn von christlichen Beispielen die Rede sei, ihrer zuerst gedacht werde. Danach ergab es sich ganz von selbst, daß die Pfarrerin Susanne gelegentlich auf der Straße stellte, um ein paar Worte mit ihr zu wechseln, und daß sich dann auch der Pfarrer einmal hinzufand.

Er versicherte ihr mit väterlichem Ton, daß es seinem Herzen jedesmal eine Genugthuung sei, sie zu sehen; denn man lebe jetzt in einer Zeit, wo alle Guten gegen den neuen, gefährlichen Geist der Weltlichkeit und des Materialismus zusammentreten müssen. Sie gehöre ja auch zur alten Garde und werde doch gewiß keine sittengefährlichen Bestrebungen unterstützen. Ob es denn wahr sei, daß sie einen Beitrag für den Brunnenbau des Verschönerungsvereins gegeben habe?

Susanne konnte mit gutem Gewissen das Gegentheil versichern, denn soeben war die Stadtschultheißin, eine ihrer ehemaligen Schülerinnen, in eigener Person mit der Sammelliste bei ihr erschienen und war zwar nicht wie Susannes Verwandte vor die Thür gesetzt worden, hatte aber die gewesene Lehrerin so taub und unbeweglich gefunden, daß sie unverrichteter Dinge abgezogen war, im Glauben, die Alte sei gar nicht mehr zurechnungsfähig.

Doch blühte auch dem Küster, als er sich im Auftrag des Pfarrers wegen einer Beisteuer für die Kirchenscheiben zu Fräulein Gutbrot begab, kein besseres Glück. Susanne verfügte bei solcher Gelegenheit über eine Verstocktheit und Schwerfälligkeit, die dem Stumpfsinn des Greisenalters täuschend ähnlich sah. Es gab kein Mittel sich ihr verständlich zu machen. Nicht einmal durch das Gesicht war ihr beizukommen; denn sie hatte stets in solchen Fällen die Brille verlegt und wußte daher auch mit dem Geschriebenen nichts anzufangen. Sobald man aber kein Geld mehr von ihr wollte, kam sie wieder in Fluß und verstand es, die geknickten Hoffnungen gleich aufs Neue zu beleben.

Wie eine ausgelernte Kokette hielt sie die Nebenbuhler am langen Faden. Die Herren vom Comitee des Verschönerungsvereins fingen an, ihr sammt und

sonders den Hof zu machen. Die geistlichen Interessen wurden dagegen mehr vom weiblichen Geschlecht, besonders von ihren Hausgenossinnen, zwei alten Jungfern gleich ihr selbst, vertreten, aus deren Kramladen sie ihren kleinen Bedarf bezog, und die ihr dabei jedesmal die Kirchenscheiben zu Gemüth führten.

Der Nimbus ihres Reichthums und das Beispiel der Anderen zog auch solche an, die gar nichts von ihr zu erwarten hatten, und die nicht einmal etwas bei ihr suchten. So wurde Fräulein Susanne Gutbrot eine der gefeiertsten Persönlichkeiten im ganzen Städtchen.

Seit ihr Weizen blühte, war sie auch viel zugänglicher, so daß jetzt Jedermann an sie heran konnte. Nur aus ihren Gewohnheiten trat sie nicht heraus. Sie blieb trotz der Freundlichkeiten, die ihr Pfarrer und Pfarrerin erwiesen, von der Kirche fern, und ebenso widerstand sie den Einladungen zum Kaffee, mit denen die Frau Oberförsterin sie beehrte.

Damit der Wettlauf um ihre Gunst nicht erlahmte, ließ sie sich gelegentlich vernehmen, sie sei alt, sie habe keine Erben; wenn sie einmal sterbe, so wisse sie jetzt wenigstens, wem ihr Geld lassen. Nur etwas Baares durfte man nicht von ihr verlangen, sonst fiel sie in einen weinerlichen Ton. Man solle doch Geduld haben, sie werde es ja so nicht mehr lange treiben; wenn sie todt sei, werde man sehen, wie sie an ihrer Vaterstadt gehangen und nur für Andere gespart und gedarbt habe.

Mit solchen Reden erzielte sie schon deshalb einen Eindruck, weil man sie ihrem Aussehen nach für bedeutend älter halten mußte, als sie war. Und nebenbei erkundigte sie sich immer heimlich, aber an Stellen, wo es weitergesagt wurde, nach einer sicheren Geldanlage in Staatspapieren.

Unterdessen waren auch ihre Verwandten nicht müßig. Ihr Neffe Albert, der jetzt das Gutbrot'sche Kurz- und Ellenwaarengeschäft führte, hatte dem Fiasco seiner Mutter und Schwester zuerst ganz ruhig zugesehen, denn bei seiner phlegmatischen Gemüthsart hielt er es gar nicht für möglich, daß das Vermögen der Tante Susanne, deren natürlicher Erbe er war, in fremde Hände fallen konnte. Erst als er die Anstrengungen sah, die von anderer Seite gemacht wurden, überzeugte er sich, daß Gefahr im Verzuge war, und eines Tages stieg auch er langsam und gewichtig die drei Treppen zu Susanne's Wohnung hinauf, um sich der Tante in Erinnerung zu bringen.

Albert war ein Kind von sechs Jahren gewesen, als Susanne das Haus verließ, und sie hatte damals den feisten, rothwangigen Jungen gut leiden können. Als er jetzt in ihrem gepolsterten Lehnstuhl saß, die Beine von sich gestreckt und die breiten Daumen über einander geschlagen, hatte er fast noch dasselbe feiste, rothe Gesicht und dieselben langsamen Bewegungen wie damals. Eine kleine weiße Schramme auf der Stirn erinnerte die Tante daran, wie sie ihn einst aus dem Arm in das Schuheisen vor der Hausthür hatte fallen lassen. Etwas wie Wehmuth schien sie bei dieser Betrachtung zu überkommen. Sie behandelte ihn nicht mit offener Feindseligkeit wie die Anderen, sondern nur mit einem abwartenden Mißtrauen, das durch sein dickes Fell gar nicht bis in sein Bewußtsein drang. Auch ihre Schwerhörigkeit bildete

für ihn kein Hinderniß, da er ihr nichts zu sagen hatte. Er ließ nur in langen Zwischenräumen einige gemeinplätzliche Reden vernehmen und musterte mit bedächtigen Blicken den aufgestapelten Altjungfernkram. Besonders zog eine messingbeschlagene Schatulle, die auf der Commode stand, seine Augen auf sich, und er wog die zwei Möglichkeiten gegen einander ab: entweder mit dem Inhalt dereinst sein Geschäft wieder in die Höhe zu bringen oder den Handel ganz aufzugeben und sich nur noch mit dem Abschneiden der Coupons zu beschäftigen. Nachdem er eine halbe Stunde in Susanne's Polsterstuhl gesessen, empfahl er sich, aber nur, um schon nach wenigen Tagen mit seiner Gattin Elise wiederzukommen. Diese war eine Auswärtige, deren Anblick die Tante an keine erlittene Unbill erinnern konnte, denn sie hatte das alte Fräulein nie als Kind mit Steinen verfolgt, noch sie als junges Mädchen bei der französischen Grammatik geärgert. Aber erst als die Zwei auf den glücklichen Gedanken kamen, ihr Märchen mitzubringen, einen drallen, blauäugigen Bengel von drei Jahren, begann das Eis zu thauen.

Tante Susanne setzte ihre Brille auf, um den Großneffen genau zu betrachten, sie wollte ihm sogar ein freundliches Gesicht machen; da aber ihre Gesichtsmuskeln das Lächeln seit lange verlernt hatten, kam nur eine Grimasse heraus, über die der Kleine in lautes Geschrei ausbrach.

Doch die Mutter beschwichtigte ihn mit einem Stück Kandelzucker, und beim nächsten Besuch ließ er sich sogar durch einen Apfel bewegen, eine halbe Minute auf dem Schoß der Großtante zu sitzen. An diesem Tage fiel ein Sonnenblick in das verknöcherte Herz der Alten, und als sie mit runzligen Fingern die glatten, runden Wänglein des Kindes streichelte, verspürte sie ein Behagen, das ihr selber unverzeihlich erschien. Wenn Märchen von nun an mit seinen Eltern kam, fand er immer schon einen Apfel, der auf ihn wartete, und den er nach einem stillschweigenden Uebereinkommen auf dem Schoß der Tante Susanne verzehrte.

Von dieser Annäherung war es nur noch ein Schritt bis zur völligen Aussöhnung. Es gab ein Friedens- und Freudenfest, als Susanne nach beinahe vierzig Jahren zum erstenmal wieder den Schauplatz ihrer Kindheit betrat. Im Hause war noch Alles, wie sie es damals verlassen hatte, nur etwas herabgekommen und unordentlich. Der Ladentisch, hinter dem sie die Malzbonbons zu verkaufen pflegte, stand an der alten Stelle, Kisten versperrten wie damals das Magazin, aber sie waren verstaubt und leer, und allenthalben roch es nach Dürftigkeit. In Susannes einstigem Schlafstübchen unter dem Giebel ging der Schatten ihrer eigenen Jugend in Gestalt der blonden Fanny aus und ein.

Zwischen Frau Gutbrot senior und ihrer Schwiegertochter herrschte ein etwas gespanntes Verhältniß, weshalb die zwei Parteien genöthigt waren, getrennte Wirthschaft zu führen. Aber in Gegenwart der Tante Susanne war Alles Eintracht und Liebe. Wenn sie erschien, war auch gleich ihre Nichte Fanny da und half bei der Aufwartung, denn die Gutbrot'schen griffen sich mächtig an, um die Tante Susanne zu ehren. Selbst die verwittwete Krämerin schleppte ihre Corpulenz herunter in den ersten Stock und redete

seufzend von den schönen Zeiten, wo sie mit ihrem Seligen und ihrer lieben Susanne so glücklich hier zusammen gehaust hatte.

Es versteht sich, daß jetzt auch in Susannes eigenem Haus die Schranke fiel, und daß die Sperrkette völlig außer Gebrauch kam. Es verging kaum mehr ein Tag, an dem nicht das eine oder das andere ihrer Angehörigen mit einem Körbchen am Arm oder einer verdeckten Schüssel ihre Treppen heraufstieg. Bald gab es einen Topf Eingemachtes von der Schwägerin, bald ein Gebäck Elisen's zu versuchen. Fanny stickte ihr Pantoffeln und Brillenfutterale, und an den Sonntagen aß Susanne regelmäßig in der Familie. Wenn ihre guten Freunde sie besuchen wollten, so fanden sie die Alte von ihren Verwandten wie von einer Leibwache umgeben, und an ein Gespräch über Stadtbrunnen oder Kirchenscheiben war nicht mehr zu denken.

Doch auch für die Angehörigen war der Verkehr mit dem alten Fräulein nicht leicht. Was man ihr mittheilen wollte, das mußte ihr mehrmals in die Ohren geschrieen werden, und dann gab sie meist noch eine verkehrte Antwort. Natürlich nahm man sich bald nicht mehr vor ihr in Acht, und es fielen häufig Bemerkungen, die nicht für ihre Ohren berechnet waren. Besonders Fanny, die eine spitze Zunge hatte, ließ ihrer Spottsucht den Lauf, wozu das Aussehen der Tante, ihr Unkrautgärtlein und vor Allem ihr Geiz immer reichlichen Anlaß gaben. Denn die Alte nahm zwar Alles an, was man ihr brachte, und speicherte es in ihren Schubladen auf, aber sie gab niemals auch nur stecknadelsgroß dagegen. Mäxchen allein bekam regelmäßig seinen Apfel, aber in weitere Unkosten stürzte sie sich auch um seinetwillen nicht.

Sich selber gönnte sie freilich ebenso wenig. Sie lebte noch genau so sparsam wie zu Anfang, sie ließ sich das Essen aus einem nahen Wirthshaus holen, wusch selber die Teller auf und trug noch immer das gleiche schmierige Fransentüchlein auf den schneeweißen Haaren.

Auch sonst behielt sie ihre alten Gewohnheiten bei. Sie legte sich noch immer nach dem Abendessen ihre fettgewordenen Karten, um die Zukunft zu befragen, und wenn ihre Nichte sie bei dieser Beschäftigung fand, gab es regelmäßig für die Umstehenden einen Riesenspaß.

Das junge Mädchen sah ihr über die Schulter und sagte, ohne die Stimme zu erhöhen:

„Ist der Bräutigam schon unterwegs, Tante Susanne?"

„Was sagst Du, Fanny?"

„Ich frage, ob die Karten gut stehen?" schrie nun diese aus vollem Halse.

„Ich hörte doch etwas von ‚unterwegs'," sagte die Tante mißtrauisch.

„Ich fragte, ob heute keine schlechten Karten um den Weg sind," schrie die Nichte abermals.

„Freilich, die da, die schwarze, war mir immer im Weg." Dabei zeigte sie auf Piquedame und schoß zugleich einen tückischen Blick nach der schwarzgekleideten Schwägerin.

„Sie wird eifersüchtig auf Dich sein, alte Vogelscheuche," antwortete das Mädchen wieder mit seiner natürlichen Stimme und setzte unter dem heim-

lichen Kichern der Anderen diese Posse fort, bis Susanne ihr Spiel zusammenpackte und ärgerlich sagte:

„Es geht nicht auf. Soll ich Dir die Karten legen, Fanny?"

Nun reckte Alles die Hälse. Susanne breitete ein neues Spiel aus, legte mit unendlicher Geduld die Karten von rechts nach links und von links nach rechts und orakelte dabei von einer Heirathsaussicht, der noch Schwierigkeiten im Wege stünden. Aber gewöhnlich kamen die glücklichen Rothen dazwischen und brachten eine große Erbschaft oder einen Geldbrief, wodurch sich Alles nach Wunsch gestaltete.

„Wenn nur die Tante wollte," pflegte alsdann die alte Krämerin, die nicht die Zartfühlendste war, zu äußern, „so hätten wir bald eine Hochzeit im Hause."

Es verkehrte seit einiger Zeit ein eleganter junger Assessor in der Familie, der der hübschen Fanny die Cour machte und offenbar nur auf den Tod der Tante wartete, um sich zu erklären. Fanny war über Hals und Kopf in des Assessors feine Wäsche und gewandte Manieren verschossen und wollte von keiner anderen Partie etwas wissen. Tante Susanne fragte häufig in wohlwollendem Tone nach ihm, als ob sie die jungen Leute in ihren Hoffnungen bestärken wollte. Deshalb war die alte Gutbrot, die sich in den Assessor mit verliebt hatte, sobald sie der Tante unter vier Augen habhaft werden konnte, mit Anspielungen hinter ihr her, daß sie ihrer Nichte noch zu Lebzeiten eine Mitgift aussetze — Anspielungen, die trotz ihrer Deutlichkeit nie verstanden wurden.

Nur Frau Elise verstand sie und lebte in beständiger Furcht, Fanny könnte bei der Theilung vor ihrem Bruder bevorzugt werden. Daher lag sie immer auf der Lauer, um ihre Schwiegermutter nicht mit Susanne allein zu lassen, und wenn sie diese der Alten schönthun sah, äußerte sie halblaut in bissigem Ton:

„Meint Ihr, wir haben für Euch die Kastanien aus dem Feuer geholt?"

Susanne mit dem Strickzeug in der Hand ließ gute und böse Reden über sich hinweg gehen. Sie saß hinter ihrer Brille, ihren Runzeln und ihrer Schwerhörigkeit wie hinter einer dreifachen Schanze und beobachtete still.

Der Einzige, der in seinem Verkehr mit der Tante Susanne einen Schein von Uneigennützigkeit wahrte, war ihr Neffe Albert. Er lachte auch niemals mit, wenn Fanny ihre Späße machte; sein feistes unbewegliches Gesicht war gar nicht im Stand, eine humoristische Regung auszudrücken. Auf diesem Gesicht ruhten die Augen der Tante Susanne oft mit einem forschenden Ausdruck.

Das Innere der Tante Susanne durchschaute Keiner. Man wußte nicht, wen sie bevorzugte, noch wer ihr mißfiel, man wußte überhaupt nicht, was in ihr vorging.

Oft schien es, als ob sie mißtrauisch die Mienen ihrer Anverwandten beobachte und tückische Gedanken spinne; dann wieder saß sie da, als könnte sie kein Wässerlein trüben. Mitunter konnte man glauben, es mache ihr ein boshaftes Vergnügen, die Leute sich blau schreien zu lassen; denn es kam vor, daß sie sich ein und dasselbe Wort ein halbes Dutzend Mal wiederholen ließ, ein andres Mal aber, als Fanny mit ihrer natürlichen Stimme gegen Dritte eine gleichgültige Bemerkung gemacht hatte, drehte sie sich um und sagte: „So!"

„Hast Du mich denn verstanden, Tante?“ fragte Fanny verblüfft.

„Ja freilich, bei Ostwind verstehe ich Alles,“ antwortete Susanne gelassen.

Fanny wurde roth und blaß, denn sie wußte nicht, ob sie nicht auch zuweilen bei Ostwind eine ihrer impertinenten Bemerkungen gemacht hatte; aber das runzlige Gesicht der Alten blieb undurchdringlich.

Die viele Pflege, die sie jetzt genoß, schlug ihr sichtlich an, ihre Gesundheit besserte sich, und sie sah zuweilen aus, als könnte es ihr einfallen, achtzig Jahre alt zu werden.

Eines Tags, als Märchen allein bei ihr in der Mansarde saß, hörte der Kleine plötzlich zu spielen auf und sagte:

„Tante!“

„Was willst Du, Märchen?“ fragte sie.

„Wann wirst Du denn abkratzen, Tante?“

„Was verstehst Du unter Abkratzen, liebes Märchen?“ fragte die Tante, indem sie herzutrat.

Das Kind sah sie mit starren Augen an und vermochte keine Erklärung zu geben. Endlich sagte es:

„Papa hat neulich gesagt: Wann wird denn die alte Schachtel einmal abkratzen?“

Der Apfel, den die Tante soeben vom Schrank herunter gelangt hatte, wanderte wieder unter den Vorrath zurück.

„So, so,“ sagte sie mit ihrem boshaften Lächeln und sah den Kleinen aufmerksam an, um in dem kindlichen Gesicht die ihr so tief verhaßten Gutbrot'schen Familienzüge zu suchen.

„So, so,“ wiederholte sie noch ein paar Mal ganz befriedigt, wie wenn sie etwas sehr Angenehmes vernommen hätte. Es war, als wäre sie durch Märchens Mittheilung erst so recht mit sich selber in Harmonie gesetzt worden.

„Wird es Dir nicht leid thun, Märchen,“ fragte sie dann im freundlichsten Ton, den sie aufbringen konnte, „wenn die schwarzen Männer Deine arme alte Tante auf den Kirchhof tragen?“

Doch der Kleine zeigte keinerlei Bewegung, sondern fragte begierig dagegen:

„Nimmst Du alle Deine Sachen mit, wenn Du in dem schwarzen Koffer auf den Kirchhof fährst?“

„Jawohl, alle,“ antwortete die Tante.

Am Morgen nach jenem Gespräch legte Tante Susanne ihren schwarzen Kaschmir an und fuhr in die Residenz.

Als sie von dort zurück war, änderte sie ihre ganze Lebensweise. Sie nahm ein Dienstmädchen, richtete sich eine Küche ein und ließ das Essen nicht mehr tragen, sondern kochte selbst. Auch ein neues Fransentüchlein nebst einem guten warmen Castormantel hatte sie mitgebracht, und — worüber ihre Bekannten fast auf dem Kopf standen — sie hatte sich in der Residenz beim ersten Photographen photographiren lassen; in ganz großem Cabinetformat, mit ihrer langen Nase und ihrem Bärtchen, mit Shawl und Fransentüchlein, den Regenschirm in der Hand stand sie da, wie sie leibte und lebte. Sie zeigte

das Bild Jedem, der es sehen wollte, und erzielte damit im ganzen Städtchen einen unerhörten Heiterkeitserfolg.

Nur der Familie Gutbrot verging das Lachen. Sie rechneten sich aus, was alle diese Neuanschaffungen gekostet hatten, und jammerten laut über die Extravaganzen der alten Närrin: „denn," sagten sie, „es geht ja Alles vom Unsrigen." Die Frauen lagen ihrem Albert in den Ohren, daß er die Verschwenderin unter Curatel stellen lasse, bevor sie ihr Geld vollends gar für die Hirngespinnste des Verschönerungsvereins oder für die Erfüllung pfarrherrlicher Wünsche verplempere. Und da Albert der unvernünftigen Forderung seinen passiven Widerstand entgegensetzte, kehrten die Drei, die ohnehin von seiner Energie nicht die günstigste Meinung hatten, ihre ganze Galle gegen ihn und redeten von dem Familienhaupt nur noch als „Dummerjahn" und „Schlafmütze".

Unter Susannen's Bekannten wollte man ganz bestimmt wissen, daß ihr jetzt noch zu all' ihrem Reichthum hin eine große Erbschaft zugefallen sei. Die jüngeren Leute, die weiter gar nichts von ihr wußten, als daß sie einen Flecken in ihrer Vergangenheit und sehr viel Geld habe, brachten diese beiden Dinge mit einander in Verbindung und erzählten, der Besitzer jener Firma, deren Agentur sie innegehabt, sei in früheren Jahren ihr Geliebter gewesen und habe sie bei seinem Tode zur Universalerbin gemacht.

Sie selber ließ sich auf keine Erklärung ein; sie sagte bloß, wenn ihr Jemand auf den Zahn fühlen wollte, sie sei jetzt, Gottlob, so gestellt, daß sie sich etwas erlauben dürfe.

Aber die Aenderung all' ihrer Lebensweise kam ihr schlecht zu statten, und noch hatte sie es nicht lange so getrieben, als es mit ihrer Gesundheit bergab ging.

Eines Morgens fand man sie auf einer Seite gelähmt, aber bei klarem Bewußtsein. Sie verlangte, ins Spital gebracht zu werden, doch die Familie widersetzte sich. Der Gedanke an den Arzt und die Krankenschwestern flößte den guten Leuten einen wahren Schrecken ein, und jede Person, die das Zimmer der Kranken betrat, stand bei ihnen im Verdacht der Erbschleicherei. Sie trieben die herbeigeeilten Freunde fast mit Gewalt von hinnen und quartierten sich in einer Kammer der elenden Mansardenwohnung ein, um abwechselnd bei der Kranken zu wachen.

Und das muß man ihnen lassen: was nur die zärtlichste Liebe vermocht hätte, das thaten die drei Frauen für die zänkische alte Tante. Ihre Schwägerin schleppte sie mit Fanny's Hülfe von einem Bette zum anderen und gab ihr löffelweise die Nahrung ein. Aber auch Elise pflanzte sich am Krankenlager auf und war nicht zu vertreiben. Sie köchelte für die Patientin und brachte ihr feine Weine. Und indem Susanne immer die Eine gegen die Andere ausspielte, nährte sie eine stete Eifersucht, die sich zwar in ihrer Gegenwart nur durch den Wettstreit der Aufmerksamkeiten äußerte, aber hinter der Thür des Krankenzimmers oft genug in scharfen Worten und feindseligem Betragen losbrach.

Nur wenn von außen Jemand erschien, um nach Susannen's Ergehen zu fragen, standen die Drei zusammen und wehrten wie Löwinnen jeden Ein-

dringling ab. Keine fremde Hand durfte ihre Patientin berühren, ja sie duldeten nicht einmal die Handreichungen des Dienstmädchens. Den Pfarrer, dessen Besuch sie nicht verhindern konnten, beobachteten sie unter tausend Aengsten und erschwerten es ihm wenigstens durch fortgesetzte Unterbrechungen, von seinen Kirchenscheiben zu reden.

Die Frage, wem Tante Susanne ihren Besitz vermachen werde, beschäftigte die ganze Stadt, am meisten, wie begreiflich, die Familie Gutbrot. Die messingbeschlagene Schatulle, die auf der Commode stand, war das Ziel aller Gedanken und häufig genug der Gegenstand wechselseitiger feindseliger Anspielungen der Verwandten. Keines gönnte dem Anderen sein Theil, und doch mußte, nach den Zinsen zu schließen, die jeden Ersten aus der Residenz eintrafen, das Kapital groß genug sein, um Alle glücklich zu machen. Diese Zinsen schloß Susanne, sowie sie ankamen, eigenhändig in der Schatulle ein, die man ihr vors Bett stellen mußte, und beim Oeffnen konnte man sehen, wie hoch die Schatulle mit Werthpapieren angefüllt war, lauter wohlsortirten einzelnen Päckchen in blauen Umschlägen.

Susanne schwelgte jetzt förmlich in Bosheit und genoß ihre Macht noch einmal aus dem Vollen. Sie war mit nichts zufrieden, klingelte hundertmal des Tags, warf die Kissen auf den Boden, goß die Suppe um, ließ sich auskleiden, ankleiden, vom Bett aufs Kanapee und vom Canapee nach dem Bette tragen, daß ihre Umgebung der Mühsal beinahe erlag. Die alte Gutbrot brach auch wirklich zusammen und wurde selber bettlägerig, aber die Jungen setzten ihren Wettlauf fort, ohne sich um ihre Mutter und Schwiegermutter zu kümmern, die jetzt hülflos zu Hause lag.

Durch die ständige Drohung: „Ich lasse mich ins Spital tragen," erhielt Susanne ihre Pflegerinnen willfährig. Aber nicht nur gepflegt wollte sie sein, sondern auch unterhalten. Sie ließ sich von Elise die Zeitung vorlesen vom ersten bis zum letzten Wort, und Fanny mußte mit ihr Damen ziehen oder die schmutzigen Karten auf der Bettdecke ausbreiten, und sobald das Geringste versehen wurde, gab es die schnödesten Reden.

Dabei durfte man keinen Gegenstand im Zimmer berühren, sonst schrie sie gleich, man wolle sie bei lebendigem Leibe beerben. Das baare Geld nahm sie recht auffällig wieder aus der Schatulle, als ob es dort nicht sicher wäre, und versteckte es unter ihr Kopfkissen. Durch dieses Gebahren machte sie die beiden Wärterinnen so mißtrauisch gegen einander, daß immer eine der anderen auf die Finger sah.

Sie lag wie ein Teufel in ihrem Bett mit ihren Runzeln und ihrer spitzigen Nase, daß, wer sie sah, sich vor ihr fürchtete.

Der Assessor kam täglich, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen und brachte ihr Blumen, an denen sie sich zu ergötzen schien.

Da noch eine vorübergehende Besserung eintrat, ließ sie sich eine Krücke anfertigen, mit der sie durchs Zimmer gehen wollte; aber ihre Wärterinnen duldeten es nicht, und vier jugendliche Arme waren immer bereit, sie zu heben und zu stützen.

Eines Tages endlich, als sie sich etwas besser fühlte, begehrte sie ihr Testament zu machen. In aller Stille wurde der Notar mit den Zeugen geholt, und sie bestand darauf, daß auch der Arzt zugegen sei, um die geistige Gesundheit der Erblasserin zu beglaubigen. Denn, sagte sie jeder Partei geheimnißvoll, es müsse bei Zeiten ein Riegel vorgeschoben werden, daß nicht der andere Theil nach ihrem Hingang sich herausnehme, das Testament anzufechten.

Als das vorüber war, schien sie eine große Erleichterung zu empfinden. Sie ließ die Familienmitglieder nach einander vor ihr Bett kommen, dankte Allen und versicherte Jedem einzeln, daß sich die Größe ihrer Dankbarkeit erst nach ihrem Tode offenbaren werde.

Zu Fanny sagte sie:

„Du bist zu edel, ich verdien' es gar nicht um Dich, denn ich habe Dich nie leiden können."

Worauf diese gutmüthig erwiderte: „Ach, Tante, mach Dir doch keine Gedanken darüber," denn ihr eigenes Gewissen war auch nicht rein.

Darauf rief sie Albert und Elise und führte mit diesen die gleiche Scene auf.

Nachdem sie ihre Umgebung noch wochenlang bis aufs Blut gequält hatte, verschied sie einmal ganz plötzlich über ihren Karten.

Ein zahlreiches Geleit folgte ihrer Bahre. Der Verschönerungsverein legte durch die Hand des Oberförsters seiner Gönnerin einen schönen Kranz aufs Grab. Unter den vielen Blumenspenden fiel auch ein sinniges, aus weißen Rosen gebundenes Bouquet des Assessors mit reichen Schleifen auf. Als der Pfarrer am offenen Grabe, wie gewöhnlich, den Lebensgang der Verblichenen erzählte, streifte er schonend über das Mißverständniß hin, das sie eine Zeitlang ihren Mitbürgern entfremdet hatte, und verweilte um so eingehender bei der Darstellung ihrer Tugenden und Verdienste.

„Wie oft haben wir sie hier stehen sehen," sagte er „bei Wind und Wetter, bei Sonne und Regen, in ihrem bescheidenen schwarzen Trauergewand, wenn es galt, einem Mitbürger die letzte Ehre zu erweisen, und ihre Thräne fehlte auch dem Aermsten nicht. Wir werden sie hier nie wieder stehen sehen. Aber freuen wir uns, meine Geliebten, daß wir sie dereinst wiedersehen werden im Glanze, dort, wo die irdischen Gebrechen verschwunden sind und die Seele in fleckenloser Reinheit ihrem himmlischen Bräutigam entgegenschwebt."

Unserem guten Pfarrer war es ohne Zweifel Ernst mit dem, was er sagte; denn der Glanz, in dem er die verewigte Susanne stehen sah, ging von den gemalten Kirchenscheiben aus, die sie ihm noch auf dem Todtenbette vorgespiegelt hatte.

Aber für uns Kinder war es eine schwere Aufgabe, uns die böse, zänkische Alte im weißen Unschuldsgewand mit Flügeln an den Schultern vorzustellen. Ich erinnere mich noch genau des Eindrucks; denn ich war aus Neugier heimlich von Hause weggelaufen, um beim Begräbniß der alten Susanne zuzuschauen. Und noch etwas Anderes ist mir ganz lebhaft im Gedächtniß: als die erste Erdscholle, von der Hand des Herrn Albert Gutbrot geworfen, auf Susannen's Sarg niederkollerte, da scholl es wie ein rauhes, polterndes Ge-

lächter aus dem offenen Grabe, und ich lief in hellem Schrecken davon, bevor die Ceremonie zu Ende war.

Einige Tage nach der Beerdigung wurde auf dem Amtsgericht das Testament verlesen. Dasselbe war dem Notar in Gegenwart der Zeugen von der Erblasserin verschlossen übergeben worden, und keine Seele hatte von dem Inhalt Kenntniß. Nur die gesetzlichen Erben waren geladen. Aber eine Anzahl Neugieriger, die durch die Geschwätzigkeit des Amtsdieners den Termin erfahren hatten, drängte sich in den Vorraum ein, und einige von ihnen wußten es bei der mangelnden Aufsicht einzurichten, daß sie hinter der Thür die Verlesung des Testaments mitanhörten. Durch diese verbreitete sich der Inhalt blitzschnell über die ganze Stadt und wurde zu allererst dem Assessor mitgetheilt, der in dem gegenüber liegenden Kaffeehaus die Zeitung las.

Das Testament lautete:

„Ich, Anna Susanna Gutbrot, pensionirte Lehrerin an der Mädchenschule, setze bei voller geistiger Gesundheit nachstehend meinen letzten Willen auf und bedaure nur, daß ich nicht persönlich zugegen sein kann, wenn dieses Schriftstück verlesen wird.

„Nachdem ich mein kleines, von den Eltern ererbtes und durch meine Sparsamkeit verdoppeltes Baarvermögen in eine Rente verwandelt habe, die mit meinem Tode erlischt, wäre ich der Mühe enthoben, noch ein Testament zu machen, wenn ich nicht zum Dank für erwiesene große Liebesdienste einige Legate auszusetzen gedächte.

„Zuvor aber habe ich noch ein Wort mit meinen Mitbürgern und Verwandten zu reden.

„Durch Euren Neid und Geiz, Eure Bosheit und Dummheit habt Ihr mich um meine Jugend betrogen und mein Leben vergiftet. Als ich jung und hübsch war, habt Ihr mich verleumdet und vervehmt. Als ich alt und häßlich wurde, habt Ihr mich verfolgt und verspottet. Weil ich blonde Haare hatte und ein feines Gesicht, wurde ich aus der Gemeinschaft der Menschen ausgestoßen. Weil ich weiße Haare und eine spitzige Nase bekam, warf man mit Steinen nach mir.

„Ihr Junge werdet sagen: das war lange vor unserer Zeit. Aber das ist mir gleichgültig. Ihr zwitschert ja doch nur, wie Eure Alten gesungen haben, denn Neid und Geiz, Bosheit und Dummheit sind unter Euch unsterblich, sie wechseln nur die Person. Darum habt Ihr meinen Haß in gerader Linie von Euren Eltern geerbt. Ich habe ihn vierzig Jahre lang in mir angesammelt und Zinsen zu Zinsen geschlagen. Vom Haß gegen Euch habe ich mich genährt, wenn ich darbte, und wenn eine Krankheit mich niederwarf, der Haß machte mich wieder gesund. Man hat mir vorgeworfen, daß ich nicht einmal die Thiere liebte, wie es einer rechtschaffenen alten Jungfer zukommt, und es ist wahr: ich konnte sie nicht leiden, weil sie Euch ähnlich sind. In Katzen und Möpsen, in Papageien und Affen sah ich immer Eure Züge und Eure Art. Nur die Pflanzen habe ich geliebt, die stillen, unschuldigen, und am meisten die, von denen ihr nichts wissen wollt. Mein einziges Glück war mein Gärtlein, das Ihr so lächerlich fandet: das Asyl für die verstoßenen Kinder der Pflanzenwelt.

„Ich habe gelebt von der Hoffnung auf eine späte Genugthuung, die ich mir langsam vorbereitet habe, und Eure Habsucht hat sie mir glänzender beschert, als ich erwartete. So wisset denn: die falschen Gerüchte von meinem Reichthum habe ich selber in Gang gebracht. Fragt nur auf dem Steueramt, wo ich Kapitalien fatirte, die ich nie besaß. Uebrigens habe ich Euch nie über meine Vermögensverhältnisse belogen. Man täuscht Euch ja am besten, wenn man Euch die Wahrheit sagt. Euer eigener Geiz hätte es Euch bestätigen müssen, was ich Euch immer wiederholte, daß eine alte, unglückliche Person nicht in der Lage ist, Reichthümer zu sammeln. Aber Ihr seid dumm und blind ins Garn gelaufen, und es war mir ein königliches Vergnügen, mich so in meinen späten Jahren umschmeichelt und umkrochen zu sehen.

„Die Herren vom Verschönerungsverein und der Herr Pfarrer werden es vielleicht nach dem Gesagten verstehen, warum ich für gut fand, mein bißchen Geld einer Leibrentenanstalt zu schenken. An den paar Tagen Wohlleben lag mir nichts mehr, und ohnehin sorgte die späte Zärtlichkeit meiner Verwandten für meine Bedürfnisse. Aber es könnte ja sein, daß die Menschen wirklich durch den Anblick eines schönen Brunnens und gemalter Kirchenscheiben besser würden, und das thäte mir leid. Ich wünsche, daß Dummheit und Bosheit weiter blühen wie bisher, denn ich sehe nicht ein, warum Andere glücklicher sein sollen als ich. Vielmehr hoffe ich zu Gott, daß Ihr fortfahren werdet, Euch gegenseitig all' das Leid anzuthun, das ich Euch von ganzem Herzen wünsche.

„Damit aber doch meine Freunde nicht völlig leer ausgehen, hinterlasse ich dem löblichen Verschönerungsverein meine Photographie, die er aufstellen mag, wo er es für gut findet, und meinen verehrten Seelsorger bitte ich, meine Brille anzunehmen, damit er Menschen und Dinge etwas deutlicher erkennen lernt.

„Zur Bestreitung der Leichenkosten wird die noch vorhandene kleine Baarschaft nebst dem Erlös aus meinen Möbeln genügen.

„Und jetzt zu Euch, meine lieben Angehörigen!

„Mein Gehör, das, Gottlob, immer vortrefflich gewesen ist, hat mich in den Stand gesetzt, Euch gründlich kennen zu lernen. Es freut mich, sagen zu dürfen, daß Ihr Einer des Anderen würdig seid und Keiner unter Euch war, der mich gezwungen hätte, meine Meinung von den Menschen im Allgemeinen und von den Gliedern meiner Familie insbesondere zu ändern.

„Ueber den Rest meiner Habe verfüge ich zu Euren Gunsten wie folgt:

„Die Schatulle, die auf meiner Commode steht, und die Euch Alle so viel beschäftigt hat, soll mit ihrem ganzen Inhalt an meinen Neffen Albert als das jetzige Haupt der Familie übergehen. Doch stelle ich die ausdrückliche Bedingung, daß er die darin befindlichen Papiere nicht zu persönlichen Zwecken, sondern nur in das Geschäft verwenden darf.

„Und damit er sich den Kopf nicht zu zerbrechen braucht, will ich ihm sogleich sagen: er findet in der Schatulle die alten Schulhefte meiner französischen Classe, die ihm zum Einwickeln von Pfeffer und Schnupftabak gute Dienste leisten werden.

„Für die gefällige Elise, seine Gattin, habe ich ein gesticktes Tüchlein ausgesucht, um sich daran den Mund zu wischen.

„Meiner witzigen Nichte Fanny hinterlasse ich mein altes Kartenspiel und wünsche, daß es Ihr einmal an den einsamen Abenden, die nicht ausbleiben werden, die Zeit so gut vertreiben möge wie mir selber.

„Jetzt ist noch meine Schwägerin Auguste zu bedenken, die ich stets als die erste Ursache meines Unglücks betrachtet habe. Ihr wünsche ich zur Vergeltung nichts als ein langes Leben in der Mitte der Ihrigen. Zum Andenken an mich soll sie die Krücke erhalten, die ihr an ihrem Lebensabend nützlicher sein wird als mir, da sie schwerlich so viele Hände bereit finden wird, sie zu heben und zu tragen.

„Auch der Herr Assessor, dessen zartsinnige Aufmerksamkeiten mir so wohl gethan haben, soll nicht vergessen sein. Ich habe eine Strähne meiner Haare für ihn abgeschnitten, die man in meinem Schrank mit den anderen legirten Gegenständen finden wird. Er kann sie zu einem Ringe flechten lassen oder in einem Medaillon auf der Brust tragen — zum dauernden Andenken an die gemeinsam zugebrachten schönen Stunden.

„Mein Gärtlein aber vermache ich den Schmetterlingen und den Vögeln des Himmels. Keines Menschen Fuß soll es betreten, Niemand soll von seinen Früchten genießen. Zum ewigen Wahrzeichen soll es stehen bleiben und meinen Haß noch den späten Geschlechtern ansagen. Verflucht sei die Hand, die es wagt, meinen Boden umzugraben, verflucht sei der Mund, der von meinen Beeren nascht, verflucht, wer nur eine Latte von meinem Zaune bricht. Und wenn es eine Wiederkehr von jenseits des Grabes gibt, so werde ich sicher kommen, um den Uebertreter meines Verbots zu peinigen."

So schloß das Vermächtniß der Tante Susanne.

Ich weiß nicht, was die Erben für Gesichter dazu gemacht, noch ob sie ihre Legate angetreten haben. Ich weiß nur, daß das Gutbrot'sche Geschäft trotz der geerbten Schatulle vollends ganz zu Grunde gegangen ist, und daß die Glieder der Familie sich dürftig und gedrückt durchs Leben schlagen mußten. Die alte Gutbrot lebte noch viele Jahre, von der Gicht gequält und noch mehr von den Launen der alternden Fanny, die später als Stütze der Hausfrau in eine fremde Familie eintrat.

Der Assessor heirathete eine reiche Fabrikantentochter und wurde bald nach auswärts in eine höhere Stelle berufen.

Was Monumentalbrunnen und gemalte Kirchenscheiben betrifft, so gehören sie noch heutigen Tages unter die frommen Wünsche der Bürgerschaft. Der Pfarrer starb über seinen Bemühungen weg, und der Stadtschultheiß, der die nöthigen Summen noch immer nicht auftreiben konnte, behilft sich nach wie vor ohne den Bürgermeisterstitel.

Das Gärtchen blieb als Wahrzeichen stehen, wie Susanne es verlangt hatte. Der Zaun zerfiel, aber die Berberitzen- und Stachelbeerhecken wucherten immer dichter und bildeten schließlich ein fast undurchdringliches Geflecht. Niemand wagte mehr den Fuß hinein zu setzen, nachdem einmal ein fürwitziger Junge sich dort vor Schreck beinahe den Tod geholt hatte. Er wollte bei Nacht die kleine, von

Gestrüpp umwachsene Lattenthür umreißen, um zu den Cornelkirschen zu gelangen. — da richtete sich im Innern des Gärtchens eine gebückte weibliche Gestalt aus den Rabatten empor und schwebte mit flatterndem Gewande dem Störenfried entgegen, der von dem Schreckniß eine Krankheit davontrug und lange Zeit brauchte, um sich zu erholen.

Zwar suchten ihn später aufgeklärte Geister zu überzeugen, daß er nur einen vom Winde bewegten Zeuglappen gesehen habe, der von der Seligen noch bei Lebzeiten als Diebs- und Vogelscheuche dort aufgehängt worden war, aber er ließ es sich nicht nehmen, die Tante Susanne sei ihm in eigener Person erschienen, mit dem Fransentüchlein auf dem Kopf, vom langen Shawl umflattert, und habe ihn von ihren Cornelkirschen zurückgescheucht. Dieses Abenteuer hatte zur Folge, daß das Gärtlein unangetastet blieb als Tummelplatz für Schmetterlinge und Vögel, wodurch das Vermächtniß der Tante Susanne buchstäblich in Erfüllung ging.

Endlich kam der Staat, der nicht viel Federlesens macht, und legte seine Eisenbahn mitten durch das verwunschene Gärtlein, wobei es dem Erdboden gleich gemacht wurde. Da dem Ingenieur, der die Niederreißung anordnete, kein rächendes Gespenst erschienen ist, darf man annehmen, daß der Geist der Tante Susanne jetzt versöhnt sei und Ruhe habe. Auch ihr Fluch scheint endlich von der Bürgerschaft genommen zu sein, denn Kleinlichkeit und Klatschsucht sind im Rückgang begriffen, seitdem das Städtchen durch seine Zweigbahn dem großen Schienennetz des Landes angeknüpft ist.

Poesie und Politik im Elsaß.

[Nachdruck untersagt.]

Seit achtundzwanzig Jahren ist das Elsaß ein Theil des Deutschen Reiches, sind seine Bewohner der deutschen Staatsgewalt unterworfen. Sie gehorchen deutschen Gesetzen, dienen im deutschen Heere und müssen, soweit sie in ihrem Innern gegen diesen Thatbestand protestiren, ihren Gefühlen Schweigen gebieten. Aber gerade diese Nothwendigkeit erschwert das Urtheil über die Frage, auf die doch Alles ankommt: ob nämlich die Elsässer begonnen haben, in einem höheren als dem Rechtssinne Deutsche zu werden, lebendige Glieder am Leibe unseres Volkes, bewegt von denselben Kräften und Trieben, welche die deutsche Volksseele bewegen, ob wenigstens Anfänge einer solchen inneren Umbildung festzustellen sind. Die Antworten auf diese Frage, die man im Reichslande erhält, sind unsicher und widersprechend, wie es bei einem exacter Beobachtung unzugänglichen Objecte nicht anders sein kann. Jeder Urtheilende ist auf die Sammlung und Verwerthung von Symptomen angewiesen und daher nicht nur von seinen persönlichen aber beschränkten Erfahrungen, sondern auch von seinem Temperament und seiner Stimmung abhängig. Die Elsässer selbst, die doch allein wissen können, wie ihnen zu Muthe ist, sind naturgemäß zurückhaltend. Furcht vor materiellen Nachtheilen, die eine unwillkommene Gefühlsäußerung nach sich ziehen könnte, die Besorgniß, nicht verstanden zu werden, wo man sie ohne Wohlwollen und Nachsicht ausfragen möchte, andererseits die Scheu vor der Mißbilligung der eigenen Landsleute, wenn man sich zu weit mit den Altdeutschen einläßt — alles das sind Momente, welche in einer unterworfenen Bevölkerung den Charakter verderben, einerseits Heuchelei, andererseits mißtrauische Verschlossenheit erzeugen. Am allerwenigsten sind die eigentlich politischen Vorgänge, Verhandlungen der Landesvertretung, Preßerörterungen, Wahlen, officielle Feiern geeignet, von der wahren Gesinnung des Volks ein richtiges Bild zu geben. Denn die Politik ist das Gebiet der Interessenkämpfe, auf welchem geschäftliche Bestrebungen, äußere Einflüsse, Ehrgeiz und Furcht herrschen, lauter Motive, die mit dem inneren Denken und Fühlen gerade der Besten im Volke nichts zu thun haben. Vielmehr ist die bedeutsamste Quelle für die Erkenntniß der Volksseele die nichtpolitische Literatur, vor Allem die Poesie. Denn das

ist ja gerade der ethische Werth aller Poesie, daß sie die Verstellung ausschließt, daß sie nach ihrer innersten Natur nicht anders als wahr sein kann. Der politische Redner und Schriftsteller hat immer Absichten und zeigt von seinem Innern nur so viel, als für die Erreichung dieser Absichten dienlich ist. Der Dichter aber muß wahr sein, wenn er überhaupt productiv sein will. Wenn er aus irgend welcher Berechnung schaffen wollte, würde er die Quellen seiner Kraft verschließen und sich die Möglichkeit der poetischen Wirkung abschneiden.

Nun darf man es gewiß als ein sehr erfreuliches Symptom für die nationale Entwicklung des Elsaß begrüßen, daß seit einigen Jahren überhaupt wieder eine poetische Production stattfindet. Denn die erste Folge einer großen Umwälzung, mit der sich das Volksgemüth nicht abfinden kann, ist das Schweigen der Poesie, das traurige Zeichen einer allgemeinen Verstimmung. Es ist eine Wohlthat für alle Theile, daß dieses Schweigen gebrochen ist, daß eine Anzahl begabter junger Elsässer ihre Stimmen laut werden lassen und in ernsten und heiteren Tönen ihr Empfinden kundgeben. Ludwig Spach[1]) hat uns ein lebendiges, ergreifendes Bild davon gegeben, wie der um die Mitte des Jahrhunderts sich entscheidende Sieg der französischen Sprache und Cultur die Todesglocke für die elsässische Dichtung war, wie die letzten Laute echter Poesie, die im Elsaß erklungen sind, Töne der Trauer um das verlorene Vaterland waren. Die tiefgründende Verschiedenheit französischen und deutschen Geisteslebens brachte den Schriftsteller, der diese Krisis durchlebte, in einen inneren Zwiespalt, der seine Productivität lähmte. Und da die Poesie die Kunst des Worts ist, so mußte der Kampf der Sprachen in dem häuslichen und öffentlichen Leben für Jeden, der den inneren Beruf zur Poesie fühlte, verhängnißvoll werden. „Der alsatisch-deutsche Sänger", schreibt Spach, „konnte sich den Verpflichtungen des täglichen Lebens nicht entziehen und mußte bald versuchsweise, bald mit ganzem Willen, Gutes zu leisten, sich des gallischen Idioms bedienen . . . Eine unvermeidliche Zersplitterung der geistigen Kräfte war die Folge." Jeder, der durch die Macht des Worts wirken will, muß sein Ziel verfehlen, wenn in ihm die Geister zweier Sprachen ringen. Denn die Poesie ist ja nichts Anderes als gehobene, künstlerisch verklärte Sprache. Der Genius der Sprache selbst muß den Dichter erzeugen und vollenden. Darum ist jedes Dichten in fremder Sprache und Zweisprachigkeit in der Dichtung nothwendig eine kalte, herzlose Verstandesarbeit, keine Poesie.

Nun ist die nationale Rückbildung im Elsaß noch lange nicht so weit gediehen, daß diese sachgemäße und in normalen Verhältnissen selbstverständliche Beurtheilung der Sprachenfrage in den gebildeten Kreisen Eingang gefunden hätte. Noch erscheint gerade die Zweisprachigkeit dem Elsässer als das höchste intellectuelle Gut. Jeder Bauer und Handwerksmann, der für die Erziehung seiner Kinder mehr thun will, als wozu das Gesetz ihn verpflichtet, schickt sie mit vierzehn Jahren nach Frankreich, um dort, meist in einem französischen

[1]) Moderne Culturzustände im Elsaß. Bd. I. Straßburg, Karl J. Trübner. 1873.

Kloster, eine möglichst rasch und energisch wirkende Sprachkur durchzumachen. Der junge Geistliche, der es zu etwas bringen will, eilt nach Paris oder Genf, um sich die Fähigkeit eines französischen Vortrags anzueignen, um den französischen Sympathien des kleinen, aber auserwählten Kreises, der den französischen Gottesdienst besucht, zu huldigen. Der Wirrwarr der Sprachen, welcher die Folge der politischen Ereignisse war, hat gerade die Folge gehabt, das Verständniß für die Bedeutung der Sprache abzustumpfen, die wunderbare, geheimnißvolle Beziehung zwischen Geist und Wort zu verhüllen. Nur dadurch ist es begreiflich, daß man in der Zweisprachigkeit, die ein wirthschaftliches Gut für Oberkellner und Handlungsreisende ist, ein Ideal von Geistesbildung sieht, und daß der Genius des elsässischen Volks von dieser Herrschaft eines falschen Bildungsideals noch nicht frei geworden ist. Bei dieser eigenthümlichen Lage der Sprachenfrage ist es ein Glück, daß die gesunde Kraft der elsässischen Volkssprache die französische Zeit überdauert hat, und daß diese Volkssprache, infolge des innigen Heimathsgefühls der Elsässer, auch die volle Sympathie der gebildeten Kreise besitzt, welche in den höheren Gebieten des geistigen Lebens französisch denken und sprechen. Darum mußte sich die neu erwachende poetische Production, einer inneren Nothwendigkeit gehorchend, der Dialectdichtung zuwenden. Der reiche Beifall, den das neue elsässische Theater in Straßburg gefunden hat, ist ein schlagender Beweis dafür, daß die jungen Elsässer Dichter auf dem rechten Wege sind. Dazu kann gerade auf dem Gebiete der Dialectdichtung der gesunde Realismus der modernen Dramatik seine volle Kraft entfalten. Gerade die Gegenstände, die im vollsten Sinne modern sind, lassen sich nicht besser als in der Volkssprache behandeln und empfangen dadurch den poetischen Reiz des Heimischen und Altvertrauten. Von den dramatischen Productionen dieser Richtung sei hier nur die bedeutendste genannt: „Der Herr Maire“[1]) von Stoskopf, dasjenige Stück, welches in diesem Winter die „elsässische Bühne“ beherrscht hat. Ueber den ästhetischen Werth und die politische Bedeutung dieses Stücks ist viel gestritten worden. Unzweifelhaft kann man weder als Freund des elsässischen Volkes noch als Deutscher die Tendenz des Lustspiels unbedingt loben. In seiner Schilderung des Bauernstandes verräth Stoskopf stark französische Einflüsse. Er steht ihm als kalter Beobachter ohne jede Sympathie des Herzens gegenüber. Er hat keinen Sinn für die herzerfreuenden Züge des Landlebens, für die Naivetät und Frische eines engbegrenzten, aber innerlich gesunden Zustandes. Vielmehr sind dem Verfasser, wie den französischen Witzblättern, „nos paysans“ das geeignete Object für den muthwilligen Spott des großstädtischen Literaten. Und diese seine Stellung zum Bauernstande verräth zugleich seine politische Gesinnung. Es ist ja eine unbestrittene Thatsache, daß gerade das elsässische Landvolk mit der deutschen Verwaltung des Landes auf dem besten Fuße steht und für eine französische Politik im Elsaß nicht zu haben ist. Wo die Bauern oppositionell gestimmt sind, da sind

[1]) „Der Herr Maire“. Luschtspiel in drey Akt von G. Stoskopf. Straßburg, Schlesier & Schweikhardt. 1898.

wirthschaftliche Motive und confessionelle Einflüsse wirksam, aber kein nationaler Gegensatz. Wenn nun Stoskopf den Bauernbürgermeister als eine schlechthin lächerliche Person schildert, dumm und pfiffig zugleich, wenn der Herr Maire in verächtlicher Servilität dem Kreisdirector schmeichelt und jedem Winke von oben blind folgt, um das höchste Ziel seines Strebens, den Kronenorden IV. Classe, zu erlangen, so merkt Jedermann die Absicht, den Deutschen zu sagen: „Seht, solcher Art sind die Leute im Elsaß, die es mit Euch halten! Ihr habt keine Ursache, auf diese Eroberungen stolz zu sein!" Aber man muß dem Verfasser zugeben, daß der von ihm gezeichnete Typus existirt, der Typus des ordinären Strebers, der zu jeder Erniedrigung und Heuchelei bereit ist, um irgendwelche fictiven oder materiellen Vortheile zu gewinnen. Dieser Typus ist eine Naturnothwendigkeit auf dem Boden eines eroberten Landes. Wenn daher der Dichter nach seiner Gemüthsrichtung und Gesinnung sich gedrungen fühlt, gerade diese Gestalt dramatisch darzustellen, so kann man ihn nicht der Unwahrhaftigkeit bezichtigen; und wenn er dieses Sittengemälde mit unzweifelhaftem Talente und echter poetischer Kraft auszuführen weiß, so ist er in seinem Recht und verdient Anerkennung auch von Denjenigen, die nach ihrer Gesinnung und politischen Stimmung lieber ein weniger unerfreuliches Bild aus dem elsässischen Volksleben dargestellt sähen. Denn ein gerechtes Urtheil über einen Dramatiker ist doch nur insoweit möglich, als man prüft, nicht was er will, sondern was er kann. Daß aber hier wirklich eine werthvolle dramatische Leistung vorliegt, wird nicht nur durch den großen Erfolg des Stücks bewiesen, der auch der Sympathie des Publicums mit der Tendenz des Verfassers entstammen könnte. Eine vorurtheilslose Kritik muß diesen Erfolg als sachlich und künstlerisch gerechtfertigt anerkennen. Und wenn wir es für einen politischen Fortschritt halten, daß die jungen Elsässer überhaupt wieder Lust bekommen, zu dichten, so müssen wir uns auch bescheiden, wenn Geist und Tendenz ihrer Dichtungen nicht immer unserer patriotischen Empfindung entsprechen.

Während der „Herr Maire" ein, wenn nicht unwahres, doch unzweifelhaft einseitiges Bild der elsässischen Zustände gibt, kann man Schneegans' Lustspiel „Der Pfingstmondâa vun hitt ze Dâa" [1]) ohne Vorbehalt einem Jeden empfehlen, der von dem Gährungsprocesse, welchen die elsässische Gesellschaft durchmacht, ein objectives und erschöpfendes Bild gewinnen möchte. Schneegans zeichnet keine Caricaturen, sondern er gibt ein lebensvolles Bild der Wirklichkeit, dessen packende Aehnlichkeit seiner Wahrheitsliebe und seiner poetischen Gestaltungskraft gleicherweise Ehre macht. Die Dichtung bewegt sich auf dem Boden des Straßburger Bürgerthums, dessen solide Tüchtigkeit der Dichter mit warmer Heimathsliebe darstellt, während er uns zugleich begreiflich macht, wie die harten Forderungen einer Uebergangszeit bei Leuten, deren Bildung diesen Forderungen nicht gewachsen ist, allerlei seltsame Verzerrungen und Mißbildungen hervorrufen müssen, die auf nachsichtige Beurtheilung den

[1]) „Der Pfingstmondâa vun hitt ze Dâa". Dramatisches Culturbild aus dem Elsaß am Ende des 19. Jahrhunderts. Von Heinrich Schneegans. Straßburg, Karl J. Trübner. 1899.

gegründetsten Anspruch haben. In der Mitte dieses Volksbildes steht der würdige Pastetenfabricant, der zwar sehr gern den Titel eines Hoflieferanten annimmt, aber doch zu sehr unter dem Einflusse der Tafelrunde steht, in der er seinen Abendschoppen zu trinken pflegt, um nicht die Klage um das verlorene Vaterland für das selbstverständliche Attribut des Elsässers zu halten. Von seinen beiden Töchtern ist die eine das Muster des echt deutschen reichsstädtischen Bürgermädchens, das uns wie so Vieles im Elsaß an die Zeiten von Holbein und Hans Sachs erinnert; die andere passionirte Französin, welche nur als Gattin eines französischen Capitäns ein würdiges Ziel finden kann. Der einzige Sohn des Pastetenbäckers ist nicht ausgewandert, um nicht die Vortheile der Heimath einzubüßen, hat sich aber mit seiner französischen Gesinnung dadurch abgefunden, daß er seiner Dienstpflicht in einem Trainbataillon genügt, wo ihm der Schmerz erspart bleibt, die Waffen gegen Frankreich zu tragen. Entschiedener als er, ist sein Vetter Franzose geworden, um an dem bevorstehenden Einmarsch der französischen Armee persönlich Theil zu nehmen. Er spricht über Politik im Stile von Déroulède und ist der echte Vertreter des Franzosenthums deutscher Abkunft, das alle Uebertreibungen des französischen Temperaments mit deutscher Gründlichkeit nachmacht. Das Carikirte und Unwahre dieser Typen konnte der Dichter nicht besser zum Ausdruck bringen, als indem er neben diesen künstlichen einen echten Franzosen stellte, der die feinen und gewinnenden Züge seiner Nationalität trägt, welche durch übertriebenen Haß gegen Deutschland nicht erworben und nicht ersetzt werden können. Endlich führt uns der Dichter ein viertes männliches Mitglied der Familie vor, einen gescheidten, berufsfreudigen Gymnasiallehrer in Straßburg, der in seiner Abneigung gegen alles Scheinwesen und alle hohle Uebertreibung ein echter Vertreter des nüchternen und tüchtigen alemannischen Charakters ist. Seiner überlegenen Bildung und seinem geschichtlichen Blicke ist es nicht zweifelhaft, daß das Elsaß nur auf dem Wege der Versöhnung mit Deutschland einer glücklichen Zukunft entgegengehen kann, und daß das Wirken für diese Versöhnung die Forderung des Tages ist. Aber er muß es an seinem eigenen Leibe erfahren, daß es ein undankbares Geschäft ist, bei dem Widerstreit zweier Geistesmächte, die beide Antheil am eigenen Herzen haben, Gerechtigkeit üben zu wollen, daß große, entscheidende Umwälzungen in dem Geschick und der Cultur des Volks nicht ohne Opfer und Leiden des Einzelnen sich vollziehen. Der Mehrzahl seiner Landsleute und seiner eigenen Familie ist er als Ueberläufer verdächtig, während er den patriotischen Forderungen seiner altdeutschen Freunde nicht genug thun kann und sich der Halbheit und Unentschiedenheit bezichtigen lassen muß. Der Dichter spricht als Elsässer und als Freund der deutschen Sache die Ueberzeugung aus, daß nur eine langsame und allmähliche Entwicklung zu dem Ziele führen kann, nach welchem wir streben, daß diese Entwicklung durch absichtliche Eingriffe nur wenig gefördert, dagegen schwer und nachhaltig gestört werden kann. Die Fehler, zu welchen patriotischer Eifer bei mangelndem Verständniß verführt, hat Schneegans in dem Regierungsassessor Böller geschildert, der in sich einen entschiedenen Beruf fühlt, zu germanisiren, und nichts als Dummheiten macht. Er versucht zunächst, durch

ein tactloses Aufdrängen seiner Person und seiner Ueberzeugungen Herzen zu gewinnen, und da dies, wie nothwendig, mißlingt, so ruft er nun nach der Polizei, um die widerwilligen Geister mit Zwang zu bekehren. Es ist ein schönes Zeichen für die Gerechtigkeit des Dichters, daß er die Vorstellung, als solle diese satirische Schilderung dem gesammten deutschen Beamtenthum gelten, in nicht mißzuverstehender Weise ausschließt. Denn dies ist doch wohl der Sinn der feinen und warm empfundenen Huldigung für den hochverdienten Bürgermeister von Straßburg, der durch seine Verwaltung den besten Beweis dafür geliefert hat, daß auch in schwierigen Uebergangszeiten und inmitten heftiger Parteikämpfe weder Schneidigkeit noch geriebene Schlauheit, sondern allein Gerechtigkeit und Wohlwollen Erfolge erreichen.

Wie das Verhalten der Personen des Dramas, so gibt auch deren Sprache in ihrem wunderlichen Durcheinander von Deutsch, Elsässisch und Französisch ein lebendiges Bild von dem Kampfe zwischen den Geistern zweier Nationen, der der gegenwärtigen Periode der elsässischen Geschichte ein so hohes dramatisches Interesse verleiht. Aber der Dichter entläßt uns mit der ruhigen Zuversicht, daß dieser Kampf mit dem Siege des deutschen Genius endigen muß, daß im Elsaß noch viel zu thun, vor Allem noch viel Geduld zu üben ist, daß man aber nur grobe Mißgriffe, die nach einer bald dreißigjährigen Erfahrung für Jeden, der lernen will, leicht erkennbar sind, zu vermeiden braucht, um einer glücklichen und versöhnten Zukunft sicher zu sein. Wir müssen die Hoffnung aussprechen, daß die elsässische Bühne in Straßburg, welche in diesem Winter dem „Herrn Maire" zu einem großen, wohlverdienten Erfolge verholfen hat, die Darstellung des „Pfingstmontags" als die erste und wichtigste Aufgabe der nächsten Spielperiode betrachten wird.

Das Bild der modernen Dichtung im Elsaß, das diese Zeilen geben möchten, macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Aber es würde in unentschuldbarem Maße unvollständig sein, wenn nicht auch an dieser Stelle desjenigen Elsässer Dichters gedacht würde, bei welchem der Kampf zwischen Deutsch und Welsch bei seinem ersten literarischen Auftreten zum Segen seines reichen Talentes entschieden war. Die Dichtung in der Volkssprache ist bei allem ihrem Werthe doch in ihrer Leistungsfähigkeit beschränkt. Die endgültige Ueberwindung der Gegensätze der Bildung kann durch die Dialectdichtung nicht herbeigeführt werden. Denn sie ist nothwendigerweise auf das Gebiet des alltäglichen Lebens beschränkt und muß sich gegenüber den höheren Regionen des Geisteslebens zurückhalten. Das aber ist gerade die gegenwärtige Calamität im Elsaß, daß das Geistes- und Gemüthsleben des Volkes, das in den vertrauten Formen der Volkssprache seine ersten Schritte thut, bei höherem Aufschwunge nach dem französischen Ausdruck verlangt. Daher der Zwiespalt der Volksbildung, die traurige Schranke zwischen den höheren und niederen Bildungsschichten, daß nicht, wie es sein sollte, ein geistiges Band besteht zwischen dem ersten Lesebuche in der Volksschule und den höchsten Erzeugnissen der Literatur, daß vielmehr der Uebergang in die Regionen freierer und tieferer Bildung erkauft werden muß durch den Bruch mit dem Erbe der Kindheit und dem geistigen Schatze des Volkes. Fritz Lienhard ist der erste unter den neuen

Elsässer Dichtern, der dies begriffen hat. Seine reiche Begabung und sein Schaffensdrang forderten ein Instrument, das für alle Register menschlichen Denkens und Empfindens brauchbar ist, das sich der einfachsten lyrischen Stimmung so gut bequemt wie der tiefsinnigsten Reflexion. Lienhard hat nicht nur instinctiv sich der deutschen Sprache zugewendet. Er hat in ernster geistiger Arbeit sich die innere Klarheit errungen über das Problem, das im Elsaß gelöst werden muß, und er hat die Ueberzeugung gewonnen, daß dieser reich begabte Stamm nur durch entschlossenen und freudigen Anschluß an das große Vaterland zur vollen Entwicklung seiner geistigen Kräfte kommen kann. Lienhard ist ein geborener Idealist, und diese Richtung seines Geistes auf das Unsichtbare, Ideale, das doch in Wahrheit das eigentliche Reale ist, macht ihm einen Patriotismus möglich, der nicht auf bequemer Gewohnheit, nicht auf plötzlichen und vorübergehenden Stimmungen beruht, sondern die Nüchternheit und Festigkeit einer geklärten sittlichen Ueberzeugung besitzt. „Auch das Vaterland," sagt Lienhard, „muß vom verklärenden Standpunkte aus idealisirt werden. Dann nur kann es erzieherisch wirken. Denke Dir unter Vaterland, ebenso wie die Kirche von einer Gemeinde der Heiligen spricht, die sich gleichfalls auf Erden nicht versichtbart, denke Dir unter Deinem Volke die Edelsten und Besten, ob im armen Handwerkskittel, ob im Fürstengewand! Sie sind Dein unsichtbares Vaterland mitten im sichtbaren, das so viele schlechte und dumpf-gleichgültige Kinder erzeugt. An ihnen läutere Dich, mit ihnen umpanzere Dich als mit einer Gefolgsschar, die so leicht kein Trivialismus der Alltäglichkeit niederzwingt. Ja, wem es gelingt, fern von allem Hurrahpatriotismus seinen Vaterlandsbegriff so hoch zu stellen, daß er ihn mühelos mit seinem Religionsbegriff vereinigen kann, daß ihm Pflichten gegen das himmlische und Pflichten gegen das irdische Vaterland mühelos in einander fließen, der hat sich einen Idealismus errungen, der hoch erhaben ist über die Alltäglichkeit und doch nicht in Schwärmerei verflüchtigt. Gib mir, gib uns Allen, ewiger Gott, dies durchgöttlichte Deutschthum!" Es ist von hohem Interesse für die Psychologie und die Ethik des Patriotismus, die Eigenthümlichkeiten patriotischer Empfindung bei einem Manne zu beobachten, dem diese Empfindung nicht angeboren und nicht als eine selbstverständliche Form des inneren Lebens unbewußt überliefert ist, sondern der ein Deutscher werden mußte aus freiem Entschlusse. Man kann gerade da, wo der Patriotismus weniger als in normalen Verhältnissen Natur und mehr Sittlichkeit ist, klar erkennen, wie diese mächtigste Tendenz menschlichen Gemeinschaftslebens ihre volle innerliche Kraft nur dann entwickeln kann, wenn sie mit den höchsten Tendenzen reiner Humanität, mögen diese religiös oder philosophisch formulirt werden, Hand in Hand geht. Es ist eine Herabsetzung des Patriotismus, wenn man ihn so zu steigern versucht, daß er Gleichgültigkeit gegen die obersten Forderungen der Sittlichkeit und die höchsten Ideale allgemein-menschlicher Natur zuläßt oder gar fordert. Und gerade auf dem Boden des Elsaß, wo es darauf ankommt, nicht eine beliebige Masse, sondern die Besten des Volkes für deutsches Wesen zu gewinnen, muß auch der deutsche Patriotismus sich in der reinen und hohen Gestalt offenbaren, die wir in unseren Classikern

bewundern, nicht in der fratzenhaften Abart, die man nur mit dem französischen Ausdruck „Chauvinismus" bezeichnen kann, weil unsere Sprache kein Wort dafür hat.

Wer Lienhard kennen lernen will, muß neben seinen lyrischen und dramatischen Dichtungen[1]) seine „Wasgaufahrten"[2]) lesen. Die farbenreiche Schilderung der herrlichen Gebirgslandschaft, die der Dichter in schönen Sommertagen durchwandert, ist nur der sonnige Hintergrund, auf dem sich ein mächtig bewegtes Innenleben abspielt. Mit einer Kunst, die den echten, geborenen Dichter kennzeichnet, ist Aeußeres und Inneres, die Pracht und Mannigfaltigkeit der Landschaft mit der Fülle wogender Empfindungen, die sich in der Brust des Dichters drängen, zu einem ergreifenden Bilde verwoben. Ueberall führen die zahlreichen Denkmäler vergangener Zeiten, welche jede Wanderung durch das Elsaß zu einer Wanderung durch seine Geschichte machen, unmittelbar in die großen Fragen, welche die Gegenwart des Landes bewegen. Bei dem Dichter, der sein deutsches Vaterland wiedergefunden hat, steigert sich seine leidenschaftliche Heimathsliebe zu der begeisterten Aussprache des Glücksgefühls über die Befreiung von einer innerlich fremden Geistesmacht. Nirgends in dieser Dichtung in Prosa begegnen wir einer politischen Absicht. Wir sehen einen heilenden Naturproceß in der Seele des Dichters sich vollziehen und athmen mit ihm auf, daß die glückliche und befreiende Lösung des Conflicts erreicht ist.

Aus dieser inneren Freudigkeit des Dichters folgt seine Anschauung von der Aufgabe und dem Wesen der Poesie. Er hält es für ein Unrecht, wenn die Poesie die „Freudlosigkeit des Werktages", die Härte und den Druck wirthschaftlicher Nöthe schildert und es dann „dem armen, geschundenen, gedankenkurzen Sohne des Werktags überläßt, sich die Erlösung aus diesen Bitternissen selbst zu suchen". Gerade hier fange der Beruf des „Poietes", des Erschaffers, des Lebensspenders an. „Die körperliche Noth zu enden, ist er nicht berufen, das ist Sache der Socialpolitik und liegt außerhalb der Literatur. Wohl aber könnte er durch eigenes Vorbild den Seelen und Herzen Frieden und Klarheit schaffen, als wärmende Frühlingssonne in den Welten des Empfindens, des Denkens und der Anschauung." Jeder echte Dichter gestaltet sich sein poetisches Ideal nach der Natur seiner eigenen Begabung. Was er kann und leistet, erscheint ihm zugleich als Aufgabe der Poesie. Objectiv und allseitig gerecht soll die Kritik sein; von den schaffenden Künstlern kann man dies nicht fordern. Aber wie man auch Lienhard's Stellung zu der modernsten deutschen Dichtung beurtheilen mag, jedenfalls ist es ein Segen, wenn inmitten der Fülle von Dichtungen, auf denen die „Freudlosigkeit des Werktags" lastet, auch die Sonntagsklänge ertönen, welche dem jungen Elsässer Dichter eigen sind. Vor Allem aber dürfen wir uns als Deutsche freuen, daß gerade aus dem Elsaß endlich einmal Töne des Friedens und der Freude zu uns dringen,

---

[1]) Lieder eines Elsässers. Zweite Auflage. 1897. Gottfried von Straßburg 1897. Odilia 1895. Straßburg, Schlesier & Schweithardt.

[2]) „Wasgaufahrten". Ein Zeitbuch. Zweite Ausgabe. 1897. Dieselben Verleger.

eine erste Antwort auf die reingestimmten Klänge tiefer Empfindung, mit denen vor nun bald dreißig Jahren die Nation das wiedergewonnene Grenzland begrüßte. Ein junger Elsässer, mit dem ich vor einigen Jahren über elsässische Politik correspondirte, schrieb mir in Bezug auf Fritz Lienhard: „Glücklicher Herr Lienhard, dem Erfahrungen, Geistesrichtung und Verhältnisse in so beneidenswerther Weise den Entscheid leicht machten, der nicht, wie unsereins, aus dem von ihm verpönten welschelnden Kleinstädtermilieu hervorgegangen, sondern ein kräftiger Sproß jenes kräftigen Hanauer Bauernschlages ist, welcher, wie seine goldbeknöpften rothen Westen und blumenumrandeten grünen Röcke, wie seine gediegene Rechtgläubigkeit, auch das Bewußtsein seiner deutschen Stammesverwandtschaft am zähesten von allen Reichsländern sich bewahrte." Ich citire diese Worte, damit man nicht aus der Thatsache von Fritz Lienhard's Dichtungen die Berechtigung ableite, alle Elsässer Dichter, die in politischer Beziehung zurückhaltender sind oder gar unfreundliche, kalte Stimmungen gegen deutsche Sprache und deutschen Geist erkennen lassen, zu verurtheilen und der gesammten Bewegung in der elsässischen Literatur den Proceß zu machen. Schneegans hat ohne Zweifel Recht, wenn er die Gesundung des elsässischen Volksgeistes nicht von einer methodistischen Bekehrung, sondern von einem allmählichen, heilenden Naturproceß erwartet. Darum müssen wir auch in der Literatur das höchste und letzte Ergebniß der Entwicklung nicht von einem plötzlichen, gewaltsamen Umschwunge erwarten, sondern Geduld üben und uns einstweilen darüber freuen, daß die Bewegung der Geister überhaupt in Fluß gekommen ist und nicht mehr gehemmt werden kann. Das Ende dieser Entwicklung kann für keinen denkenden Beobachter zweifelhaft sein.

Colmar, im März 1899. Friedrich Curtius.

Aus dem Jugendleben des weil. Unterstaatssecretärs E. A. Busch.

[Nachdruck untersagt.]

Bereits vor dem historisch gewordenen 30. Juli 1898 hatte sich der Kreis Derjenigen, die Theilnehmer und directe Zeugen der großen Erfolge des Fürsten Bismarck gewesen waren, von Jahr zu Jahr gelichtet. Roon und Moltke, seine Waffenbrüder im Kampfe für Deutschlands Einheit, ruhten in ihren Gräbern, als der größte Deutsche des neunzehnten Jahrhunderts noch in frischer Kraft wirkte — von den Namen, die sonst neben dem seinigen genannt und in den diplomatischen Generalstabslisten unserer großen Zeit aufgeführt worden sind, begannen die meisten bereits vor zehn Jahren legendarisch zu werden und dem nachwachsenden Geschlecht Vorstellungen von zweifelhafter Deutlichkeit zu erwecken. Wer Bucher, Abeken, E. A. Busch u. s. w. in Wahrheit gewesen sind, schienen nur noch Freunde und jüngere Collegen dieser ausgezeichneten Arbeiter zu wissen. Seit Veröffentlichung von Bismarck's „Gedanken und Erinnerungen", der ganzen, sich daran knüpfenden Literatur und einer Anzahl gleichzeitiger, unseren sechziger und siebziger Jahren gewidmeter Memoirenwerke ist das allerdings anders geworden, und beginnt die öffentliche Aufmerksamkeit sich aufs Neue den Begünstigten zuzuwenden, die zu ihren Lebzeiten für Depositäre der Geheimnisse Bismarck'scher Politik gegolten hatten. Von diesen Geheimnissen sind freilich nur einzelne gelüftet worden; über das Beste, was sie wußten, haben die Vertrauten des großen Kanzlers im Tode dasselbe Schweigen beobachtet, das sie sich während des Lebens zur Regel gemacht hatten. Der Haupttheil dessen, was neuerdings bekannt geworden, bezieht sich demgemäß auf Personen und auf Verhältnisse, die zu der Thätigkeit des deutschen Reichsgründers in mittelbarer Beziehung gestanden und dieselbe in der einen oder anderen Weise bedingt hatten. „Enthüllungen", die die Zeitgeschichte in verändertem Lichte hätten erscheinen lassen, haben nicht vorgelegen, weil die Bestunterrichteten eine Zurückhaltung geübt haben, die zu der Indiscretion der untergeordneten Gehülfen des großen Mannes in ausgesprochenem und wohlthuendem Gegensatz stand. — Zu den in dieser Rücksicht getäuschten unberechtigten Erwartungen gehört unter Anderem diejenige, daß der im Jahre 1895 verstorbene ehemalige Unterstaatssecretär

Clemens August Busch Aufzeichnungen über die Geschichte seiner Zeit hinterlassen habe. Erwartungen solcher Art hatten freilich nur da gehegt werden können, wo man den vieljährigen Freund und Collegen Bucher's nicht gekannt oder von ihm nichts mehr gewußt hatte, als daß er vom Gelehrten zum Dragoman geworden und nach wohlbestandenen Lehrjahren im Orient und mehrjähriger consularischer Thätigkeit in St. Petersburg fast ein Decennium lang Berather des leitenden Staatsmannes in orientalischen und occidentalen Dingen gewesen war.

Busch's Freunden hatte allerdings niemals zweifelhaft sein können, daß die dem Wesen des einstigen Unterstaatssecretärs eigenthümliche Zurückhaltung posthume Aufschlüsse über seine Thätigkeit ebenso vollständig ausschließe, wie sie vertraute Eröffnungen von Mund zu Munde unmöglich gemacht hatte. Von der eigenen Person und von Dingen zu reden, die mit dieser zusammenhängen, war Busch's Art niemals gewesen. Kam er einmal auf Erlebnisse vergangener Tage zu sprechen, so beschränkten seine Mittheilungen sich in der Regel auf Erörterungen allgemeiner Natur oder auf die Zeiten, zu denen er selbst ein Lernender und Empfangender gewesen war. Dann konnte es wohl geschehen, daß der ehemalige Bonner Privatdocent auf seine rheinischen Studienjahre, die damals gepflegten Interessen, auf die ersten im Orient empfangenen Eindrücke einging, oder daß er des Abstandes zwischen den Bedingungen seiner Entwicklung und denjenigen der späteren Thätigkeit gedachte. Was darüber hinaus ging, sah er als fremdes Eigenthum und als nicht zu seiner Person gehörig an.

Busch gehörte zu den Menschen, die in die herkömmlichen Kategorien nicht wohl untergebracht werden können, und die dadurch leicht in Vereinzelung gerathen. Unter den Genossen seines Berufes war er der einzige, der als Gelehrter begonnen und in die Praxis des Lebens eine philosophische Betrachtungsweise der Dinge mitgebracht hatte. In mehr als einer Rücksicht hat sich das geltend gemacht. Ohne ungesellig zu sein, war Busch kein Gesellschaftsmensch und trotz vollendeter Herrschaft über die Formen des Verkehrs wenig geneigt, diesen zum Haupttheil seiner Berufsthätigkeit zu machen. Wie er von der anspruchsvollen äußeren Art landläufiger Durchschnittsdiplomaten nichts angenommen hatte, so war er auch der bürgerlichen Anschauung treu geblieben, daß es bei der diplomatischen wie bei jeder anderen Berufsthätigkeit zuerst und vor Allem auf Leistungen ankomme, und daß das Uebrige von nur beiläufigem Werthe sei. Immerdar auf das Wesentliche der Dinge gerichtet, nahm er deren Arabesken und Verzierungen für das, was sie sind, und was sie unter allen Verhältnissen bleiben: für Gegenstände zweiter Ordnung, die weder vernachlässigt noch zu Hauptsachen gemacht werden dürfen. In seinem Wesen lag eine stille, unbewegliche Sicherheit, die dafür sorgte, daß er derselbe blieb, in welchen Kreis er immer trat, und daß er der Kategorie derjenigen Männer, die man als Weltleute unter den Philosophen und als Philosophen unter den Weltleuten zu bezeichnen pflegt, ebenso wenig angehörte, wie irgend einer anderen Kategorie. Wo intellectueller und sittlicher Ernst für Abnormitäten angesehen werden, gilt für einen Philosophen freilich schon,

wer über sich selbst und über die Welt ernsthaft nachgedacht hat. Solcher Ernst war Busch ebenso eigenthümlich wie diejenige Anspruchslosigkeit und Freundlichkeit im äußeren Verkehr, welche manche Leute allein bei sogenannten Gemüthsmenschen finden zu können glauben. Trat man ihm näher, so wurde man gewahr, daß er auch in diesen Beziehungen aus einem Stücke geformt war, und daß keines von den herkömmlichen Epitheten auf ihn paßte. Der angeblich philosophische Unterstaatssecretär des Auswärtigen Amtes war politischen Abstractionen gerade so unzugänglich wie sein berühmter Chef und bewies sich alle Zeit als nüchterner, auf greifbare Ziele gerichteter Praktiker. Im Uebrigen war die conciliante und humane Weise, die man ihm nachrühmen durfte, mit einer Schärfe und Kälte des Urtheils gepaart, die Gedanken an gemüthliche Velleitäten ein für alle Male ausschloß. Einfach und ungezwungen im amtlichen wie im persönlichen Verkehr und zu guter Stunde geneigt, eine gemüthlich-warme Atmosphäre um sich zu verbreiten, entbehrte er gleichwohl dessen, was die Franzosen mit einem unübersetzbaren Ausdruck „abandon“ nennen.

Dem inneren Wesen des Mannes entsprach die äußere Erscheinung. Der verschleierte Blick des tiefliegenden Auges, das maßvolle Tempo der Geste, der gedämpfte Klang des weichen Organs, das nur eine Modulation zu kennen schien — alles Das ließ auf eine Persönlichkeit schließen, die ihr Bestes für sich behielt, und der abweisende Strenge und impulsive Hingabe gleich weit ab lagen. Nicht alle Menschen, die „zu viel gedacht haben“, sind gefährlich — unter ihnen gibt es auch solche, die die Ergebnisse ihres Denkens vornehmlich gegen sich selbst wenden. Zu diesen möchte Busch gehört haben. Allem Scheinwesen abgeneigt und allein durch die Sicherheit und Unbeweglichkeit seines Auftretens imponirend, hatte Busch niemals nöthig, die Bedeutung seiner Stellung oder die Ueberlegenheit seiner Person geltend zu machen. Seine Ueberlegenheit beruhte auf genauer Selbsterkenntniß und eminenter Wahrhaftigkeit; man hatte die Empfindung, daß er niemals mehr übernahm, als er durchführen konnte, und daß er nur urtheilte, wo die in Betracht kommenden Momente genau geprüft und abgewogen worden waren. Wenn er die Grenzen des Könnens Anderer mit ungewöhnlicher Sicherheit zu bemessen vermochte, so rührte das wesentlich davon her, daß er sich selbst kannte, und daß er das Maß der eigenen Fähigkeiten genau ausgemessen hatte. Unermüdlicher Fleiß, natürlicher Scharfsinn, angeborene Gründlichkeit und in der Schule der Wissenschaft erworbene strenge Methodik hatten ihn in den Stand gesetzt, der eigenen Begabung die denkbar größte Summe von Leistungsfähigkeit abzugewinnen und daraus das Recht zu gleichem Anspruch an Andere abzuleiten. Wer wie Busch wußte, daß volle Berufstüchtigkeit allein um den Preis steter Selbstzucht, nie befriedigter Strebsamkeit und selbstloser Dreingabe der eigenen Neigungen und Interessen erworben werden kann, stellt naturgemäß Ansprüche, die ihn innerhalb der Sphäre, in die er sich begeben hatte, isoliren mußten.

Zu nicht unerheblichem Theil beruhte diese Isolirung freilich noch auf einem anderen Umstande. Zwischen dem ehemaligen Gelehrten und seinen

Arbeitsgenossen bestand eine gewisse Differenz der Anschauungen, die dadurch hervorgerufen war, daß Busch die wissenschaftlichen Interessen, denen er die Arbeit seiner Jugend zugewendet hatte, niemals außer Augen verlor und in diesem Sinne Gelehrter blieb. In den Kreisen der Collegen gern gesehen, als guter Kamerad bereit, an dem, was der Tag mit sich brachte, Theil zu nehmen, konnte er in seiner Umgebung doch nicht voll aufgehen, nicht verleugnen, daß er noch ein anderes als ein empirisches Leben führe. Die Gewohnheit einer sozusagen doppelten Existenz war ihm schließlich so in Fleisch und Blut übergegangen, daß er an ihr festhielt, auch wo er es anders hätte machen können, und daß die zarteren Seiten seiner Natur eher errathen als aufgewiesen werden konnten. Welcher Art diese Seiten gewesen, und wie reich der Inhalt von Busch's Gemüthsleben sich gestaltet hatte, erhellt am besten aus den Aufzeichnungen, welche er über die ersten Jahre seiner praktisch-diplomatischen Thätigkeit hinterlassen hat. Wir schicken diesen, auch in rein sachlicher Beziehung ausgiebigen Bekenntnissen einige Notizen aus den Erinnerungsblättern voraus, welche Busch's Jugendfreunde seinen Angehörigen zur Verfügung gestellt haben: sind doch intime Verbindungen, welche der nicht besonders zugängliche Mann einmal geschlossen hatte, von ihm stets mit Treue festgehalten worden.

Zu Köln im Jahre 1834 geboren und auf dem dortigen Friedrich-Wilhelms-Gymnasium für die wissenschaftliche Laufbahn vorgebildet, nahm Clemens August Busch schon als Knabe und Jüngling die Stellung eines Vertrauensmannes seiner Freunde und Genossen ein. Als fleißiger Schüler, hervorragender Kopf und guter Geselle gern gesehen und stets bereit, an den Leiden und Freuden seiner Gefährten Theil zu nehmen, hielt er sich schon frühe von dem Schwarm der Altersgenossen zurück, um in einem erlesenen und vertrauten Kreise zu verkehren. Wie wir von einem seiner ältesten Freunde, Herrn Dr. Wilhelm Fischer (Bückeburg) erfahren, wurden in diesem eng geschlossenen Zirkel nicht nur die Freuden harmloser Jugend genossen, sondern mit besonderem Eifer künstlerische und wissenschaftliche Interessen gepflegt. Busch, dem eine sentenziöse Ausdrucksweise schon früh eigenthümlich gewesen war, hieß bei den Freunden „Selim der Weise", und wurde wegen der stillen, äußerlich niemals zur Geltung gebrachten Ueberlegenheit seiner Art als das Oberhaupt des kleinen Kreises angesehen. Den geborenen Philologen verrieth der früh geweckte Sinn für sprachlichen Wohllaut, die echte Gelehrtennatur die Energie, mit welcher der für das Alterthum begeisterte Gymnasiast auch diejenigen Werke der Classiker bewältigte, die auf der Schule nicht gelesen wurden. Nach gethaner Arbeit war er dafür stets bereit, an Allem Theil zu nehmen, was des Lebens Lust und Würze bildet.

Kaum neunzehnjährig bestand Clemens August das Abiturientenexamen, um im Herbst 1853 die Universität Bonn zu beziehen. Obgleich der Wunsch, in den auswärtigen Dienst zu treten und dadurch in den Orient geführt zu werden, schon damals in ihm rege geworden war, ließ er sich als Philosoph einschreiben und warf sich mit voller Kraft auf philologische Studien, die zugleich den classischen und den orientalischen Sprachen galten, und neben

denen die Beschäftigung mit juristischen und staatswissenschaftlichen Disciplinen berging. Sein vornehmlichstes Augenmerk aber war den orientalischen Sprachen zugewendet, von denen er drei (das Arabische, Türkische und Koptische) vollständig genug erlernte, um in der Folge Vorlesungen über dieselben halten zu können. — Von Bonn wandte er sich nach Berlin, wo die begonnenen Studien eifrig fortgesetzt und durch die Doctorpromotion zum äußeren Abschluß gebracht wurden; Busch's Inauguraldissertation „De particulis linguae copticae" legte seinen Freunden die Meinung nahe, daß er sich der Gelehrtenlaufbahn widmen werde. Auf eine solche war es aber nur für den Fall des Mißlingens von Busch's Lieblingsplan abgesehen. Bereits während des damaligen Berliner Aufenthalts (1858) suchte Busch den Ministerpräsidenten von Manteuffel auf, um sich für den Dragomanatsdienst im Orient zu melden; das Türkische konnte er geläufig sprechen, da er Gelegenheit gefunden hatte, durch den Verkehr mit in Berlin lebenden türkischen Officieren seine theoretischen Kenntnisse praktisch auszubauen. Herr von Manteuffel zeigte sich geneigt, dem ihm vorgetragenen Wunsche zu entsprechen, sobald eine Vacanz eintrete, kam aber nicht in die Lage, sein Versprechen halten zu können, weil er am 5. November 1858 sein Amt niederlegen und die Leitung der Auswärtigen Angelegenheiten dem Minister der „neuen Aera", Freiherrn von Schleinitz, übergeben mußte. Busch, dem Beziehungen zu diesem Staatsmann fehlten, wandte sich an den zeitweilig in Berlin anwesenden Gesandten Grafen Robert v. d. Goltz, konnte von diesem indessen keine bindende Zusage erhalten und stellte demgemäß seine Pläne zurück. Im Jahre 1859 nach Bonn zurückgekehrt, habilitirte er sich an der dortigen Universität als Privatdocent für die orientalischen Sprachen. Inmitten dieser Anfänge ersprießlicher Lehrthätigkeit erhielt der junge, jetzt siebenundzwanzigjährige Docent aber bereits die Aufforderung, nach Berlin zu kommen und wegen seines Eintritts in den Auswärtigen Dienst zu verhandeln. Gründe, die im weiteren Verlauf dieses Berichtes eingehender erörtert werden sollen, hatten die Regierung bestimmt, für die bisher ausschließlich von Levantinern besorgten Dragomanatsgeschäfte des orientalischen Dienstes *deutsche* Kräfte zu gewinnen. Der günstige Eindruck, den der jugendliche Bewerber den maßgebenden Personen machte, führte zu so schleunigem Abschluß der Verhandlungen, daß Busch die bisherige Stellung schon zu Ende des Sommers 1861 niederlegte und wenig später an das Goldene Horn absegelte. —

Ueber das Folgende lassen wir ihn selbst berichten.

Im Sommer 1861 ging mir ein Wunsch in Erfüllung, um den sich in den letzten Jahren alle meine jugendlichen Lebenspläne gedreht hatten. Ich wurde der damaligen preußischen Gesandtschaft in Constantinopel attachirt, um für den Dragomanatsdienst ausgebildet zu werden. — Am 5. September 1861 Abends gegen 6 Uhr traf ich in Constantinopel ein; es war mein erster Gang in die weite Welt und nachdem ich das gastliche Schiff, das mich von Triest nach dem Bosporus gebracht, verlassen hatte, fühlte ich mich so recht

und im vollen Sinne des Wortes in der Fremde. Nicht nur das Land, das ich betrat, sah ich zum ersten Mal, mich erwartete dort auch keine einzige bekannte Seele, — nur meinen zukünftigen Chef, den Grafen von der Goltz, hatte ich einmal in Berlin flüchtig gesehen. — Das Gefühl der Verlassenheit wurde noch dadurch gesteigert, daß ich von dem Berufe, dem ich mich widmen sollte, keine rechte Vorstellung hatte, ja, daß sich der Gedanke an ihn mit bangen Befürchtungen mischte, von deren Grund ich später erzähle. Mein bisheriges Leben war in kleinen Verhältnissen, in den letzten Jahren fast ausschließlich unter Büchern und studentischem Umgang verlaufen. Die große Welt und ihre Formen waren mir unbekannt und ungeläufig, und ich litt in hohem Grade an jener Schüchternheit, welche der deutschen kleinstädtischen Jugend eigen ist, im Gegensatz zu den Kindern des Südens, die meist ein unbefangenes Selbstbewußtsein und eine natürliche Findigkeit besitzen. So war die vorherrschende Empfindung bei dem Eintritt in die fremde Stadt ein Gefühl der Beklemmung und Unruhe, gesteigert durch die Eindrücke der Außenwelt: das massenhafte Licht, den bunten Farbenwechsel und den wirren Lärm, der auf den Ankömmling im Süden einzustürmen pflegt. Ich nahm mein Absteigequartier in dem Hôtel d'Angleterre, an der Ecke der dunklen, engen Großen Pera-Straße und machte, sobald ich mein Gepäck abgelegt, einen Gang nach dem Gesandtschaftshôtel, welches nur von einem einzigen Beamten bewohnt wurde, da der Gesandte und alles übrige Personal sich auf dem Sommersitze in Bujukdere befanden. Nachdem ich Erkundigungen eingezogen, wie ich am folgenden Tage dorthin gelangen könne, um dem Grafen Goltz meine Meldung zu machen, trat ich am Abend meinen Rückgang nach dem Gasthofe an. Das Bett untersuchte ich vor dem Niederlegen noch ängstlich nach Scorpionen, ließ trotz des Durstes das Trinkwasser, welches mir wegen seiner gelben Lehmfarbe Mißtrauen einflößte, unberührt und gab mich dem jugendlichen Schlafe hin, der mich bald von aller Beklemmung und den erwartungsvollen Gedanken an meine Zukunft befreite. —

Am folgenden Morgen in der Frühe befand ich mich in dem lächerlichen Frackcostüm, das man in Deutschland für geboten hält, wenn es sich darum handelt, seinen Vorgesetzten die erste Aufwartung zu machen, auf der Brücke, welche Pera mit Stambul verbindet; denn von da gehen die Dampfboote nach dem Bosporus ab. Ich hatte theils aus übertriebener nordischer Vorsicht, theils um meinen Frack zu verbergen, einen Mantel übergeworfen, der mir jetzt in der ungewohnten Hitze sehr beschwerlich fiel und mich bewog, in der Bude eines Brückenwärters Schutz vor dem Sonnenbrand zu suchen, bis das Dampfboot abführe. Der Mann empfing mich freundlich, wie es den Orientalen eigen ist, erkundigte sich in homerischer Weise nach meiner Heimath, meinem Reiseziel und meinen Angehörigen; die ungezwungene, theilnehmende Art eines einfachen Menschen aus dem Volke, des ersten Wesens, das mir in der Fremde freundlich begegnete, ist mir immer in dankbarer Erinnerung geblieben. In der Folge hat der Verkehr mit dem niederen Volke, dessen natürliche Liebenswürdigkeit, Verständigkeit und ungezwungene Art, sich zu geben, so sehr gegen die Plumpheit der Nordländer absticht, für mich eine nie ver-

fiegende Quelle des Genusses gebildet; die Erinnerung daran nimmt in dem Bilde, das mir von meiner orientalischen Zeit geblieben ist, eine der lichtesten und heitersten Stellen ein, und kaum habe ich nach meiner Rückkehr nach dem Norden etwas so sehr entbehrt als den Umgang mit der bunten Schar der Schiffs- und Landleute, der Pferde- und Kameeltreiber, der Soldaten, Krämer, Gaukler, Pfaffen, kurz des profanum vulgus, das sich im Lichte des Südens harmlos und fröhlich tummelt. Der Verkehr mit den „oberen Zehntausend" kann für diesen Genuß nicht entschädigen, und das Bild des Brückenwärters als des ersten Vertreters dieser Menge, die mich bei meinem Eintritt in die orientalische Welt empfing, ist mir deshalb immer lieb und willkommen geblieben. Ich wurde aus dem Gespräch mit dem Manne durch den grellen Pfiff des Dampfboots abgerufen, das mich in zwei Stunden nach Bujukdere bringen sollte. Von dieser ersten Bosporusfahrt ist mir eine bestimmte Erinnerung nicht geblieben, wohl weil der neuen Eindrücke zu viele waren. Dagegen steht mir noch lebhaft das Bild vor Augen, das sich beim Eintritt in die Sommerresidenz der preußischen Gesandtschaft darbot. Die weite Halle mit dem Blick auf den von der Sonne vergoldeten, tiefblauen Golf von Bujukdere und die gegenüberliegenden asiatischen Berge, die Baulichkeit des Hauses, das neben hohen Wohnräumen überall weite Corridore besaß, in denen der Seewind Kühlung verbreitete — die ganze Einrichtung und Lage hatte etwas von vornehmer Behaglichkeit.

Später haben mich einzelne Paläste in Venedig an diese Bauart alter levantinischer Häuser erinnert; das Charakteristische an ihnen ist Weite und Geräumigkeit; die an sich schon sehr breite und hohe Treppe mündet in große, saalartige und möblirte Räume, an die sich die eigentlichen Zimmer schließen, deren meist offenstehende Thüren auf diese Mittelräume einmünden. Die Folge dieser Einrichtung ist ein Reichthum an Licht, Luft und Kühlung, wie wir ihn in unseren nordischen Schachtelhäusern nicht kennen; selbst ein langer, heißer Sommer wird dadurch erträglicher als eine einzige Hundstagswoche in einer Berliner Wohnung. Freilich setzt diese Bauweise Billigkeit des Bodens und des Baumaterials voraus, sie ist daher in dem engen Pera, wo der Bodenwerth alljährlich steigt und der billige Holzbau namentlich seit dem letzten großen Brande von 1870 immer mehr durch Steinbau ersetzt wird, im Verschwinden begriffen oder wird bloß en miniature nachgeahmt. Nur Stambul und die Bosporus-Dörfer besitzen noch solche weiten Holzpaläste im alten Stile, die von den Einheimischen für gesünder als die Steinhäuser gehalten werden; wohl mit Recht, da die Feuchtigkeit, die das Klima in hohem Grade mit sich bringt, sich in den Steinhäusern mehr festsetzt, als sie es in den weiten, luftigen Holzbauten vermag. —

Bei meinem Eintritt in das Haus befand ich mich plötzlich unter Landsleuten und machte die Bekanntschaft mehrerer Personen, mit denen mich mein späterer Lebensweg in vielfache, zum Theil enge Beziehungen gesetzt hat. Ich traf dort den späteren Botschafter in St. Petersburg, Herrn von Schweinitz, den (seitdem verstorbenen) Grafen Keyserling, der damals als Legationssecretär fungirte und in späteren Jahren als Gesandter in Constantinopel mein Chef

wurde, dann meinen späteren langjährigen Freund und Mitarbeiter Herrn von Radowitz[1]), der als Attaché im Anfange seiner diplomatischen Laufbahn stand. Der Empfang bei dem Grafen von der Goltz[2]) war freundlich und theilnehmend; der Graf gab mir einige allgemeine Weisungen für mein Verhalten, und nachdem ich mit ihm und den anderen Herren gefrühstückt hatte, trat ich meinen Rückweg an, wohlgemuth und fröhlich, mein erstes ceremonielles Debüt hinter mir zu haben. Als guter und bereitwilliger deutscher Fußgänger hatte ich die Absicht, den Weg zur Stadt zu Fuß zu machen. Allein ich hatte nicht berechnet, daß die Entfernung in der Wasserlinie zwar nur zwei Meilen beträgt, daß aber der Weg das Ufer entlang, hinter Landhäusern her und durch die verschlungenen, engen Gassen der Bosporus-Dörfer viele Stunden in Anspruch genommen hätte, und daß im Süden die abendliche Dunkelheit früher eintritt als bei uns. Ich folgte daher landeskundigem Rath und wählte für meine Rückreise eine Fahrt in einem jener leichten, gondelartigen türkischen Ruderboote, die zu Tausenden den Bosporus beleben und zu den beliebtesten Vehikeln gehören. Unter den unglaublich mannigfachen Bildern, welche Constantinopel je nach Tages- und Jahreszeit, nach Beleuchtung und Standort bietet, ist mir immer als das entzückendste dasjenige erschienen, das der Beschauer genießt, wenn er in sommerlicher Abendsonne den Bosporus auf einem solchen offenen Boote hinabgleitet und sich langsam der Sieben-Hügelstadt nähert. Während zu den Seiten die Ufer der beiden Welttheile mit ihren zahlreichen Gärten, Büschen, Häusern, Moscheen in wechselnden Farben, erst in hellstem Licht, dann in allmählich verdunkelnden Tinten vorüberziehen, wächst vor dem Beschauer in einem Meer von goldenem Glanze schwimmend, nach und nach die große Linie der Hauptstadt mit ihren Kuppeln und Häusermassen hervor, das Bild einer Chalifenstadt, wie sie das Kind bei seinen Märchenbüchern oft geträumt hat; dies Bild genoß ich hier zum ersten Male.

Die folgenden Tage waren mit der Sorge um die äußere Einrichtung ausgefüllt. Es galt zunächst, eine Wohnung ausfindig zu machen; dies war nicht ohne Schwierigkeit. Denn Constantinopel, oder vielmehr seine Vorstadt Pera, war damals noch weit entfernt von dem fränkischen Comfort, der sich seitdem dort entwickelt hat. Häuser, in denen unverheirathete junge Leute hätten Unterkunft finden können, waren viel seltener als heutzutage. Levantinische Familien geben sich mit dem Vermiethen gar nicht ab; einen jungen Mann in sein Haus aufzunehmen, hätte als unpassend gegolten, wie denn überhaupt bei den Orientalen, namentlich in früherer Zeit, gegen alleinstehende, unverheirathete Männer eine ungünstige Präsumption herrschte. Ich erinnere mich aus Reisebeschreibungen und Erzählungen älterer Leute, welche Schwierigkeiten einzelnstehende europäische Reisende hatten, um sich in orientalischen Städten zeitweilig häuslich niederzulassen, wenn sie nicht die zur Aufnahme von Reisenden bestimmten Hans oder Karawanserais mit ihren primitiven, nur für Orientalen berechneten Einrichtungen benutzen wollten;

[1]) Zur Zeit Botschafter in Madrid, früher in Constantinopel.
[2]) Als Botschafter zu Paris Ende der sechziger Jahre verstorben.

einen solchen Fremdling zwang man, der Sicherheit halber, wenigstens zeitweise eine schwarze Sklavin als Hausgenossin zu nehmen, und lachend berichtete mir einmal ein im Orient ergrauter deutscher Abenteurer, daß, als er sich als unverheiratheter Mann vor vielen Jahren in der Nähe eines türkischen Stadtviertels habe häuslich niederlassen wollen, er von dem türkischen Quartiergeistlichen ein Zeugniß über sein moralisches Verhalten, gewissermaßen eine Bürgschaft, habe beibringen müssen. So strenge Anschauungen herrschten nun allerdings im Jahre 1861 nicht mehr, allein deren Nachwirkungen ließen sich doch noch in der abschließenden Lebensweise erkennen, welche die einheimischen Christen führten, wie denn überall in socialen Dingen, in Gebräuchen, Sitten und Anschauungen des gewöhnlichen Lebens die verschiedenen Rassen des Orients viel Gemeinsames haben, so sehr sie sonst durch Religionsbekenntniß und Politik geschieden sind. Doch davon später. — Nach einigem Suchen fand sich in dem Hause eines deutschen Tapezierers ein kleines, möblirtes Zimmer, das ich auf einige Wochen zu beziehen gedachte, bis durch einen im Gesandtschaftsgebäude vorzunehmenden Umbau zwei Zimmer für mich verfügbar würden. Einstweilen war mir schon das Gefühl, bei Landsleuten untergebracht zu sein, erfreulich; zudem hatte das Haus von seinen Hinterzimmern aus, deren Benutzung mir gestattet war, die prachtvollste Aussicht auf den Hafen, die Serailspitze, Scutari und die asiatische Küste. In diesen Räumen verbrachte ich manche Abende und genoß der Kühlung und des immer von Neuem anziehenden Schauspieles, welches der Ausblick bot, wenn Tausende von glitzernden Lichtern sich über die beiden Erdtheile, über Stadt und Hafen verbreiteten. Es ist mir auch noch erinnerlich, wie ich von hier aus zum ersten Male einer jener großartigen Beleuchtungen beiwohnte, in der die Türken Meister sind, und für die auch kaum eine geeignetere und empfänglichere Ortslage gedacht werden kann als die Constantinopels und des Bosporus. Es war das Geburtsfest des Propheten. Alle Minarete in Europa und Asien, die Kuppeln und Thürme Stambuls, die Schiffe im Hafen waren mit Laternenguirlanden überschüttet und spiegelten sich, mit dem sanften Sternenlichte wetteifernd, in der dunklen Meerestiefe wider.

Ich fing allmählich an, mich an die Eindrücke meiner neuen Umgebung zu gewöhnen, an das intensive und massenhafte Licht, das Getümmel und Gelärm der Straßen, selbst an das Gehen auf dem abscheulichen Pflaster, das ein beständiges Balanciren erforderte. — Die Witterung war im September, wie gewöhnlich, am Tage noch sehr heiß, da gerade um jene Zeit die periodischen Südwinde zu wehen pflegen. Die ungewohnte Temperatur rief bei mir jene lästigen Hitzpusteln hervor, an denen Neulinge im Süden zu leiden pflegen, die aber im Allgemeinen als ein günstiges Zeichen für die Acclimatisation angesehen werden. Dagegen war ich in diesem und auch in den nächsten Jahren noch unempfindlich für die erschlaffende und abspannende Wirkung des Südwindes, den ich im Gegentheil damals als eine angenehme, laue Luft genoß. Nach Jahre langem Aufenthalt in der Levante wurde dies anders, und ich unterlag, gleich allen Nordländern, dem ermüdenden und be-

drückenden Einfluß des Scirocco, dessen plötzlichen Eintritt ich selbst im Halbschlafe merkte, noch ehe ich den Kopf an die Luft gestreckt hatte. Später steigerte sich diese Empfindlichkeit so, daß ich nach jahrelanger Abwesenheit vom Orient, in Deutschland, z. B. in Baden und später selbst in dem viertehalbtausend Fuß hohen Gastein, das Eintreten des Scirocco verspürte; hinterher wurde mir von kundiger Seite bestätigt, daß allerdings der Südwind sich bis in jene Gegenden ab und zu fühlbar mache, und Krankheitserscheinungen, auch bei Einheimischen, hervorrufe.

Nachdem ich meine häuslichen Einrichtungen einigermaßen in Ordnung gebracht hatte, fing ich an, mich meinen dienstlichen Obliegenheiten zu widmen oder vielmehr mich für deren Uebernahme vorzubereiten. Ich war, wie gesagt, der Gesandtschaft attachirt worden, um für den Dragomanatsdienst ausgebildet zu werden, und will hier gleich ausführlicher von diesem meinen nächsten Beruf reden, um das, was ich später über meine Lehrjahre und Erlebnisse zu sagen habe, verständlicher zu machen.

Im Orient werden und wurden früher, und zwar in noch ausgedehnterem Maße als jetzt, alle diplomatischen Unterhandlungen durch Dolmetscher geführt. Ihren Ursprung hatte diese Einrichtung, wie auf der Hand liegt, in dem Bedürfniß nach sprachlicher Verständigung mit den der europäischen Sprachen unkundigen orientalischen Behörden. Bedeutung und Einfluß gewann aber das Dragomanatswesen hauptsächlich dadurch, daß der Dolmetscher, der Natur der Sache nach, nicht auf die bloß sprachliche Vermittelung beschränkt bleiben konnte, sondern durch seine besondere Vertrautheit mit den eigenartigen Sitten, Gebräuchen und Gesetzen des Landes und durch die ebenso schwer zu erwerbende, als für den Geschäftsgang wichtige Personalkenntniß sich auch in sachlicher Beziehung zu dem unentbehrlichen Berather des diplomatischen Vertreters, zum unabweisbaren Theilnehmer an allen Verhandlungen mit den orientalischen Behörden herausbildete. Diese letztere Seite seiner Thätigkeit ist mit der Steigerung des internationalen Verkehrs immer mehr in den Vordergrund getreten, und noch zu meiner Zeit, als die Kenntniß europäischer Sprachen bei türkischen Ministern und Würdenträgern keine Seltenheit mehr war, und die wichtigsten Verhandlungen meist in französischer Sprache geführt wurden, waren die Dragomans die Vermittler des diplomatischen Verkehrs, der sich viel mehr, als dies in den europäischen Staaten geschieht, wo der schriftliche Weg der gewöhnlichere ist, in mündlicher Verhandlung bewegte. Es lag in der Natur der Dinge, daß die ersten Dolmetscher aus den Landeseingeborenen genommen wurden, da in Europa selbst die Kenntniß orientalischer Sprachen und Verhältnisse selten war, und zwar boten sich die christlichen Unterthanen der Pforte: Griechen, Armenier und Levantiner, wie geschaffen für diese Verwendung dar. Denn neben der Kenntniß der Sprachen, Sitten und Personen besaßen sie einen Grad von angeborner Anstelligkeit, von Leichtigkeit der Auffassung, feiner Beobachtungsgabe, Menschenkenntniß, Ueberredungs- und Umgangskunst, wie er bei Europäern selten gefunden wird.

Diese natürliche Begabung der Orientalen, die im Unterschied zu der Schwerfälligkeit der Nordländer schon altgriechischen Schriftstellern aufgefallen ist [1], hatte aber auch ihre Kehrseiten. Es fehlte den Levantinern nur allzu häufig jene Festigkeit und Zuverlässigkeit des Charakters, jene Entschiedenheit des Auftretens und jene treue Hingabe an die Pflicht, die sich unter der Unbeholfenheit und Ungelenkigkeit namentlich des Nordeuropäers birgt; seit den frühesten Zeiten sind die Berichte der Diplomaten und Reisenden von Klagen über die Dolmetscher erfüllt. Costantinopoli a tre malanni: peste, cani e dragomanni sagte ein italienisches Sprüchwort, und der Constantinopler Aberglaube erblickte in den Alcyonenvögeln, welche unstet, Tag aus, Tag ein, den Bosporus herab und hinaufflattern, ohne daß, wie es heißt, je ein menschliches Auge sie rasten gesehen hätte, die Seelen der wegen ihrer Ränke zu ewiger Ruhelosigkeit verdammten Dragomans. Ein scharfsichtiger Beobachter, der französische Diplomat und Reisende Chevalier d'Arvieux, faßte vor zweihundert Jahren die Mißstände des Dragomanatswesens in einem an Ludwig XIV. gerichteten Mémoire zusammen und zeichnete sie in Zügen, die noch zu meiner Zeit ihre Wahrheit nicht verloren hatten. — Nicht minder zutreffend ist, was vor hundert Jahren der Venetianer Pietro Businello, der als Secretär der venetianischen Botschaft in Constantinopel fungirt hatte und 1768 als Staatssecretär der Republik starb, in seinen historischen Nachrichten über die Türken vom Dolmetschwesen sagt. Nachdem er eine Reihe von Verhaltungsmaßregeln zum Nutzen der bei der Pforte residirenden fremden Diplomaten zusammengestellt, schließt er seine praktischen Rathschläge mit folgender eindringlicher Mahnung: „Die letzte und wichtigste Regel ist diese, daß man seine eigenen Dolmetscher wähle und gebrauche. Es werden in der That allzu viele Eigenschaften erfordert, um einen Dolmetscher zu bilden, den man mit Grund gut nennen kann. Muth, Herzhaftigkeit, Beredtsamkeit, Weisheit, Geschicklichkeit sind lauter unumgängliche Eigenschaften, damit er die Gesinnungen seines Ministers mit Standhaftigkeit zu erklären wisse. Es wird aber unmöglich sein, diese Eigenschaften zu finden, solange die Fürsten nicht den Grundsatz aufstellen, ihre eigenen Unterthanen zu gebrauchen und Leute von guter Herkunft mit einer so wichtigen Bedienung zu versehen" u. s. w.

In der That ist die Wahrheit der von Businello so nachdrücklich betonten Mahnung bereits vor seiner Zeit von denjenigen europäischen Regierungen, die einen lebhaften diplomatischen Verkehr mit der Pforte unterhielten, empfunden worden; sie zeigen frühzeitig das Bestreben, sich von dem einheimischen Dolmetscherwesen loszumachen. Die französische Regierung pflegte zu diesem Behufe schon zu d'Arvieux' Zeiten junge Franzosen ihrer Botschaft in Constantinopel beizugeben, die dort in den orientalischen Sprachen ausgebildet wurden, um später im Gesandtschafts- und Consulardienste in der Levante verwandt zu werden. Solche jungen Eleven nannte man „jeunes de

[1] *Ἀμείνους δ' ὡς πρὸς τὰς ἐννοίας οἱ ὑπὸ τὴν ἀνατολὴν ἄνθρωποι* sagt Herodian III, 8. Dieselbe Anschauung liegt der Frage in Aristotelis Problem. XIV, 15 zu Grunde: *διὰ τί οἱ ἐν τοῖς θερμοῖς τόποις σοφώτεροί εἰσιν ἢ ἐν τοῖς ψυχροῖς.*

langue". Dieselbe Einrichtung hatte schon früh Oesterreich angenommen; die von Maria Theresia in Wien begründete orientalische Akademie, welche die theoretisch-praktische Ausbildung junger Leute in den orientalischen Sprachen und in der Rechtswissenschaft zum Zwecke hatte, bereitete die nach dem Orient zu entsendenden Eleven für ihren späteren Beruf vor und liefert auch heute noch einen großen Theil von Beamten nicht nur für den levantinischen, sondern auch für den allgemeinen diplomatischen Dienst. Mehrere der jetzigen österreichischen Diplomaten sind aus der Dragomanatslaufbahn hervorgegangen; so fungirte z. B. der nachmalige österreichisch-ungarische Botschafter in Rom, Baron Haymerle (später, seit 1879, Minister des Auswärtigen, starb 1881), noch kurz vor meiner Ankunft in Constantinopel dort als Dragoman bei der Internuntiatur. Die Mehrzahl der fremden Gesandtschaften blieb aber nach wie vor auf die landeseingebornen Dolmetscher angewiesen, theils aus Indolenz, theils weil trotz der schwer empfundenen Mängel die Beschaffung nationaler Beamten schwierig war. So lagen diese Verhältnisse auch noch, als ich in Constantinopel eintraf. Den eigentlichen Stamm der Dolmetscher lieferte damals eine Anzahl eingeborner Familien, die alle, mehr oder minder mit einander verwandt, verschwägert oder durch sonstige Interessen verbunden, seit Generationen schon bei den verschiedenen europäischen Mächten Dienst zu finden gewohnt waren. Diese Familien waren meist italienischen Ursprunges, allein seit Jahrhunderten schon in der Levante ansässig. Mit ihnen haben sich vielfach durch Heirath verschmolzen und in Sitte und Sprache assimilirt allerlei Abkömmlinge, von Europäern: Franzosen, Holländer, Deutsche und Slaven, und diese Mischbevölkerung ist es, welche man mit dem Sammelnamen „Peroten" oder dem allgemeineren „Levantiner" zu bezeichnen pflegt. Von den übrigen christlichen Unterthanen der Pforte hielten sie sich ziemlich getrennt; schon der katholische Glaube, dem sie meist eifrig zugethan waren, schied sie von den Griechen und Armeniern; ihre jahrhundertelangen Beziehungen zu den europäischen Gesandtschaften, die dadurch hervorgerufene Annäherung an europäische Sitten und Gebräuche, die privilegirte Stellung, die sie Dank ihres Dienstes einnahmen, ließen sie auf die anderen christlichen Eingeborenen herabsehen. Letztere entgalten ihrerseits, namentlich seitdem das Nationalitätsbewußtsein auch im Orient erstarkt ist und cultivirt wird, diese Mißachtung mit Spott über die Vaterlandslosigkeit der „Peroten". Denn bereits lange vor meiner Zeit hatten die eingebornen Gesandtschaftsbeamten aufgehört, formell Unterthanen des Großherrn zu sein. Ein Jeder war in den Unterthanenverband desjenigen Staates übergetreten, dem er seine Dienste gewidmet hatte, und auch seine Nachkommen waren unter fremdem Schutze geblieben. Daher zeigte die Genealogie der einzelnen perotischen Familien ein wahres Mosaik solcher Nationalitäten. Durch das Schutzverhältniß war einem Mißstande in der Stellung der einheimischen Dolmetscher, der in allen Berichten so häufig klagend hervorgehoben wird, einigermaßen entgegengewirkt, insofern nämlich der Eingeborne, der formell einem fremden Staatsverbande angehörte, bei Verhandlungen mit den Türken mehr Selbständigkeit und Sicherheit erlangte als derjenige, der, in allen seinen persönlichen Verhältnissen von der

willkürlichen Landesgewalt abhängig, beständig das Schwert über seinem Nacken fühlte. Allein im Ganzen und Großen zeigte das einheimische Dolmetscher-corps auch in meinen Tagen dieselben Schwächen wie vor Jahrhunderten. Dazu trat, daß die meisten meiner Collegen von den politischen und allgemeinen Verhältnissen ihres Adoptivvaterlandes keine unmittelbare und lebendige Anschauung hatten und daher geneigt waren, in der Beurtheilung der türkischen Vorgänge und Zustände immer eher einen localen Maßstab als den ihrer Regierung anzulegen. Selbst die besten unter den einheimischen Beamten waren den Türken gegenüber immer auf eine solche Behandlung der Geschäfte bedacht, welche die Herren des Landes so wenig als möglich verletzte, und hatten von der Macht der Pforte und der Bedeutung ihrer Staatsmänner eine übertriebene Vorstellung, die der Wirklichkeit nicht entfernt entsprach. Außerdem galt die Annahme von Geschenken als etwas durchaus Unverfängliches. Der Sultan pflegte z. B. — wie mir noch mein Amtsvorgänger erzählte, — irgend einem Dragoman, der sein Wohlgefallen erworben hatte, einen Zollfreischein für eine Schiffsladung, gleich viel welchen Werthes, zu schenken, worauf dann der Betreffende ein Schiff, mit den kostbarsten Waaren oder Stoffen befrachtet, frei einführte oder die Erlaubniß dazu an einen Großhändler verkaufte. Eine unversiegbare Quelle des Gewinnes boten ferner Verwendungen für Rajahs, die große Summen aufgehen ließen, sei es, um in schwierigen Prozessen zu ihrem Rechte zu kommen, sei es, um Posten im türkischen Staatsdienste, z. B. die Hospodarenwürde in den Donaufürstenthümern, zu erlangen. Eine steinalte perotische Dame, die durch Familienbeziehungen mit den einflußreichsten Dragomansfamilien verbunden war, pflegte mir stundenlang mit sichtlichem Behagen von den Herrlichkeiten der vergangenen Zeiten zu erzählen, wo Griechen und Armenier, die ihre Köpfe nicht mehr sicher fühlten, demüthig zu ihren Verwandten gekommen wären und mit Haufen Geldes deren Unterstützung erkauft hätten. In der Kenntniß der maßgebenden Persönlichkeiten des Landes und der Mittel, sie zu behandeln, in der Vertrautheit mit den Traditionen des diplomatischen Verkehrs, wie er sich unter den eigenthümlichen Verhältnissen Constantinopels ausgebildet hatte, konnte ihnen freilich ein Fremder kaum gleichkommen. Mit dem ersten Fuß, den der Gesandte auf türkischen Boden setzte, war er an sie gebunden. Wen er von den Würdenträgern zu besuchen, welche Sprache er jedem einzelnen gegenüber zu führen, welche Etikette er zu beobachten, welche Geschenke er zu geben, wie er sein äußeres Auftreten einzurichten habe, Alles erfuhr er durch sie. Welche Präcedenzfälle bei einzelnen Schritten in Betracht kamen, welche Phasen einzelne politische und handelspolitische Fragen zu durchlaufen hatten, wußten nur sie; denn das Meiste, was im europäischen diplomatischen Verkehr schriftliche Wege geht, war in Constantinopel der mündlichen Behandlung vorbehalten. So befanden sich die Dragomans gewissermaßen in dem Besitze des unentbehrlichen Archivs.

Noch zur Zeit meines Eintreffens in Constantinopel war die Mehrzahl der europäischen Gesandtschaften in Allem, was das Dolmetscherwesen und die laufenden Geschäfte anging, auf einheimische Kräfte angewiesen. Auch mit

der damaligen preußischen Gesandtschaft war dies der Fall. Sie hatte das betreffende Personal seit Generationen aus Peroten und in Pera ansässigen Dalmatinern genommen. Als erster Dragoman fungirte Herr Bosgiovich, aus einer alten Ragusaer Familie stammend, deren Abkömmlinge, soviel ich weiß, mehrfach in gesandtschaftlichen Diensten Verwendung gefunden; so hatte ein Bruder des Genannten lange Jahre der damaligen sardinischen Gesandtschaft als Dolmetscher gedient. Unser Bosgiovich, bereits ein Sechsziger, stand seit mehr als vierzig Jahren in preußischen Diensten, hatte als Dragomanatselève den Verhandlungen des Adrianopeler Friedens beigewohnt und wußte von allen hervorragenden Personen der älteren Zeit, von Sultan Mahmud, Müffling, Diebitsch, Moltke aus eigener Erinnerung zu erzählen. Schon sein Vater hatte zu Beginn des Jahrhunderts der preußischen Regierung als Dragoman gedient, und so stellte Bosgiovich gewissermaßen die lebendige Chronik der Gesandtschaft seit zwei Generationen dar. Er war trotz seines vorgerückten Alters überaus rührig und insbesondere unermüdlich in dem Zutragen von kleinen Nachrichten und Anekdoten aus den türkischen Regierungskreisen. Eine allgemeinere und tiefere Auffassung der Verhältnisse war ihm, seiner vorwiegend praktischen Natur und seinem ganzen Bildungsgange nach, nicht gegeben.

Weit bedeutender durch allgemeine Kenntnisse und Bildung war der zweite Dragoman, Baron Theophil Testa; in Pera geboren, hatte er eine sorgfältigere Erziehung genossen als die meisten seiner Landsleute. Er hatte unter Reschid Pascha zuerst bei den Türken Dienst genommen und war in dem Uebersetzungsbureau thätig gewesen, dann zur toscanischen Gesandtschaft übergetreten und hatte sogar zeitweilig als Geschäftsträger fungirt. Er besaß eine gründliche Kenntniß der türkischen Gesetzgebung und Verwaltung und sprach und schrieb insbesondere das Türkische besser als irgend einer der einheimischen Dragomans. In seinen äußeren Formen und in seinem stets zuvorkommenden und ansprechenden Wesen hatte er viel von der älteren Diplomatenschule, wie er sich denn überhaupt in seinen Beziehungen zu der europäischen diplomatischen Welt, die er durch mehrfache Reisen und durch Familienverbindungen (sein Bruder war österreichischer Gesandter) gewonnen hatte, gefiel. Er sprach und schrieb das Französische sehr schön und frei von Idiotismen und zeichnete sich bei alledem durch peinlichste Gewissenhaftigkeit in der Behandlung der ihm anvertrauten Geschäfte aus. Ich verdanke seiner theoretischen und praktischen Unterweisung die meiste Förderung und war ihm später bis zu seinem Tode in Freundschaft verbunden. Als dritten levantinischen Beamten habe ich noch den mit den beiden Obengenannten verwandten Kanzler Testa zu nennen, der mit der Wahrnehmung der consularischen Geschäfte betraut war. Man erkennt aus dieser Aufzählung des Beamtenpersonals, wie eigentlich der ganze laufende Geschäftsbetrieb der Gesandtschaft in den Händen dieser Beamten war; denn die specifisch diplomatischen Beamten, die Attachés und Legationssecretäre, blieben meist zu kurze Zeit, um in die Geschäfte hineinzuwachsen, und fanden, da das Meiste ohne sie geschah und die Dragomans eifersüchtig über die Bewahrung ihres Ressorts wachten, weder Anreiz noch Anleitung zu den laufenden

Geschäften. War nun auch die preußische Gesandtschaft hinsichtlich der persönlichen Qualification ihrer einheimischen Beamten sehr viel günstiger gestellt als manche andere — denn an der Ehrenhaftigkeit dieser Beamten war nicht zu zweifeln —, so machten sich die Mißstände dieser fremden Einflüsse doch immer fühlbarer. Es lag dies an den veränderten Zeitumständen. Seit dem Krimkriege hatten unsere Handelsbeziehungen zu der Levante einen größeren Aufschwung genommen; die Zahl der deutschen Handel und Gewerbetreibenden mehrte sich beständig und damit auch ihre Berührungen mit den türkischen Behörden. Unser Consulatswesen wurde umgestaltet, neue Gesetze und Verordnungen für die im Auslande lebenden Schutzgenossen erlassen. Nun verstand der erste Dragoman der Gesandtschaft gar kein Deutsch und war den vaterländischen Verhältnissen und Einrichtungen überhaupt gänzlich fremd; der zweite war der deutschen Sprache auch nur in geringem Maße mächtig, und der mit der Wahrung der consularischen Functionen betraute Kanzler, ein schon bejahrter Mann, war in den preußischen Gesetzen, die er jetzt häufig anzuwenden hatte, wenig erfahren. Es machte auf den aus dem Vaterlande Ankommenden einen sonderbaren Eindruck, wenn er die preußische Gesandtschaftskanzlei betrat und hier als die gewöhnliche Geschäftssprache der Beamten unter sich das Französische fand.

Wie in den laufenden Geschäften, so machte sich auch in der Behandlung der politischen Fragen der Umschwung der Zeit fühlbar und stellte neue Anforderungen. Der Pariser Frieden hatte der Pforte eine Menge neuer Beziehungen zu den europäischen Mächten gegeben und einen empfindlichen Zusammenhang zwischen dem Osten und Westen geschaffen; das allgemeine politische Verhalten der Mächte zu einander übte seine Rückwirkung in Constantinopel und spiegelte sich dort nicht nur in den großen, sondern auch in den kleinsten Fragen ab. Die türkische Reformbewegung nahm immer größere Ausdehnungen an; die neuen Einrichtungen berührten die rechtliche und wirthschaftliche Lage der an Zahl stets wachsenden europäischen Einwanderer in einschneidender Weise und nöthigten die Gesandtschaften, deren Zustimmung und Beirath die Pforte damals noch bei ihren Umgestaltungen einzuholen pflegte, sich mit gesetzgeberischen und wirthschaftlichen Fragen aller Art zu beschäftigen. Kurz, die alte patriarchalische Zeit war vorüber, da ein Gesandter mit seltener, vielleicht alle Monate einmal abgehender Postgelegenheit einen Neuigkeitsbrief über Serailintriguen, über die Rivalitäten und Etikettenstreitigkeiten seiner Collegen, über allerlei kleinliche Vorkommnisse einsandte und damit für gewöhnlich seiner Pflicht genug gethan hatte. Die neue Gestaltung der Dinge hatte schon früher unserer Regierung den Gedanken nahegelegt, vaterländische Kräfte für den laufenden Dienst der Gesandtschaft heranzuziehen und auszubilden. Ende der vierziger Jahre war der bekannte deutsche Orientalist Dr. Georg Rosen der Gesandtschaft zu diesem Behufe beigegeben worden; allein er hatte mehr Neigung zu dem selbständigeren Consulardienst als zu den gesandtschaftlichen Geschäften gefühlt, war deshalb früh aus dem Dragomanat geschieden und bekleidete schon seit Jahren den Posten eines preußischen Consuls in Jerusalem. Graf Goltz, der überhaupt die Verhältnisse mit einem großen

und freien Blick ansah und seiner ganzen Auffassung nach gewissermaßen dem größeren preußischen Zukunftsstaate angehörte, hatte den Plan, einheimische Kräfte heranzuziehen, wieder aufgenommen; ich war ihm in Berlin während meiner Studienzeit bekannt geworden, und seinem Betreiben hatte ich es zu verdanken, daß ich im Jahre 1861 nach Constantinopel berufen wurde. Der erste Dragoman stand, wie bereits erwähnt, in vorgerücktem Lebensalter, der zweite lag an einem unheilbaren Leiden schwer darnieder, und Graf Goltz bezeichnete es von vornherein als den Zweck meiner Verwendung, daß ich dermaleinst die Functionen des ersten Dragomans, dem die Vermittlung der politischen Verhandlungen oblag, übernehmen solle. Es ist mir in lebhafter Erinnerung geblieben, wie er mich bei meiner ersten Meldung in Bujukdere ermahnte, darauf bedacht zu sein, ein selbständiges Urtheil über die Verhältnisse zu gewinnen und mich ihnen freier gegenüberzustellen, als dies den perotischen Beamten gegeben sei. Er warnte mich, die Bedeutung der türkischen Staatsmänner und ihrer gerade damals in Blüthe stehender Reformbestrebungen zu überschätzen, wie dies nicht nur bei den einheimischen, sondern selbst bei fremden Diplomaten (er nannte dabei den damaligen englischen Botschafter Sir Henry Bulwer) Mode geworden, und drang darauf, daß ich mich von localen Einflüssen unabhängig halte, stets die Dinge im Ganzen und Großen sehe. Für einen unerfahrenen jungen Menschen, der in der einfachsten Umgebung unter lauter Freundschaft und in unbegrenztem Vertrauen zu seinesgleichen aufgewachsen war, blieb es ein unbehagliches Gefühl, plötzlich und dazu in wilder Fremde mit der rauhen Wirklichkeit des Lebens in Berührung zu kommen, Worte und Schritte behutsam überlegen, Menschen und Dinge vorsichtig beobachten, das natürliche Vertrauensbedürfniß einschränken, kurz an dem häßlichen Kampf um das Dasein Theil nehmen zu müssen. Indeß die glückliche Lebendigkeit des jugendlichen Alters half bald über diese bösen Stimmungen hinweg, und ich ward durch die neue Welt, die mich umgab, bald zu sehr in Anspruch genommen, um düsteren Gedanken nachhängen zu können. —

Meine nächste Aufgabe war, mich mit der türkischen Sprache vertrauter zu machen. Theoretisch war ich zwar im Arabischen und Türkischen vorgebildet und hatte mich des letzteren auch praktisch insoweit bemächtigt, daß ich mich bei meiner Ankunft in Constantinopel in der gewöhnlichsten Conversation ziemlich geläufig auszudrücken vermochte. Allein um in der Sprache geschäftlich zu verhandeln, wie es mein Beruf erforderte, bedurfte es doch noch einer eindringlichen Beschäftigung gerade mit dem geschäftlichen Stile. Ich machte mich zu diesem Behufe zunächst über die Lectüre großer Stöße türkischer Noten und Depeschen, die politische sowohl als laufende Verwaltungsgegenstände behandelten und zugleich durch ihren sachlichen Inhalt Belehrung gewährten. Eine besondere Schwierigkeit bot mir dabei die Entzifferung der türkischen Handschrift, denn obgleich ich Gedrucktes ziemlich fließend las, so wich doch die einer Stenographie ähnliche, vielfach verschlungene und abgekürzte Handschrift so sehr von den gedruckten Charakteren ab, daß ich zuerst auch keine halbe Zeile zu enträthseln vermochte und mit meiner ganzen Gelehrsamkeit verblüfft und beschämt

vor lauter Geheimnissen stand. Man kann sich die Schwierigkeit einigermaßen verdeutlichen, wenn man sich einen des Deutschen mäßig Kundigen und nur in der gedruckten Schrift Bewanderten plötzlich vor die Aufgabe gestellt denkt, ein mit Auslassung aller Vokale in gewöhnlicher Currentschrift sehr flüchtig geschriebenes Blatt zu entziffern. Ich fand indeß ein ergötzliches Mittel, der Sache näher zu kommen. Auf den öffentlichen Plätzen, meist vor den Moscheen, sitzen Schreiber, die den Leuten aus dem Volke gegen Entgelt Briefe, Eingaben und dergleichen zu Papier zu bringen pflegen. Ein kleiner Schemel, unter freiem Himmel auf einen Teppich gestellt, ein Kasten mit Papier, ein Tintenfaß und einige Schreibrohre bilden das ganze Handwerkszeug dieser Schriftgelehrten, die, ihre Knie als Schreibpult benutzend, vor ihren Auftraggebern ihre Arbeiten ausführen. Zu diesen Leuten nahm ich meine Zuflucht und ließ mir irgend einen mir bereits bekannten, gedruckten Text in Currentschrift umsetzen. Zu Hause verglich ich dann die erlangte Umschrift sorgfältig mit dem Gedruckten, vergegenwärtigte mir die Abweichungen zwischen beiden Schriftarten und löste so allmählich die Räthsel, die mir anfänglich unentwirrbar erschienen waren. Den größten Theil meiner Vormittage brachte ich mit Lectüre und solchen Uebungen zu; ein paarmal in der Woche besuchte mich auch der türkische Schreiber der Gesandtschaft, der die Reinschriften aller türkischen Noten zu besorgen hatte, die wir an die Pforte zu richten pflegten. Denn da die Orientalen einen größeren Werth auf Kalligraphie legen als wir, und ein Europäer es doch nie zu einer schönen orientalischen Handschrift bringt, so bedurfte jede Gesandtschaft eines solchen Schreibers. Er unterwies mich in dem Schneiden des orientalischen Schreibrohrs, des Calamus, in der Mischung der Tinte, die schwärzer und dicker ist als unsere und der Tusche ähnlich sieht, in der äußeren Form der Schriftstücke. Auch auf dem Knie zu schreiben lernte ich bei ihm und überzeugte mich von der Richtigkeit seiner Behauptung, daß es dabei leichter gelinge, der Schrift den specifisch orientalischen Zug zu geben. Er hielt strenge darauf, daß oben auf die Mitte des Bogens ein kleines Zeichen gesetzt würde, welches „bismillah", d. h. „im Namen Gottes" bedeutete, ferner, daß ein winzig kleines Stück aus der rechten Ecke des Blattes geschnitten würde, wodurch dem Adressaten seitens des Schreibers eine Respects- oder Höflichkeitsbezeugung erwiesen werden sollte. Ueberhaupt war er ein guter Moslem und strenger Formalist, und ich erinnere mich, daß, als er einmal einen Koran bei mir zu unterst auf einem Stuhle unter anderen Büchern und Papieren liegen sah, er ihn mit ernster Miene aus dieser unwürdigen Lage befreite und mir einschärfte, das gottgesandte Buch immer hoch und über die anderen Bücher an einen Ehrenplatz zu legen.

Gegen Mittag pflegte ich mich auf der Gesandtschaftskanzlei einzufinden, wo ich, ohne gerade durch meine Stellung verpflichtet dazu zu sein, mich freiwillig bei Erledigung der Consulatsgeschäfte nützlich zu machen suchte, so weit dies bei meinen geringen Vorkenntnissen möglich war. Das Formelle der bureaukratischen Arbeit war mir ein Buch mit sieben Siegeln: ich hatte einen großen Respect vor Denen, die es sicher zu handhaben verstanden, fürchtete immer,

mich durch meine naturalistische Art des Ausdrucks und der Behandlung von Geschäftssachen lächerlich zu machen, und war desto eifriger bemüht, mir diesen unentbehrlichen Schliff anzueignen. Ich drängte mich deshalb lebhaft dazu, allerlei Uebermittlungsschreiben und kleine Berichte, bei denen besondere sachliche Kenntnisse nicht erforderlich waren, anzufertigen, und es ist mir später diese Ausbildung von der Pike auf sehr zu statten gekommen. Ueberhaupt war der Aufenthalt auf der Gesandtschaftskanzlei auch in anderer Beziehung lehrreich und durch den Umgang mit dem Publicum selbst ergötzlich, wie ich denn von daher stets eine Vorliebe für den lebendigen Verkehr mit den Menschen und ihren Interessen behalten und mich später von dem grünen Tische aus oft danach zurückgesehnt habe. Auf unserer Kanzlei strömte nämlich in den Dienststunden Alles zusammen, was Gesuche, Anträge, Beschwerden bei der Gesandtschaft und durch ihre Vermittelung bei den türkischen Behörden anzubringen, Erkundigungen einzuziehen und Rath zu holen hatte. Deutsche Schiffscapitäne und Matrosen, Kaufleute und Handwerker, Türken, Armenier, Perser und Griechen, Beamte der Pforte und der fremden Gesandtschaften lösten sich in buntem Wechsel ab. Die mündliche Verhandlung mit diesen Leuten und die Erörterung ihrer verschiedenen Anliegen gab Gelegenheit, sich über mannigfaltige Verhältnisse zu unterrichten. Da erschien ein deutscher Kaufmann, der sich beschwerte, daß sein Schuldner, ein Armenier, von den türkischen Gerichten rechtskräftig verurtheilt und zur Haft gebracht, zur Feier des Osterfestes nach alter biblischer, von den türkischen Behörden übernommener Sitte, aus seinem Gefängnisse entlassen sei; er werde nun nicht mehr dingfest gemacht, weil er die Beamten bestochen habe. Ein Mohr aus dem Serail verlangte Stundung der Zahlung, die seine Herrin, eine verschwenderische Nebensultanin, einem deutschen Lieferanten für Schmuck und Juwelen schuldete; die Zeiten seien schlecht, die Apanage seit Langem rückständig, auch werde sie in entwerthetem Papiergelde gezahlt. Gerichtsboten der Pforte beschwerten sich über deutsche Unterthanen, die sich der Gestellung bei den Proceßterminen hartnäckig entzogen hatten. Ein Schiffscapitän meldete, daß ihm ein Junge entlaufen, der sich in der Stadt umher treibe und Böses im Schilde führe; dabei wurde erzählt, wie vor einigen Jahren ein solcher deutscher Schiffsjunge zum Islam übergetreten und es später im türkischen Dienst zu hohen Würden, bis zum Pascha, gebracht habe. Er hat noch im letzten russisch-türkischen Kriege, als Mehemed Ali Pascha, eine Rolle gespielt. Zahllos flossen die Beschwerden unserer Unterthanen über türkische Verwaltung und Rechtspflege; neben begründeten Ansprüchen trat oft recht sichtbarlich die Sucht hervor, aus den Rechtskränkungen, die man erfahren, wenn immer möglich eine Entschädigungsforderung gegen die türkische Regierung abzuleiten und aus der Protection der Gesandtschaft ein gewinnbringendes Geschäft zu machen. Da trug ein deutscher Handwerker vor, wie er sich in der Mittagshitze in seinem Hause bei offenen Thüren und Fenstern dem Schlafe überlassen, wie Diebe diesen Umstand benutzt und ihm eine fabelhafte Summe entwendet hätten, die er natürlich nie besessen. Er hielt die türkische Regierung für verpflichtet, ihm diesen Schaden zu ersetzen, und drohte, die Gesandtschaft bei dem preußischen Landtage zu ver-

klagen, wenn sie seinen Anspruch nicht bei der Pforte vertreten werde. Zahlreiche Reisende aus allen Theilen des Reiches meldeten sich bei uns und wußten über die Zustände im Innern manche lebendige Kunde zu bringen. Unter den Unterstützungsuchenden spielten deutsche Handwerksburschen eine große Rolle; manche hatten Aegypten, Palästina, Syrien und die unsichersten Gegenden Kleinasiens ungefährdet zu Fuß durchzogen und waren deshalb der Gegenstand meines stillen Neides. Wie viele merkwürdige und unbekannte Stätten hatten diese Burschen gesehen, nach denen sich der Freund des Alterthums vergeblich sehnte, ja, die nie der Fuß eines gebildeten Europäers betreten hatte! Sie rühmten die Gastfreundschaft der Mohammedaner und meinten, es sei mit dem guten Leben aus, sobald sie erst ihren Wanderstab ins Oesterreichische setzten. Unter diesen Vagabunden lebte übrigens eine Art geheimer Tradition; sie wußten in allen Levantestädten, von Aegypten bis nach Constantinopel, über Herbergen und namentlich darüber Bescheid, wer von den Consuln, Pastoren, Kaufleuten freigibig war, wer nicht. Auch traditionelle Reiseziele hatten sich bei ihnen ausgebildet. Neben Jerusalem und seinen heiligen Stätten galt namentlich der „steinerne Wald" bei Kairo als ein Wunder, das zu sehen jeder brannte. Sie pflegten sich auch durch Inschriften an sehenswerthen Punkten zu verewigen, wie denn ein Landsmann mir erzählte, daß er auf einer großen Reise in Aegypten, Syrien und Kleinasien an allen denkwürdigen Stätten immer wieder einem Sprüchlein wie dem folgenden begegnet sei: „Martin Ehinger aus Reutlingen, bin auch in Assuan, bin auch im steinernen Wald gewesen."

Die ersten beiden Monate vergingen mir in den eben geschilderten Beschäftigungen recht schnell; ich wurde nach Ablauf dieser Zeit für genugsam vorbereitet erachtet, um meinen ersten Schritt in die officielle türkische Welt zu thun, d. h. eigentliche Dragomanatsgeschäfte zu übernehmen. Natürlich konnte es sich nur um leichte und geringfügige Sachen handeln, und zwar fiel mir zunächst die Assistenz bei Verhandlungen vor dem türkischen Polizeigerichte zu. Die Geschäfte des Dragomanats waren nämlich dreifacher Art: politische, administrative und gerichtliche. Die politischen Geschäfte lagen dem ersten Dragoman ob, der demnach auch als die vornehmste und mächtigste Person galt; er suchte, wie das gebräuchlich war, fast Tag für Tag die türkischen Minister und höchsten Würdenträger auf, theils mit bestimmten Aufträgen des Gesandten, theils auch auf eigene Hand, um im Gespräche mit maßgebenden Persönlichkeiten den Stand der gerade schwebenden Fragen zu erkunden und Stoff zur politischen Berichterstattung zu sammeln. Denn da es in Constantinopel an socialen Beziehungen, wie sie in anderen Ländern den fremden Diplomaten mit den leitenden Männern und ihrem Anhang in Berührung bringen, gänzlich fehlte, die türkischen Kreise vielmehr ein abgesondertes Leben für sich führten, so bedurfte es, um von dem, was geschah, unterrichtet zu bleiben, einer Mittelsperson, die mit jenen Kreisen beständig Fühlung behielt, die tagtäglich gewissermaßen Reisen in die abgeschlossene türkische Welt unternahm. Die administrativen und handelspolitischen Unterhandlungen über Fragen, welche sich an die Interpretation der Verträge und Gesetze

knüpften, auch die größeren Reclamationen gehörten in den Geschäftsbereich des zweiten Dragomans. Der dritte endlich und seine Gehülfen hatten allen gerichtlichen Verhandlungen beizuwohnen, bei denen ein deutscher Unterthan, sei es als Kläger, sei es als Beklagter, betheiligt war. Die Aufgabe bestand nicht so sehr darin, die Verhandlungen zu verdolmetschen — dazu war der Gerichtsdolmetsch da — als vielmehr in der Ueberwachung der Procedur. Der Dragoman hatte darauf zu achten, daß Alles dem Gesetze gemäß vor sich gehe, daß der Schutzgenosse mit seinen Anträgen und Einwendungen gehört und keines seiner vertragsmäßigen Rechte verletzt werde. Denn nach den Capitulationen sind die von einem türkischen Gerichte mit einem Fremden aufgenommenen Verhandlungen nur gültig, wenn ihnen ein Delegirter der betreffenden Gesandtschaft beigewohnt hat. Die hauptsächlichsten Gerichte, mit denen deutsche Unterthanen in Berührung kamen, waren: das Handelsgericht, dessen Competenz sich auf Handelssachen, zum Theil auch auf Civilsachen erstreckte, und das Polizeigericht, welches über Contraventionen, Vergehen und Verbrechen aburtheilte. Da die deutsche Colonie zum überwiegenden Theil aus friedfertigen und ruhigen Leuten bestand, diese auch durch die Natur ihrer Geschäfte mit den Landeseingebornen nicht in so häufige Conflicte kamen, wie dies bei den durch Grundbesitz, Heirath und Gewerbebetrieb mit dem Lande verwachsenen Südeuropäern, den Italienern, Griechen, Dalmatinern u. s. f. der Fall, so war unsere Praxis an den Polizeigerichten eine unbedeutende; sie beschränkte sich meist auf die Verhandlung über geringfügige Contraventionen und dergleichen. Die Assistenz bei solchen Sachen war also wohl geeignet, auch einem Anfänger anvertraut zu werden, der dadurch, ohne eine zu schwere Verantwortung zu übernehmen, in das Formelle des Geschäftsbetriebes eingeführt wurde und zunächst im Kleinen die Kunst des Umganges und der Verhandlung mit den türkischen Behörden lernte.

Das Polizeigericht lag, wie die meisten türkischen Amtsgebäude, in dem eigentlichen Stambul, in der Nähe der Hohen Pforte. Die Gerichtssitzungen fielen in die Nachmittagsstunden, und man pflegte um Mittag von Pera aufzubrechen und sich zu Pferde nach Constantinopel zu begeben. Wie lebhaft stehen mir diese Ritte, die ich von nun ab fast täglich jahraus jahrein zu unternehmen hatte, vor den Augen! Es war jedesmal wie eine Reise aus einem Erdtheil, aus einem Culturgebiet in ein anderes, wenn man aus dem modernisirten Pera mit seinen Pariser Läden, seinen Gesandtschaftspalästen, seinem europäischen Straßenleben in das Labyrinth von Stambul hinein tauchte. — Den steilen Perahügel (den jetzt ein Tunnel durchbahnt, und dessen Mühsale und Gefahren die heutige Generation nicht mehr kennt) stieg man auf halsbrechenden Stufen hinab und gerieth dann in einen breiten Menschenstrom, der sich zu Fuß, zu Wagen, zu Pferde unter sinnverwirrendem Lärm der Brücke zuwälzte, welche Pera und Galata mit dem eigentlichen Stambul verbindet. Hier das gleiche Wirrsal und Getöse, gesteigert durch das schrille Pfeifen und betäubende Geprassel von zahllosen Dampfern, die, im Hafen circulirend, an der Brücke ihre Anlandungsstätten hatten und neue Menschenknäuel ausströmten. Es war keine leichte Aufgabe, durch diese Menge un-

gefährdet sich durchzuarbeiten, zumal bei regnerischem Wetter. Da die türkische Etikette strenger als die unserige auf reine Stiefel hält (wahrscheinlich der allgemein verbreiteten Teppiche wegen), so mußte man sich bei dem unergründlichen Koth mit gewaltigen, bis an die Kniee reichenden, eigens für die Constantinopler Verhältnisse construirten Ueberstiefeln ausrüsten und war durch diese und einen schweren Regenmantel auf dem Sattel eingeklemmt. In diesem unbehülflichen Zustande galt es dann, der Menge auszuweichen und zugleich die auf den nassen Brückenbohlen leicht strauchelnden Pferde stets im Auge und im Zügel zu halten. — Zum Trost erzählten mir ältere Collegen, daß diese Fahrten zu ihrer Zeit viel bedenklicher gewesen wären, namentlich wenn eine herrschende Pestepidemie sie nöthigte, mit einem großen, bis zu den Füßen reichenden Mantel von Wachstaffet einher zu gehen und sich mit einem langen Stock der Berührung mit dem Gedränge zu erwehren.

In Stambul angelangt, theilt sich die Menge; ein Theil wendet sich nach dem Bazar und der Geschäftsgegend, nach den großen in der Nähe des Bazars liegenden Hans, in welchen fremde und einheimische Kaufleute ihre Waaren niederlegen und Comptoirs zu haben pflegen; ein anderer, dem wir folgen, zieht sich nach der Hohen Pforte, dem Sitz der höchsten türkischen Behörden, und den Gerichtsgebäuden hin, welche letztere sich in geringer Entfernung von der Pforte befinden. Schon aus den ab und zu das Ohr treffenden Reden und Ausrufen der Menge erkennt man, wie deren hauptsächlichste Sorge sich um Rechtshändel dreht; „der schuldet mir so und so viel Piaster", „ich habe einen Bürgen verlangt", „ich habe eine Sentenz in Händen", „pfui der Betrüger; bei Allah! ich schwöre, er hat falsche Zeugen gehabt!" — so schallt es von hier und da; lebhafte Gesticulationen, zuweilen, wenn auch nur selten, von Thätlichkeiten begleitet, illustriren diese ambulanten Auseinandersetzungen. Als ich fünfzehn Jahre nach meiner ersten Wanderung durch jene Straßen wieder einmal den Fuß dorthin setzte, fand ich bei aller Aenderung, die die Oertlichkeit erfahren hatte, den Menschenstrom dort ganz mit denselben Dingen beschäftigt wie ehemals, und alle Kunstausdrücke der türkischen Gerichtssprache tönten mir wieder ins Ohr.

Sonst trug jener Theil Constantinopels im Jahre 1861 noch ein stark alterthümliches Gepräge; er mochte seit Jahrhunderten sich wenig verändert haben, denn das Aeußere stimmte wohl mit den Bildern, welche alte Reisebeschreiber von Stambul entworfen. Da stand noch als Wahrzeichen vergangener Zeiten eines jener Binnenthore, wie sie ehemals in den orientalischen Städten die einzelnen Quartiere abzuschließen pflegten. Durch seine engen Bogen sah ich noch die Mekkakarawanen ziehen mit den Kameelen, welche die Geschenke des Sultans für die heilige Stadt trugen. Die kostbaren Gaben waren auf den Höckern thurmhoch aufgepackt, so daß sie die Pforte nicht zu passiren vermochten, ohne daß vorher deren Schwelle aufgerissen und der Boden vertieft worden wäre; diese Operation wurde alljährlich jedesmal von Neuem vorgenommen und hatte so den Charakter einer Ceremonie erlangt, welche die im Munde des Volkes laufende Hyperbel wahrmachen sollte: „Die Gaben des Herrschers der Gläubigen sind so zahlreich gewesen, daß sie die

Thore der Stadt nicht passiren konnten." — Die Straßen jenes Stadttheils waren überhaupt damals noch eng, gewunden und winkelig; stumme, vergitterte Wohnhäuser wechselten mit allerlei Handwerksstätten und bunt ausstaffirten Kaufläden ab: in jenen ein geschäftiges Hantiren, das sich bis in die Straße selbst herein zog; in diesen still-beschauliche Verkäufer, die mit einer gewissen Verachtung auf das Gewühl herab zu sehen schienen. Als Sinnbild orientalischer Stabilität ist mir ein beturbanter Greis in Erinnerung, den ich wenigstens zehn Jahre lang tagtäglich genau in derselben Positur, an derselben Stelle seines Ladens, stets mit demselben Gesichtsausdruck, mit derselben Bernsteinspitze im Munde so unbeweglich sitzen sah, daß er fast einem jener gemalten Aushängeschilder glich, wie sie unsere Tabaksläden zu zieren pflegen. Weniger beständig als der menschliche ist der örtliche Charakter jenes Quartiers geblieben; der steigende Verkehr und die periodischen Feuersbrünste, von denen die vom Jahre 1865 dem alten Stambul besonders verderblich war, haben das Labyrinth der Gassen hinweg geräumt. Das sogenannte Gartenthor mit seiner Erinnerung an die Mekkakarawane ist vom Erdboden verschwunden; eine breite, staubige, in der Mitte von den Schienen einer Pferdebahn durchschnittene Straße hat die malerischen, im Sommer stets schattigen und kühlen Gassen ersetzt, und ein starres, kahles Alignement von kleinen Steinhäusern herrscht jetzt, wo früher eine Mannigfaltigkeit von großen und kleinen Holzbauten, Butiken und Erkern das Auge erfreute. Wer heute noch Alt-Constantinopel sehen will, muß in abgelegene Quartiere wandern. Nur das Polizeiministerium hat trotz seiner Baufälligkeit dem Zahn der Zeit widerstanden: ein mächtiger, verwahrloster Holzbau, mehr einem Karawanserai als dem Sitze der strafenden Gerechtigkeit ähnlich. Den Vorhof bedeckt ein dichtes Gewimmel, zum Theil der Auswurf der Constantinopler Menschheit. Montenegriner, Kroaten und Arnauten, Gestalten, denen man nicht gern in der Einöde begegnen möchte, sitzen neben schwarzäugigen, ernsten Persern; hier und da kauern Derwische, zerlumpte türkische Weiber und geschminkte Dirnen aus dem Matrosenviertel von Galata. Im Hintergrunde des Hofes ein bretterner Verschlag, wenig mehr als manneshoch über der Erde, ohne Fenster, mit einem ochsenaugigen Ausschnitt, durch den ein Gewirr von Köpfen und gesticulirenden Gliedmaßen sichtbar wird. Dieser Käfig ist das erste Depot, welches die Delinquenten aufnimmt, bis ihre Abführung in die eigentlichen Gefängnisse erfolgt. Die Treppen hinauf, bis zu den weiten Corridoren, steht, sitzt, kauert und liegt unübersehbar eine bunte Masse; dazwischen circuliren Verkäufer von Wasser, Limonaden, Bretzeln und dergleichen; Gensdarmen, die ihre Opfer abschleppen, Beamte, die Papiere tragen oder aus den großen, auf dem Corridor unter der Menge herum stehenden, mit rother Kuhhaut überzogenen Kisten, den Gerichtsarchiven, Acten hervor suchen. — Diesem Gewühle gegenüber boten die eigentlichen Gerichtssäle verhältnißmäßig den Eindruck der Ruhe und Ordnung. Um einen großen, hufeisenförmigen Tisch (der auch hier die Amtsfarbe Grün trägt) saßen oder kauerten die würdigen Richter, theils mit überschlagenen Beinen, theils in anderen verschlungenen Stellungen, wie sie der Orientale liebt, und die er

immer bequemer findet als das steife Sitzen nach unserer Art. Eine besondere Amtstracht gab es nicht; nur der Mollah, der zu jener Zeit in keinem richterlichen oder verwaltenden Collegium fehlen durfte und darüber zu wachen hatte, daß nichts dem religiösen Gesetz Zuwiderlaufendes vorkomme, stach durch seinen weißen Turban und seine bauschige alttürkische Tracht von dem langen Schwarzrock ab, der das gewöhnliche Costüm der neutürkischen Beamten bildete. Die Sitzung wurde gewöhnlich mit einem gemeinsamen Trunke schwarzen Kaffees eröffnet, den die Diener dem gesammten Collegium präsentirten, und den ich, auf einem Sessel neben dem Präsidenten installirt, mit einzunehmen pflegte.

An diesen Genuß schloß sich ein Geplauder über allerlei Vorfälle des Tages und Stadtneuigkeiten; Erkundigungen über den Gesundheitszustand leiteten gewöhnlich die Conversation ein; diese wurde durch Herzählung von allerlei Beschwerden und Gebrechen weit ausgesponnen, wie denn überhaupt die Türken halbmedicinische Unterhaltungen sehr lieben. Namentlich die Vornehmeren ergehen sich gern in solchen Gesprächen und sind fast immer, wenn nicht Hypochonder, so doch sehr weichlich und wehleidig. Nachdem dieser Klatsch erledigt war, wurden die ersten Parteien eingeführt und an der Oeffnung des hufeisenförmigen Tisches aufgestellt, geleitet durch einen Gerichtsdiener, der zwischen beiden Stellung nahm und die Aufgabe hatte, etwaige allzu heftige Gesticulationen und Ausrufe zu mäßigen. Bei besonders aufgeregten Charakteren pflegt er die Hände auf die Schultern beider Theile zu legen, sie durch meist höfliche Zurufe, als: „ruhig, mein Lamm," „warte, meine Seele," zu besänftigen. Der Kläger beginnt alsdann seine Sache auseinanderzusetzen, der Verklagte antwortet mit seinen Einwendungen. Ich habe bei dieser Gelegenheit oft bewundert, welche natürliche Meisterschaft die Orientalen, selbst die Leute aus den unteren Volksklassen, in der Rede besitzen. Sie sind geborene Erzähler und Darsteller; die geringfügigste Anekdote, die kleinste Auseinandersetzung eines Sachverhältnisses gewinnt in ihrem Munde einen eigenen Reiz durch die Lebendigkeit, Klarheit und greifbare Faßlichkeit ihrer Darstellung. Ich habe in späteren Zeiten einer der ersten Sitzungen des neugeschaffenen türkischen Parlaments beigewohnt und war erstaunt, bei diesen Deputirten, die ohne jede geschäftliche und rednerische Vorbildung aus dem Stillleben asiatischer Landstädtchen zum ersten Male eine Rednerbühne betraten, eine Gewandtheit, Sicherheit und Gefälligkeit des Ausdrucks und des äußeren Auftretens zu finden, wie man sie unter gleichen Bedingungen in anderen Ländern nicht antreffen würde. Nachdem die Parteien sich in Rede und Gegenrede erschöpft, wurden sie von dem Gerichtsdiener abgeführt; oft mußte der Schwung der Beredtsamkeit bei dem Einen oder dem Anderen gehemmt werden, aber es geschah dies immer, auch den kleineren Leuten gegenüber, in höflicher Weise, und regelmäßig genügte der Ausruf: „haben Sie die Güte," ohne weiteren Zusatz, um selbst Aufgeregte zum Rückzug zu bewegen. Dann trat das Collegium in die Berathung ein; auch hier war es zu verwundern, mit welcher Klarheit und Präcision der Referent, meist ein Mann ohne jede juristische Bildung in unserem Sinne, die verwickeltsten Sachen auseinander-

zulegen und ein deutliches Bild des in Betracht kommenden Herganges zu entwerfen verstand. Eine feine und scharfe Beobachtungsgabe und ein hoher Grad von Menschenkenntniß pflegen allen Orientalen eigen zu sein; dabei sind sie von Jugend auf so sehr daran gewöhnt, ihre Gedanken und ihre Affecte zu verbergen und deren Ausdruck den Umständen und Personen anzupassen, sie sind so vollendete Meister in der Verstellung, daß sie nicht leicht von ihresgleichen hintergangen werden. Ich war oftmals enttäuscht und überzeugt zugleich, wenn ein Untersuchungsrichter durch schlagende Zusammenstellung kleiner Züge und Umstände nachwies, wie dieser oder jener, dessen Auftreten mich für seine Unschuld eingenommen hatte, vor dem schärferen Auge des Richters die Prüfung nicht bestehen konnte. Dem Referat folgte die Discussion, an der sich die einzelnen Mitglieder des Collegiums je nach Lust betheiligten.

Der Gerichtshof bestand in seiner Mehrheit aus türkischen Richtern, doch hatten auch einzelne christliche Unterthanen der Pforte, Griechen und Armenier, Sitz und Stimme; sie zeichneten sich vor den Türken durch größere Arbeitsamkeit und Bildung aus, und daher kam es, daß in allen wichtigeren und verwickelteren Verhandlungen ihnen thatsächlich die Hauptrolle zufiel. Freilich waren sie vorsichtig genug, den Türken immer den Ehrenplatz und die scheinbare Leitung zu überlassen, ähnlich wie man auf türkischen Kriegsschiffen dicht hinter dem Capitän, einem Türken, den Dalmatiner oder Griechen als eigentlichen Leiter des Schiffes stehen sieht. Uebrigens bildeten diese Berathungen die schwächste Seite des Verfahrens; der türkische Präsident, der zudem durch einen Schwarm von gehenden und kommenden Beamten mit allerlei Anfragen und Aufträgen abgezogen wurde, war unfähig, die Discussion einzuschränken und zu leiten; man kam vom Hundertsten ins Tausendste, und häufig wurde ein neuer Kaffee befohlen, um das gesammte Gerichtspersonal zu erquicken: „unser Geist ist ins Schweifen gerathen, wir müssen einen Kaffee nehmen," hörte ich oft einen alten türkischen Richter ausrufen, dessen Thätigkeit sich auf solche gemeinnützige Schlußanträge der Debatte zu beschränken pflegte. Es ging überhaupt sehr harmlos zu. Ab und zu empfing einer der Richter einen Gast als Besuch, der ohne Weiteres an der Gerichtstafel Platz nahm und sich ungenirt in die Discussion mischte. Ich erinnere mich, daß einstmals ein schwarzer Eunuch aus dem Palast des Sultans mitten in der Sitzung unserem Präsidenten einen Freundschaftsbesuch abstattete; Alles erhob sich ehrerbietig vor dieser wandelnden Ofenröhre, welcher der Ehrenplatz neben dem Präsidenten angewiesen wurde; natürlich wurde wieder Kaffee und Tabak herum gereicht, und dann gab der Schwarze lachend und scherzend auch seine juristische Weisheit über den gerade vorliegenden Fall zum Besten, die mit gebührender Verehrung und dem Rufe: „Bravo! Sie haben sehr treffend zu bestimmen geruht," aufgenommen wurde.

Bei diesen Berathungen des Gerichtshofs war es, wo ich meine eigentliche Thätigkeit zu entfalten hatte; die Aufgabe des Dragomans bestand darin, die Richter auf etwaige Lücken im Verhör, auf Punkte, die zu Gunsten des fremden Unterthans sprechen konnten, aufmerksam zu machen, falsche Anwendung der

Gesetze oder Mängel der Procedur zu verhüten, kurz, als Advocat seines Schutzgenossen aufzutreten. Diese Aufgabe war nicht leicht; zunächst erforderte sie eine große Beherrschung der Sprache, denn wer des Conversationsstils einer Sprache noch so mächtig ist, vermag darum noch nicht ohne Weiteres über geschäftliche Dinge zusammenhängend Vortrag zu halten. Dann waren die türkischen Richter gar nicht sehr geneigt, sich von den Dragomans hineinreden zu lassen; sie empfanden überhaupt deren Controlle als eine Fessel und Kränkung ihrer Würde. Aus diesem Gefühl ergab sich, daß sie von vornherein *für* den türkischen Kläger oder Verklagten, der sich ja nicht eines privilegirten Beistandes bei Gericht erfreute, wie ihn der Fremde an seinem Dragoman hatte, *gegen* den Fremden eingenommen waren und den Dragoman dadurch erst recht in die Rolle eines advocatus diaboli hineindrängten. Denn da dieser immer die Ungunst der türkischen Richter mit in Rechnung ziehen mußte, so pflegte er bei seinen Anträgen zu Gunsten seines Clienten nun ein gut Theil über das, was er wirklich erreichen wollte, vorzuschlagen, etwa wie es ein Verkäufer mit einem feilschenden Kunden zu machen pflegt. So handelte es sich schließlich zwischen Richter und Dragoman weniger um Schuld oder Unschuld des betreffenden fremden Unterthans als für den Einen darum, ihm etwas am Zeuge zu flicken, für den Anderen, ihn möglichst glimpflich aus der Sache zu ziehen. Dabei wurden seitens der durch ihre Privilegien verwöhnten Fremden die übertriebensten Anforderungen an den gesandtschaftlichen Schutz gestellt; sie schrieen auch in den Fällen über Unrecht der türkischen Justiz — weil es nun einmal die türkische war — wo sie sich einem härteren Urtheil ihrer heimischen Gerichte schweigend gefügt hätten. Das Schwierigste war bei dergleichen Verhandlungen, den Richtern gegenüber den rechten Ton zu treffen. Grobheit oder gewaltsames und heftiges Auftreten hätte die Verhandlung sofort zum Conflict entwickelt, der dann erst einen Recurs an höhere Behörden nöthig gemacht und die Erledigung der meist schleunigen Sachen zum Schaden unserer Unterthanen endlos in die Länge gezogen haben würde. Auch ging es nicht immer an, die Gesandtschaft, welche ohnehin tagaus tagein zahlreiche andere Streitfälle mit der Pforte auszufechten hatte, wegen geringfügiger Sachen in principielle Discussionen mit der Pforte zu verwickeln. Man mußte also mit den äußersten Mitteln sparsam sein, zumal es nicht zweckmäßig war, sich bei den Gerichten, mit denen man immer wieder zu thun hatte, von vornherein in den Geruch einer intraitabeln Persönlichkeit zu bringen. Sanftmuth und Nachgiebigkeit waren auch wiederum nicht angebracht, denn es herrschte, wie bemerkt, eine Voreingenommenheit gegen die Fremden, die weniger aus Rassenhaß als aus dem Hange entsprang, ihnen ihre privilegirte Stellung streitig zu machen. Dazu trat, wie sehr bald auch dem Neuling offenbar wurde, daß in allen Angelegenheiten, wo höhere oder einflußreiche Personen ins Spiel kamen, oder wo es sich um ein Interesse der Regierung handelte, das Gericht sich jeglicher Unabhängigkeit bar und ledig erwies. Einen Pascha zur Gestellung zu bringen war geradezu unmöglich; es genügte die Empfehlung irgend einer mächtigen Person, um die ganze Procedur zu beeinträchtigen oder zu sistiren. Auf Gerechtigkeit und rein sachliche Ent-

scheidungen war daher annähernd nur in den kleinen und unbedeutenden Händeln zu rechnen, welche die misera contribuens plebs unter sich hatte. Namentlich die christlichen Richter spielten überall, wo es sich darum handelte, dem bestehenden Recht zu Gunsten eines Mächtigen Gewalt anzuthun, eine verächtliche Rolle; sie waren es, die den schwerfälligeren Türken erst auf die Sprünge halfen und durch ihre größere Bildung, ihre Sprachkenntniß, ihre verhältnißmäßige Bekanntschaft mit europäischen Rechtsformen und Gedanken sich stets bereit finden ließen, wo es galt, eine Rechtsverdrehung zu beschönigen und zu drapiren. Was mir als Anfänger die größten Schwierigkeiten bereitete, war, zwischen Wahrheit und Lüge zu unterscheiden; es ist mir das auch nach jahrelangem Verkehr mit den Orientalen immer noch schwer geblieben, und das Schwanken zwischen Vertrauen und Mißtrauen hat mir manche unbehagliche Stunde bereitet. Diese Leute wußten in Ausdruck, Sprache und Gebärde einen solchen Schein von Ehrenhaftigkeit, Offenheit und Uneigennützigkeit zu zeigen, sie verstanden es, ihrer sittlichen Entrüstung über Bestechung und Lüge eine so lebhafte Aussprache zu geben, daß ich immer wieder zum Vertrauen geneigt und häufig getäuscht wurde. Ich schämte mich dann meiner eigenen Thorheit und wurde in Folge dieser Erfahrungen auch mißtrauisch in solchen Fällen, wo, wie sich nachträglich zeigte, es nicht angebracht gewesen war.

Kurz, ich lebte in einem beständigen Kampf zwischen vertrauenden und mißtrauenden Empfindungen, in den sich dann noch häufig selbstquälerische Zweifel mischten, ob ich in dem gegebenen Falle auch die Interessen meiner Landsleute kräftig genug wahrgenommen hätte, ob ich nicht noch dieses und jenes zu ihren Gunsten hätte vorbringen oder thun können. Oft sehnte ich mich in solchen Lagen nach den Hyperboräern zurück, deren Wesen zwar steif und unliebenswürdig, bei denen aber ein Wort ein Wort, ein Mann ein Mann ist; so lernte ich früh den ärgsten Fluch des Orients kennen, der in der schrankenlosen Herrschaft liegt, welche die Lüge dort über die Menschen ausübt, so daß, wie ein feiner Beobachter bemerkt hat, die Grenzen von Wahrheit und Lüge dort fast immer in einander verschwimmen.

* * *

Mit dieser Apostrophe über den schlimmsten Fluch des Orients brechen Busch's Aufzeichnungen aus den Anfängen seiner orientalischen Lehrzeit ab. Die schlichte Beschaulichkeit der vorstehend aufgerollten Bilder macht Hinzufügungen überflüssig: die Art der Betrachtung ist für den Verfasser und den Ernst seines Wesens, die Durchsichtigkeit der Schilderung für die Zustände bezeichnend, unter denen er das folgende Decennium verbrachte, um sodann die Stellung des ersten, vornehmlich mit politischen Verhandlungen beschäftigten Dragomans in Constantinopel mit derjenigen des Consuls in St. Petersburg zu vertauschen und dadurch eine Kenntniß osteuropäischer Menschen und Zustände zu erwerben, deren Umfang allein durch ihre Gründlichkeit übertroffen wurde.

Auf die ersten am Goldenen Horn verbrachten Jahre hat Busch stets mit der Dankbarkeit zurückgeblickt, die „Werdenden" eigenthümlich ist. Und

ein „Werdender", d. h. ein unaufhaltsam Vorschreitender war der jugendliche Dragoman im eminenten Sinne des Worts gewesen. Wenige Jahre hatten hingereicht ihn über Land und Leute am Bosporus und über die gegenseitigen Beziehungen der verschiedenen unter türkischer Herrschaft lebenden Rassen und Bekenntnisse so genau zu orientiren, daß er — ohne es selbst zu wissen — für seine Umgebung zur Autorität geworden war. „Während er fortfuhr, in seinem Innern Gelehrter zu bleiben," so schreibt einer von Busch's vertrautesten Genossen der ersten Constantinopolitaner Jahre, der schwedisch norwegische Generalconsul in Hamburg, Herr Ankar Bödker, „entwickelte er sich zum sicheren Beobachter der ihn umgebenden Welt, zum scharfsichtigen Menschenkenner und damit zum praktischen Diplomaten. Wissenschaft und Erfahrung gingen in ihm eine Verbindung ein, wie sie nur selten vorkommt. Während seiner gesammten Laufbahn aber blieb er derselbe, mild und human denkende, sichere und dabei einfache Mann, der er von Hause aus gewesen war. Das Vertrauen zu ihm mußte von selbst kommen, weil er wahrhaft menschenfreundlich war und die ihm eigenthümliche geduldige und wohlmeinende Art niemals verleugnete. Wenn er in der Türkei mehr als Andere ausrichtete, so kam das nicht zum geringsten Theil auf Rechnung des feinen, auf echter Humanität ruhenden Tacts, mit welchem er unnöthige Reclamationen unterließ und allein wichtige Dinge wichtig behandelte. Die Freundschaft mit ihm ist mir eine der allertheuersten Erinnerungen meines Lebens geblieben."

Nationale Gegensätze im heutigen Finnland.

Von

Th. Pezold.

[Nachdruck untersagt.]

Als vor wenigen Jahren die jetzt verwittwete russische Kaiserin Maria an der Seite Alexander's III. den kleinen finnländischen Ort Willmanstrand am Südufer des Saimasees besuchte, da stellte sich dem kaiserlichen Paar ein denkwürdiges Schauspiel dar. Mitten aus den bewaldeten Eilanden des Landsees sah man ein vergoldetes Fahrzeug sich der Stelle nähern, wo die kaiserlichen Gäste Platz genommen, ein Ruderboot, in regelrechtem Tacte fortbewegt von zwölf finnländischen Damen, den schönsten, vornehmsten, besten Ost-Finnlands, gekleidet in die bunt gewirkten Nationalcostüme aller Landschaften, die das weit gestreckte Becken des Saimasees umgeben; ein blitzendes Lanzengitter, richten sich die vergoldeten Ruder auf, das Boot legt an, und seine schöne Besatzung nimmt das Kaiserpaar in ihre Mitte, um ihm die Reize ostfinnischer Natur, die dioramaartig beim Durchkreuzen des Sees vorüber gleiten, auf erneuter Wasserfahrt zu weisen. Was hier vor sich ging, war kein bloßes Schaustück, kein erkünstelter Operneffect. Wie alle Lebensäußerungen, die man in Finnland zu sehen bekommt, den Charakter des Hergebrachten an sich tragen, so stellte sich in dem improvisirten Prachtschiff ein Stück uralter finnländischer Tradition dar: war dieses im Grunde doch nur die durch Kunst und Herrlichkeit aller Art gleichsam geadelte Riesenbarke, mit der die örtliche bäuerliche Commune den Gerichts- oder Pfarrherrn abzuholen pflegt, wenn Ersterer in dem Inselllabyrinth des Landes seine Rundreise macht, um Streitigkeiten zu entscheiden, oder Letzterer, um ihnen vorzubeugen. Gibt es ein Land, wo die Sitte in treuer Nachahmung der Natur mit deren Beharrungsvermögen die Fähigkeit vereint, jene durch Reich und Arm, Vornehm und Gering bedingten socialen Unterschiede doch immer in den Grenzen eines Gesammttypus zu halten, so ist es das arme, entlegene und wenig beachtete Finnland, welches in dieser Beziehung gewiß ästhetisch beachtenswerth ist für jeden westeuropäischen oder russischen Cultureklektiker. Auf wenige Typen nur beschränkt sich hier, was die Natur geschaffen: der föhrenumsäumte Landsee, die blumenbesäte Halde, das Meer, bestreut mit unzähligen Granitsplittern, die Stromschnelle,

der Wasserfall, allüberall vom Blaugrün des Nadelholzes mit seinen bräunlichen Säulenschaften beschattet. — Und Hütte, Haus und Prachtbau, selbst im anspruchsvollen Heimwesen statt der Tapeten die rund hervorragenden, ungeschälten Stämme junger Kiefern oder braune, glänzend gefirnißte Bretterwände, die Farbe dem thaubefeuchteten Jungwald nachgeahmt; an der Decke, da, wo die eigentliche Täfelung fehlt, die ausgemalten geometrischen Formen, die die beherrschende Holzcultur des Landes so leicht an die Hand gibt. Am Fußboden der Teppich, aus bunt geblümten Bändern zusammengefügt, in den blauen, rothen, gelben Streifen, wie sie der Wechsel der Jahreszeiten in die Flur des Landes webt. In den Nationaltrachten der Bäuerinnen dieselbe Vorliebe für das Holzmodell, wie sie Wand und Decke des Hauses zeigen. Am Saum des Rockes und am Aermel, an Schulter und Busen, schwarz, roth, blau, jene spitzwinkligen Gebilde, deren kunstreiche Ineinanderschaltung in Form und Farbe ihren malerischen Reiz bedingt.

Wo die gesammte Erscheinungswelt, Schöpfung und Nachschöpfung, ein derartig immer wiederkehrendes, einheitliches Gepräge tragen, da pflegt man wie unwillkürlich geneigt zu sein, auch auf Einheitlichkeit und Harmonie der socialen Gestaltungen zu schließen, jene Kämpfe für ausgeschlossen zu erachten, die jedes Erwachen des freien Menschenbewußtseins im Gefolge hat; und doch gehört Finnland zu den Ländern, wo nationale und sociale Gegensätze in consequenter und oft erbitterter Fehde einander gegenüber stehen, und es verlohnt sich wohl, einen orientirenden Blick auf jene Westeuropa so fern liegenden Verhältnisse zu werfen.

I.

Eine nach Osten ausstrebende Curve, vom Istrischen Golfe über Central-Europa hin bis zum nördlichen Ufer des Bottnischen Busens gezogen, dürfte annähernd die Richtung jenes Ländergürtels bezeichnen, wo zumal im zweiten und dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts sich die nationalen Bestrebungen geltend machten, welche der Reihe nach als Slawismus, Magyarismus und Finnismus zu bezeichnen wären und an die sich, zwischen Preußischer Seenplatte und Finnischem Busen, die einer späteren Zeit angehörigen nationalen Velleitäten des Litthauer-, Letten- und Esthenthums, das geometrische Bild vervollständigend, anschließen lassen.

Früh schon, bereits in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts hatte sich das auch nach der Reformation seinen hierarchischen Charakter nicht einbüßende Episkopat Finnlands des Studiums der einheimischen Volkssprache angenommen, deren Laut- und Formgesetze seiner schwedisch-lateinischen Vorbildung so manches schwer zu lösende Räthsel aufgaben; ihm folgten in ähnlichen Bestrebungen die Lehrer der 1640 gegründeten Universität Abo, der Pflege von Seelenheil und Jugendbildung die Ergründung der Vergangenheit und psychischen Geartung des fremdstammlichen Landvolkes beigesellend. Der seit dem Ende des 18. Jahrhunderts von Schweden her auch in Finnland eingedrungene Rationalismus mag zuerst ein trennendes Moment hinein getragen haben in das Verhältniß der bäuerlichen finnischen Bevölkerung zu dem einzigen

örtlichen Träger westeuropäischer Cultur, dem schwedischen Seelsorger, und daß auch in Finnland das äußere Leben dieser Letzteren während der ersten Jahrzehnte unseres Säculums selbst mäßigen Ansprüchen moralischer Art nicht immer entsprochen habe, läßt sich auf dem Wege der Analogie schon aus den amtlichen Berichten annehmen, die der bekannte Jesaias Tegnèr über ihre Amtsgenossen in der ehemaligen schwedischen Heimath seinen kirchlichen Vorgesetzten zukommen ließ. — So sind denn die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts durch eine tief greifende pietistisch-sectirerische Bewegung unter dem finnischen Landvolk bezeichnet, das sich von jeher, nicht ungleich dem russischen, durch einen stark ausgesprochenen subjectiven Mysticismus ausgezeichnet hatte. Sectirerische Propheten, oft von großer Herzenswärme und hervorragendem Opfermuthe und zugleich mit zündendem Worte ausgestattet, treten aus seiner Mitte hervor, mit ihrem Appell an das Landvolk das Band lockernd oder gar zerreißend, welches das Letztere bisher mit der schwedischen Geistlichkeit verknüpft hatte, und damit zugleich in ihm die Keime eines Stammesbewußtseins zeitigend, das sich dem Aristokratismus des herrschenden Schwedenthums gegenüber nicht frei von demokratisirenden Tendenzen zu erweisen begann. — Ungefähr gleichzeitig mit dieser religiösen Bewegung nimmt die in ihren Anfängen rein wissenschaftlichen Zwecken gewidmete Beschäftigung mit finnischer Sprache und finnischem Volksthum einen publicistisch-agitatorischen Charakter an und erweitert sich zugleich der Kreis derer, die dieser Beschäftigung oblagen. Das gelehrte Forschen auf dem Gebiete finnischer Sprache und Alterthumskunde erleidet keine Unterbrechung, aber es gesellt sich ihm ein reflectirendes Element im Dienste eines zu individueller Selbsterkenntniß und Selbstschätzung erst zu weckenden Volksthums, ein Element, das, wie leicht begreiflich, seine Förderung bald auch in ungelehrten Kreisen findet. Hatten bisher nur wenige periodische Blätter, ausschließlich in schwedischer Sprache erscheinend, den bescheidenen Bedürfnissen nach Publicität Rechnung getragen, so konnte man jetzt ihnen zur Seite Organe finnischer Zunge entstehen sehen. Im Jahre 1832 wird die gelehrte finnische Gesellschaft in Helsingfors gegründet, der eigentliche Stamm ihrer Mitarbeiter, ursprünglich dem zünftigen schwedischen Gelehrtenthume angehörig, erweitert und ergänzt sich bald sowohl aus der eifrig für die Sache Partei ergreifenden studirenden Jugend, wie ganz besonders noch aus ungelehrten finnischen Kreisen, in denen sich mancher kleine Grundeigenthümer und Handwerker findet, dessen Mitschaffen am gemeinsamen Werk mit Freuden begrüßt werden kann. Wenige Jahre nach Gründung jener Gesellschaft, 1835, gibt Elias Lönrot seinen „Kalewala" heraus[1], finnischen Runen-Denkmälern entnommene Dichtungen, in ihrer national-politischen Wirkung nicht ganz unähnlich jener, die Hanka's Königinhofer Handschrift, wie man sich auch ihrem Texte gegenüber verhalten mag, auf die derzeitigen nationalen Bestrebungen des Czechenthums ausübte[2].

[1] Vergl. Deutsche Rundschau, 1899, Bd. LXXXXVII, S. 374: „Volkslieder und Volksglaube der Finnen". Von Alfred Gercke.

[2] Vergl. Deutsche Rundschau, voriges Heft, S. 309: „Die Anfänge der slawischen Bewegung in Oesterreich-Ungarn".

Es dürfte vielleicht eine dankbare Aufgabe für eine künftige Geistesgeschichte unseres Jahrhunderts abgeben, jenen individuell so verschiedenen Wirkungen nachzugehen, die die Hegel'sche Deutung des weltgeschichtlichen Processes in Prag, Moskau bis in das bescheidene Helsingfors hin gefunden, welches seit 1827 die von Abo dorthin verlegte Hochschule Finnlands barg. Mochte das Slawenthum in jener jeder individuellen Phantastik so außerordentlich Rechnung tragenden Restaurationsperiode mit halb orientalischer Einbildungskraft dem Hegel'schen Gedanken seine politische Epopöe nachdichten; es war ein Sprößling der nüchtern verständigen Geistesrichtung des damaligen Skandinavien, der den Satz von der engen Bedingtheit des Sittlichen vom Nationalen auf das Volksthum Finnlands anwandte, mit den Mitteln Hegel'scher Dialektik dessen Recht und Pflicht, der Eigenart die spontane Entwickelung zu geben, formulirte. Sich je nach dem Leserkreis, an den er sich wandte, zweier Sprachen, des Schwedischen sowohl wie des Finnischen, bedienend, verstand es Snellmann bei seiner publicistischen Propaganda des Finnophilismus, den Bedürfnissen des Höchstgebildeten, wie des kleinen Mannes zugleich gerecht zu werden und neben dem speculativen Moment, wie es vorzugsweise in seiner Theorie vom Staate zu Tage tritt, auf rein praktischen Gebieten, in Landwirthschaft und Geldwesen, fördernd einzuwirken. Im wesentlichen Unterschied von der Mehrzahl der heutigen Finnophilen hielt er fest an der Bedeutung und Tragkraft des schwedischen Culturerbes; was irgend Keimfähigkeit in letzterem verhieß, sollte treu bewahrt werden als Geistesferment einer vielleicht ferner Zukunft angehörigen genuin finnischen Cultur. Einstweilen gelte es wohlwollende Anerkennung der Eigenart beider Stämme, die durch die Ethik und den Ideengehalt des beiden gemeinsamen Protestantismus geeint und, durch manche Charaktereigenthümlichkeit sich gegenseitig ergänzend, in der Pflege von Geistesbildung und Gesinnungstüchtigkeit Ersatz suchen sollten für die sonst so bescheidenen Verhältnisse, in die Mutter Natur sie gestellt.

Um jene Bestrebungen der Finnophilen, oder — wie sie nicht ohne einen gewissen Anflug von Spott schwedischer Seits im Lande genannt werden — der Finnomanen recht zu verstehen, ist es nöthig, sich über die politische Situation Finnlands Rechenschaft zu geben und zugleich den stark entwickelten Sinn des Finnländers für eine politische Sonderexistenz zu berücksichtigen, wie solcher bereits in den Zeiten der schwedischen Herrschaft zu Tage getreten. Nachdem zuerst Peter der Große und nach ihm die Kaiserin Elisabeth den südöstlichen Theil Finnlands dem russischen Kaiserreiche einverleibt hatten, war die Gefahr, mit welcher die unmittelbare Nachbarschaft des damals für Rußland noch immer in nicht ganz geringem Grade berücksichtigenswerthen Schweden dem neu gegründeten Petersburg drohte, allerdings beseitigt; immerhin aber mochte bei den beträchtlichen Verschiedenheiten, die zwischen dem schwedisch gebliebenen westlichen Theile Finnlands und Schweden selbst bestanden, russischer Seits der Gedanke nahe liegen, jenes westliche Finnland zu einem autonomen Staate unter russischer Oberhoheit umzugestalten, ein Gedanke, der in der That die russische Diplomatie am Ende des vorigen Jahrhunderts dauernd beschäftigte und insofern nicht allzu schwer zu verwirklichen schien,

als das absolutistische Gebahren Gustav's III. von Schweden diesem zum Theil auch die Sympathien des einstweilen noch schwedisch gebliebenen Theiles von Finnland geraubt und die Bande der Anhänglichkeit an das Mutterland selbst in einigen finno-schwedischen Kreisen gelockert hatte. Als daher Kaiser Alexander I. auf dem Landtage von Borgo 1809 den finnländischen Ständen die aus der Zeit schwedischer Herrschaft stammenden Rechte des Landes feierlich bestätigte, es mit fast allen Attributen staatlicher Sondereristenz versah, war seine Handlungsweise neben anderen Motiven, die zu bekannt, als daß sie hier noch weiter zu berühren wären, ganz wesentlich auch durch die traditionelle russische Politik eingegeben, während die Finnländer selbst, trotz des hartnäckigen Widerstandes im Kriege von 1808, der durch blutige Partisanenkämpfe der finnischen Bauernschaft gegen die eindringenden Russen bezeichnet ist, dem Nimbus von Güte und liberaler Denkweise gegenüber, der Alexander I. im Jahre 1809 umgab, sich seinen freigebigen Zusicherungen zugänglicher erwiesen, als sich aus den vorausgehenden Kriegserfahrnissen schließen ließ. Bei aller Loyalität nun, die der Finnländer seit den Tagen von Borgo unentwegt seinen russischen Großfürsten-Kaisern entgegen getragen, einer Loyalität, der die persönlichen Sympathien dieser Letzteren für finnländisches Wesen vollauf zu entsprechen pflegten, konnte man sich in Finnland doch nicht verhehlen, daß eine wirkliche Bürgschaft nationaler Sondereristenz nur in einer mindestens bis zu einem gewissen Grade verwirklichten nationalen Einheitlichkeit zu gewinnen sei, um so mehr, als die fortschreitende Entwicklung der europäischen Dinge das Bewußtsein wach rief, daß die großen, auf nationaler Basis errichteten Staaten der Neuzeit ihrem ganzen Wesen nach sich jenen staatlichen Bildungen abhold erweisen mußten, die eine ältere Zeit ihnen durch die Bande der sogenannten Real- oder Personalunion angeheftet. Ein stark entwickelter Drang nach persönlichem Dasein im staatlich gesellschaftlichen Sinne stellte dem Finnländer hier die Alternative: entweder an eine Schwedisirung der genuin finnischen Bevölkerung zu schreiten oder ihr durch Ausgestaltung der entwicklungsfähigen Keime ihrer Eigenart jene Widerstandskraft und jenes Beharrungsvermögen mitzutheilen, die allein eine gemeine Cultur zu geben im Stande war. Die Hindernisse nun, welche sich ersterem Verfahren entgegen stellten, konnten mit gutem Recht für unüberwindlich gelten. Die schwedischen Bevölkerungsbestandtheile des Landes, dem Küstensaume des Finnischen und Bottnischen Busens entlang gelagert, waren schon durch die in einer älteren Zeit schier unüberwindlichen Communicationsschwierigkeiten, welche das ausschließlich finnische Landesinnere bot, von letzterem wie durch eine unbezwingbare Kluft geschieden. Hier fehlte ferner jenes zusammenhängende System großer Rittergüter, die, wie in den baltischen Provinzen Rußlands das deutsche, so in Finnland das schwedische Culturelement von Adel und Ritterschaft mit der bäuerlichen Masse in dauernden Contact zu bringen vermocht hätte. Der Predigerstand, in Finnland schon früh von der Bauernschaft selbst gewählt und seine Interessen mit ihr rasch identificirend, unterlag selbst allmählich der Finnisirung und konnte, was die Verbreitung schwedischen Einflusses betraf, um so weniger für maßgebend gelten, als der bäuerliche Wohlstand,

dank sorgsamer Pflege der materiellen Interessen durch die Landesregierung, in steter Zunahme begriffen, zugleich das bäuerlich finnische Selbstgefühl steigerte. Endlich konnte es dem herrschenden Schwedenthum kein Geheimniß sein, daß der zähe Conservatismus und die eingewurzelte Abneigung gegen alles Fremde, wie sie einmal dem Finnen zu eigen sind, den Gedanken an eine Entnationalisirung desselben durchaus unausführbar machen würden.

Es hat sich solcher Gestalt, ursprünglich von rein literarischen Bestrebungen, ja Liebhabereien ausgehend, und von den russischen Generalgouverneuren unter Kaiser Nicolaus I. vielfach gehemmt, später im Interesse der Ausgestaltung eines von der schwedischen Culturheimath wesentlich unterschiedlichen Finnland gefördert, die finnophile Bewegung zu einer Macht und Bedeutung entfaltet, die dem heutigen Schwedenthum des Landes jene ursprünglichen schwedischen Inspiratoren des Finnophilismus nur zu häufig im Lichte des Zauberlehrlings erscheinen läßt. Die beschränkten Grenzen, die diesen Betrachtungen gestellt, gestatten es nicht, auf das reichlich gebotene Zahlenmaterial einschlägiger Art genauer einzugehen. Während im Jahre 1820 auf 3 schwedische Zeitungen eine einzige finnische kam, 1840 den 10 schwedischen 3 finnische gegenüber standen, 1860 Parität der periodischen Editionen mit 14 gegen 14 zu constatiren war, konnte man 1892 auf 61 schwedische Blätter 85 finnische, 1896 auf 73 schwedische 99 finnische rechnen. Ein Aehnliches, wiewohl nicht in gleich hohem Maße gilt für die Mittelschule, hinsichtlich deren beide Gruppen der Bevölkerung einen wahren Feuereifer, sich auf diesem Gebiet einander zu übertreffen, an den Tag legen. Während am Anfange des Jahrhunderts das finnische Idiom, soweit es an die Oeffentlichkeit heran trat, sich auf die ländliche Kanzel beschränkt sah, ist jetzt die gesammte Administration und Justiz, den höchsten Verwaltungs- und Gerichtshof des Landes, den Kaiserlichen Senat in Helsingfors ausgenommen, was ihre amtliche Correspondenz betrifft, doppelsprachig, bei örtlichem Verwalten der finnischen Bevölkerung ausschließlich finnisch. Die Vorlesungen an der Universität Helsingfors werden zu einem großen Bruchtheil, selbst in Fächern, die wie die philosophischen Disciplinen ein hervorragend reiches und bildsames Idiom vorauszusetzen scheinen, in finnischer Sprache gehalten; das finnische Theater stellt sich in den Städten als anscheinend völlig gleich berechtigt dem schwedischen zur Seite, und eine von Jahr zu Jahr an Zahl der Bücher und Autoren zunehmende finnische Belletristik erobert sich neben den alt bewährten schwedischen Dichtern Finnlands, den Runeberg und Topelius, einen immer umfangreicher werdenden Leserkreis. Daß dieses gewaltig erstarkte Finnenthum einem gewissen unduldsamen Radicalismus gegen die örtlichen Vertreter schwedischer Cultur nur allzu häufig die Zügel schießen läßt und dabei seinen plebejen Ursprung oft nicht verleugnet, dürfte ebenso wenig in Frage stehen, als eine robuste Tüchtigkeit, die der Jugendlichkeit und dem Charakter des Volkes entspricht und der namentlich ein großes Maß von Widerstandskraft und Zähigkeit eignet, ihm unter allen Umständen nicht abzusprechen ist. Ein folgender Abschnitt dieser Betrachtungen soll der Parteigruppirung in Finnland gelten, wie sie namentlich heute auf dessen Landtagen zu Tage tritt, wobei einige einleitende Bemerkungen statistischer

Art über die wirthschaftlich-socialen Vorbedingungen finnischen Lebens nicht wohl zu vermeiden sind.

II.

Das Großfürstenthum Finnland, nach territorialer Ausdehnung und Bevölkerungsziffer Norwegen um ein Geringes übertreffend (370 000, resp. 320 000 Quadratkilometer und 2,5, resp. 2 Millionen Bewohner), kann ökonomisch als ein bei dürftiger Städteentwicklung vorzugsweise dem Ackerbau und seinen Nebengewerben obliegendes Gebiet bezeichnet werden, dessen in jüngster Zeit rasch fortschreitende Industrie und Metallgewinnung dem landwirthschaftlichen Grundcharakter einstweilen noch wenig Abbruch gethan haben. Zur Charakteristik der socialen Verhältnisse wäre hervorzuheben, daß sich der im Besitz des Adels befindliche Grund und Boden zu dem bäuerlichen wie 1,4 zu 58,9 verhält, und letzterer wiederum eine beträchtliche Parcellirung aufweist, indem 77 % der bäuerlichen Grundeigenthümer 25 Hektaren und weniger besitzen. Am meisten tritt die Einheitlichkeit der Bevölkerung auf confessionellem Gebiete und zwar mit 98 % der evangelisch-lutherischen Kirche Angehöriger zu Tage, während im Hinblick auf Sprach- und Stammesverhältnisse 86 % dem sogenannten ugrischen Stamm angehörige Finnen 14 % Schweden gegenüberstehen. Diese Letzteren, durch späteren Zuzug aus der Heimath verstärkte Nachkommen der schwedischen Eroberer und Colonisatoren des Landes, bewohnen in compactem Zusammenschluß, von den durchweg finnischen Binnengebieten abgesehen, vorzugsweise die bedeutenderen Städte, sowie einige im Süden und Westen belegene Landbezirke. Obschon heut zu Tage vielfach mit finnischen Elementen durchsetzt, zumal in ihren städtischen Bestandtheilen, sind sie der stark und stetig fortschreitenden Finnisirung gegenüber als die Träger jener nordgermanisch-skandinavischen Cultur anzusehen, die noch heute dem Lande ihr Siegel aufdrückt, und zu deren Wahrung sie Wohlstand, Bildung und geschichtliche Traditionen vorzugsweise befähigen, lauter Waffen, die in gewissem Grade wenigstens die numerische Inferiorität ausgleichen.

Angesichts des Umstandes, daß auch die bäuerliche Bevölkerung Finnlands schwedische Elemente enthält, andrerseits die den schwedischen Küstenplätzen an Bedeutung allerdings weit nachstehenden Binnenstädte nicht nur in der niederen, sondern auch in der notablen Gesellschaftsschicht eine in ihrer Majorität finnische Bevölkerung aufweisen, fällt zwar die Gruppirung nach Sprache und Stamm nicht derartig mit der socialen zusammen, wie das beispielsweise in den russischen Ostseeprovinzen mit ihrer, wir können ohne großen Rechenfehler sagen, ausschließlich esthnisch-lettischen Bauernschaft der Fall ist. Doch dürfte es dem Sachverhalt am nächsten kommen, als Hauptträger dieser Gegensätze der Sprache und des Stammes in Finnland das Großbauernthum und Großbürgerthum zu bezeichnen, von denen ersteres die finnische, letzteres die schwedische Sache vertritt, wobei der Adel des Landes, seinem Ursprunge nach wohl am unverfälschtesten schwedisch geblieben, aber local von geringem Einflusse, in der landständischen Vertretung, dem begüterten und gebildeten Bürgerthum der vorzugsweise maßgebenden städtischen Küstenplätze zur Seite steht. Nach ihrer

Entstehung und weiteren Entwicklung sich zur Zeit noch wesentlich als Kampf um die Sprache manifestirend, ermangeln die bewegten nationalen Gegensätze in Finnland nicht weiterer Tendenzen, die von finnischer Seite dahin gehen, jene autonomen Ordnungen, deren das Land bisher unter russischem Scepter genoß statt ihres bislang schwedischen Inhalts mit einem im Wesentlichen noch erst zu schaffenden finnischen anzufüllen; die schwedische Cultur, an der im Grunde heut zu Tage noch jeder gebildete Finne ausschließlich zehrt, durch eine genuin finnische zu ersetzen — Bestrebungen, die insofern an Bedeutung und Vielgestaltigkeit zunehmen müssen, als sich der gegenwärtig noch hauptsächlich großbäuerlich-conservativen Partei der sogenannten Alt-Finnomanen Bestandtheile zu entringen beginnen, die, durch Universitätsbildung und städtische Berufszweige zu größerer Rührigkeit erzogen, nicht übel geneigt sind, das demokratisirende Element des modernen Nationalismus zu betonen. Eine eifrige Agitation, durch die beständig an Zahl und Einfluß zunehmenden Preßorgane angefacht und unterhalten, macht sich nun bei diesen Parteibestrebungen in Communalverwaltung, Vereinswesen und landständischer Vertretung geltend und läßt Schweden und Finnen, so lange es sich um rein interne Dinge handelt und die Grundordnungen finnländischer Sonderexistenz unangetastet bleiben, mit einer Hartnäckigkeit und Consequenz sich gegenseitig befehden, die nun einmal, sofern ihr das eigentliche Herrenthum als socialer Machtfactor abgeht, nordischer Art eigen zu sein scheinen und ein zutreffendes Analogon in der Leidenschaftlichkeit finden dürften, mit der das zeitgenössische Norwegen seine Zwecke verfolgt.

So sehen wir im heutigen Finnland drei Parteirichtungen, die sich als die alt-finnische, jung-finnische und schwedische bezeichnen lassen, und von denen ohne Uebertreibung gesagt werden kann, daß sie es sind, die das gesammte Geistesleben des communal und politisch ungemein regsamen Landes ausfüllen.

Das sogenannte Alt-Finnenthum ist die Partei des großen und mittleren bäuerlichen Grundbesitzes und der mit ihm eng verbundenen lutherischen Geistlichkeit, welche, wie ersterer, im Besitz der Landstandschaft und zugleich, weil selbst meist bäuerlich finnischer Abkunft und von der bäuerlichen Landgemeinde auf Grund des Gemeindecensus gewählt, in confessionellen Dingen aber fast durchgängig einem recht derben Lutherthum huldigend, sich local und landespolitisch eines Einflusses zu erfreuen pflegt, wie er heute dem geistlichen Stande wohl sonst nur in katholischen Ländern eigen sein dürfte. Neben dem starren Festhalten an der finnischen Sprache und nicht unbeträchtlicher Opferwilligkeit, wo es ihre weitere Verbreitung auf Kosten des Schwedenthums gilt, ist für diese Partei ein Ultra-Conservatismus charakteristisch, der dem westeuropäischen in vielen Stücken nahe steht, seinen bäuerlichen Ursprung aber nie verleugnet. Als ihr eigenthümlich wäre zuvörderst ein stark hervortretender Antisemitismus zu nennen, welchem zu Folge Finnland wohl das einzige Land Europa's ist, das den Juden jedes Bürgerrecht beharrlich verweigert. Handelspolitisch erscheint sie als Vertreterin des Landinteresses, auf industriellem Gebiet als eifrige Widersacherin der seit den siebziger Jahren im Lande zu Recht bestehenden Gewerbefreiheit, deren Einführung Finnland vorzüglich dem

liberal gearteten städtischen Schwedenthum verdankt. Endlich kann als wesentlich ihr Werk eine jedem ferner Stehenden überaus rigoros erscheinende Sittenpolizei gelten, die beispielsweise die in Finnland in die Kategorie der Criminalverbrechen rubricirte Trunksucht mit verschiedenen Strafen ahndet, den Genuß geistiger Getränke durch Ausschankverbote auf dem flachen Lande fast gänzlich aufhebt, in den Städten mannigfaltigen Beschränkungen unterwirft und nach dem Beispiele der Neu-England-Staaten dahin geht, was irgend alkoholhaltig, ausschließlich auf die Apotheke zu beschränken. Derartige Bestrebungen und Bestimmungen erinnern bisweilen an das schottische Puritanerthum des 16. und 17. Jahrhunderts, zumal es vornehmlich die Kirche und der ländliche Gemeindeverband sind, die hier die Hand im Spiele haben. Wie unsympathisch diese Maßregeln dem Durchschnittsurtheil des heutigen Liberalismus auch erscheinen mögen, so ist doch nicht abzuleugnen, daß ihnen in Anbetracht der eigenthümlichen Beschaffenheit der Rasse, zu deren Gunsten sie gehegt und ins Werk gesetzt werden, eine gewisse relative Berechtigung nicht abgeht.

Wer erinnert sich nicht, in Schiller's Geschichte des Dreißigjährigen Krieges gelesen zu haben, wie die braven und frommen Soldaten Gustav Adolph's, als nach des gottesfürchtigen Königs Tode ihre Disciplin auf fremdem Boden sich zu lockern begann, gar bald der ärgsten Verwilderung anheimfielen und zu den schlimmsten jener schlimmen Gesellen gerechnet wurden, die das unglückliche Deutschland jener Zeit heimsuchten. Und jede Geschichte Schwedens erzählt uns, daß ein großer Theil jener Mannschaft, und zwar die Kerntruppe der blauen und gelben Reiter von Breitenfeld und Lützen ausschließlich, aus Finnen zusammengesetzt war. Was aber von dem finnischen Nationalcharakter, als der große Gustav über den Norden gebot, seine Geltung hatte, daß er in vorzüglichem Maße von den Verhältnissen abhängig, in die der Einzelne gestellt ward, das gilt, wie jeder Kenner Finnlands zugeben wird, auch heute noch.

Aesthetisch leicht verletzbare Naturen mögen sich bisweilen von dem beim Finnen stark entwickelten Eigenthumssinn, seiner Halsstarrigkeit und wenigstens anscheinenden Schwerfälligkeit abgestoßen fühlen: so lange eine fest gefügte Tradition über ihm waltet, pflegt er vielleicht den vollendetsten Typus bürgerlicher Rechtschaffenheit in des Wortes bester Bedeutung abzugeben, in hohem Grade wahrhaftig, ehrlich und treu zu sein. In Verhältnisse gesetzt, die mit den gewohnten grell contrastiren, der Autorität, die Kirche, Gemeinde, Gesellschaft üben, plötzlich enthoben, kann er leicht äußerster Ruchlosigkeit verfallen. Zumal im östlichen Finnland, rund um den Saimasee, sind heute noch Gegenden anzutreffen, wo der Gebrauch von Thür- und Ladenverschluß so gut wie unbekannt ist, und doch weiß fast jede Nummer einer finnländischen Zeitung von entsetzlichen Verbrechen und nicht zuletzt gerade Eigenthumsverbrechen zu erzählen, die von der vagirenden finnischen Classe, nicht etwa allein den berufsmäßigen Vagabunden, sondern auch dem lediglich nach Arbeit sich umthuenden Tagelöhner, zumal in den größeren Centren des Verkehrs verübt sind. Es kann dieser Umstand für die besitzenden und regierenden Classen des Landes kein Geheimniß sein, und daraus erklärt sich zum Theil jene eifrige Förderung, welche sie Allem angedeihen lassen, was einerseits vorbeugend und behütend,

andrerseits positiv veredelnd und bessernd auf die breite finnische Volksschicht wirken kann. Der liberal denkende Russe der gebildeten Gesellschaft, welcher etwa von Petersburg aus das nicht allzu ferne finnländische Städtchen Willmanstrand aufsucht und von dem dortigen Arbeits- und Besserungshause Notiz nimmt, ist sehr geneigt, die Achseln zu zucken, wenn er erfährt, daß hier gewohnheitsmäßige Landstreicher lediglich auf discretionäre Verfügung des Administrators der Provinz oft wohl für Jahresfrist zu allerlei Arbeit angehalten, für etwaige Renitenz mit Einzelhaft in schwarzer Kammer bestraft werden; er weiß nicht, daß das befolgte System sich keineswegs auf Maßnahmen gegen Trunksucht und Vagabundage beschränkt, sondern ungezählte Vereine neben der Staats- und Gemeindeverwaltung thätig sind, um nicht nur an Ort und Stelle die Mittel zu Geistesbildung und unschädlichem Frohsinn dem kleinen finnischen Manne zu beschaffen, sondern auch jenseits des Meeres, in England und Amerika, durch Missionsstationen und Seemannsheime seiner Verwilderung vorzubeugen.

Kehren wir nun zu dem sogenannten Alt-Finnenthum zurück, so dürfte es nicht allein der social-ethische Standpunkt sein, von dem aus seine vorzugsweise auf die Mächte des Beharrens gestützte Politik ihre Erklärung findet. Man erinnere sich des Ausspruches Heinrich von Treitschke's, daß kleine Staatengebilde, denen die weltgeschichtliche Tradition und Bedeutung mangelt, sich gern in einem Cultus rein socialer Bestrebungen zu ergehen pflegen, der, vom humanitär-kosmopolitischen Standpunkte aus betrachtet, gewiß jedes Lobes werth, in nationaler Beziehung jedoch jene stetige und bewußte Richtung auf das Ganze, wie sie jede Pflege eigentlicher Machtfactoren bedingt, auf die Dauer nicht unwesentlich abzuschwächen vermag. Der reichen Individualisirung von Einzel- und Gruppenzwecken, wie solchen in Finnland namentlich schwedischerseits mit großer Vorliebe Rechnung getragen wird, sucht jene Partei ein compactes Volksbewußtsein durch Betonen des conservativen Gedankens als eine Art Damm entgegenzusetzen, der zugleich Hort und Unterpfand für Dasjenige sein soll, was man als nationale Errungenschaft wirklich in Händen hat. Wie auch das Urtheil über die Culturbefähigung des finnischen Mannes ausfallen mag, ein ähnlicher Gedanke dürfte es sein, der die eigentlichen Führer der alt-finnischen Partei, die, wie wohl nicht besonders hinzugefügt zu werden braucht, nicht mit der großen Menge ihrer örtlichen Vertreter zu verwechseln sind, bei Aufrechterhaltung ihres ganz wesentlich nationalen Programms bestimmt, das, bei allem mit unterlaufenden Classeninteresse, den Volksgedanken mit großer Energie festhält.

Zählt die Partei des Alt-Finnenthums im höchsten Justiz- und Verwaltungshof Finnlands, dem kaiserlichen Senate von Helsingfors, nicht wenige Vertreter, unter denen hier nur der jetzt baronisirte Historiker Yrjö-Koskinen, früher persona grata bei Alexander III. und Begründer des finnischen Volksschulwesens, genannt werden mag, so ist die Partei der Jung-Finnen oder finnischen Socialreformer einstweilen noch weit entfernt, es zu irgend einer officiellen Machtstellung gebracht zu haben; desto rühriger aber bethätigt sie sich in Presse und Vereinswesen, in der Hoffnung, daß eine Herabsetzung des hohen

Wahlcensus ihren Vertretern, die vorzugsweise für die Interessen des kleinen Mannes einstehen, in Zukunft eine regere Betheiligung in Communalverwaltung und Landstandschaft ermöglichen werde. Eines der socialen Gebrechen, an welchen das heutige Finnland leidet, besteht in der großen Anzahl des arbeitssuchend das Land durchstreifenden Proletariats, dem die niedrigen Tarife der Staatseisenbahnen und der durch das ausgedehnte Seensystem erleichterte Dampferverkehr die Mittel an die Hand geben, bis in den hohen Norden des weit gestreckten Gebietes hinein nach zeitweiliger Arbeitsgelegenheit bei Landbau und Fabrikation, Fischerei und Rhederei zu fahnden. Der eigentliche Fabrikbetrieb und die Metallgewinnung können einstweilen nur eine geringe Anzahl von Händen beschäftigen — man rechnet für ganz Finnland nur etwa sechzigtausend eigentliche Fabrikarbeiter — desto dringlicher stellt sich die Aufgabe, jener nomadisirenden (lösa) Bevölkerung zu eigenem Landbesitz zu verhelfen. In dieser Frage kann dem sogenannten Jung-Finnenthum das Verdienst nicht abgesprochen werden, seinen guten Theil an den beträchtlichen, zumeist mittelst Einräumung solidarischen Credits ermöglichten Erleichterungen gehabt zu haben, die die neuere Gesetzgebung des Landes für Landerwerb zu Erb und Eigen einräumt. Auch hinsichtlich der Gewerbs- und Fabrikverhältnisse, des Arbeiterschutzes und der Arbeiterassociation gebührt jenen Reformern und ihrer hier und da vielleicht zweischneidigen Agitation Anerkennung. Ein eigentlich socialistisches Programm schließt hier schon die durchweg auf unmittelbare Zwecke gerichtete und jeder Systemsucht und Speculation abholde Veranlagung der Rasse aus.

Der eigentliche Kern der schwedischen Partei Finnlands ist, wie bereits hervorgehoben, neben dem Adel des Landes, vor Allem in dem begüterten und gebildeten Bürgerthum seiner bedeutenderen Städte zu suchen. In stark hervortretendem Gegensatze gegen die großbäuerlich-priesterlichen Alt-Finnen vertritt diese Partei wesentlich die Grundsätze des modernen westeuropäischen Liberalismus, auf confessionellem Gebiete für Toleranz, auf wirthschaftlichem für möglichst unbehinderte Bewegung der Kräfte eintretend und in Fragen der Volksbildung, nach dem Vorbilde des heutigen Schweden, vielleicht allzu starken Nachdruck auf die sogenannten Realien legend. So weit dieses sogenannte „Swekomanenthum" durch die begüterte Bürgerclasse der größeren Städte vertreten ist, ward ihm namentlich seitens der radicalen jung-finnischen Partei der Vorwurf nicht erspart, allzu hartnäckig an Aufrechterhaltung der sogenannten „Röstscala" (Stimmenscala) festzuhalten, welche die Zahl der Voten für Gemeinderath und Landtag vom Maße der communalen Steuerlast abhängig macht und, nach Steuereinheiten messend, dem Höchstbesteuerten beispielsweise ein Pluralitätsstimmrecht von fünfundzwanzig Stimmen einräumt. Was auch gegen eine derartige plutokratische Ordnung der Wahlbefähigung — die übrigens, wenngleich in bescheidenerem Maße, auch für die bäuerlichen Communen gilt — vorgebracht werden mag, sie muß trotzdem im Interesse der schwedischen Culturbestandtheile des Landes aufrecht erhalten werden, um der immer zahlreicher in die Städte strömenden unbegüterten

finnischen Bevölkerung die Herrschaft im Municipalkörper und Landtag zu verwehren.

Es konnte hier von der Wiedergabe dieses Details nicht wohl Abstand genommen werden, weil dasselbe besonders geeignet erscheint, das Wesen finnländischer Stammesgegensätze zu kennzeichnen. Das legislative Organ des Großfürstenthums, der seit 1863 zuerst alle fünf, später alle drei Jahre berufene Landtag setzt sich aus vier ständischen Curien: Adel, Geistlichkeit, Bürger und Bauern, zusammen, wobei drei übereinstimmende Curialstimmen als ausschlaggebend gelten und Stimmenparität jeden Fortschritt der Gesetzgebung ausschließt. Dieses Zahlenverhältniß macht es erklärlich, daß Angesichts der dem Finnenthum dauernd gewonnenen zwei letzteren Stände das Zünglein der Wage bei der städtischen Vertretung liegt, deren Uebergehen in finnische Hände mit dauernder Majorisirung des Schwedenthums durch das Finnenthum gleich bedeutend wäre. Das örtliche Schwedenthum ist sich nun der Gehässigkeit des Monopols, über welches es in jener sogenannten „Röstscala" verfügt, recht wohl bewußt, und sein Streben geht wesentlich dahin, die politischen Prärogativen, die ihm die Verfassung des Landes in die Hand gespielt, in einer Weise zu nutzen, die der Gesammtheit desselben zu Gute kommen dürfte, was schon aus dem Grunde sich als unerläßlich erweist, als jede einseitige Betonung rein ständischer Interessen durch das im Lande zu außerordentlicher Verbreitung gelangte Princip der Oeffentlichkeit, wenn nicht unmöglich gemacht, so doch sehr erschwert ist. Neben den Anregungen, die hier das zeitgenössische Skandinavien mit seiner utilitar-reformatorischen Geistesrichtung bietet, ist es beim Adel und Bürgerthum schwedischer Zunge hauptsächlich das erstgenannte, allmählich zu einer Art dauernden Bedürfnisses gewordene Motiv, das die überaus rege Fürsorge dieser Stände für die Vereinsthätigkeit zu materiellen, philanthropischen und Bildungszwecken erklärte. Wer das gesellige Leben zumal von Helsingfors aus einer dortigen Wintersaison kennen gelernt hat, ist erstaunt darüber, wie fast jede Soirée, jede Vereinigung der dortigen maßgebenden Gesellschaft gar bald den Charakter eines Discutirvereins annimmt und Liebhabertheater und Lotterie als gefällige Mittel sich daran schließen, um das Geld für die Zwecke genannter Art flüssig zu machen. Einen eigenthümlichen Charakter gewinnt dieser Umstand dadurch, daß die Frauenwelt Finnlands, der eine geraume Weile bereits fast jeder Weg zur Bildung, der Besuch der Landesuniversität mit eingeschlossen, wie fast jeder Beruf offen steht, sich auf berührtem Gebiete besonders thätig erweist und zusammt der männlichen studirenden Jugend selbst da, wo beide auf eigenen, selbst kärglichen Broderwerb angewiesen sind, doch Zeit genug erübrigen, um ihre Hülfsleistung unentgeltlich philanthropischen und verwandten Bestrebungen zu widmen. Die immer mehr an Verbreitung gewinnenden „Samskolorna" oder Gemeinsamkeitsschulen, in denen Knaben und Mädchen gemeinschaftlich auch dem höheren Schulunterrichte folgen — Institute, die seitens des Alt-Finnenthums oft beanstandet, von Schweden und Jung-Finnen eifrig gefördert werden — mögen in genannter Richtung von Ausschlag gebender Bedeutung gewesen sein. Im gleichen Sinne thut die Centralverwaltung des

Landes das Ihre, wenn sie beispielsweise der studirenden Jugend beiderlei Geschlechts noch vor beendeter Studienzeit und Erlangung der endgültigen Autorisation durch das Schlußexamen die Möglichkeit bietet, in einstweiliger Mühewaltung bei irgend einem Verwaltungszweige ihr Wissen praktisch zu verwerthen.

Es soll hier nicht weiter untersucht werden, ob dieser frühzeitige Hinweis auf bestimmte praktische Ziele, dies durch Gesellschaft und öffentliche Gewalt bewerkstelligte Einreihen des Einzelnen in das Zwecksystem des Ganzen, ehe er noch zu voller Reife gekommen, menschlichen Idealen allseitig Rechnung trägt. Man hat hier eine Erscheinungsform Desjenigen vor sich, was das autonome Walten Finnlands vorzugsweise charakterisirt und an letzter Stelle durch die natürlichen Verhältnisse des Landes, durch Bodenbeschaffenheit und Klima bedingt ist: jene Sparsamkeit nämlich, die, mit dem Kleinsten und Geringfügigsten anhebend, keine Krume, keinen Keim verloren gehen oder feiern läßt, und der es daher vorzugsweise darum zu thun ist, auch das geistige Gut, sobald es irgend dazu tauglich, in sociale Werthe umzusetzen.

Antiquitäten.

Ein offener Brief an die Frauen.

Von

Julius Lessing.

[Nachdruck untersagt.]

Wer, wie Schreiber dieser Zeilen, in Sachen des Kunstbesitzes an einer weithin sichtbaren Ecke steht, den fragen die Suchenden gern, welches der kürzeste und vor Allem der sicherste Weg zum erstrebten Ziele sei. Sie meinen, wer es täglich sieht, müsse auch leicht Auskunft ertheilen können, und wundern sich, wenn man weit ausholt und Bedenken auf Bedenken häuft. Jede dieser Anfragen ist verschieden, aber im Grunde sind sie einander sehr verwandt, und auf die dräuende Gefahr hin, weniger oft die mir so werthvolle Unterredung über die Grundprincipien der Antiquitäten führen zu sollen, will ich versuchen, einige der am häufigsten berührten Punkte im Zusammenhange darzulegen.

Wenn ich mich hierbei zunächst an die Frauen wende, so geschieht dies einerseits, weil diese bevorzugten Wesen stets Zeit haben, sich auf Rücksprachen und eine freundschaftliche Erkundigung von ein- bis zweistündiger Dauer einzulassen; andererseits, weil die Frauen diejenigen sind, die den schönen Muth haben, ohne irgend welchen Ballast von Vorkenntnissen in die wogende Galeere einzusteigen.

Wenn ein Mann anfangen will, Alterthümer zu sammeln, so kann man ihn zwar auch nicht ohne Weiteres wissend machen, aber man kann ihm doch wenigstens klar legen, welche Mühen und welcher Aufwand von Mitteln nöthig sind, um zu einem Ziele zu gelangen, das seinen Wünschen und seiner gesellschaftlichen Stellung entspricht. Bei den Frauen handelt es sich dagegen fast immer um eine instinctive Lust nach der schwer erreichbaren Frucht, eine dem Forschen abholde, eingeborene Freude am Schönen und Seltenen, also um eine Neigung, die wir nicht mit kühlem Lächeln ablehnen, sondern im Grunde als werthvollen Bundesgenossen für die Vermehrung des heimischen Kunstbesitzes werthschätzen müssen.

Also nicht als Abweisung, sondern als ehrfurchtsvolle Huldigung wünsche ich diesen offenen Brief über Antiquitäten angesehen zu wissen.

Daß Frauen sich fachwissenschaftlich mit künstlerischen oder culturhistorischen Alterthümern beschäftigen, wird nur selten vorkommen. Am Provinzial-Museum in Kiel ist Fräulein Mesdorf ein angestellter, rühmlichst bewährter Custos und neuerdings sogar zum Professor ernannt.

Am Kunsthandel sind Frauen vielfach betheiligt, als Gehülfen des Mannes und auch selbständig, besonders für die Gebiete der Kleinkunst. Alle diese finden ihren Weg und erwerben ihre Kenntnisse wie die Männer.

Unsicherer ist der Weg für die Frauen vornehmerer Kreise, welche für den Schmuck ihres Hauses Altsachen zu erwerben wünschen. Man ist vielfach geneigt, diese Sammelei, die sich gelegentlich zur Leidenschaft steigert, als Modenarrheit anzusehen. Sie mag es in manchen oberflächlichen Köpfen sein, aber sie hat doch ihren guten Grund. In allen großen Culturepochen haben die Vornehmen und Reichen, vor Allem die Künstler selbst, die Kunstwerke früherer Zeiten eifrig gesammelt.

Lassen wir an dieser Stelle die Werke der eigentlichen hohen Kunst, Statuen, Oelgemälde und die Reste weit entlegener Culturgebiete, an die man nur auf Grund eingehender Sonderstudien herangehen kann, bei Seite. Die Frauen werden sich an Derartiges nur wagen, wenn sie ähnliche Studien wie die Männer gemacht haben. Dagegen fühlt sich so ziemlich jede Frau von gesellschaftlicher Stellung, mit hinreichendem Vermögen und gelegentlicher Anregung gereizt, zum Schmuck des Hauses neben neuem Geräth auch einiges Alte zu erwerben, ja, schließlich diesem den Vorzug geben, und ist es nicht wirklich Altes, so doch etwas Exotisches, Werke von Persien, Indien, China, Japan; und selbst Frauen, die mit des Lebens Nothdurft ringen, streben nach solchem Gut, sei es auch nur ein Läppchen von altem Seidenzeug, das man um ein Bild schlingt, einige alte Theetassen auf dem Schränkchen, ein japanischer Papierfächer hinter dem Spiegel.

Was gibt den Altsachen diesen eigenthümlichen Reiz? Zunächst haben sie einen wirklichen, von neuen Stücken nicht erreichbaren Reiz der Farbe und der Weichheit, den nur die Zeit mit ihrer langsam fortschreitenden Zerstörung hervorbringt. Stoffe von grellen, harten Tönen werden durch Zersetzung in Licht und Staub zu zauberhaftem Schmelz zusammengestimmt; die scharfen Ecken von Holz und Metall werden unter dem ständigen Darübergleiten der menschlichen Hand geschmeidig und fühlen sich an wie etwas Lebendiges; Bronze und Silber erhalten durch Oxydation eine tief glühende Farbe, die Patina, welche selbst das plastisch Werthlose verklärt; der kreidige Marmor wandelt sich in glühendes Goldgelb, der zunächst flaue Holzton in tiefgründiges, sattes Braun, und selbst eine sogenannte Patina, die nichts ist als eine Schicht von Staub und Kerzenruß, adelt die ungeschickte Holzfigur einer Dorfkirche, indem sie wie eine körperliche Verdichtung vielhundertjähriger Verehrung auf ihr ruht. Derartige Stücke sind durch ihr bloßes Erscheinen für eine feinere Art des künstlerischen Empfindens geweiht. Wer für sie nichts übrig hat als eine spöttische Bemerkung oder gar das Putzzeug, an dem blickt die Gemeinde der Eingeweihten als hoffnungslosem Barbaren achselzuckend vorbei.

Ein weiterer Reiz der Altsachen, einschließlich der erotischen Stücke, liegt in einer Ausführung, welche die moderne Technik nicht erreichen kann oder will, weil die individuelle Arbeit der menschlichen Hand zu theuer wird und daher von schematischer Fabrikarbeit so vollständig abgelöst ist, daß sich Niemand mehr findet, der die mühselige alte Technik noch übt. Dahin gehören Werke der Drechslerei, gekröpfte Tischlerarbeiten, miniaturartig ciselirter Goldschmuck, aber nicht bloß derartig feine, auch früher schon kostbare Stücke, sondern auch Stücke ganz grober Arbeit. Ein alter Kupferkessel ist mit der Hand gehämmert (martelé) und zeigt hunderte von lichtbrechenden Flächen, während das mit dem Fallwerk gestanzte neue Geräth eine öde Spiegelfläche bietet. In der Behandlung der Metalloberfläche entfalten ältere, auch neuere, japanische Arbeiten eine Mannigfaltigkeit, von der die europäische Technik keine Ahnung hat. Hierhin gehören auch die Stickereien des Mittelalters, die man zumeist Klosterarbeiten nennt, weil man es gar nicht für möglich hält, daß sie anders als mit völlig werthloser Arbeitszeit hergestellt seien. Aber die Zeit der Frau hatte in früheren Jahrhunderten auch im Bürgerhause nur einen geringen Werth; so konnte man sich in Techniken ergehen, Nähen über einzelnen Fäden u dergl., für die heute eine Arbeiterin überhaupt nicht mehr zu gewinnen ist.

Ueber diese Bewunderung der Farben und Techniken hinaus geht nun aber bei den Altsachen der Genuß, den uns das Versenken in den Formenkreis, in die künstlerische Empfindungsweise einer früheren Zeit gewährt. Alte Kaffeetassen mit verschnörkelten Schäferbildchen können uns eine Stimmung lächelnden Behagens erwecken, wie eine Symphonie von Haydn: bei dem alterthümlichen Spinnrad träumt man sich in Gretchenstimmung hinein; Butzenscheiben und bunte Glasbilder führen in den Dunstkreis mittelalterlicher Kemenaten; der romanische Reliquienkasten mit seinen starren Heiligen redet von religiöser Askese, und die vergoldete Buddhafigur auf der Lotosblume von den schönen, stillen Menschen am Ufer des Ganges. Ein modernes Gemälde könnte jede dieser Perioden weit deutlicher schildern, aber die Verehrung der Altsachen quillt aus demselben Born, wie die Verehrung der Reliquien; man will etwas Körperliches aus der weihevollen Zeit; die Berührung, der Besitz wirken wie ein magisches Band. Hieran schließt sich nun unter besonderen Verhältnissen etwas Persönliches, etwas, das dem Ahnencultus der Chinesen entspricht. Man schätzt unter den Altsachen am meisten das, was man ererbt hat, es spricht laut von der Familie, von ihrer alten Cultur, ihrem alten Wohlstand und gesellschaftlichen Rang. Sind von dem alten Besitze nur noch Trümmer vorhanden, so vervollständigt man sie gern durch Zugehöriges, alte Stücke mit Wappen und Namen, welche die Ungunst früherer Zeiten zerstreute, werden der noch blühenden Familie für keinen Preis zu theuer sein, und selbst eine im Kunsttrödel gefundene Tasse mit den verschlungenen Anfangsbuchstaben des eigenen Namens zwischen flammenden Herzen erscheint höchst begehrenswerth, gleichsam wie eine holde Vorahnung eigener Existenz.

Wo ein wirklicher Erbgang nicht vorhanden, wird er oft genug geheuchelt; eine Frau bürgerlicher Familie, welche sich auf Familiensilber hinausspielen

will, wird hierfür Empirestücke wahrscheinlicher finden, als Stücke des sechzehnten Jahrhunderts.

Zu diesen in der menschlichen Natur und in der modernen Gesellschaft wohl begründeten Sammelgelüsten kommt die Freude am Absonderlichen, selbst Monströsen, welche sich bei Frauen gelegentlich krankhaft steigert. Fratzenhafte Porzellanfiguren, die china monsters der Engländer, werden fast nur von Frauen gesammelt.

Mehr äußerlich ist das Sammeln auf die Seltenheit des Gegenstandes hin. Bei der Freude an den übrigen Altsachen spielt bereits die Befriedigung mit, etwas zu besitzen, was man nicht in jedem Laden kaufen kann, was nur dem feineren Verständniß, dem geläuterten Geschmack, der internationalen Lebensführung zugänglich ist. Spitzt man aber das Sammeln lediglich auf Seltenheiten zu, so ist dies in letzter Linie eine besondere Form des Protzenthums, das Hochgefühl, mehr bezahlen zu können als ein Anderer.

Wo finden sich die Sammlerinnen unter den Frauen? Ueberall, wo ältere Bildung vorhanden ist. Jede Frau, die alte Dichter liest, ja auch nur von Julius Wolf sich romantisch rühren läßt, wird Lust an Stücken empfinden, die sie „altdeutsch" anmuthen. Die Stücke, die sie sich einzeln zusammengetragen hat, bei deren jedem sie an das Suchen und glückliche Finden denkt, machen einen Theil ihres Lebens aus und nicht bloß ihres Besitzes, wie die im Geschäftshaus beliebig erworbenen neuen Stücke. Und sind die Altsachen auch wirklich nur bei Händlern gekauft: ein damit hergerichteter Raum verwächst allmählich mit der Person der Eigenthümerin und wird für die folgende Generation ein Bindeglied zum Verständniß alter Cultur.

Die deutsche Frau bleibt zumeist dabei stehen, die Zimmer zu schmücken, und wagt es nur selten, im eigentlichen Sinne mit Aufwendung größerer Summen zu sammeln. Die Engländerin kauft in England selbst nur selten, dagegen findet sie es selbstverständlich, auf der Reise in Dresden Alt-Meißen, in Italien Majolika, in Constantinopel türkische Teppiche zu kaufen. Als man in Berlin bereits seit Jahrzehnten aufgehört hatte, Schmucksachen aus Eisen zu fertigen, forderten die Fremden noch fer de Berlin und erhielten eine eigens für diesen Zweck eingeführte thüringische Waare. Die eigentlichen Sammlerinnen in der Frauenwelt sind die Pariserinnen, nicht etwa nur neuerdings in einer Art von Modenarrheit, sondern genau so im vorigen Jahrhundert und früher. Aus kürzlich veröffentlichten Geschäftsbüchern Pariser Curiositätenhändler des vorigen Jahrhunderts ersehen wir, daß die Pompadour und Damen dieser Zeit noch weit tollere Summen für Antiquitäten, besonders Altchinesisches, ausgegeben haben als ihre heutigen Nachfolgerinnen. Für die Damen der Pariser Welt, auch die der Bretter, ist es eine Art von Jagdvergnügen, auf Antiquitäten auszugehen. Sie suchen nur selten Bilder oder große Stücke, sondern kleine, elegante Kostbarkeiten, die bibelots, die man in feine Glasschränke stellt, objets de vitrine. Auf den Kunstauctionen trifft sich das weibliche tout Paris wie bei den Rennen; auch hier bildet sich eine Art von Gemeinsamkeit, die den Emporkömmlingen jüngsten Reichthums selbst für phantastische Summen nicht zu theuer ist.

Man schafft um jeden Preis eine Sammlung, die zu besuchen Kunstfreunden vornehmer Lebensstellung wichtig genug ist, um die Besitzer mit in den Kauf zu nehmen. Für derartigen Betrieb muß ein Stück theuer, schwer theuer sein, wenn es gekauft werden soll. Es gibt in Paris Damen der haute finance, denen man keine Einrichtungsstücke, keine Diamanten und keine Villa schenken kann, denen man aber im Geburtstagsstrauß ein niedliches Etwas überreichen will, das anständiger Weise nicht unter 10000, aber gern 50000 oder 100000 Fr. kosten darf. Das läßt sich nur mit Antiquitäten erzielen, und daher kostet auf einer Pariser Auction eine goldene Tabaksdose, die zur Bonbonnière wird, das Fünf- oder Zehnfache von einem Reliquienkasten gleicher künstlerischer Güte, und wenn im Kreise der Geldmagnaten eine Hochzeit bevorsteht, gibt es für einige Wochen eine wilde hausse in Salon-Antiquitäten.

Durch die allgemeine Verbreitung künstlerischer Kenntnisse, die vielfachen Reisen aller Gebildeten, sowie durch die internationalen Beziehungen des Großcapitals hat diese Sucht nach altem Kunstbesitz sich überall hin verbreitet, wenn sie auch nirgends einen so fruchtbaren Boden findet als in Paris. Nun ist der Vorrath der Stücke, welche der vornehmen Welt sammelnswerth erscheinen, an sich beschränkt, jährlich wandert immer mehr in die Museen und in die Paläste der unerschütterlich Reichen, und so müssen die mäßig Reichen sich mit immer geringeren Qualitäten begnügen; man sammelt jetzt schon Waaren, die vor einem Menschenalter kaum die Trödler übernommen hätten. Bei so starkem Bedarf setzt naturgemäß die Fälschung ein. Es gibt überhaupt kein Gebiet der Kunst- oder Culturſammlungen, auf dem der Fälscher nicht arbeitete, und das Lohnendste ist ihm der elegante Salonbedarf, auf welchen die Frauen ausgehen, Frauen, welche ohne besondere Vorbildung zufrieden sind, etwas zu finden, was ihrem ungeschulten Auge ebenso erscheint wie das Stück, das sie am Tage vorher im Salon einer Freundin oder Nebenbuhlerin haben bewundern sehen.

Man darf mit voller Bestimmtheit erklären, daß in den Läden mit Salonantiquitäten, wie sie in eleganten Badeorten, in den für Fremdenverkehr bestimmten Läden hauptstädtischer Galerien, in Städten mit Spielhöllen hergerichtet sind, sich so gut wie nichts wirklich Altes und Werthvolles befindet, sondern daß alle diese Porzellane, Dosen, Fächer, Kästchen, Schmucksachen u. s. w. Fälschungen sind oder im besten Falle Bruchstücke alter Waaren, die durch moderne Ergänzungen zu scheinbaren Werthstücken umgearbeitet sind. Und bliebe es nur bei den Läden! Dem etwas vorsichtigen Fremden sagt der Händler mit Augenzwinkern: „Das hier im Laden ist nichts für eine Dame wie Sie, für eine so feine Kennerin. Das ist für die Amerikaner. Ich weiß schon, Sie suchen etwas Frisches aus erster Hand. Da oben im alten Schlosse wohnt die Wittwe von X. oder im Fischerhause hinter der Düne die Capitänswittwe, die verkauft nichts an mich, weil es dann ruchbar würde, aber wenn ein Fremder kommt, dann eher. Ich will nur 5 Procent Provision.“ — Nun also siegesgewiß zur entlegenen Wittwe und dann lebenslang das Hochgefühl: das habe ich selbst von dem alten Bordbrett herunter geholt! — Es fragt sich nur, wann es hinauf gestellt ist.

Aber das ist ein langes Capitel, und als Ende vom Lied muß man immer bedenken, daß es ein Fälscher und Betrüger leichter hat, schlau zu sein, als ein ehrlicher Mann.

Wie kann man sich nun gegen Fälschungen schützen? Vollkommen fast nie. Unter den Gruppen des Kunstgewerbes gibt es Arbeiten, bei denen das eigentlich Charakteristische, die im Handgriff sich äußernde Individualität des Künstlers nicht mitspricht, Stücke, die aus Formen gepreßt oder sonst halb mechanisch hergestellt sind. Auf diesem Gebiete kann die Fälschung so hart an das Original heran reichen, daß man sie schließlich nur aus Nebenumständen, nur durch eine Art von glücklichem Zufall entdeckt. Auch ein tüchtiger Kenner kann, wenigstens eine Zeit lang, getäuscht werden.

Was soll also eine Frau thun, der die Möglichkeit fehlt, sich eine Kennerschaft zu erwerben? Sie soll sich zunächst an einen zuverlässigen Händler wenden, einen Mann, dem sein guter Ruf sein Vermögen bedeutet, und soll von diesem unter Garantie — wenn nöthig schriftlich auf der Quittung — für Alter und Güte des Stückes kaufen. Sollte sich das Stück später doch als falsch erweisen, so darf der Händler nicht seinen guten Glauben vorschützen, sondern wird es ohne Weiteres zurücknehmen.

Zu einem solchen „großen" Händler zu gehen, dazu entschließt eine Frau sich schwer; sie findet ihn zu theuer und kauft lieber bei einem „kleinen Mann", der ihr gar keine Sicherheit bietet. Der kleine Mann sagt ihr, „ich habe es für alt gekauft", oder sagt ihr auch gar nichts, und die Frau meint nun, sie habe etwas Gutes gefunden, dessen Werth der „kleine Mann" nicht ahne, und auf den sie ihn also nicht durch zu vieles Fragen hinweisen dürfe. Bei dem Hofantiquar würde diese Porzellanfigur 400 Mark kosten, also echt sein; der kleine Mann fordert nur 100, aber werth ist das Stück vielleicht 20 Mark! Dieser Versuchung, etwas zu finden, „trouvailles" zu machen, zu einem ungerecht niedrigen Preise zu kaufen, widerstehen die Männer selten, die Frauen fast nie.

Das Alles wissen die Händler sehr genau, und wenn die Suchenden kommen, wird das betreffende Stück, auf das sie hineinfallen sollen, in eine Ecke geschoben und kommt nachher scheinbar zufällig zu Tage.

Um wirklich mit Erfolg zu sammeln, dazu muß man Kenner sein, und das wird man nur ebenso, wie man etwa ein Virtuose in der Musik wird. Dazu gehört natürliche Anlage und unablässige Uebung. Von einem wirklichen Kenner verlangen, er solle einem angeben, wie man falsche Sachen von echten unterscheide, heißt ebenso viel, als von Joachim verlangen, er solle einem freundlichst mittheilen, wie man das Beethoven'sche Concert spielen könne.

Wer sich bis zum gewissen Grade bilden will, ohne die Alterthumskunde zum Berufe zu machen, wird gut geordnete Museen studiren, Handbücher nachlesen und — sich zunächst die Finger verbrennen müssen. Dann wird er lernen, das heiße Eisen behutsam anzufassen. Das Alles gilt natürlich auch für die Männer, aber für das Spielen mit den Altsachen haben die Frauen mehr Zeit und mehr naives Selbstvertrauen als die Männer.

Nun also zum Schluß einige Rathschläge, so weit sich solche geben lassen:

Oberster Satz: Man kaufe nie eine Altsache für 100 Mark, von der man nicht hofft, daß sie einem dauernd so viel Vergnügen bereiten werde als der Besitz von 100 Mark. Wer eine Altsache für 100 Mark kauft, weil er meint, daß sie 200 werth sei, oder auch nur, daß er sie immer wieder für mehr als 100 Mark los werden könne, ist ein Händler ohne Gewerbesteuer, dem es gebührt, daß er Buße zahlt.

Ferner: Hat man ein Stück mit ehrlichem Gemüth, aus Freude an der Sache erworben, so lasse man sich diese Freude nicht vergällen. Sollte es wirklich nicht alt oder an anderer Stelle für geringeren Preis erhältlich sein, so kann es rein sachlich den Besitzer, der sich damit sein Zimmer schmücken will, genau ebenso weiter erfreuen als beim Erwerb.

Ferner: Wenn der Geschmack sich ändert und klärt und einem das Stück wirklich nicht mehr gefällt, so gebe man es stillschweigend in eine Versteigerung. Eine Sammlung von minderwerthigem Gute befreien, erhöht stets den Werth dessen, was man behält.

Specialfragen: In welchen Gruppen kann man mit einiger Aussicht auf Erfolg Altsachen erwerben? Hier sind nur ganz allgemeine Andeutungen, weniger Belehrungen als Warnungen, möglich, wobei ich an Frauen von mittlerer Vermögenslage denke und an Altsachen nur in so weit, als sie zum Schmuck des Hauses bestimmt sind.

Möbel. Aeltere Stücke geben dem Hause einen ungewöhnlichen Reiz, auch solche von mäßigem Kunstwerth wirken durch die satte Schönheit der Holzfarbe. Die alten Möbel sind aber selten ohne Weiteres zu gebrauchen, besonders nicht in den engen Wohnungen der Großstadt; die Schränke sind zu groß, zumeist für die uns fehlende Diele, nicht für die Zimmer berechnet, sie öffnen sich nicht in voller Weite, der Sockel mit seinen zwei Schubladen ist wenig, das große Kopfstück fast gar nicht nutzbar, die Schlüssel sind ungefüge.

Tische sind schwer beweglich, meist zu groß.

Stühle sind fast immer brüchig.

Schreibtische des vorigen Jahrhunderts mit Schubladen, schräger Klappe und Aufsatzschrank sind noch leicht zu haben und für denjenigen, der einer großen Platte nicht bedarf, recht behaglich.

Im Ganzen mag es als Regel gelten, daß man sich nicht darauf versteifen soll — was den Meisten als das höchste Ziel erscheint — ein Zimmer gleichmäßig mit Stücken derselben Epoche zu füllen. Natürlich heben sich die historisch zusammengehörigen Stücke gegenseitig, aber solcher Plan ist fast nie durchführbar und, wenn strenge gehandhabt, wird das Zimmer unbenutzbar, da die Ansprüche unserer Zeit eben andere sind. Man hilft sich schließlich, indem man die uns unentbehrlichen Stücke annähernd in gleichem Stile mit Benutzung alter Theile zusammen baut. Nun hat man sicher etwas Falsches.

Wer auf Gothik hinaus will — und dies ist ja die modernste Liebhaberei — kann ganz sicher sein, daß er damit nicht zu Stande kommt, es sei denn auf Grund schmählichster Täuschungen. Weltliche Möbel des Mittelalters

gibt es kaum noch; was als solche verkauft wird, sind Stücke, in denen kaum einzelne Brettchen alt sind, oft nur Tiroler Küchenschränke, die nachträglich mit gothischer Schnitzerei versehen sind. Sowohl im Mittelalter, als auch in der Renaissance waren Möbel im wörtlichen Sinne, also mobilia, bewegliche Stücke, wenig im Gebrauch, die Schränke, die Credenzen, selbst die Sitzbänke waren in das Getäfel eingebaut, der Tisch unbeweglich, die wenigen Stühle schwer.

Eher verwendbar für wirkliche Benutzung in unserer Zeit sind die Möbel des vorigen Jahrhunderts, deren Formen wir ja auch noch zum Theil beibehalten haben. Nur hüte man sich, Stücke „finden" zu wollen, die auf sehr vornehme Einrichtung hinweisen. Möbel mit guten Bronzebeschlägen findet man nicht mehr. Was man der Art findet, sind im besten Falle alte Möbelkörper mit neu hinzugefügten reichen Beschlägen. Dagegen findet man wohl noch bürgerliches Mobiliar von guter Tischlerarbeit, hübschen, leicht geschweiften Formen und sehr behaglicher Farbe. Derartiges gibt es auch noch zu mäßigen Preisen, da es als Gebrauchsmöbel angesehen wird, das modernen Ansprüchen nicht recht genügt. Ganz neuerlich schenkt man auch den Mahagonimöbeln aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts erhöhte Aufmerksamkeit. Sind es echte, steife Empirestücke, so haben sie bereits höheren Sammlerwerth. Die vortrefflich gearbeiteten, meist sehr einfach, aber gut profilirten Mahagonimöbel von 1820—1840 kann man noch gelegentlich von alten Tanten überwiesen erhalten. Man nehme sie!

Aber selbst aus einer uns so nahe liegenden Zeit ist die Gesammteinrichtung nicht direct zu verwenden. Wir wollen kein großes Sopha mit großem Tisch davor, keinen Kleiderschrank, keine Chiffonnière in der Stube, keine schmalen Betten und kleine Waschtische. Und nun gar erst die Lebensgewohnheiten der um Jahrhunderte zurückliegenden Zeiten!

Wer überschüssige Zimmer für seine Liebhabereien zur Verfügung hat, mag sie nach seiner Laune ausstaffiren, das ist dann ein kleines Privatmuseum. Wer aber in seinen Zimmern wirklich leben will, soll sie stets und unverbrüchlich nach modernem Bedürfniß frisch einrichten und mag dann einzelne alte Stücke einfügen, die coloristisch oder durch schöne Formen wirken, aber nur Stücke, von denen man keine praktische Leistung verlangt, also eine überschüssige Commode, ein Zierschränkchen u. dergl., allenfalls eine kleine Nische mit alten Sesseln und Getäfel. In das Eßzimmer, Schlafzimmer, Kinderzimmer, überhaupt alle Räume mit festen gesellschaftlichen und hygienischen Ansprüchen gehören alte Möbel überhaupt nicht. Aus Alterthümelei sich ein Schweizer Bauernbüffet statt eines brauchbaren hinzustellen, ist Thorheit; das alterthümliche Büffet darf höchstens Ziermöbel, eine Art Credenz für Schaugeräth sein, wenn man Platz für ein solches hat. Ein großer, alter Wäscheschrank kann wie eine Art von Wandvertäfelung in den großen Berliner Eßzimmern, welche die alte Diele in sich verschlungen haben, schön wirken, ebenso die alte Kastenuhr.

Im Zimmer der Frau sollte man sich die Freiheit der Bewegung und des Umstellens je nach Bedarf (Gesellschaften, Wochenvisiten, Kinderkrankheiten) niemals durch schwerfällige Altsachen verkümmern.

Die Pflege der alten Möbel ist umständlich, der Wurmfraß ist nur schwer durch Tränken mit Terpentin zu beseitigen, man gibt die befallenen Stücke am besten einem erfahrenen Tischler auf einige Wochen in Pflege. Ein solcher wird auch anweisen, ob und wie man die Möbel waschen, abreiben oder poliren soll. Man sollte ein altes Stück niemals in Gebrauch nehmen, ohne es außen und vor Allem innen auf das Gründlichste durcharbeiten und frisch auskleiden zu lassen. Die Schlösser muß man meistens ändern, oder man läßt die alten, schönen Schlüssel als Griffe und Zierrath stecken und macht in einer Ecke verborgen ein neues Hülfsschloß mit kleinem Gang.

Teppiche älterer orientalischer Arbeit haben einen Reiz, der sich durch absolut nichts Anderes erreichen läßt, und werden daher auch von Denen begehrt, die sich im Uebrigen auf Altsachen nicht einlassen. Sie sind in großen Geschäften leicht zu finden. Die alten Muster und scheinbar die alten Farben werden jetzt im Orient vielfach nachgeahmt, aber in billiger Ausführung in Gefängnißarbeit (daher in England kurzweg jails, Zuchthäuser, genannt) und in unhaltbaren Farben. Diese immerhin noch hübsche Waare wird von Hausirern und in Ausverkäufen vertrieben. Vorsicht! Man soll einen alten Teppich nie in Gebrauch nehmen, ohne ihn ganz gründlich reinigen zu lassen, auf den Tisch im Eß- und Wohnzimmer gehört er auch dann nicht. Höchstens auf den Büchertisch. Der flockige Knüpfteppich gehört nicht an die Wand, höchstens als Abschluß hinter den Divan.

Als Portièren und dergl. dienen die Zeltvorhänge, Kelims, in Gobelinweberei oder gestickte Decken.

Wirkliche alte Wandteppiche in Gobelinwirkerei, nur im eigenen Hause verwendbar, wird eine Frau in Verbindung mit dem Architekten besorgen. Aufbringung, Pflege u. s. w. bedürfen ungewöhnlicher Mittel und besonderen Rathes.

Alte Stoffe, als Decoration verwendet, können einen großen Reiz abgeben, aber sie dürfen höchstens wie für den Augenblick ausgebreitet erscheinen, auf einem Stuhl, an einer Staffelei; dagegen sind solche Lappen und Fetzen als ständige Decoration der Wand, des Spiegels, der Bilder und anderer feststehender Stücke etwas sehr Verkehrtes und erwecken in einem gesunden modernen Menschen die Vorstellung einer Trödelwirthschaft.

Schlußsatz über Möbel und Zubehör: Ein bewohnter Raum darf niemals aussehen wie ein Atelier. In einem Atelier ist jede Decoration gestattet, welche eine besondere Wirkung in Form oder Farbe hervorbringt. Im Wohnzimmer darf nichts stehen, was die gesunde Brauchbarkeit auch nur anscheinend beeinträchtigt. Altsachen haben hier also nur eine ganz beschränkte Verwendung.

Porzellane und Fayencen sind ein besonders beliebtes Material für das Sammeln der Frauen. Figuren und Vasen auf einer hierfür bestimmten Commode oder Zierschrank oder auch auf Consolen, die über Schulterhöhe angebracht sind, geben dem Zimmer einen großen Reiz, ebenso zierliche Glasschränkchen mit besonders kostbaren Stücken. Aber niemals sollte derartige zerbrechliche Waare auf den Tischen oder an Stellen herumstehen, deren

Flächen man anderweit gebraucht, oder die man bei naturgemäßer Benutzung des Zimmers leicht streift; auch nicht auf losen, wackelnden Fächergestellen. Nichts Widersinnigeres als ein Salon, in dem der Besucher sich fürchten muß, sich frei zu bewegen oder seine Tasse abzustellen. Im Eßzimmer wird man gern altes Schmuckgeschirr an Wänden, auf Credenzen und Bordbrettern aufstellen, hier mag man auch Teller an die Wand hängen, nicht aber im Wohnzimmer.

Daß Porzellane und Fayencen massenhaft gefälscht werden, ist bereits erwähnt. Der Anfänger glaubt zunächst, daß eine Kenntniß der Marken, d. h. der unter der Glasur eingebrannten Fabrikzeichen, ihn schützen könne, aber er weiß ja nicht, ob nicht das ganze Stück sammt der Marke neu ist. Bei Meißen besagen die gekreuzten Schwerter gar nichts, denn Meißen hat sie seit Anbeginn bis heute geführt, einige seltene Besonderheiten, wie das AR des Augustus Rex, werden mit Vorliebe gefälscht. Eine Meißener Figur, deren Modell im vorigen Jahrhundert geschaffen, die aber erst jetzt in der nämlichen Fabrik hergestellt ist, ist an sich keine Fälschung, aber es ist eine billige Marktwaare. Wenn sie von der Fabrik selbst (dies geschieht in Meißen gewöhnlich nicht) oder von einem Händler genau in alter Art bemalt ist, so erscheint sie dem Anfänger wie eine alte. Ist die Figur als weißes Porzellanstück alt und nur die Bemalung neu, so wird schon der Kenner scharf hinsehen müssen. Was der alten Waare ihren Reiz gibt, ist die Nachmodellirung, welche bei jedem aus einer Form gepreßten Stück unerläßlich ist. Bei den alten Figuren ist diese mit großer Sorgfalt und im Formgefühl der Zeit, bei den neuen meist oberflächlich und ohne Verständniß ausgeführt. Das Gleiche gilt von der Bemalung, sie mag der alten zum Verwechseln ähnlich sein, schließlich bleibt ein Letztes Feinstes, was nicht nachahmbar ist. Ganz gute Stücke haben jetzt enorme Preise, Gruppen in Rococotracht 10000 Francs und mehr. Völlig unverletzte Exemplare sind sehr selten. Man reparirt vorzüglich, setzt Arme und Beine an, von wirklichem Porzellan, hierfür bestehen in Dresden eigene Werkstätten. Bei diesem Verfahren bekommen allerdings Frankenthaler Figuren Meißener Hände. Reparaturen in Gipsmasse, mit Lackfarben bemalt, täuschen nur, wenn sie ganz frisch sind, sehr bald wird die Lackfarbe gelb.

Für lediglich decorative Zwecke, das Besetzen von Consolen und anderen dem Staubbesen ausgesetzten Stellen sollten Stücke genügen, die so gut nachgebildet sind, daß sie auch der Kenner nicht ohne Weiteres vom Original unterscheidet. Im Eßzimmer mit seinen meist dunkeln Möbeln ist Blaugeschirr, d. h. weißes Porzellan oder Fayencen mit Cobaltblau unter der Glasur gemalt (Chinesisches, Delfter, Zwiebelmuster u. s. w.) am wirksamsten.

Alte Fayencen, ebenso die braunen und grauen Steinzeugkrüge, welche modernen Trinkgebräuchen nicht mehr entsprechen, sollte man für Blumen verwenden; die eigenthümliche Form und Farbe des Gefäßes führt zu reizvollen Anordnungen, jenseits von Gut und Böse des gewöhnlichen Bouquets.

Zinn schließt sich dem an. Das alte Zinn war, mit Ausnahme der sehr seltenen, im Relief gegossenen Geräthe (Briot, Enderlein), glatte, gelegent-

lich etwas gravirte Gebrauchswaare, absichtlich glatt, um leicht geputzt werden zu können. Diese billige Waare wird jetzt massenhaft von Händlern aufgekauft, nachträglich durch Treiben und Graviren geschmückt und alsdann theuer verkauft; der eigentliche Reiz der blank spiegelnden Fläche geht hierbei verloren. Reiche Stücke mit Reliefs und Figuren, Schiffe u. dergl. sind fast durchgängig völlig modern.

Kupfer ist weniger auf dem Markt, man hat Wasserkufen und große Kübel mit Deckeln, ursprünglich Brodkessel, die als Kühleimer gut wirken. Die napfförmigen gebuckelten Geräthe sind meist alte Kuchenformen. In Italien arbeitet man noch an vielen Stellen kupferne Kannen und Kessel völlig in alter Art, eine sehr brauchbare Schmuckwaare mäßigsten Preises.

Messing ist durch das überladene moderne cuivre poli etwas in Mißachtung gerathen. Die alten getriebenen Stücke, Schüsseln, Becken, Wandleuchter, haben breite, leicht putzbare Flächen und Buckel. Die gegossenen Stücke, Kronleuchter, Kandelaber, wirken in gutem Nachguß fast ganz wie die Originale. Die Wirkung, welche die Spiegelung von Wachskerzen auf blankem Messing erzielt, ist in ihrem goldigen Reiz durch keine andere Art von Beleuchtung zu erzielen.

Alte Fächer sind nur für feine Schaukästen geeignet. Die Furcht, ein wirklich kostbares Stück in einer Gesellschaft zu gefährden, wiegt die Befriedigung des Stolzes selten auf. Die häufigen Reparaturen können zum Theil nur bei den Specialisten in Paris gemacht werden.

Dosen, Uhren, Miniaturen, Ringe und ähnliche Kostbarkeiten für Schaukästen sind oben erwähnt. Sie sind ein Material für Sammlerinnen im engeren Sinne und bedürfen ganz besonderer Studien. Frauen, die nur zufällig Einiges der Art besitzen, pflegen es als Nippeswaare auf Schreibtische oder Etagèren zu stellen. Dies sollte man vermeiden, wenn man mit seinem Dienstpersonal in Frieden zu leben wünscht. Gut verwendbar sind kleine Tische, in deren Platte ein verglaster Kasten eingelassen ist. Die Deckplatte aus Spiegelglas trägt so sicher wie das Holz; für gewöhnlich schützt ein Deckchen gegen Verschrammen und Verblassen.

Alte Spitzen bedürfen ebenfalls einer soliden, in Deutschland sehr seltenen Kennerschaft. Wer eine alte beschädigte Spitze kauft, soll darauf rechnen, daß die Reparatur das Doppelte oder Vierfache des Preises kosten kann, und daß sich nach jeder Reinigung wieder arge Schäden zeigen. Die jetzt in Murano nach alten Mustern gefertigten Spitzen sind für wirklichen Gebrauch den antiken Stücken vorzuziehen. Die rührende Weichheit der alten Waare haben sie allerdings nicht.

Alter Schmuck wird von der Besitzerin, und gewiß mit Recht, gern getragen werden. Die im Handel vorkommenden Stücke des 16. bis 17. Jahrhunderts sind stets verdächtig. Aus dem 18. Jahrhundert finden sich eher Originalstücke, weil es nicht lohnt, die nach heutigem Geschmack zu unregelmäßig und zu flach geschliffenen Diamanten herauszubrechen. Bauernschmuck, in alter Tradition gut gearbeitet, kommt aus den österreichischen Alpen und Friesland, aber wird jetzt auch schon vielfach für Badereisende frisch fabricirt.

Orientalischer Schmuck, alter und neuer (oft Genfer Fabrikat), ist meist unhaltbar. Ehe man ihn benutzt, sollte man stets die Nadeln, Verbindungen und Verschlüsse nacharbeiten lassen.

Letztes Wort: Man erwerbe, wenn man nicht wissenschaftliche Zwecke verfolgt, nur solche Stücke, welche einem direct und unzweifelhaft durch ihr Erscheinen Freude machen, wobei man anmuthenden Eigenschaften zu Liebe mancherlei Fehler übersehen mag. Man ordne die Stücke der Art in die Wohnung ein, daß sie das Gesammtbild veredeln und deutlich zeigen, daß sie für diesen Zweck hingestellt sind; dann ist es auch gar nicht so wichtig, daß alle Stücke alt sind, wenn sie nur annähernd so wirken.

Wenn man zu einer tieferen Kenntniß der Alterthümer gelangt, so wird man daraus reine Freuden schöpfen; man verlange aber nie von einem Andern, daß er diese Freude theile. Gleich gestimmte Seelen werden sich schnell finden, aber ein verständiger Mensch von rein modernem Denken kann nicht genöthigt werden, sein Formengefühl auf den Standpunkt einer früheren Epoche zurück zu schrauben und wird abgestoßen, zum Mindesten gelangweilt durch den Anspruch der Hausherrin, ihre letzten Errungenschaften auf dem Antiquitätenmarkt zu bewundern. Der Kenner oft noch mehr.

Man frage sich also ernstlich, ob es nicht verständiger ist, für die verfügbaren Mittel Zierstücke neuer Arbeit zu erwerben, bei denen man Werth und Wirkung im Raum genau abschätzen kann. Gefallen sie einem nach einigen Jahren nicht mehr, so gibt man sie fort und freut sich neuen Erwerbes.

Der Anspruch, daß Kunstwerke alt sein müssen, um wirklich zu erfreuen, ist falsch, unter allen Umständen falsch und verkehrt. Dieser Anspruch entspringt nur in den allerseltensten Fällen einem seelischen Bedürfniß, das bei jedem Besitzstücke auf mitklingende Accorde alten Culturlebens lauscht, ein derartig fein organisirter Geist wird aber auch innerhalb des modernen Schaffens des Erstrebens Werthes finden. Wer sich grundsätzlich darauf versteift, nur Altes schön zu finden, deckt hiermit kümmerlich eine Lücke seiner Urtheilskraft und verfällt mit gutem Grunde jetzt, wie zu allen Zeiten, dem Spotte seiner Zeitgenossen.

Man begnüge sich damit, die Reste der Vergangenheit, so weit sie uns als liebes Gut überkommen sind, oder wie sie uns Zeit und Gelegenheit zugeführt haben, treu zu pflegen, im Wesentlichen aber behandle man seine Wohnung als moderner Mensch und bedenke, daß einstmals in unseren Villen und Schlössern kommende Geschlechter Das suchen sollen, was unser Jahrhundert Gutes geschaffen, was unsere Zeit als erstrebenswerth angesehen hat. Hiervon das Edelste und Beste nach Maß seiner Kräfte liebevoll zusammen zu tragen, ist eine würdige Aufgabe, in deren Erfüllung man sich selbst und seine Mitmenschen fort bildet, eine Aufgabe, für die der feine Sinn der Frauen, der Hüterinnen des Hauses, in erster Reihe einzutreten hat.

Die Philosophie des Friedens.

Ein Wort an die Friedensconferenz im Haag

von

Ludwig Stein in Bern.

[Nachdruck untersagt.]

Eine militärische Autorität, General A. von Boguslawski, hat in der „Deutschen Rundschau“ (Novemberheft 1898) alle jene Bedenken zusammengefaßt und auf einen knappen Ausdruck gebracht, welche von den Männern des Schwertes gegen die von Männern der Feder von jeher verfochtenen Friedensideen ins Treffen geführt worden sind. Wie nicht anders zu erwarten war, verfocht der zu einer anderen Waffengattung — der Armee der geistig Bewaffneten — übergetretene General seinen Standpunkt mit Geschick und Bravour. Was nur irgend von streng militärischer Seite gegen den Abrüstungsvorschlag des Zaren an philosophischen Argumenten aufgeboten werden konnte, wurde hier zusammengetragen und mit dem Pathos einer gefesteten, unbeirrbaren Ueberzeugung zum Vortrag gebracht. Der Verfasser des Buches „Der Krieg und seine wahre Bedeutung für Staat und Volk“ (1892) war in der That geeignet, die dem Zaren-Manifest abgünstigen Gedankentruppen zu sammeln und gegen die Vertreter der Abrüstungsidee aufmarschiren zu lassen, zumal sich jenes Buch als eine förmliche „Philosophie des Krieges“ darstellt. Dieser Philosophie des Krieges möchten wir nun eine Philosophie des Friedens gegenüber stellen.

Unumwunden gestehen wir dem bewährten Militärschriftsteller tactische Ueberlegenheit in allen Fragen zu, welche die Organisation schon bestehender Truppen angehen. Die Frage aber, ob der Krieg in der „Natur des Menschengeschlechtes“ begründet sei, von welcher Herr von Boguslawski seinen Ausgangspunkt nimmt, ist keine militärische mehr, sondern eine philosophische. Hier müssen nun die Philosophen das gleiche Recht der Competenz für sich in Anspruch nehmen, welches sie den berufenen Vertretern aller Wissenschaften und Künste uneingeschränkt zubilligen. Wie jede anhaltende, ausdauernde Beschäftigung mit einem Gegenstand zur sichereren Beherrschung desselben führt als eine bloß zufällige und vorübergehende, so hat auch das

philosophische Denken seine eigene Technik, die ebenso gut geübt und erlernt sein will wie etwa die Zielsicherheit im Gebrauch der Schußwaffe.

In der Technik des philosophischen Denkens unserer Tage gilt nun der Satz, daß die Berufung auf Autoritäten, die argumentatio ad hominem, welche in früheren Daseinsstufen des Menschengeschlechts, im sogenannten Mittelalter zumal, das ausschlaggebende Beweismittel zu sein pflegte, zwingender Ueberzeugungskraft durchaus entbehrt. Das frühere Beweismittel: dieser oder jener Satz muß wahr bezw. richtig sein, denn dieser oder jener Gelehrte, Denker, Dichter, Religionsstifter u. s. w. hat es gesagt (αὐτὸς ἔφα), oder in diesem oder jenem Buch (Altes bezw. Neues Testament) steht es so geschrieben —, diese Art von Motivirung hat den Credit logischer Beweisfähigkeit so ziemlich eingebüßt. Die Berufung auf die Alten vollends gilt uns nur wenig oder nichts. Seit Telesius und Bacon haben wir uns vielmehr daran gewöhnt, die Wahrheit als eine Tochter der Zeit zu betrachten. Wie der Sprachgebrauch heute noch, Copernicus zum Trotz, täglich die Sonne untergehen läßt, so sprechen auch wir gedankenlos von den Griechen, Hebräern und Römern als von den Alten, während doch in Wirklichkeit wir die Alten sind und jene die Jungen. Was wir am Alter an Autorität schätzen, ist ja nur ein aufgehäufter Erfahrungsschatz. Darin ist aber doch jedes Geschlecht dem vorangegangenen unbedingt überlegen; denn wir wissen das Wesentlichste von dem, was die sogenannten Alten wußten, während Jene noch nicht einmal einen Schimmer dessen ahnten, was wir heute wissen.

Nach alledem scheint es mißlich, sich heute noch des brüchig gewordenen argumentum ad hominem in so ausgiebigem Maße zu bedienen, wie es seitens v. Boguslawski's geschieht. Gewiß haben große Dichter, welche ebenso im Banne kriegerischer Zeitalter standen, wie v. Boguslawski heute noch im Banne seines kriegerischen Standes steht, das Waffenhandwerk in Versen von unvergänglicher Schönheit besungen. Aber was beweist dies für den Satz — das eigentliche thema probandum einer „Philosophie des Krieges" — daß der Krieg „in der Natur des Menschengeschlechts" begründet sei? Die Weinlieder können an Zahl und poetischem Gehalt mit den Kriegsliedern aller Völker und Zeiten getrost wetteifern, wird man darum vom Weine aussagen dürfen, er sei in der Natur des Menschengeschlechts begründet? Was will es besagen, daß Luther, Schopenhauer und Treitschke sich zuweilen zu Gunsten einer Philosophie des Krieges ausgesprochen haben oder gar Moltke sich zu der Aeußerung verstieg: „Der Krieg ist ein Element in Gottes Ordnung?" Wollte ich mich des gleichen argumentum ad hominem bedienen, so könnte ich Hunderte von Autoritäten aufzählen, die sich gegen die Philosophie des Krieges aussprechen, ja ich könnte Moltke selbst gegen Moltke ausspielen. Vom gleichen Moltke nämlich, der einmal in einem Briefe an Bluntschli den Krieg als ein „Element in Gottes Ordnung" hingestellt hat, stammt auch der denkwürdige Ausspruch: „Wir bekennen uns offen zur vielfach verspotteten Idee eines allgemeinen europäischen Friedens. Ist nicht der große Gang der Weltgeschichte eine Annäherung zu jenem Frieden? Sehen wir nicht Anfangs die Hand eines Jeden wider Jeden erhoben? Die Kriege werden immer

seltener werden, weil sie übermäßig theuer geworden!" Dieses typische Beispiel, daß nämlich die höchste von ihm zu Gunsten der Philosophie des Krieges herangezogene Autorität nunmehr mit gleichem, wenn nicht besserem Recht von mir als classischer Zeuge zu Gunsten der Philosophie des Friedens vorgeführt werden kann, mag v. Boguslawski zeigen, wie verfänglich die Anwendung des argumentum ad hominem ist. Die Technik des Denkens gebietet daher, diese Art von gedanklicher Strategie als veraltet und überwunden bei Seite zu schieben. Wir werden deshalb in unserer „Philosophie des Friedens" nicht Autorität gegen Autorität ausspielen, sondern Argument gegen Argument.

In der Gruppirung unserer Argumente zu Gunsten einer Philosophie des Friedens befolgen wir die von der Technik des Denkens vorgezeichnete classificirende Methode. Die Methode in der Logik ist nichts Anderes als die Taktik in der Strategie. Wir verlangen für die Ordnung der Gedanken das Gleiche, was die Kriegswissenschaft für die Truppen: Taktik und Disciplin. Eben deshalb ist es unsere vornehmste methodische Pflicht, den wirren Gedankenhaufen von Gründen und Gegengründen, welcher von Anhängern und Bekämpfern einer Philosophie des Friedens in chaotischer Regellosigkeit aufgeschichtet worden ist, nach bestimmten Gesichtspunkten zu sichten und in feste Kategorien zu gliedern. Wer die Friedens- und Unfriedensliteratur der letzten Monate berufsmäßig herunter zu würgen die verzweifelte Aufgabe hatte, wird mir das dürstende Verlangen nach logischer Disciplin nachfühlen. Die Broschüren für und wider den Frieden haben bei der fast grenzenlosen Mannigfaltigkeit der Behandlungsweise im Wesentlichen nur ein Gemeinsames: die Confusion. Fixe Ideen bei dem Einen, Ideenfluß bei dem Anderen, pathetische Declamation fast bei Allen, logische Zucht bei den Wenigsten. Mir war bei der gezwungenen Beobachtung dieser papiernen Schlacht häufig genug zu Muthe, als wäre ich unversehens mitten in einen Trupp gedanklicher Freischärler gerathen. Ohne gerade herculische Kraft der Dialektik in mir zu verspüren, mache ich mich doch anheischig, diesen Wust von Gründen und Gegengründen sichtend zu überschauen und ihn so zu bewältigen, daß ich die überreiche Argumentation für und gegen eine Philosophie des Friedens nach folgenden Gesichtspunkten gruppire: 1. Die philosophische bezw. sociologische Grundfrage nach dem Wesen der menschlichen Natur, in welcher der ewige Krieg angeblich begründet sein soll. 2. Sittliche bezw. socialpädagogische Seite, wobei der sittlich-erziehliche Werth des militärischen Gesellschaftstypus zu untersuchen sein wird. 3. Politische bezw. staatsrechtliche Erwägungen, ob und in wie weit nämlich Staatsverträge, Staatenbündnisse und internationale Schiedsgerichte Autorität und Souveränetät der einzelnen Staaten unangetastet lassen, oder untergraben. 4. Technische Bedenken, welche sich aus dem Umstande ergeben, daß „die Vervollkommnung der Zerstörungsmittel seit dem Jahre 1870 eine größere ist als alle Fortschritte auf diesem Gebiete seit Erfindung des Schießpulvers" (v. Bloch). 5. Oekonomische Motive, welche die Fragen der Weltwirthschaft, der Unterbindung des Industrielebens und Handelsverkehrs, der anderweitigen Unterbringung der im Dienste des kriegerischen Typus des Menschengeschlechts angelegten Capitalien zum Ausgangspunkte nehmen.

Sollte es uns vermittelst der hier befolgten gedanklichen Taktik gelingen, die Tendenzen unseres Zeitalters aufzuspüren, d. h. an der Hand der genauen Prüfung des Für und Wider den offenkundigen Sinn der uns bisher nur schattenhaft umschwebenden socialen Fragezeichen zu enträthseln, so dürfte die Zumuthung nicht unangemessen erscheinen, daß die im Haag versammelten Friedensstifter, eingedenk der weltgeschichtlichen Mission, die in ihre Hände gelegt ist, vor ihrer endgültigen Beschlußfassung den nachfolgenden Erwägungen ihr Ohr leihen. Wie einst die Kriegsführer, bevor sie in die Schlacht zogen, die Auguren und Vates über den voraussichtlichen Erfolg des Krieges befragten, so sollten die im Haag versammelten Friedensführer, bevor sie die zu treffenden Vereinbarungen unterzeichnen, auf die modernen Auguren, die Philosophen, hören, deren größter die heute noch, ja heute erst recht beherzigenswerthen Worte niederschrieb: „Die Maximen der Philosophen über die Bedingungen der Möglichkeit des öffentlichen Friedens sollen von den zum Kriege gerüsteten Staaten zu Rathe gezogen werden." (Kant.)

I.

Das Hauptargument der Befürworter einer Philosophie des Krieges ist die niemals bewiesene, weil unbeweisbare, eine petitio principii in sich bergende Behauptung: „der Krieg ist in der Natur des Menschengeschlechts begründet," oder gar, wie Herr von Stengel („der ewige Friede", 1899, 2. Aufl., S. 11) aus der Bibel beweisen will, „der Krieg sei ein Bestandtheil der göttlichen Weltordnung". Was nun zunächst die für Prof. Stengel auch in staats- und völkerrechtlichen Fragen maßgebende Autorität der Bibel anbelangt, so können wir in rein wissenschaftlichen Erörterungen ein argumentum ad hominem ebenso wenig als logisch annehmbar gelten lassen wie ein argumentum ad librum, das will sagen: „Für bewiesen gilt einem Manne der Wissenschaft nur, was mathematisch oder logisch in bündiger, schlüssiger Form unwiderleglich dargethan, nicht aber, was dieser oder jener Mann, und sei er auch der größte, behauptet, dieses oder jenes Buch, und sei es auch das größte, verkündigt hat. Wie zweischneidig diese Berufung auf Autoritäten ist, hat bereits v. Boguslawski erfahren müssen, indem wir dem von ihm citirten Ausspruch Moltke's, dem auch v. Stengel zujubelt, einen anderen gegenüber gestellt haben, in welchem Moltke als entscheidender Verfechter des Friedens erscheint. Mit gleicher Münze müssen wir v. Stengel heimzahlen. Ihm ist das Alte Testament geradezu „waffenklirrend", und das Neue verkündigt, „daß es Kriege geben wird, so lange die Weltzeit dauert". Aus meinem Bibelexemplar tönen mir andere Klänge entgegen. Ich lese im „waffenstarrenden" Alten Testament die Worte: „Nicht mehr erhebt Volk gegen Volk das Schwert, und sie lernen nicht mehr den Krieg"; „Gott verkündet den Frieden den Völkern; und seine Herrschaft reicht von Meer zu Meer", sowie im Neuen: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen"; endlich den Segensspruch: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen." Man ersieht hieraus, wie verfänglich diese Art von Argumentation ist.

auf deren Gebiet ich den Vertretern der „Philosophie des Krieges" nur gefolgt bin, um ihnen zu zeigen, daß sie selbst dann im Unrechte bleiben, wenn man sich auf ihren eigenen Standpunkt begibt und ihre petitio principii einen Augenblick zuläßt. Jetzt wenden wir uns gegen diese selbst: Ist der Krieg wirklich „in der Natur des Menschengeschlechts" begründet? Die wissenschaftliche Antwort auf diese Frage vermag natürlich nur diejenige Disciplin zu ertheilen, welche sich mit der „Natur des Menschengeschlechts" berufsmäßig befaßt: die Philosophie, bezw. deren jüngster, selbständig gewordener Sprößling: die Socialphilosophie. Die zahlreichen Beantwortungen der philosophischen Frage nach der Natur des Menschengeschlechts lassen sich ungezwungen auf drei Haupttypen zurückführen, welche ihrerseits alle Unter- und Spielarten von parallelen Gedankenschattirungen in sich auffangen.

Erstens die Gewaltrechtstheorie (Thukydides, Kallikles, Epikur, Lucrez, Machiavelli, Hobbes und Spinoza). Danach ist die Grundnatur des Menschen „böse". Jeder ist Jedem von Natur aus fremd und feind. Die Formel lautet: „homo homini lupus" — der Mensch ist dem Menschen ein Wolf. Die kirchliche Fassung dieses Problems des „radicalen Bösen" heißt: Sündenfall, die philosophische: Egoismus. Der Mensch wird im Naturzustande nur von einem Grundtrieb beherrscht, dem der Selbsterhaltung, dessen negative Seite ein Kampf Aller gegen Alle ist, während die positive im „Willen zur Macht" ihren Ausdruck findet (Hobbes, Nietzsche). Diese naturalistische Theorie leugnet wohlverstanden das Vorhandensein altruistischer Gefühle keineswegs; nur sind ihr diese secundärer, nicht, wie der Egoismus, primärer Natur. Der Egoismus, der Naturzustand des Kampfes Aller gegen Alle erzeuge eben naturnothwendig, sei es in Folge von Furcht (Kallikles, Hobbes), sei es vermittelst kluger Berechnung (Bentham, Spencer), den Altruismus aus seinem Schoße, welcher an die Stelle des Kampfes Aller gegen Alle die Arbeit Aller für Alle setzt.

Dieser Gewaltrechtstheorie steht nun zweitens die von Aristoteles und den Stoikern stammende Gefühlstheorie schroff gegenüber. Diese hält den Geselligkeitstrieb für ebenso ursprünglich wie den Selbsterhaltungstrieb. Danach ist der Mensch schon von Hause aus kein wildes Raubthier, sondern ein zahmes Herdenthier. Die socialen Instincte sind ebenso primär wie die antisocialen (Bodin, Grotius, Shaftesbury, Hutcheson). Die Sympathie, das Einstehen Aller für Alle, die Liebe mit einem Wort gehöre zur menschlichen Grundnatur (Smith, Hume). Nicht wie Wölfe im Urwalde stehen die Naturmenschen einander gegenüber, sondern umgekehrt: „homo homini deus" (der Mensch ist dem Menschen Gott), so lehren die Gefühlsphilosophen und Romantiker. Von Natur aus sei der Mensch gut und edel; erst die Cultur hat ihn verunstaltet, verdorben, egoisirt (Cyniker, Stoa, Rousseau, Tolstoi).

Diese scheinbar unversöhnlichen Widersprüche in der Interpretation der „menschlichen Natur" sucht nun die von mir vertretene evolutionistisch-optimistische Socialphilosophie[1]) folgendermaßen zu lösen und logisch in Eins

[1]) Die sociale Frage im Lichte der Philosophie. Vorlesungen über Socialphilosophie und ihre Geschichte. 1897. S. 454.

zu bilden. Epikur hat Recht für den Ausgangspunkt der socialen Evolution, die Stoa für die späteren Entwicklungsstadien derselben. Die Evolutionstheorie löst damit die Vertragstheorie, die sich vollkommen ausgelebt hat, glücklich ab. Der sociologische Fehler beider Theorien, die heute immer noch das Schiboleth rückständiger Rechtsphilosophen bilden, ist darin zu suchen, daß sie gemeinsam von der falschen Voraussetzung ausgehen, die Natur des gegenwärtigen Menschen sei ein unveränderter Abdruck von der des Anthropoiden. Allein Ursprung und gegenwärtiger Status der Menschennatur decken sich eben nicht. Die Entwicklungslehre zeigt uns vielmehr an unzähligen Fällen, daß der Entwicklungsgang des Individuums sich in langsamer, aber continuirlicher Abfolge von seinem Ursprung so weit entfernen kann, daß er kaum noch gemeinsame Züge mit seinen Urahnen aufweist. Nichts steht daher der Annahme entgegen, daß der brutale Egoismus am Anfangspunkt, der vollendete Altruismus am Schlußpunkt der socialen Entwicklung stehen könnte. Alle sympathischen Gefühle sind danach Erzeugnisse des gesellschaftlichen Zusammenwirkens. Ob diese Sympathie, diese Arbeit Aller für Alle an Stelle des früheren Kampfes Aller *gegen* Alle der Furcht (Hobbes), dem Mitgefühl (Smith, Hume), dem Wohlwollen (Shaftesbury), der hinterlistig-egoistischen Berechnung (Schopenhauer), dem Vernunftgebot (Kant, Fichte) oder endlich der sachlichen Nützlichkeitserwägung (Bentham, Mill, Spencer) entsprungen ist, verschlägt gegenüber der vollendeten Thatsache nichts, daß aus dem angeblichen Raubthier — der „blonden Bestie" Nietzsche's — auf der ganzen Linie der westeuropäisch-amerikanischen Cultur ein zahmes Hausthier geworden ist. Wie dem Räuberwesen in den Abruzzen, diesem letzten Ueberrest der ungezügelten Raubthiernatur innerhalb unseres Culturſystems, unfehlbar das letzte Stündlein schlagen wird, so werden mit der Zeit alle Reminiscenzen unweigerlich getilgt werden müssen, welche dem Culturmenschen als atavistische Schädlinge aus der überwundenen Zeit des Naturmenschen immer noch anhaften.

Gehört nun der Krieg zum *unabtrennbaren* Wesen der menschlichen Natur, wie die Vertreter der Philosophie des Krieges behaupten? Offenbar nicht. Denn von den drei möglichen philosophischen Theorien über die Natur des Menschen behaupten die beiden letztgenannten, daß Wohlwollen und Sympathie (Altruismus), wenn nicht *angeboren*, so doch sicherlich der menschlichen Natur *eingeboren*, zugewachsen, im socialen Entwicklungsproceß nothwendig hinzu erzeugt worden sind, während die erstere, die naturalistische Gewaltrechtstheorie, den Kriegszustand, den Egoismus zwar für primär hält, aber eben deshalb mit Hobbes und Spinoza folgendermaßen folgert: Gerade weil der Krieg den Ausgangspunkt menschlichen Zusammenlebens bildet, so heißt sein Zielpunkt: Friede.

Alle rechtsphilosophischen Theorien sprechen sich demnach im Sinne einer Philosophie des Friedens aus. Abgesehen vom antiken Sophisten Kallikles und dem modernen Nietzsche wüßte ich keinen Denker von eigenem Gesichtsschnitt zu nennen, welcher im Krieg mehr sähe als bloßes Mittel, als nothwendige Durchgangsmomente. Den Krieg als Selbstzweck zu begreifen, blieb in der Philosophie stets das traurige Reservatrecht der logisch Entgleisten und

der dialektisch Declassirten — der Sophisten. Eine mathematische Beweisführung gibt es in der Socialphilosophie freilich nicht oder — bleiben wir vorsichtig — noch nicht. Was zur wirklichen Grundnatur des Menschen gehöre — ob Krieg oder Frieden — läßt sich demnach augenblicklich noch nicht mathematisch, sondern nur entweder logisch oder historisch beweisen. Den logischen Beweis zu Gunsten einer Philosophie des Friedens glauben wir an der Hand der drei möglichen logischen Interpretationen der Menschennatur schon angetreten zu haben. Wir stützen diesen nunmehr durch eine geschichtliche Betrachtung.

Fremder und Feind waren, je weiter wir geschichtlich zurückgreifen, desto durchgreifender Synonyme. Nicht bloß den Griechen war jeder Nichthellene ein Barbar; jedes antike Culturſystem sah in jedem anderen gelindestens eine Albernheit, in der Regel sogar nur Greuel. Das gegenseitige Sich-verstehen, das wechselseitige Respectiren völkerpsychologischer Besonderheiten und berechtigter Eigenthümlichkeiten, das liebevolle Versenken vollends in fremde Eigenart an Stelle der früheren, durchgängig gebräuchlichen Verächtlichmachung derselben ist — innerhalb unseres Culturſystems zumal — ein nicht wegzuleugnendes geschichtliches Factum. Die Erklärung dieser Thatsache liegt in einer Reihe von weltgeschichtlichen Momenten beschlossen: in der Begründung der auf einander folgenden „Weltreiche", am Mittelmeerbecken Assyrien (Persien, Griechenland, Rom), in der Eröffnung neuer Verkehrswege und Verkehrsmittel, besonders durch den erwachenden Welthandel, endlich in der aus allen diesen Factoren herausgewachsenen vergleichenden Betrachtung der Sitten, Religionen, Verfassungen und Regierungsformen. Sobald man eben anfängt, vergleichend-geschichtlich zu prüfen, springen nicht mehr fremde Fehler allein in die Augen, sondern auch fremde Vorzüge. Eben damit aber erweist sich mit der Zeit der nationale Ich-Wahn, die Collectiv-Aufgeblasenheit der Selbst-Beweihräucherung, das Märchen von der Einzigkeit und „Außerwähltheit" des eigenen Volksthums als — Märchen.

Aus dem allmählich sich einstellenden gegenseitigen Verstehen erwächst allgemach ein gegenseitiges Sich-dulden. Der Fremde ist jetzt nicht mehr eo ipso ein Feind oder — social gesprochen — ein Rühr-mich-nicht-an. Fremde werden unter Umständen Freunde. An die Stelle der rohen Faust, die man jedem Fremden einst entgegen hielt, tritt nunmehr der friedliche Händedruck. Das Imperium Romanum vollends schafft nicht bloß ein Kriegsrecht, sondern daneben auch ein Bündnißrecht, endlich sogar förmliche internationale Friedensverträge (Foedus und Sponsio).

Welche Fortschritte das Völkerrecht seit Gentilis und Grotius, die internationalen Vereinbarungen aller Art[1]), die Vereinigung für Völkerrechtscodificirung, das internationale Recht u. s. w. inzwischen gemacht haben, das Alles liegt so offenkundig zu Tage, daß man als Ergebniß der vergleichend-geschichtlichen Betrachtungsweise getrost den Satz aufstellen kann: Die Menschheitsgeschichte wird offensichtlich von der Tendenz beherrscht, den dauernden Frieden an die Stelle des bisherigen dauernden Kriegszustandes zu setzen.

[1]) Zusammengestellt in meiner Schrift: „Das Ideal des ewigen Friedens und die sociale Frage". Berlin, Reimer. 1896. S. 12.

Conflicte sollen, das ist der Sinn der Geschichte, künftig mehr durch Geister als durch Leiber ausgetragen werden. Statt Eifersüchteleien Bündnisse; statt Uebermachtsgelüste politisches Gleichgewicht und Gerechtigkeit; statt innereuropäischer Unruhen geschlossene Organisation der Weltdictatur des europäisch-amerikanischen Cultursystems; statt aufreibender Kriege friedliche Wettkämpfe; statt der wilden, aber unzuverlässigen Faust zahme, aber zuverlässige Verträge; statt Blut Tinte; statt Dolch Feder. So vermöchte die Friedensconferenz im Haag vielleicht in dreißig Tagen mehr Heilsames zu verrichten, als etwa der Dreißigjährige Krieg für den Rückfall in raubthierartige Wildheit Unheilsames geschaffen hat.

Das Ergebniß der geschichtlichen Betrachtung läuft also dem der logischen durchaus parallel. Die Erwägungen der Denker wie die Tendenz der geschichtlichen Handlungen der Völker zeigen die gemeinsame Richtung, daß künftig nicht mehr die Instincte, sondern die Vernunftgründe die Völkerschicksale zu lenken berufen seien. Was die Instincte durch ihr bisheriges Sprachrohr — die Kriege — nur unvollkommen zum Ausdruck gebracht haben, sollen die Vernunftgründe durch *ihr* Organ — die Verträge — vollkommen zur Darstellung bringen. Erst der Vertrag verwandelt das homo homini lupus in ein homo homini deus, das Thier in einen Menschen, die brutale Willkür in eine geregelte Rechtsordnung, die ungestümen Instincte in ruhige Verstandeserwägungen. *Und wenn im Haag die zu beschließenden Verträge keinen anderen Erfolg haben sollten, als daß die Völker durch den moralischen Druck ihrer Verträge gehalten würden, entfesselten kriegerischen Volksleidenschaften nicht sofort impulsiv nachzugeben, sondern vorerst den Schiedsspruch des zu ernennenden Areopags abzuwarten*, so wäre dieser Erfolg allein des Schweißes aller Edlen werth. Denn gegen plötzlich aufflammende Volksleidenschaften gibt es kein besseres Sicherheitsventil als Gewinnung von Zeit. Wären Völker vor der definitiven Kriegserklärung zunächst zur Anhörung des Schiedsspruchs des von ihnen gemeinsam eingesetzten Tribunals verpflichtet — und sei es auch nur moralisch — so würden mancher Conflict an Schärfe, manche momentan aufzüngelnde Gereiztheit an Heftigkeit, mancher vermeintliche Casus belli an Schroffheit erheblich einbüßen. Die Zeit heilt namentlich dort Wunden, wo nur kriegerisches Strohfeuer auflodert, wie wir dies fast täglich beobachten. Handelt es sich um wirkliche Lebensinteressen oder entscheidende Machtfragen zweier Nationen, wie vor einem Vierteljahrhundert zwischen Frankreich und Deutschland, so wird eben der kleine Aufschub seitens des Schiedsgerichts gerade der beste Prüfstein sein, ob grundmäßige Gegensätze obwalten oder nur Verletzung nationaler Eitelkeiten vorliegt. Im ersteren Falle wird es ja den Nationen immer noch unbenommen bleiben, zur ultima ratio des Schwertes zu greifen. Nur verlangt die Philosophie des Friedens, daß dieses Schwert thatsächlich die ultima und nicht die prima ratio sei.

Denn auch wir geben uns nicht dem Zauber der den Friedensfanatikern offenbar vorschwebenden Fata Morgana eines ewigen Friedens hin. Ja, auch wir halten mit Kant den „ewigen Frieden" für eine „unausführbare Idee". Wir

sehen in diesem Gefühlsschwarm der Friedensapostel nur Ideale. Ideale aber werden überhaupt nicht erreicht, sondern immer nur erstrebt; sie bezeichnen nicht so sehr die letzten Ziele, die verwirklicht werden sollen, als vielmehr die einzuschlagenden Richtungen, die jenem Ziele entgegenführen, ohne es je zu erreichen. Diese Endlosigkeit der Richtung ist aber kein Unsegen für die Menschheit, weil das Einschlagen des Weges an sich schon Selbstzweck ist.

Dem Utopismus der völligen Abschaffung aller Kriege oder auch nur der baldigen Aufhebung der stehenden Heere gibt sich die Philosophie des Friedens nicht gefangen. Sie ist vielmehr von der Wahrheit des heraklitischen Wortes „der Kampf ist der Vater und König aller Dinge" tief durchdrungen. Sie übernimmt von Darwin die Lehre vom Kampf ums Dasein und von Spencer die Formel vom Ueberleben des Passendsten. Nur unterscheidet sie zwischen Krieg und Kampf. Krieg ist bloß eine Form des Kampfes, die um Territorialbesitz. Ist aber erst die Erde zur Zufriedenheit der führenden, inzwischen saturirten Culturvölker aufgetheilt, dann entfällt die latente Tendenz zur Kriegführung von selbst. Mit der Erfüllung der Ziele ist die Nothwendigkeit der sie herbeiführenden Mittel hinfällig geworden. Ob also der unvermeidliche Kampf auch in aller Zukunft die Form des Krieges beibehalten wird, hängt in erster Linie von der Intelligenz und vom Willen der Machthaber unseres Culturkreises ab.

Sobald dieser seine prädestinirte Weltherrschaft durchgeführt, die Erde aufgetheilt und somit die führenden Nationalstaaten gesättigt haben wird, dürfte der Kampf in der Form des Krieges abgeschwächt, ja zu völliger Bedeutungslosigkeit herabgedrückt werden. Nicht der Krieg als solcher also, sondern nur der Kampf ist in der Menschennatur begründet. Dieser allein ist unaufhebbar.

Ob aber dieser Kampf immer und überall die Form des Krieges beibehalten, ob nicht vielmehr zwischen den geschlossenen Nationalstaaten unseres Culturſystems dermaleinst ein genereller Bündnißvertrag, ein dauernder politischer Friede eintreten wird, vermag der Philosoph nach gewissenhafter Deutung aller politischen und socialen Anzeichen der Zeit keineswegs im Sinne der „Philosophie des Krieges" zu entscheiden.

Wird aber auch der Kampf in der Form des Krieges sich immer mehr abschwächen, so ist ein völliges Aufhören des socialen Kampfes weder wünschenswerth noch erfüllbar. Religion und Moral, Wissenschaft und Kunst, Sprache und Tradition, Temperament und Sitte, Handel und Gewerbe werden reichlich dafür sorgen, daß es einem fröhlichen Wettkampf, einem unablässigen Ansporn zu höchster individueller Kraftentfaltung niemals an Stoff fehle. Das letzte Wort der Philosophie des Friedens lautet also rücksichtlich der politischen Beziehungen der führenden Culturstaaten: Friede durch Vertrag; hinsichtlich der Kraftentfaltung der Individuen hingegen: Kampf durch Wettbewerb. Der Krieg ist eine historische Kategorie, gültig nur so lange, als der militärische Typus im Interesse der Selbsterhaltung unserer höheren Culturformen liegt. Der Krieg gehört somit nicht zum unabtrennbaren Wesen der Menschennatur als solcher, sondern nur zum auszeichnenden

Merkmal jener geschichtlichen Constellation, welche den kriegerischen Typus des Menschengeschlechts naturnothwendig aus sich heraus erzeugt hat. Bei veränderter geschichtlicher Constellation, sei es durch wachsende Intelligenz, sei es durch zunehmendes öffentliches Ethos und erstarkendes wechselseitiges Vertrauen, kann sich der kriegerische Typus des Menschengeschlechts sehr wohl abschwächen, um allmählich in den industriellen, weiterhin aber in den socialen Typus des Menschengeschlechts überzugehen, wie ihn der von mir vertretene sociale Optimismus als tiefsten Sinn der Menschheitsentwicklung begreift.

Anders hingegen verhält es sich mit dem Kampf. Dieser ist keine historische, sondern eine psychologische Kategorie, d. h. er gehört nicht dieser oder jener Geschichtsepoche an, wie der Krieg, vielmehr allen Zeiten, den künftigen nicht weniger als den verflossenen. Ohne Kriege haben ganze Völkerstämme sich Jahrhunderte behaupten können, ohne Kämpfe nicht einen Augenblick. Der Kampf also, und nur dieser, gehört, als psychologische Kategorie, der Menschennatur unabtrennbar an. Kriege unter Culturstaaten können vielleicht einmal verschwinden, Kämpfe unter Individuen aber niemals.

II.

Die sittlichen bezw. socialpädagogischen Momente bilden das zweite Bollwerk der Philosophie des Krieges. Moltke verlieh diesem Argument die Fassung: „Ohne den Krieg würde die Welt in Materialismus versumpfen"; v. Stengel nennt den Krieg „ein Element des Culturfortschritts" (S. 15), v. Boguslawski ruft aus: „Streicht den Krieg fort aus der Welt, und Ihr werdet sehen, was für eine kraft- und saftlose Schäferpoesie Ihr haben werdet. Wer würde dann noch eine ‚Marseillaise', wer noch eine ‚Wacht am Rhein' singen?" Daß dieses ethisch-ästhetische Argument auf ebenso thönernen Füßen ruht, wie das bereits behandelte sociologische, wird uns zu beweisen nicht allzu schwer fallen. Was zunächst den directen Beitrag der Kriegspoesie zur Weltliteratur anbelangt, so lohnt es wirklich nicht, davon zu reden. Hat etwa Körner's „Leier und Schwert", das den körperlichen Kampf verherrlicht, Deutschlands Stellung in der Weltliteratur begründet oder Goethe's „Faust", der nur den seelischen Kampf eines erlesenen Geistes zum Inhalt hat? Dante und Tasso, Shakespeare und Milton, Calderon und Cervantes haben ebenso wenig Kriegslieder gedichtet wie Euripides und Sophokles. Wird man deshalb ihre Dichtungen kraft- und saftlose Schäferpoesie schelten dürfen? Man sollte eben nicht übersehen, daß die Dichter ihre Inspirationen vorwiegend jenen Motiven entnehmen, welche ein Zeitalter grundmäßig bewegen. So haben auch die genannten Dichterheroen in dramatisch bewegten Scenen den Krieg zuweilen verherrlicht. Werden wir aber friedlicheren Formen des Zusammenwirkens der gesitteten Völker und Staaten entgegengehen, so wird es den Dichtern an neuen Motivationen sicherlich nicht fehlen. Wie unendlich reich ist z. B. dieses Zeitalter an neuen Inspirationen, die aus dem weltgeschichtlichen Conflict zwischen Capital und Arbeit herauswachsen. Hier sprudelt ein Jungbrunnen poetischer Eingebungen auf: die sociale Dichtung, welche darauf und daran ist, die politische — „ein politisch Lied, ein garstig

Lied" – ganz abzulösen. Und so können wir denn die ästhetischen Bedenken gegen einen Verfall der kriegerischen Poesie nicht allzu tragisch nehmen.

Nicht zu unterschätzen hingegen sind die ethischen und socialpädagogischen Erwägungen. Ohne die Befürchtung Moltke's zu hegen, daß die Menschheit durch Aufgeben des kriegerischen Typus in Materialismus versumpfen würde, müssen auch wir zugeben, daß die militärische Erziehung, wie sie die allgemeine Wehrpflicht durchsetzt, volkserziehlich nur Gedeihliches und Ersprießliches geleistet hat. Gute Körperhaltung, Genügsamkeit und zähe Ausdauer, stramme Mannszucht und unbedingte Disciplin, hingebungsvolle Opferfreudigkeit und kameradschaftliches Zusammenhalten, vor Allem aber persönliche Tapferkeit und todesverachtender Muth sind durch den militärischen Typus gepflegte psychische Eigenschaften, die nicht leicht zu theuer bezahlt werden können. Allein diese Eigenschaften sind, einmal erworben, in Fleisch und Blut übergegangen, durch Selection und Vererbung zum bleibenden seelischen Bestandstück der durch kriegerischen Typus erzogenen Völker geworden. An Muth und Entschlossenheit, an Kühnheit und militärischer Tapferkeit stehen die Engländer, die keine allgemeine Dienstpflicht kennen, oder die Schweizer, die vermöge ihrer verbürgten Neutralität schon beim Milizsystem ihr Auslangen finden, oder endlich die Skandinavier den übrigen kriegerischen Nationen durchaus nicht nach. Doch wozu in die Ferne schweifen? Die Delegirten der Friedensconferenz tagen in einem Lande, das seit Jahrzehnten im stillsten politischen Gottesfrieden lebt. Abgesehen von den tropischen Scharmützeln in Atjeh haben die Niederlande seit mehr als einem halben Jahrhundert nach außen keinen Krieg mehr geführt. Sind die Holländer darum dem „Materialismus" verfallen, *mehr* verfallen als die kriegerischen Staaten? Man sehe sich den kernigen, kraftstrotzenden „Mynheer" nur etwas näher an, und jeder völkerpsychologisch Geschulte wird finden müssen, daß die Tugenden des kriegerischen Typus ihm nicht abhanden gekommen sind. Behäbig und scheinbar theilnahmslos schaut er den Welthändeln zu, solange man *ihn* in Frieden läßt. Ginge es aber wider seine nationale Ehre oder Freiheit, dann würde der Löwe von Oranien in ihm erwachen, um dem Feinde, wie einst der spanischen Weltmacht, die im Stillen geschulten, unheimlich kernfesten Tatzen zu zeigen. Der Hinweis auf Holland und die Schweiz, besonders aber auf England, Skandinavien und Amerika zeigt, daß die Vorzüge der kriegerischen Erziehung, die wir rückhaltlos anerkennen, mit einem *geringeren* Aufwand an Kraft und Mitteln erreichbar sind, als die kriegsgerüsteten, bis an die Zähne gewappneten Staaten ihnen widmen. Die Erziehungskosten an Blut und Geld zur Erwerbung der militärischen Vorzüge stehen in keinem Verhältniß zum Gewinn. Das Princip des kleinsten Kraftmaßes, das Grundprincip der Naturwissenschaft, fordert, daß Zweck und Mittel in strenger Proportion zu einander stehen, banal ausgedrückt: daß man auf Spatzen nicht mit Kanonen schießen soll. Lassen sich die Tugenden der militärischen Erziehung mit einem geringeren Kraftaufwande erzielen, so wäre es unverantwortlich, Menschenkraft und Capital, welch' letzteres nichts weiter ist als summirte Menschenkraft, mit frevlen Händen unnütz zu vergeuden.

Daß endlich der kriegerische Typus heute noch ein „Element des Culturfortschritts" bilde, wie v. Stengel behauptet, muß ich ebenso entschieden bestreiten, wie, daß der Krieg „in der Natur des Menschengeschlechts" begründet sei; hier wie dort handelt es sich bloß um historische, nicht um psychologische Kategorien. Den Beweis hierfür liefert v. Stengel selbst. Er exemplificirt an Persien und Macedonien, vor Allem an den Kreuzzügen. Hier, aber auch *nur* hier trifft sein Argument zu. In früheren Daseinsstufen des Menschengeschlechtes war der Krieg in Wirklichkeit ein Element des Culturfortschritts. Es ist nämlich ein gleißender Irrthum, wenn man annimmt, die Humanität habe immer gleichen Schritt mit der Civilisation gehalten. Ein Alexander, Caesar und Napoleon haben mittelbar vielleicht mehr Blut vergossen als alle Galeerensträflinge, Zuchthäusler und Gefängnißinsassen zusammengenommen. Und doch reiht man jene Männer ins Pantheon ein und errichtet ihnen Statuen, und dies mit Recht. Denn durch sie ist die Civilisation mit einem einzigen, urkräftigen Ruck gleich um Jahrhunderte weiter gefördert worden. Lieber auf einmal Massenopfer, die eine plötzliche staatliche Integration (Vereinheitlichung) herbeiführen, als das schleichende Gift der perpetuellen Guerillakriege unter den kleinen Stämmen und Nationchen. *Denn je größer die Staatsgebilde sind, desto mehr müssen sie ihren kriegerischen Typus verlieren.* Es hat darum einen tiefen sociologischen Sinn, daß die Abrüstungsidee traditionell vom *größten* Continentalstaat, von Rußland ausgeht, wo dieser Gedanke seit Alexander I. zum festen Bestandstück der slawischen Ideologie geworden ist. Alexander I. hat schon in einem Briefe an Lord Castlereagh vom 21. März 1816 die Linien dieses Planes gezeichnet. Alexander II. nahm die Tradition wieder auf, wie die Petersburger Conferenz zum Verbote der Explosivgeschosse in Kriegszeiten (1868), sowie die wesentlich von ihm inspirirte Brüsseler Convention vom Jahre 1874 beweisen. Es lag also durchaus in der Linie der russischen Herrschertradition, wenn Nicolaus II. jenen Völkercongreß, der Alexander I. nur traumhaft vorschwebte (vgl. Henry Dunant, „Deutsche Revue", Februar 1899), durch sein suggestirtes Machtwort zusammenberief. Gerade weil Rußland der compacteste Staat der Welt ist, mußte seinem Herrscher, sociologisch gesehen, die Abrüstungsidee früher einleuchten als Staaten von loserem Gefüge. Denn die großen Nationalstaaten haben einen doppelten Culturvorzug: einerseits ist ein mächtiges geschlossenes Staatsgebilde zu massiv und schwerfällig, um leichtfertig einen Krieg vom Zaun zu brechen; andererseits haben wenigstens diejenigen Stämme, die nunmehr zu einer compacten Masse vereinigt sind, vor einander Ruhe. So paradox es auch klingen mag, so bleibt es darum nicht weniger wahr, daß die genialen Welteroberer, welche über Berge von Leichen dahinschreiten, durch die von ihnen bewirkte staatliche Integration den kriegerischen Typus der Gesellschaft immer mehr abschwächen und so der wirklichen, humanen Civilisation ungewollt durchgreifender und wirksamer vorarbeiten als ein ganzes Heer von sentimentalen Weichlingen. Der kriegerische Typus war somit ein nothwendiger Durchgangspunkt im socialen Entwicklungsproceß, weil er sich als das beste Mittel erwies, die Integration der Staatengebilde zu

fordern. Diese Culturaufgabe des kriegerischen Typus ist heute indeß erschöpft; seine geschichtliche Mission ist somit zum Abschluß gelangt. Denn die führenden Culturstaaten sind bereits nationalisirt und in großen Zügen einheitlich gegliedert. Seine ehemalige Rolle als Culturvermittler, die ihm noch in den Kreuzzügen eignete, hat der kriegerische Typus vollends ausgespielt. Denn ein Zeitalter, das alle Enden unseres Planeten mit Telegraphen- und Telephondrähten umspannt, braucht die Cultur nicht mehr durch Lanzenspitzen und Tegenhiebe zu vermitteln.

Die socialpädagogische Seite der militärischen Erziehung der Völker erkennen wir also rückhaltlos an; nur fordern wir, dem Princip des kleinsten Kraftmaßes entsprechend, die Erwerbung oder wichtige weitere Ausbildung dieser Tugenden mit geringerem Kraft- und Kostenaufwand. Ein Theil dieser erziehlichen Eigenschaften — Ausdauer und Abhärtung, gute Körperhaltung und Geschmeidigkeit der Glieder — läßt sich in der Schule erwerben oder auch, wie es in England durchweg geschieht, durch Turnspiele und Wettkämpfe erreichen. Der andere Theil der militärischen Tugenden — Muth und Entschlossenheit — ist dem Culturmenschen schon durch Generationen angezüchtet und wird durch specifisch militärische Durchbildung befördert. Die Colonien werden noch für Jahrhunderte hinaus ein reiches Bethätigungsfeld zur Erprobung und Bewährung militärischer Tüchtigkeit darbieten. Daß aber die militärischen Eigenschaften durch einen halbhundertjährigen Latenzzustand nicht verkümmern, hat jüngst das unkriegerische Amerika gegen das eminent kriegerische Spanien glänzend genug bewiesen.

III.

Gegen die internationalen Schiedsgerichte wird neuerdings geltend gemacht, daß sie „die Souveränetät der Staaten beschränken und ihnen damit einen Theil ihres Wesens nehmen würden" (v. Boguslawski). Ebenso führt Prof. Stoerk in der „Deutschen Juristenzeitung" — unter Zustimmung v. Stengel's — aus, daß Rußlands Abrüstungsvorschlag dem im heutigen Völkerrecht geltenden Princip der Unabhängigkeit und Souveränetät der Staaten im Wege stehe. Diese staatsrechtlichen Bedenken, wonach Unterwerfung unter Schiedssprüche mit dem Wesen der Souveränetät unvereinbar sein sollen, gehören zu den immer noch landläufigen Ammenmärchen der zu überwindenden Periode der juristischen Scholastik, deren staatsrechtliche Ingredienzen: Souveränetät Autorität, Absolutheit lauten. Wer soll denn der eigentliche Träger, gleichsam der symbolisirte Inbegriff dieser Souveränetät sein? Etwa der Souverän? Dagegen würden alle an der Friedensconferenz anwesenden republikanisch oder constitutionell regierten Staaten entschiedenste Einsprache erheben müssen. Oder der Volkswille (Rousseau)? Dagegen würde wieder der Einberufer der Friedensconferenz sein Veto einlegen. Der souveräne Staat? Dagegen dürfte das ebenfalls zur Conferenz zugelassene halb-souveräne Bulgarien seinen Widerspruch geltend machen.

In Wirklichkeit ist der Begriff der Souveränetät ein durchaus schwankender, also relativer. Eine absolute Souveränetät gibt es bei der gegenwärtigen geschichtlichen Phase der im Haag repräsentirten Culturstaaten überhaupt nicht

mehr. Schon Bluntschli, gewiß ein unverdächtiger und unverächtlicher Zeuge meinte: „Absolutheit ist keine *nothwendige* Eigenschaft der Souveränetät, vielmehr entspricht nur die verfassungsmäßig geordnete und beschränkte Souveränetät der modernen Staatsidee. *Die Vervollkommnung der Staaten führt also von der absoluten zur relativen Souveränetät.*" Wir dürfen einen Schritt weiter gehen. Welche Form der Souveränetät man auch immer als Ausgangspunkt nimmt — Staatssouveränetät, Volkssouveränetät, Fürstensouveränetät — sie alle zeigen die gemeinsame Tendenz, ihre einstmalige starre Absolutheit abzustreifen, um sich bei einer geschmeidigeren Relativität zu bescheiden. In den heutigen Nationalstaaten haben alle Souveränetätsformen die sie beschneidende Grenze an der öffentlichen Meinung. Nicht einmal der mächtigste Souverän der Erde, der russische Zar, vermag heute consequent und hartnäckig *gegen* die öffentliche Meinung seines Volkes zu regieren. Die Gesellschaft und deren Organ, die öffentliche Meinung, ist und bleibt heute allüberall der Contredampf der Staatsmaschinerie. *Gegen* die Gesellschaft kann kein Staat unseres Culturkreises mehr auf die Dauer seinen Willen durchsetzen. Die Souveränetät ist also heute in unserem Culturkreise keine absolute mehr, sondern eine relative, durch die öffentliche Meinung eingeschränkte.

Ueberdies haben ja die Staaten selbst auf ihre absoluten Souveränetätsrechte in dem Augenblick verzichtet, da sie mit einander Bündnisse und Verträge eingegangen sind. *Wir stehen aber heute unter dem Zeichen der Bündnisse und Verträge.* Und daß die Friedensconferenz gerade in Holland tagt, hat eine große und tiefe symbolische Bedeutung. Die Niederlande sind nämlich wie die Wiege der Toleranzidee, so der classische Boden des beginnenden Völkerrechts. Der Holländer Erasmus von Rotterdam begründet in seinen sogenannten irenischen Schriften (Querella Pacis. Polemos sive belli detestatio) die wissenschaftliche Friedensliteratur. Der Holländer Hugo Grotius legt 1625 den Grund zum Völkerrecht, und Spinoza errichtet im „Theologisch-politischen Tractat" (1670) die Basis einer wissenschaftlichen Verständigung unter den Völkern über religiöse und politische Streitfragen. Selbst die berühmten „Briefe über Toleranz" des englischen Philosophen John Locke — das Hohelied der Versöhnlichkeit unter Nationen und Confessionen — ist auf niederländischem Boden concipirt worden und erschienen (1685—1689). Descartes und Bayle, diese beiden großen Störenfriede der mittelalterlichen Weltanschauung, verließen ihre französische Heimath, um auf dem gastlichen, jeder ehrlichen Gesinnung freistehenden Boden Hollands gegen obsolet gewordene Vorurtheile und religiöse, metaphysische oder politische Ketzerriechereien ihre vernichtenden Pfeile in die Welt hinaus zu schleudern. Es wäre daher ein Act der höchsten geschichtlichen Gerechtigkeit, wenn der krönende Abschluß der *politischen* Toleranz, als welchen wir die Friedensconferenz im Haag ansehen, an der gleichen, geschichtlich geweihten Stätte sich abspielte, von welcher die ersten Strahlen des Morgenroths *religiöser* Toleranz ausgegangen sind. Was Erasmus am Beginn des 16. Jahrhunderts traumhaft gefordert hat, soll sich im Haag am Ende des 19. zur greifbaren Wirklichkeit durchringen.

Die in der modernen Staatengeschichte sich kundgebende Tendenz zeigt uns klärlich, daß die einst für nebulos gehaltenen Ideen eines Erasmus oder Grotius in beschleunigtem Tempo fortschreiten und selbst die widerstrebendsten Staaten in ihren Bannkreis zwingen. Das Völkerrecht hat in den letzten Jahrzehnten ungeahnte Dimensionen angenommen und sich zu einem international-gleichen Recht ausgeweitet. Die jüngste Etappe dieses Weges, die Uebereinkunft zur Aufstellung einiger gemeinsamer Grundsätze des Civilproceßrechts hat sich, bezeichnender Weise, ebenfalls im Haag (14. Nov. 1896) vollzogen. Alle internationalen Vereinbarungen, wie ich sie in meiner Schrift „Das Ideal des ewigen Friedens" S. 12 aufgezählt habe, stellen die weithin leuchtenden Trophäen dar, welche der sieghaft gewordene Gedanke einer friedlichen, verträglichen Verständigung unter den Völkern über den fatalistischen Glauben an die Unentrinnbarkeit des bisherigen perpetuellen Kriegszustandes davongetragen hat. Die Logik der socialen Entwicklung drängt mit immanenter Gesetzmäßigkeit beharrlich und unbeirrt, wenn auch nur langsam und auf scheinbaren Umwegen, einer friedlichen Verständigung unter den Culturvölkern entgegen. Für gewisse Fragen internationalen Charakters bestehen heute bereits die einst für unmöglich gehaltenen Völkertribunale. Die verschiedenen internationalen Bureaux in Bern repräsentiren ja bereits in nuce einen solchen Völkerareopag für bestimmt abgegrenzte, gemeinsame Interessensphären der Culturvölker. Was bisher für einen Theil der Interessensphären möglich war, wie das Beispiel der Unterzeichnung der Congo-Acte seitens einer Reihe von Culturstaaten, übrigens auch die Unterzeichnung der Samoa-Acte deutlich genug gezeigt hat, das wird sich in Zukunft gewiß auch für immer größere Proportionen gemeinsamer Interessensphären ohne jede Revolution, sondern, wie bisher, durch vertragliche Vereinbarung herstellen lassen.

Die Periode der Cabinetskriege scheint heute geschichtlich ebenso abgeschlossen zu sein wie die der Religionskriege oder dynastischen Erbfolgestreitigkeiten, welch' letztere sogar Prof. v. Stengel für abgethan hält. Es ist daher nicht abzusehen, warum wir nicht auch die Periode der Wirthschaftskriege, in welche wir jetzt eingetreten sind, dermaleinst ebenso überwinden sollten wie die vorangegangenen, historisch obsolet gewordenen Kriegsanlässe. Alles dies ist bloß geschichtliche Kategorie, keine psychologische und muß daher, wie geschichtlich geworden, so auch geschichtlich untergehen. Wir sind *heute* schon auf dem besten Wege zu einem Völkerareopag, einem Weltschiedsgericht.

Seit der Beilegung der sogenannten Alabama-Streitfrage durch das Genfer Schiedsgericht hat der Gedanke, einzelne Streitfragen unter den Nationen auf schiedsrichterlichem Wege zu schlichten, mächtig Wurzeln geschlagen. Zwar hat die bei Beendigung des Krimkrieges (1856) von den Mächten angenommene Clausel, „wonach vor der Eröffnung der Feindseligkeiten von streitenden Parteien Friedensvermittlungen nachgesucht werden sollen", beim Ausbruch von Feindseligkeiten unter den Großmächten noch keine allseitige Nachahmung gefunden. Aber solche umwälzende Neuerungen, die mit der politischen Vergangenheit radical brechen, vollziehen sich auch nicht mit einem Schlage. Vieles muß erst Jahrzehnte oder Jahrhunderte lang frommer

Wunsch sein, bevor es sich endlich zur Thatsache durchringt. Aber die internationalen Schiedssprüche mehren sich — besonders unter exotischen Nationen — von Tag zu Tag. Seitdem vollends Bismarck dem Papst ein Schiedsrichteramt angeboten hat und neuerdings neben der Venezuela-Streitfrage eine Reihe anderer politischer Conflicte durch Schiedsgerichte beigelegt werden sollen, ist der Bann gebrochen und der fatale Hauch der Lächerlichkeit, der sich früher wie giftiger Mehltau um diesen Plan gelagert hatte, vollkommen gewichen. In einzelnen, vorgeschrittenen Parlamenten sind bereits Beschlüsse zu Gunsten eines internationalen Schiedsgerichts gefaßt worden. Von Jahr zu Jahr häufen sich die Fälle, in denen diese oder jene europäische Macht von anderen um einen Schiedsspruch angegangen wird. Kreta, Faschoda, Samoa — drei Kriegsanlässe peinlichster Art — sind, ungeachtet der plötzlich aufgeloderten Kriegsleidenschaften der betroffenen Völker, erst in jüngster Zeit auf vertraglichem Wege geschlichtet worden. Ueber die Auftheilung China's — ein weltgeschichtliches Ereigniß allerersten Ranges — hat man sich in aller Stille, ohne Blutvergießen, durch vertragliche Vereinbarungen verständigt. Die Karolinen hat Deutschland auf dem fraglichen Wege in aller Stille erworben, während früher wegen dieses Streitobjects bittere Feindschaft herrschte. Es liegt daher durchaus auf der Linie der bisherigen Entwicklung dieser Gedanken, an die Stelle der Zufälligkeit in der gegenwärtigen Zusammensetzung dieser Völkerschiedsgerichte eine dauernde, von dem Vertrauen der Culturvölker getragene, weil von ihnen selbst geschaffene und durch ihre begnadetsten Intelligenzen vertretende Institution zu setzen. Ob diese Consequenz, welche mit unabweislicher sociologischer Folgerichtigkeit aus dem bisherigen modus procedendi folgt, erst nach Jahrhunderten oder — bei der politischen Schnellfüßigkeit und socialen Raschlebigkeit unserer Zeit — schon nach Jahrzehnten gezogen wird, steht dahin. Aber gezogen muß sie einmal werden, da die sociologischen Prämissen auf die Dauer ein so selbstverständliches Zu-Ende-Denken fordern.

Was die Souveränetät zu alledem sagen wird? Sie ist schmiegsam und geschmeidig; sie wird sich also auch den veränderten socialen Bedingungen und staatsrechtlichen Weltanschauungen zu fügen haben. Soweit sich nicht nationaler Chauvinismus, aufbrausender Eintagszorn (Faschoda) oder rasch sich verflüchtigende Eitelkeitsverletzung (Samoa) hinter die Maske der Souveränetät verkriechen, sondern, wie seiner Zeit im deutsch-französischen Kriege, wirkliche, entscheidende Lebensinteressen der Völker auf dem Spiele stehen, wird auch die relative Souveränetät vollkommen auslangen. Hat der Schiedsspruch des Völkertribunals die Leidenschaften nicht beschwichtigt, die collidirenden Interessen nicht ausgeglichen, so wird es den souveränen Staaten nach wie vor unbenommen bleiben müssen, zum Schwert zu greifen; aber nur im äußersten Nothfall, wenn nämlich alle angewendeten Prohibitivmittel absolut versagen.

Mehr als eine Prohibitivwirkung vermögen auch wir bei gewissenhafter Deutung aller Zeichen unserer Zeit einem solchen Völkerareopag vorerst nicht in Aussicht zu stellen. Aber der moralische Druck eines solchen Schiedsspruchs auf die öffentliche Meinung der Welt ist neben dem Zeitgewinn zur Beschwichtigung der politischen Leidenschaften ein Erfolg von nicht zu unter-

schätzender Tragweite. Auch die medicinische Hygieine ist heute stärker in Präservativmaßregeln als in der Therapie schon ausgebrochener Seuchen. So muß die politische Hygieine Vorkehrungen treffen gegen die Massenpsychose der kriegerischen Stimmung, gegen das Contagium der Kriegsfurie. Hat erst die Erkrankung der Volksseele an Größenwahn, Eroberungssucht oder Revanchegelüste um sich gegriffen, dann ist's in der Regel zu spät. Den vorbeugenden Charakter der ständigen Choleracommission in Konstantinopel zum Beispiel wird auch ein solches Weltschiedsgericht für sich in Anspruch zu nehmen haben, und ebenso wenig wie jene dem berechtigten Kern der Souveränetät irgendwie Abbruch thun. Abschaffen kann man die Souveränetät ebenso wenig wie die Autorität, denn beide bilden das politische Rückgrat der Völker. Nur sollte man der Worte Bluntschli's stets eingedenk bleiben: „Der eitle Souveränetätsschwindel ist eine der schlimmsten Staatskrankheiten, der vornehmlich die Fürsten, aber zuweilen auch demokratische Versammlungen ausgesetzt sind." Was wir also treffen wollen, das sind nur die Abirrungen und Auswüchse der Souveränetät, nicht diese selbst. Wir sträuben uns nur gegen eine Absolutheit der Souveränetät, welche ohnehin in dem Augenblicke preisgegeben wird, in welchem Staaten überhaupt bindende Verträge oder Bündnisse mit einander abschließen. Jeder Vertrag unter Staaten bedeutet unweigerlich eine partielle Einschränkung seiner Souveränetät. Es kann sich also im Haag nicht mehr um das Princip, sondern nur um das Maß der Souveränetät handeln. Wenn die dort vereinigten Staaten etwa einen fünfjährigen Staatsgrundvertrag mit einander abschließen, so bedeutet dies keine Aufhebung ihrer Souveränetät; denn sie vollziehen den Vertrag im Gegentheil kraft ihrer Souveränetät.

IV.

„Zur Zeit der reinen Werbeheere war eine Abrüstung wohl denkbar; ..... falls wir die allgemeine Wehrpflicht aufrecht halten wollen, ist etwas Derartiges nicht denkbar" (von Boguslawski). Die technische Schwierigkeit, welche sich der Abrüstungsidee entgegensetzt, liegt in der Herbeiführung eines Gleichgewichts der Streitkräfte. Dieses Gleichgewicht auszumitteln, ist das schwierigste Problem der Conferenz: Land- und Seemächte; Staaten mit allgemeiner Dienstpflicht, mit Werbeheeren oder Miliztruppen; Länder mit intelligenter, vorgeschrittener und solche mit zurückgebliebener, unwissender Bevölkerung; Nationen mit exponirten Grenzen und ungünstiger geographischer Constellation, wieder andere mit strategisch von der Natur bevorzugten Schanzen und Wällen; die Verschiedenheit von Klima, Bodenbeschaffenheit und somatischen Bedingungen; die mannigfach abgestuften Regierungsformen vom demokratischen Republikanismus an bis zum monarchischen Absolutismus — dies Alles läßt sich nicht künstlich egalisiren oder mechanisch schablonisiren. Wir verkennen die unsägliche Complicirtheit des Unternehmens, einen Boden der Verständigung nicht sowohl bezüglich einer allgemeinen Abrüstung, die wir selbst für verfrüht halten, wohl aber bezüglich der Einhaltung eines Status quo der augenblicklichen Rüstungen zu schaffen, durchaus nicht. Aber mit

der Höhe der Aufgabe wächst auch erfahrungsgemäß die Kraft der dazu Berufenen. Nicht umsonst hat die civilisirte Welt ihre gewiegtesten Diplomaten und Fachmänner zu gemeinsamer Berathung entsendet. An die Summe von Wissen und Macht, von vertretenen Staaten und hervorstechenden Persönlichkeiten, welche sich im Haag augenblicklich zusammenfinden, reicht keiner der früheren Congresse auch nur entfernt heran. Da die Vertreter der einzelnen Staaten symbolisch die Machtsummen der betreffenden Staaten repräsentiren, so bedeutet die Haager Conferenz weitaus die gewaltigste Concentration, welche die Menschheit jemals auf einem so kleinen Fleck versammelt sah. Dieser Areopag wird und muß einen allgemeinen Werthungsmaßstab ausfindig machen. Der numerische Maßstab, die mechanische Summirung nach Bevölkerungsziffern pro Quadratmeile gerechnet, wird sich Angesichts der erwähnten Mannigfaltigkeit bezüglich des Standard of life der verschiedenen Nationen als durchaus unzulänglich erweisen. Es wird demnach mehr das organische Wachsthum der Nationen bei der Auffindung der Schätzungsmaßstäbe zum Ausgangspunkte der Untersuchung genommen werden müssen. Die Aufgabe ist unendlich schwierig, aber sicherlich nicht unlösbar. Sind die Astronomen in der mathematischen und physikalischen Geographie mit der minutiös genauen Berechnung nicht bloß unseres Planeten, sondern des ganzen Planetensystems fertig geworden, dann sollte es den politischen Astronomen – Diplomaten, Militärs und Fachgelehrten – nicht allzu schwer fallen, einen Meridiankreis zur Messung des politischen Gleichgewichts der Völker zu construiren.

Eine Abschaffung der stehenden Heere oder auch nur eine plötzliche Abrüstung in erheblichem Umfange wird kein Vernünftiger erwarten oder auch nur für heilsam erachten. Das Preisgeben vollends der allgemeinen Dienstpflicht wäre ein Unsegen nach mehr als einer Richtung. „Das Volk in Waffen" ist fürderhin ein unentbehrlicher Schutzwall. Unser Culturkreis muß nicht bloß durch seine ausgebildeteren Intelligenzen, sondern auch durch seine nach wissenschaftlichen Grundsätzen ausgestaltete Wehrkraft das Heft in der Hand behalten, um der übrigen Welt seinen Willen zu dictiren. Und wer weiß, ob wir nicht dermaleinst die geschlossene Kraft unseres gesammten Culturkreises werden anspannen müssen, um uns gegen das Eindringen wilder Völkerhorden zu wehren! Die Fluthen der gelben und schwarzen Völkermassen könnten sich dereinst vermöge ihrer gewaltigen Ueberzahl ebenso über Europa mit elementarer Macht ergießen, wie es schon so oft bei den Völkerinvasionen der Vorzeit geschehen ist. Würden wir unseren kriegerischen Typus zu Gunsten des industriellen ganz und unvermittelt preisgeben, so liefe die von der Natur offensichtlich zur Herrschaft bestimmte weiße Rasse Gefahr, in einem gegebenen Augenblicke der Geschichte von den an Zahl ihr unendlich überlegenen gelben und schwarzen Rassen zurückgedrängt und unterdrückt zu werden. Die stehenden Heere werden daher auch bei einem etwaigen Völkerfrieden als mächtige Deiche nach außen und uneinnehmbare Bollwerke nach innen nach wie vor bestehen bleiben. Was sie an sociologischer Bedeutung verlieren, sofern Kriege alsdann immer unwahrscheinlicher, jedenfalls unverhältnißmäßig seltener werden, gewinnen sie, wie wir im letzten Abschnitt ausgeführt haben, an pädagogischem Werth.

Wir unterschätzen nach alledem die technischen Erwägungen einer Philosophie des Krieges nicht entfernt. Doch da wir hier die Methode befolgen, Argument gegen Argument zu setzen, so sollen auch die technischen Bedenken, welche sich zu Gunsten einer Philosophie des Friedens — vor Allem des Friedens unter den Kulturstaaten — aussprechen, hier ihren Platz finden.

Die Technik heilt die Wunden, die sie schlägt; die Vervollkommnung in den Feuerwaffen ist im letzten Vierteljahrhundert eine größere als in allen vorangegangenen Zeiten zusammengenommen. Schon die glattläufigen Feuerwaffen sind sechsmal wirksamer als Pfeile. Die Dreyse- und Berdangewehre (in den Kriegen 1870 und 1877) sind schon dreißigmal gefährlicher. Die neuen automatischen kleinkalibrigen Gewehre vollends werden an Gefährlichkeit alle oben benannten Waffen um das Vierzigfache übertreffen (v. Bloch). Jede künftige Schlacht, welche auf der Vollhöhe der augenblicklichen Waffen- und Kriegstechnik stehen wird, muß das Dichterwort bewahrheiten: „Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen." Das rauchlose Pulver auf der einen Seite, welches die psychische Wohlthat aufhebt, die dem früheren, den Schreck und Graus mit einem mystischen Nebel verschleierndem Pulver eignete; die Gefährlichkeit der neuen Explosivstoffe auf der anderen, welche nicht bloß verletzen und verwunden, sondern gleich zersprengen und zersplittern: das sind technische Errungenschaften, welche den Krieg unter Kulturvölkern mit der Zeit geradezu verunmöglichen müssen.

Und nun die Frage der Massenverpflegung der gesund gebliebenen wie der Massenbehandlung der verwundeten Glieder der Millionenarmeen! Selbst die hervorragendsten militärischen Autoritäten stehen hier vor den fatalsten aller Fragezeichen. Ob und wie man Millionenheere zu verproviantiren hat, ob nicht Hunger und Seuchen verheerender um sich greifen müssen als selbst die feindlichen Geschosse — darüber fehlt es an jeder Erfahrung. Das große Werk v. Bloch's: „Der zukünftige Krieg in seiner technischen, volkswirthschaftlichen und politischen Bedeutung" stellt nur die Ziffern der letzten Kriege zusammen, und schon diese Zahlen wirken lähmend. Wie wird's nun aber mit einem künftigen Weltkrieg? Hier fehlt uns jede Erfahrung.

Die Welt hat noch niemals zwanzig Millionen Menschen unter Waffen gesehen. Hier erweist sich selbst die ausschweifendste Phantasie als ohnmächtig; aber ohne Frage, der Einsatz des künftigen Weltkrieges heißt: Cultur.

Kein Kulturstaat kann bei einem künftigen Weltkrieg — und jeder Krieg unter Kulturnationen muß bei dem herrschenden Bündnißsystem unfehlbar zu einem solchen führen — etwas gewinnen, wohl aber Alles verlieren. Schon der bernische Chronist des Reformationszeitalters, Valerius Anshelm, sprach das goldene, an den bekannten Spruch v. Moltke's gemahnende Wort: „Das Kriegen heist mit guldinem nez fischen, do lichtlich der verlust grösser wen der gwin mag werden. Da ist der usschlag ungewis, aber überschwenklicher kosten, sorg, müeg schaden gewis" (Ausgabe Blösch, Bd. V, S. 299, 21 ff.). Zunächst riskirt jede Regierungsform im zukünftigen Weltkrieg ihre Existenz. Nicht bloß Throne werden wanken, auch Präsidentenstühle. Die social unterirdischen Elemente, das Lumpenproletariat und der

Anarchismus warten nur auf den Moment, da die Glocke der Weltgeschichte ihnen geschlagen haben wird. Und das wird geschehen, sobald in einem Lande der Krieg eine ungünstige Wendung nimmt. Die Pariser Commune ist ein geschichtliches Mene-Tekel, welches keine Regierung überhören sollte.

Wenn die Verpflegung der eigenen Truppen eine dürftige oder irreguläre, Verband und Medicamente für die eigenen Verwundeten unzulängliche, der Landescredit geschädigt, der Handels- und Seeverkehr unterbunden, Gewerbe und Industrie vollständig lahm gelegt sein werden, dann ist unweigerlich die Stunde des Anarchismus gekommen. Dieser aber wird das Problem mit spielender Leichtigkeit lösen, wie man eine durch Jahrhunderte sauer genug erworbene Cultur durch kopflosen Vandalismus gefährden, wenn nicht völlig vernichten kann.

Dieser Ruin der Cultur, der unausbleiblich wäre, wenn es zu einem Weltkriege käme, würde jedoch nur in früheren Daseinsformen der Menschheitsgeschichte, als sich der Proceß der socialen Entwicklung unbewußt abspielte, eine wirkliche Gefahr gewesen sein. Heute ist diese Gefahr eine geringere: der sociale Proceß der Culturmenschheit vollzieht sich bewußt und offenkundig unter den Augen der gesammten gebildeten Welt. Jeder Gebildete erfährt jeden Tag, was sich auf jedem Punkte der Welt von Belang begibt. Das Leben der Menschheit steht somit unter öffentlicher Controle. An die Stelle des blinden Instinctes ist die regelnde Vernunft getreten. Fachgutachten geben heute vielfach den Ausschlag. Früher lauschte man auf das, was Agenten und Spione heimlich hinterbrachten; heute richtet man sich mehr nach dem offenen, sachlichen Votum. Die Stelle der geheimen diplomatischen Camarilla früherer Zeiten nehmen heute die internationalen diplomatischen Congresse ein. Das künftige Bündniß aller Culturstaaten zur Niederhaltung der anarchistischen Gelüste im Innern wie zur Auftheilung der uncivilisirten Welttheile nach außen liegt im Zuge der Zeit. Die politische Aufgabe des zwanzigsten Jahrhunderts, welche ihm das scheidende durch Vermittlung der Haager Conferenz überliefern wird, ist in deutlichen Umrissen vorgezeichnet. Sie heißt: Culturstaatenbund. Die Vortheile eines solchen, der nach dem Modell der schweizerischen Eidgenossenschaft alle Zungen in sich befassen könnte, zumal ja auch in der Schweiz Franzosen, Deutsche und Italiener — bei aller Schonung und Conservirung ihrer Stammeseigenthümlichkeiten — staatlich in voller Harmonie zusammen wirken, springen so sehr in die Augen, daß dieser sich auf die Dauer unbedingt wird durchsetzen müssen. Er ist die nothwendige Resultante aus den augenblicklich gegebenen sociologischen Prämissen. Ob mit oder ohne vorhergehenden Weltkrieg — er muß kommen, wie das geeinigte Italien und das Deutsche Reich gekommen sind, weil die besten Köpfe und die edelsten Herzen dieser Völker jene Nationalidee als unverlierbares Besitzthum in sich trugen und als demnächst zu verwirklichendes Ideal sehnsüchtig herbei wünschten. Wie vor einem halben Jahrhundert die Nationalidee, so liegt heute die des Culturstaatenbundes förmlich in der Luft. Es kann daher nur die Frage eines absehbaren Zeitabschnittes sein, wann dieser Culturbund zu Stande kommen wird.

Haben wir also im vorigen Abschnitt am Beispiele Rußlands gezeigt, daß gerade die Größe der nationalen Militärstaaten den kriegerischen Typus schwächen und mit der Zeit brechen muß, so glauben wir von Seiten der Technik den parallelen Beweis geliefert zu haben, daß gerade die höchste Vervollkommnung der kriegerischen Technik die ihre Geschichte mit Bewußtsein leitenden Völker nach und nach zwingen wird, den militärischen Menschheitstypus allgemach zu überwinden und in den socialen hinein zu wachsen.

V.

Das letzte Bündel von Argumenten der Philosophie des Krieges setzt sich aus nationalökonomischen Theorien zusammen. Das heutige Industriesystem, der gegenwärtige Status der Weltwirthschaft, so folgert man, ist auf den kriegerischen Typus direct zugeschnitten. Milliarden sind in Eisen- und Stahlwerken, in Gewehr- und Pulverfabriken, in Schiffswerften und Ausrüstungsindustrien investirt, welche, durch eine allgemeine Abrüstung plötzlich entbunden, eine fürchterliche Krise doppelter Natur herauf beschwören würden: eine capitalistische und eine Arbeitsmarktkrise. Joseph M'Cabe, ein Engländer, und George Darien, ein Franzose, haben in einem gemeinsamen Elaborat, betitelt „Can we disarm?“ (London 1899), diese ökonomischen Erwägungen zum schärfsten Ausdruck gebracht.

Die politischen Bedenken gegen eine ernstliche Abrüstung fassen diese Autoren dahin zusammen, daß jedes Land in Europa sein Elsaß-Lothringen habe. Die heutige Karte von Europa enthalte unzählige abgerissene Fragmente, die von ihrem natürlichen Organismus durch Krieg und diplomatische Compromisse abgelöst worden sind. Um diesen ethnographisch unzulässlichen Zustand künstlich zu erhalten, gebe es nur ein Remedium: das precäre Gleichgewicht der Gewalt.

Den Schwerpunkt ihrer Argumentation verlegen indeß die Verfasser von „Can we disarm?“ in die wirthschaftlichen Interessengegensätze. Sie berechnen, daß die fünf Bündnißmächte vier Milliarden Franken jährlich für ihr Militärbudget ausgeben, England und die kleineren Continentalstaaten ungerechnet. Die Industrie hat sich nun einmal auf diesen perpetuellen Rüstungszustand eingerichtet. Würde die Conferenz im Haag hier Wandel schaffen, so müßte dies zu einer capitalistischen Katastrophe und zu einer Arbeiterrevolte führen; denn „Money is one of the strongest forces in the modern community“ (p. 50). Die Bourgeoisie wolle also lieber die Kosten des Militärbudgets tragen, als das durch Abrüstung unweigerlich entstehende finanzielle Chaos riskiren. Der Militarismus sei eben ein nationaler Luxus, „an implement for the gratification of its vanity and the defence of certain fanciful geographical boundaries“.

Das ist nun eine vollendete logische Don-Quixotterie. Welcher ernste Friedensfreund hat denn je von einer plötzlichen und allgemeinen Abrüstung gesprochen? Erwartet denn der optimistische, aber wissenschaftlich nüchterne Friedensenthusiast von der Conferenz im Haag mehr als im günstigsten Falle eine vertragliche Festlegung des Status quo der Rüstungen? Diese wäre aber gerade ein Segen für die Industrie! Denn ihr wichtigstes Lebens-

element ist die Stetigkeit und Sicherheit. Ist nun aber durch einen Staatsgrundvertrag die Rüstungsquote für Jahre hinaus festgelegt und der Friede zudem gesichert, dann hat die Industrie erst jene Ruhe, deren sie ebenso dringend bedarf wie der Mensch des Sauerstoffes. Gerade jetzt leben die betreffenden Industrien auf dem ständigen Qui vive. Ein unglücklicher Krieg mit seinem Gefolge, dem Staatsbankerott, und die betreffenden Industrien liegen erst recht brach. Eine nationale Katastrophe würde die ganze Militärindustrie unrettbar in ihren Trümmern begraben.

Freilich, die Verfasser jener Schrift behaupten mit dogmatischer Starrheit: „A pro rata reduction is not possible" (p. 144). Warum nicht? Gerade in der allmählichen Herabsetzung liegt die Lösung, auch die ökonomische. Jenes Chaos, von welchem die Verfasser sprechen, wird unrettbar eintreten, nicht bei allmählicher Abrüstung, wohl aber beim Ausbruch eines Weltkrieges.

Die Kehrseite der ökonomischen Medaille heißt nämlich: wirthschaftlicher Ruin im Falle eines Weltkrieges. Setzen wir den Fall eines Krieges zwischen Dreibund und Zweibund — das übrige Europa wird unmöglich neutral bleiben können; jedenfalls müßte es ständig en vedette stehen — so ergibt dies, wie v. Bloch auf Grund statistischer Angaben ausgerechnet hat, einen täglichen Verbrauch von rund 84 Millionen Mark. Rechnet man den Verlust an Arbeitskraft von Millionen der kräftigsten Männer hinzu, ferner die Stockung der Industrie und des Handels, wodurch auf der einen Seite eine unheimliche Arbeitslosigkeit der Industriearbeiter, auf der anderen eine unverhältnißmäßige Steigerung der Lebensmittelpreise Platz greifen muß, endlich und insbesondere das Sinken aller ökonomischen Werthe, des Grundeigenthums nicht minder als aller Werthpapiere, die Erschütterung des ökonomischen Vertrauens und seines Organs, des öffentlichen Credits, so ergibt dies zusammen genommen eine ökonomische Bilanz von so überwältigenden Minusziffern, daß man getrost den Satz aufstellen kann: Die Weltwirthschaft erheischt gebieterisch ein „Bis hierher und nicht weiter".

Gerade das ökonomische Moment spricht überzeugender und schlagender zu Gunsten einer Philosophie des Friedens als die übrigen hier behandelten Gruppen von Argumenten zusammengenommen. Das providentielle Wort v. Moltke's: „Der Krieg selbst wird den Krieg abschaffen," gilt besonders von dem Schwergewicht der ökonomischen Gründe. Unser Culturſystem ist jetzt auf dem Punkte, die Weltherrschaft in seine eisenfesten Hände zu nehmen. Gegen unsere Weltreiche (England und Rußland) schrumpfen die antiken, geographisch genommen, nur zu achtbaren Provinzen zusammen. Hält nun unser Culturſystem fest zusammen, dann ist uns die wahre und vollendete Herrschaft über unseren ganzen Planeten sicher. „Viribus unitis" ist immer die tiefste Parole der Herrschaft, das höchste Geheimniß der Macht gewesen. So lange Europa und die Vereinigten Staaten freundlich, weil vertraglich zusammenhalten, so lange brauchen sie der übrigen Welt nur ihren Willen zu dictiren, und sie können nach und nach das ganze Menschengeschlecht unter die Haupttypen der weißen Rasse friedlich auftheilen.

Der Zauber der Weltstellung unseres Culturſystems liegt im festen Zusammenhang und Zusammenhalt. Verlieren wir diese, so ist es um unser

Prestige geschehen. Denn Autorität ist nichts weiter als concentrirte Macht. Gelingt es der Haager Conferenz, einen Staatengrundvertrag, wie er etwa W. O. T. Schafter („Hohe Politik", Berlin 1898) und Schlief („Der Friede in Europa", Leipzig) vorschwebt, in seinen Grundzügen zu fixiren, so wäre damit eine Basis für eine neue Weltgestaltung gewonnen.

Wie der Dreibund und der Zweibund vertragliche Abmachungen zeitlich befristeter Natur sind, wie die Handelsverträge wirthschaftliche Abmachungen von zeitlich fixirter Dauer sind, aber mit einigen Modificationen stets verlängert werden können, so denken wir uns ungefähr den Erfolg der Haager Conferenz. Einen Staatengrundvertrag von fünf oder zehn Jahren auf gleicher staatsrechtlicher Basis wie die Bündniß- und Handelsverträge ziehen wir einem „ewigen Frieden" vor. Die bisherigen geschichtlichen Erfahrungen lassen von einem zeitlich begrenzten Friedensbündniß mehr erwarten, als von einem „ewigen Frieden". Das kategorische Wort des römischen Kaisers Probus: „Die Waffen sollen ruhen . . . nirgends sei Kampf, und keines Krieges wollen wir mehr bedürfen," ist ebenso echolos in alle Winde verhallt wie der feierliche Gottesfriede, Treuga Dei, vom Jahre 1041. Die „heilige Allianz" vollends macht uns die diplomatische Festlegung des „ewigen Friedens" dringend verdächtig. Wir haben aus der Geschichte gelernt, uns bei relativen Werthen zu bescheiden. Ein fünfjähriger Staatsgrundvertrag, der sich von selber verlängert, wenn er nicht von einem der Vertragsstaaten rechtzeitig gekündigt wird, dürfte von der Philosophie des Friedens lebhafter begrüßt werden als das Versprechen eines „ewigen Friedens". Der moralische Werth unterschriebener Verträge gilt bei unserem öffentlichen Ethos mehr als die feierlichsten Schwüre und Betheuerungen. Kommt nur eines von den drei Postulaten der Philosophie des Friedens — Volkstribunal, Festlegung eines Maximums der Kriegsrüstung unter Zugrundelegung des augenblicklichen Status quo der Rüstungen und entsprechender Ausbau der Genfer Convention im humanen Sinne, fünfjähriger Staatengrundvertrag — definitiv zu Stande, dann wird die Haager Conferenz nicht, wie Mommsen meint, ein Druckfehler in der Weltgeschichte bleiben, sondern umgekehrt wird der ganze bisherige Gang der Weltgeschichte sich als logischer und socialer Druckfehler herausstellen. Gelingt die Haager Conferenz, wie wir als sociale Optimisten zuversichtlich hoffen, dann bildet der Erlaß des Zaren einen Markstein in der Weltgeschichte. Werden sich die Staaten auf Grund des vom Zaren-Manifeste ausgegangenen Appells über die Grundzüge eines künftigen Staatenbündnisses einigen, dann wird dieses Manifest die Bedeutung einer Magna Charta gewinnen.

Das zu Ende gehende Jahrhundert könnte keinen glücklicheren Abschluß finden als in der Verwirklichung eines großen Theiles des im Manifest niedergelegten Programmes. Kommt vollends ein Staatengrundvertrag, wenn vorerst auch nur auf fünf Jahre — das alte römische Lustrum —, zu Stande, dann wäre dies die größte That des Jahrhunderts, und nicht bloß unseres Jahrhunderts. Könnte ein solcher Vertrag noch in diesem Jahre ratificirt werden, dann begänne mit dem Jahre 1900 politisch eine neue Zeitrechnung.

Zur Kritik der „Gedanken und Erinnerungen“ des Fürsten Bismarck.

Von

Max Lenz.

[Nachdruck untersagt.]

Zweiter Theil[1]).

Wir haben bisher einen Abschnitt behandelt, der von dem Horizont der Gegenwart und ihren Interessen schon recht entfernt liegt. Heute wende ich mich einem Capitel zu, das durch die Actualität und die Bedeutung seines Inhaltes wie durch die dramatisch sich steigernde Kraft der Erzählung die Leser des großen Werkes aufs Tiefste erregt hat und erregen muß, der Schilderung, die Bismarck von seinen Erfahrungen im Kriege gegen Oesterreich gibt, insbesondere von den Tagen in Nikolsburg, da er dem widerstrebenden König die Zustimmung zu dem Frieden entriß, der die Basis der preußischen Größe und des neuen Deutschlands werden sollte.

Den Widerstand, den seine Pläne gefunden, schreibt er einem doppelten Einflusse zu. Zunächst den Generalen in der Umgebung des Königs, deren „Ressort-Eifersucht“ er gelegentlich durch militärische Rathschläge, die der König genehmigt, gereizt habe, und die ihrerseits seine politischen Berechnungen

[1]) Meine Vermuthung, daß Bismarck sich im Februar 1854 noch die besondere Erlaubniß seines Chefs zu der Berliner Reise erbeten habe, finde ich nachträglich bestätigt durch den Brief des Legationsrathes Wentzel an ihn vom 28. Februar (Jahrbuch, Bd. V. S. 60). Die Reise nach Putbus hatte er sich schon in Frankfurt vorgenommen, wie aus einem Brief des Grafen Protesch an Graf Buol vom 26. August hervorgeht, auf den ich von anderer Seite aufmerksam gemacht wurde („Aus den Briefen des Grafen Protesch von Osten“, 1896, S. 390): „Herr von Bismarck, der mich gestern mit der Versicherung verließ, erst heute abzureisen, ist gestern abgereist. Er wollte nach Putbus zum König und in acht Tagen wieder hier sein.“ — Es versteht sich, daß Bismarck die Worte des Prinzen Wilhelm über die bei Sebastopol gefallenen Freunde später mal gehört haben kann, z. B. am 29. September 1854, als er den Durchreisenden bei sich in Frankfurt empfing, nur nicht in dem Gespräch vom 4. März, das er in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ meint. Zu den Berufungen vergl. noch Gerlach an Bismarck vom 1. Mai 1860 (Jahrbuch, Bd. IV, S. 160).

durch ihren kriegerischen Ehrgeiz gekreuzt hätten. Allen Generalen, sagt er, wäre in Nikolsburg die Abneigung gemeinsam gewesen, den bisherigen Siegeslauf abzubrechen, und der König wäre ihren Ansichten zugänglicher gewesen als den seinigen. Man habe ihm in diesen Kreisen den wenig schmeichelhaften Beinamen des „Questenbergs im Lager" gegeben. Den Keim zu diesen Conflicten zwischen der von ihm vertretenen Staatspolitik und der „militärischen Ressortpolitik" erblickt er in einem an sich unbedeutenden Vorfall, der sich gleich in dem ersten Quartier auf böhmischem Boden, zu Reichenberg zugetragen hatte. Diese Stadt, die man Abends erreicht, habe 1800 Gefangene beherbergt und sei nur von 500 preußischen Trainsoldaten mit alten Carabinern besetzt gewesen; wenige Meilen davon habe die sächsische Reiterei gelegen, die in einer Nacht Reichenberg hätte erreichen und das Hauptquartier aufheben können. Er habe sich darum erlaubt, den König hierauf aufmerksam zu machen, und es sei befohlen worden, daß die Trainsoldaten sich einzeln und unauffällig nach dem Schlosse begeben sollten, wo der König Quartier genommen habe. Die Militärs seien über diese seine Einmischung empfindlich geworden, und um ihnen zu beweisen, daß er um *seine* Sicherheit nicht besorgt sei, habe er das Schloß, wohin Se. Majestät ihn befohlen, verlassen und sein Quartier in der Stadt behalten. Wir haben über diese Thatsache eine Reihe guter Berichte, die sie im Allgemeinen bestätigen, in den Einzelheiten freilich davon abweichen. Man kam bereits gegen 5 Uhr in Reichenberg an. Es waren nur 1100 Gefangene, darunter 400 Italiener; und die Nachricht von der Nähe feindlicher Truppen war verbreitet, gehörte aber zu den leeren Gerüchten, welche die Luft durchschwirrten, als das Große Hauptquartier in Reichenberg eintraf. Schneider erzählt davon in seinen „Erinnerungen" und im „Leben Kaiser Wilhelm's". Man sprach davon, daß österreichische Truppen in den benachbarten Bergen steckten, daß ein Ueberfall beabsichtigt sei und der König ermordet werden solle, daß die Verbindung mit dem Hauptquartier unterbrochen sei; man erzählte sich von den Feindseligkeiten und Barbareien der Böhmen: preußische Soldaten wären vergiftet, andere in einen Spirituskeller gelockt, die eiserne Thür verschlossen und der Spiritus in Brand gesteckt worden. Auch Bismarck schrieb seiner Gemahlin am folgenden Tage aus Schloß Sichrow von solchen angeblichen Greuelthaten, die damals in Preußen allgemein geglaubt wurden. Die ganze Reise wäre gefährlich gewesen; die Oesterreicher hätten, wenn sie Cavallerie von Leitmeritz geschickt hätten, den König und sie alle aufheben können. Briefe Roon's und Moltke's an ihre Gemahlinnen vom 1. und vom 2. Juli belehren uns, daß die Generale jene Besorgniß kaum theilten. Roon spricht gar nicht davon; Moltke erwähnt sie kurz mit den Worten: „Es herrschte einige Besorgniß wegen feindlichen Ueberfalls bei Nacht, und außer der Stabswache biwakirte ein Bataillon auf dem grünen Rasen." Von der Stabswache, die aus vier Zügen gemischter Cavallerie, dazu auch Infanterie bestand, berichtet dasselbe Schneider. Daß Bismarck ängstlicher gewesen ist als die Generale, sieht man aus einem Briefe Abeken's aus Sichrow, der von seiner gestörten Nachtruhe in Reichenberg schreibt: Um 11½ Uhr, als er gerade höchst behaglich im

Bett gelegen, sei Rendell herein gekommen, ihm zu sagen, er gehe nach dem Bahnhof, um zu sorgen, daß die Pferde gesattelt blieben, weil der Minister sehr ängstlich sei, daß ein Handstreich vom Feinde versucht werden möge, um den König zu fangen; es könne plötzlich Alarm geblasen werden, und wir müßten fort. Abeken hatte sich dann geschwind angezogen, Alles zugeschlossen und sich mit den Kleidern auf das Bett gelegt, um auf jeden Wink bereit zu sein; am folgenden Morgen hatte der Minister ihm gesagt, daß er gut gethan habe, denn er habe dem König versprochen, daß der Geheimrath mit dem Depeschenkasten beim ersten Alarm gleich zu ihm aufs Schloß kommen solle. Hiernach mögen jene Anordnungen wohl auf Bismarck's Anregung zurückzuführen sein. Daß seine Besorgnisse unbegründet waren, brauche ich kaum zu sagen: an jenem Abend, vierundzwanzig Stunden nach Gitschin, waren die Oesterreicher und Sachsen schon im vollen Marsch nach der Bistritz begriffen und über 50 Kilometer östlich von Reichenberg.

Eine zweite Differenz mit der Generalität berichtet Bismarck vom 12. Juli aus dem Kriegsrath, der in Czernahora gehalten wurde. Es habe sich da um den Angriff auf die Floridsdorfer Linien gehandelt, und er sei es gewesen, auf dessen Rath der König sich für die Viertelschwenkung links nach Preßburg entschieden habe, die dann, wenn auch scheinbar widerstrebend, in Angriff genommen sei. Bismarck bringt diesen Rath in Verbindung mit einer weit ausschauenden politischen Berechnung. Er habe in der Voraussicht, daß Preußen die Errungenschaften dieses Feldzuges in ferneren Kriegen, wie Friedrich der Große Schlesien, vertheidigen müsse, daß ein französischer Krieg auf den österreichischen folgen werde, und daß man auch Rußlands in Zukunft keineswegs sicher sein könne, von vornherein die Schonung der österreichischen Macht angestrebt und Alles vermeiden wollen, was die Stimmung bei unseren Gegnern unversöhnlich machen müsse. In dieser Erwägung habe für ihn ein politischer Grund gelegen, einen triumphirenden Einzug in Wien, nach napoleonischer Art, eher zu verhüten als herbeizuführen. Der siegreiche Einzug des preußischen Heeres wäre für unsere Militärs natürlich eine befriedigende Erinnerung gewesen, für unsere Politik aber kein Bedürfniß; in dem österreichischen Selbstgefühl hätte er gleich jeder Abtretung alten Besitzes an uns eine Verletzung hinterlassen, die, ohne für uns ein zwingendes Bedürfniß zu sein, die Schwierigkeit unserer künftigen gegenseitigen Beziehungen unnöthig gesteigert haben würde.

In der Kritik dieses Punktes kann ich mich bereits auf die jüngste große Darstellung des Krieges durch Oberst von Lettow-Vorbeck stützen, der mit Recht darauf aufmerksam macht, daß dieser Rath in Czernahora noch gar nicht gegeben sein kann, zu einer Zeit, da die Spitzen der preußischen Armee erst bis Brünn gekommen und viel näher liegende Sachen zu beschließen waren als der Uebergang über die Donau (Bd. II, S. 651). Wir wissen von jenem Kriegsrath, der auf der Terrasse des schön gelegenen Schlosses stattfand, aus einem Bericht Benedetti's, und es ist wohl sicher, daß darin die dreitägige Waffenruhe berathen worden ist, die der König auf das Drängen Benedetti's unmittelbar danach durch den französischen Botschaftssecretär, Mr. Lefebre de

Behaine, den Oesterreichern anbieten ließ[1]). Unter den Generalen müßte man natürlich in erster Linie an Moltke und Roon denken. Aber von Jenem gibt Bismarck in dem Telegramm, das er an Goltz am 17. Juli sandte, ausdrücklich an, er sei nach Lage der Dinge in Paris mit ihm einig, nicht nach Wien zu gehen, und hoffe auf Genehmigung des Königs; es sei nur ein Vordringen bis an die Donau unter Bedrohung Wiens beabsichtigt, um dort die durch Hoffnung auf französische Hülfe gekräftigte Neigung zu weiteren Kämpfen zu überwinden. Und von Roon haben wir einen Brief aus Czernahora vom 13. Juli, worin er sich gar nicht kriegerisch ausdrückt. Der König, schreibt er, sei gestern angegriffen und beunruhigt gewesen durch die französische Einmischung: „Bismarck ist dies nicht; er hofft auf einen baldigen ehrenvollen Frieden. Wir müssen freilich nicht unbescheiden sein, sonst greift der Brand weiter, und wir sind durch die gemachten Anstrengungen in kurzer Zeit auch etwas erschöpft. Die Dinge gingen zu rasch, der Verbrauch der Mittel war zu rapide . . . Gott helfe zum Besten, sei es Friede, sei es Fortsetzung des Krieges." Bismarck selbst gibt ein Zeugniß für die vorsichtige Haltung Moltke's durch das, was er von der Antwort erzählt, die derselbe ihm auf seine Frage, was man thun müsse, wenn Frankreich marschire, gegeben habe: Man müsse, habe er erwidert, bis an die Elbe zurückgehen und sich hier in der Defensive halten, inzwischen den Krieg gegen Frankreich führen[2]). Dies Gutachten habe ihn dann in seinem Entschlusse bestärkt, Sr. Majestät den Frieden auf der Basis der territorialen Integrität Oesterreichs anzurathen. Er verlegt das Gespräch wieder nach Nikolsburg; aber schon Lettow-Vorbeck bemerkt sehr richtig, daß es gleich nach der Ankunft Benedetti's, ich denke eben in Czernahora, anzusetzen ist, und es paßt nach Allem nur in diese erste Zeit, wo man wirklich die Einmischung Frankreichs fürchtete. Daß Bismarck sich später, als man vor der Donau stand, für den Uebergang bei Preßburg ausgesprochen hat, ist möglich. Der Gedanke lag ja unter dem bloß strategischen Gesichtspunkt nahe genug und ist darum auch ernstlich in Erwägung gezogen worden. Angenommen ist er aber, wie aus dem Armeebefehl vom 19. Juli, den Bismarck selbst citirt, hervorgeht, nicht: man befürchtete damals noch, daß der Feind aus den Floridsdorfer Verschanzungen mit 150000 Mann offensiv hervorbrechen könnte. Man strebte daher zunächst nur die Concentration des Heeres hinter dem Rußbach an, der der Donau parallel das Marchfeld durchschneidet; demnächst sollte es entweder den Angriff auf die Floridsdorfer Verschanzungen unternehmen oder unter Zurücklassung eines Observationscorps gegen Wien nach Preßburg abmarschiren; zur Vorbereitung dieser Alternative aber ward ein überraschender Angriff auf letztere Stadt in Aussicht genommen[3]).

---

[1]) Rothan, La politique française en 1866, p. 254. Der König kündigte dies dem Grafen Benedetti gleich nach dem Kriegsrath an. — Harcourt, Les quatre ministères de M. Drouyn de l'Huys, der hier ebenfalls aus Benedetti's Briefen schöpft, sagt es ausdrücklich (S. 272. Vergl. Roon an seine Gemahlin, Czernahora 13. Juli.

[2]) S. 33. Ebenso hat Bismarck Herrn von Lettow 1895 erzählt (a. a. O. S. 598).

[3]) So urtheilt auch Herr von Lettow in einem Brief, der mir freundlichst zur Verfügung gestellt wurde.

Mehr noch als den Einfluß der „militärischen Ressortpolitiker", die in den eigenen kriegerischen Neigungen des Königs eine Stütze gefunden hätten, macht Bismarck für die Hemmungen seiner Politik den dynastischen Ehrgeiz seines königlichen Herrn selbst verantwortlich, dessen Annexionsgelüste er kaum habe mäßigen können. König Wilhelm sei von der Vorstellung beherrscht gewesen, daß die deutschen Fürsten, die er im gerechten Kampf besiegt, eines Theils ihrer Besitzthümer beraubt werden müßten; es dürfe keiner von ihnen ungestraft ausgehen: Oesterreich, Sachsen und Bayern müßten ebenso sehr daran glauben wie die Anderen, die Krieg gegen ihn erhoben hätten. Von sich selbst sagt Bismarck wiederholt aus, daß er auf die Annexionen weniger Werth gelegt habe als auf die Ausgestaltung der Bundesverfassung, aber andererseits betont er — was damit ja wohl vereinbar ist —, daß er es für viel wichtiger angesehen habe, die Fürstenhäuser, welche geschädigt werden sollten, lieber ganz von der Scene verschwinden zu lassen, als sie durch die Verstümmelung ihres Besitzes zu unzufriedenen, zur Rheinbündlerei geneigten Bundesgenossen zu gewinnen. Als den leitenden Gesichtspunkt seiner Politik und der Anträge, die er dem Könige gemacht habe, bezeichnet er die Herstellung oder Anbahnung deutsch-nationaler Einheit unter Leitung des Königs von Preußen. Die Bedingungen, die er in den Verhandlungen mit Karolyi und Benedetti erreicht, Austritt Oesterreichs aus dem Bunde und Anerkennung seinerseits aller Einrichtungen, die Preußen in Norddeutschland treffen werde, eingeschlossen die Annexionen bis zu vier Millionen Einwohnern und vorbehaltlich der Integrität Sachsens, hätten Alles geboten, dessen wir bedurften: freie Bewegung in Deutschland. Es ist der Gegensatz zwischen preußisch-dynastischem Particularismus und deutsch-nationaler Politik, den er ausmalt. Er hat sich in sorgsamer Ueberlegung ein Bild der deutschen Zukunft entworfen. Sie steht ihm so vor Augen, wie sie sich später gestaltet hat: festes, durch gegenseitiges Vertrauen getragenes Verhältniß zwischen der hegemonischen Krone Preußen mit seiner gewaltig verstärkten Hausmacht und den verbündeten Dynastien, die im Vollbesitz ihrer Länder bleiben, und dazu ein enges, herzliches Einverständniß zu den Besiegten, Oesterreich voran, das eben nur seine rivalisirende Stellung in Deutschland aufgeben muß. Die Nation soll fortan frei athmen können, der alten Vormacht aber in treuer Freundschaft verbunden bleiben. Da stößt er nun auf den Widerstand der Militärs, der unverantwortlichen Rathgeber, die sich für den Ausfall auf irgend eine andere Autorität in Gestalt collegialischen Beschlusses oder höherer Befehle berufen können, und auf den des Königs selbst, der sich von dem kriegerischen Eifer der Generale hat anstecken lassen und überdies Alles vom Standpunkt seines Hohenzollernbewußtseins anzusehen gewohnt ist. Er, Bismarck, ist der Einzige im Hauptquartier, dem eine politische Verantwortlichkeit als Minister obliegt, der gesetzlich verpflichtet ist, eine Meinung zu haben, zu äußern und zu vertreten. Es kommt zu dem Kriegsrath am 23. Juli auf seinem Zimmer, an das er, von einem Anfall seiner alten Krankheit heimgesucht, gefesselt ist. Er bleibt mit seiner Ueberzeugung, daß auf die österreichischen Bedingungen der Friede geschlossen werden müsse, allein; der König tritt der Mehrheit bei: mitten im

Hafen droht seine Politik zu scheitern! Seine Nerven widerstehen nicht mehr; schweigend steht er auf, geht in sein anstoßendes Schlafzimmer und wird dort von einem heftigen Weinkrampf befallen. Während desselben hört er, wie im Nebenzimmer der Kriegsrath aufbricht. Nun macht er sich an die Arbeit, seine Gründe für den Friedensschluß zu Papier zu bringen, und fügt die Bitte bei, der König möge ihn, wenn er diesen seinen verantwortlichen Rath nicht annehmen wolle, seiner Aemter als Minister bei Weiterführung des Krieges entheben. Mit diesem Schriftstück begibt er sich am nächsten Tage zu dem hohen Herrn und entwickelt ihm noch einmal alle seine Motive; die ganze Zukunft Deutschlands, die Politik, in der er das neue Reich geleitet hat, stellt er dem Widerstrebenden vor Augen. Es ist Alles umsonst. Der König bleibt in dem engen Kreise seiner dynastischen Politik. In sein Zimmer zurückgekehrt, findet sich Bismarck in einer Stimmung, daß der Gedanke ihm nahetritt, ob es nicht besser sei, aus dem offenstehenden, vier Stock hohen Fenster zu fallen, und er sieht sich nicht um, als er die Thür öffnen hört, obwohl er vermuthet, daß es der Kronprinz sei, der bei ihm eintritt. Er fühlt die Hand des Thronfolgers auf seiner Schulter, des alten Gegners, der sich dem Kriege widersetzt hat, jetzt aber ihm seine Hülfe anbietet. Und nach einer kleinen halben Stunde kommt der edle Fürst zurück mit der Nachricht, daß sein Vater nachgegeben habe, und mit jenem Marginale, in das der König das Wort von dem „schmachvollen Frieden" gesetzt hat, den er nach so glänzenden Siegen der Armee zu seinem Schmerze gezwungen sei anzunehmen, da sein Ministerpräsident ihn vor dem Feinde im Stiche gelassen und er hier außer Stande sei, ihn zu ersetzen, sein Sohn aber sich der Auffassung des Ministerpräsidenten angeschlossen habe.

Bekanntlich wurde in Nikolsburg nur mit Oesterreich abgeschlossen; die deutschen Gegner durften erst in Berlin um Gnade bitten. Als der Minister von der Pfordten unvermuthet in Nikolsburg eingetroffen war, empfing ihn Bismarck mit den Worten: ob er nicht wisse, daß er als Kriegsgefangener behandelt werden könne? Nach den „Gedanken und Erinnerungen" war auch daran nur der Widerstand des Königs schuld, der von der Annexion des fränkischen Hohenzollernlandes nicht ablassen wollte; deshalb habe Bismarck den bayrischen Minister fortschicken müssen. Ja, wir könnten nach seinen Memoiren beinahe annehmen, daß Bismarck den König erst in Berlin von dem Gedanken abgebracht habe, mit Hannover und Hessen auf der Basis der Zerstückelung dieser Länder und des Bündnisses mit den früheren Herrschern als Theilfürsten eines Restes zu verhandeln (S. 72).

Die Verhandlungen, die am 26. Juli zu den Präliminarien von Nikolsburg führten, hatten bereits am 5. Juli begonnen, mit dem Telegramm, in dem der König seine Bereitwilligkeit erklärte, auf die von Napoleon angebotene Vermittlung einzugehen. In Bismarck's Erzählung drängt sich dagegen fast Alles in die letzten Tage zu Nikolsburg zusammen. Er beginnt zwar auch mit dem Telegramm Napoleon's vom 4. Juli[1]), aber in dem Abschnitt, in dem

[1] Er sagt, es sei in der Nacht vom 4. zum 5. Juli eingetroffen: es kam aber erst am 5.

man von den Verhandlungen mit Benedetti und der Pariser Regierung zu hören erwartet, ist hiervon kaum die Rede; auch da wird nur der Gegensatz zwischen der eigenen, deutsch-nationalen und der dynastischen Politik seines königlichen Herrn herausgehoben und direct in die Nikolsburger Conferenzen, die den nächsten Abschnitt ganz ausfüllen, hinüber gegriffen. Man erkennt in den klaffenden Lücken und den unmittelbar sich folgenden Wiederholungen wieder das Bruchstückartige der Composition, das die Entstehung aus unzusammenhängenden Dictaten des Fürsten mit sich brachte.

Wie sehr sich ihm in der Erinnerung die Ereignisse zusammengeschoben haben, zeigt gleich der erste Satz, der die hochdramatischen Scenen in Nikolsburg einleitet, und der die Conferenzen mit Karolyi und Benedetti in einem Athem nennt. „Inzwischen," so schreibt Bismarck in lockerster Anknüpfung an das eben von ihm Erzählte, „hatte ich in den Conferenzen mit Karolyi und Benedetti, dem es, Dank dem Ungeschick unserer militärischen Polizei im Rücken des Heeres, gelungen war, in der Nacht vom 11. zum 12. Juli nach Zwittau zu gelangen und dort plötzlich vor meinem Bette zu erscheinen, die Bedingungen ermittelt, unter denen der Friede erreichbar war." Karolyi kam mit seinen Wiener Collegen, dem General von Degenfeld, Baron von Brenner und dem Grafen Knefstein, am 22. Juli Abends 6 Uhr in Nikolsburg an. Benedetti, der seit dem 18. Abends nach Nikolsburg aus Wien zurückgekehrt war, wohin er aus Brünn am 15. Nachmittags gegangen war, hat an den nun folgenden Conferenzen gar nicht directen Antheil genommen; er hatte von Paris her ausdrücklich die Weisung empfangen, sich ihnen nach Möglichkeit fern zu halten und den Austausch von Noten und officiellen Mittheilungen zu vermeiden (Rothan, S. 263). Jene Angabe Bismarck's könnte also nur auf die Besprechungen zutreffen, die in die erste Zeit seines Aufenthaltes im preußischen Lager in Zwittau, Czernahora und Brünn fallen. Als er in dem Hauptquartier eintraf, hatte die preußische Armee eben erst die mährische Grenze überschritten und war im Vormarsch auf Brünn begriffen; es war die Zeit, wo Alles noch im Ungewissen war und Bismarck nicht wußte, ob er Krieg oder Frieden mit Frankreich haben würde; die Oesterreicher aber kamen, nachdem ihre Regierung principiell ihre Zustimmung, aus dem Deutschen Bunde zu weichen und Preußens Hegemonie in Norddeutschland zuzulassen, kundgegeben hatte.

Der französische Gesandte hatte Berlin, der telegraphischen Weisung seines Ministers gemäß, am 9. Juli Abends verlassen; am 10. übernachtete er zu Königinhof, am 11. kam er über das Schlachtfeld von Königgrätz; vergebens hoffte er in Pardubitz, in Hohenmauth das Hauptquartier einzuholen; erst in Zwittau erreichte er es, wo er in der Nacht zwischen 1 und 2 Uhr eintraf. Er ließ sich von den Schildwachen das Haus zeigen, in dem der Ministerpräsident untergebracht war, und entschloß sich, ihn noch in der Nacht zu überfallen. Sein Legationssecretär, Herr Lefebvre de Behaine, der ihn anzumelden hatte, fand den Gewaltigen am Schreibtisch, die Feder in der Hand und zwei Revolver zur Seite. So berichtet Rothan nach dem Berichte Benedetti's selbst. Sybel erzählt dasselbe mit nur geringen Abweichungen und

hat wohl nur aus Rothan geschöpft. Offenbar ist diese Erzählung derjenigen Bismarck's vorzuziehen; er selbst schreibt seiner Gemahlin am 16. Juli aus Brünn, daß er nach dreitägiger Ruhe wieder ins Berliner Leben verfallen sei, bis zwei Uhr auf, bis zehn geschlafen; und ebenso klagt Roon am 17.: „Er ist unverbesserlich, arbeitet die Nächte, weil er die halben Tage verschläft." Nur weil er den Minister noch wachend fand, durfte doch auch Benedetti es wagen, zu solcher Stunde bei ihm einzutreten. Bismarck entgalt ihm die Zudringlichkeit nicht. Er mochte Ursache haben, mit dem Vertreter des französischen Kaisers glimpflich umzugehen. Ohne Weiteres begann er die Verhandlung, die sich bis an den frühen Morgen fortsetzte.

Mit Begier sucht man in Abeken's Briefen nach einer Mittheilung über diese merkwürdige Begegnung. Aber der schweigsame Geheimrath befriedigt unsere Neugier nicht; vorsichtig, wie immer, gleitet er in dem Brief an seine Gattin vom nächsten Tage darüber hinweg. Er bestätigt die Angabe Rothan's, daß der Minister den französischen Herren sein Quartier angeboten habe; Benedetti ward in Abeken's Zimmer untergebracht, während der Legationssecretär Rendell's Bett theilen mußte. Aber den Kern der Sache umschreibt Abeken mit der nichtssagenden Bemerkung: „Mit liebevollen Augen wird er nicht gerade angesehen; aber schaden soll er uns nicht und aufhalten auch nicht."

Benedetti habe, das ist Alles, was Bismarck davon erzählt, für die Grundlinie der napoleonischen Politik erklärt, daß eine Vergrößerung Preußens um höchstens vier Millionen Seelen in Norddeutschland, unter Festhaltung der Mainlinie als Südgrenze, keine französische Einmischung nach sich ziehen werde. „Er hoffte wohl," fügt er hinzu, „einen süddeutschen Bund als französische Filiale auszubilden." Lettow hat bereits auf die Unvereinbarkeit dieser Angabe mit einem Bericht Benedetti's vom 15. Juli aus Brünn hingewiesen, worin dieser das gerade Gegentheil von sich aussagt; der Minister, heißt es da, habe ihm gleich Anfangs die Annexion von Sachsen, Hessen und Hannover als eine Forderung bezeichnet, die durch die Opfer Preußens wie durch die Erfolge seiner Waffen völlig gerechtfertigt seien. „Ich habe mir darauf erlaubt, gleich zu erwidern, daß ich einen solchen Anspruch nicht als ernst betrachten könne, und ihn darauf aufmerksam gemacht, daß Europa sich nicht mehr in der Zeit Friedrich's des Großen befände, wo man sich zu nehmen pflegte, was Einem gefiel. Ich habe hinzugefügt, trotzdem er sich bemühte, mich zu überzeugen, daß keine Macht Grund hätte, Preußen in diesem Falle zu tadeln, daß sie im Gegentheil alle durch einen solchen Mißbrauch der Gewalt und des Sieges verletzt sein würden" [1]). Es versteht sich, daß der Originalbericht des Botschafters, der sich mit Allem, was wir sonst von seinem Verhalten in diesen Tagen wissen, deckt, den Erinnerungen Bismarck's vorzuziehen ist. Uebrigens war die Rolle des Gesandten auch in diesen Verhandlungen nur secundär; er war ohne feste Instruction gekommen, nur mit der allgemeinen Weisung, im preußischen Hauptquartier dem ernsten Willen des Kaisers, auf Grund der Cession Venetiens den Waffenstillstand herbeizuführen, Ausdruck

[1] Benedetti, Ma mission en Prusse, p. 187. Vergl. v. Lettow-Vorbeck, S. 636.

zu geben; mit Paris ohne Verbindung, konnte er nur die Vorschläge Bismarck's mit einer sehr reservirten Miene annehmen, im Uebrigen aber sich auf gar nichts einlassen, da er ja nicht wußte, wie seine Regierung sich zu der großen Frage eigentlich stelle. Also hat Bismarck die Bedingungen Napoleon's gar nicht von ihm erfahren, sondern aus Paris direct durch die Correspondenz, die er mit dem Vertreter Preußens am Tuilerienhofe, mit dem Grafen von der Goltz führte. In dieser liegt mehr als irgendwo anders der Schlüssel für das Verständniß seiner Politik. Von ihr also muß die Kritik seiner Angaben ihren Ausgang nehmen.

Wir sind zum Glück im Wesentlichen bereits in ihrem Besitz. Denn Sybel gründet seine Darstellung auf sie und hat die bedeutendsten Stücke in seinen Text wörtlich eingeflochten. Mag nun auch manche Lücke offen bleiben, so setzt sie uns doch in Verbindung mit anderen originalen Kundgebungen des Königs oder Bismarck's selbst und mit den rückhaltslosen und tiefdringenden Aufschlüssen, die uns die französischen Diplomaten aus ihren Portefeuilles gegeben haben, in den Stand, uns die Entwicklung des ganzen Handels und die Stellung der Parteien, Napoleon's und seiner Diplomatie wie diejenige König Wilhelm's und seines Ministers zu vergegenwärtigen.

Gleich das erste Actenstück, das Sybel mittheilt, die Aufzeichnung, die sich der König am 5. Juli nach Empfang des Telegramms Napoleon's vom Tage vorher gemacht hat, bezeichnet urkundlich genau die Höhe seiner damaligen Forderungen: „Annexion von Schleswig-Holstein; Suprematie über ganz Deutschland; Ersatz der Kriegskosten; Abdication der feindlichen Souveräne von Hannover, Kurhessen, Meiningen, Nassau zu Gunsten ihrer Thronfolger; Abtretung etwa eines böhmischen Grenzstriches, Ostfrieslands, der Erbansprüche auf Braunschweig.“ Zum Schluß nur die Frage: „oder abschlagen??“ Also Festhalten an dem Programm vom 10. Juni, an der deutschen Bundesreform unter preußischer Leitung, aber noch nichts von ganzen Annexionen oder auch nur, von jenen kleinen Forderungen abgesehen, weitere Ansprüche auf Theilabtretungen der Gegner nördlich und südlich vom Main. Nach Paris wurde davon noch nichts mitgetheilt, weder an das französische Cabinet noch auch an Goltz. Der Brief des Königs, den der Prinz Reuß, der gern gesehene Habitué in den Cirkeln der Kaiserin, am 7. Juli nach Paris überbringen mußte, war ganz unbestimmt gehalten und stellte nur nähere Mittheilungen an den Gesandten in Aussicht. Die Angabe Bismarck's über des Königs Bedingungen weicht von dessen Aufzeichnung ein wenig ab, obschon er sie vielleicht vor sich gehabt hat: er nennt auch die Abtretung Oesterreich-Schlesiens, läßt aber den Ersatz der Kriegskosten und die Anerkennung der braunschweigischen Erbansprüche fort.

An Goltz, der unter dem Druck der Pariser Stimmungen unruhig geworden war und ungeduldig nach Instructionen drängte, ging vorerst am 8. Juli ein Telegramm des Ministerpräsidenten ab, in dem er mittheilte, daß die Dispositionen des Königs, soweit er sie kenne, nicht erheblich über die Bundesreform hinausgehen würden; doch sei einiger Unterschied in der Behandlung unserer Gegner unvermeidlich; sobald die königlichen Intentionen feste Gestalt

gewonnen, werde er sie melden. Diese Depesche kreuzte sich mit einem Telegramm des Gesandten, in dem er schrieb, er verliere in Paris alle Fühlung, wenn er nicht bald unterrichtet werde. Es waren die Tage, in denen die französischen Zeitungen und der Moniteur selbst ihren patriotischen Beklemmungen in sehr starken Worten Luft machten. Die Antwort ward — so scheint es doch — von Bismarck in den Weisungen vom 9. und 10. Juli gegeben, worin er die Bedingungen entwickelte und den Gesandten für sein weiteres Vorgehen instruirte: es ist der Brief aus Pardubitz, mit dem der Courier am Abend des 12. Juli in Paris ankam, und dazu das telegraphische Postskript, das ihm Bismarck am 10. Juli aus Hohenmauth nachsandte, eine Urkunde, die unter allen fast die wichtigste ist und zu der genauesten Interpretation herausfordert. Gleich in den ersten Worten nennt der Minister die Forderung, die er Benedetti in jener Nacht zu Zwittau entgegenhielt: die Einverleibung Sachsens, Hannovers und Hessens in Preußen. Er bezeichnet sie als das Verlangen, das die öffentliche Meinung stelle, und als die „für alle Betheiligten zweckmäßigste" Lösung. Wenn er ein Bedenken hegt, so entspringt ihm dies aus der Besorgniß, daß sie sich „ohne Abtretung anderen preußischen Gebietes" nicht erreichen lasse. Er nennt Frankreich nicht, aber es versteht sich, daß nur die Abtretung rheinpreußischen Gebietes an Napoleon damit gemeint sein kann.

In den „Gedanken und Erinnerungen" wird diese Rücksichtnahme auf Frankreich nur gestreift, und in den beiden Hauptabschnitten bleibt es fast ganz hinter der Scene. In der That aber kann kein Zweifel obwalten, daß es die Besorgniß vor Frankreich war, von der unser Staatsmann in diesem Momente ganz erfüllt gewesen ist. Darin sehe ich vor Allem den Unterschied Bismarck's zu seinem königlichen Herrn. König Wilhelm war vor dem Kriege nur allzu zaghaft gewesen und hatte die Hand seines Ministers, der die Pforten des Krieges sprengen wollte, allzu lange zurückgehalten. Jetzt aber, inmitten seiner Truppen und Officiere, in dem Gefühl, zum ersten Mal in seinem Leben sein Handwerk im großen Stile auszuüben, in dem berechtigten Stolz, eine große Schlacht in persönlicher Führung gewonnen und der Welt die Probe mit der starken und glänzenden Waffe geliefert zu haben, an deren Ausbildung er ein ganzes Leben pflichttreuer und rastloser Arbeit gesetzt hatte, glaubte der hohe Herr über die Wolken, die den politischen Horizont verdunkelten, hinwegsehen und als der Sieger das Gesetz dictiren zu können. Es waren die Tage, in denen die Ergebnisse der großen Schlacht, die man Anfangs gar nicht so hoch eingeschätzt hatte, mit jeder Stunde sichtbarer wurden: immer neue Trophäen und Gefangene wurden eingebracht; man sah, daß die Armee Benedek's zerschmettert, daß Oesterreich am Rande der Ohnmacht war. Dem verantwortlichen Leiter unserer Politik lagen solche Stimmungen naturgemäß ferner, und er mußte den sorgenvollen Blick über das Lager und den Kriegsschauplatz hinaus richten auf den weiten Horizont der europäischen Politik, auf die großen Mächte, die den Ausbruch des Krieges zugelassen hatten, die einen, weil ihre Interessen zunächst unberührt blieben, andere, weil sie in den Wechselfällen des Schlachtfeldes für sich die Gelegenheit zum Eingreifen erhofften, deren keine

aber je geahnt hatte, daß die preußische Kraft so rasch und so zerschmetternd auf den Gegner niederfahren würde. Vor Allem der französische Cäsar mußte die Sorge des preußischen Staatsmannes fesseln. Wohin gingen die Absichten der Sphinx an der Seine, deren räthselhafte Politik Bismarck seit Biarritz so oft zu ergründen versucht hatte? Er hatte nichts vor sich, als das Telegramm vom 4. Juli und etwa die ersten ängstlichen Anfragen von Goltz und die drohenden Manifestationen der Pariser Presse. Würde Napoleon jetzt seine Forderungen auf das Rheinufer anmelden, die ihm alle Welt zuschrieb? Und war er bereit, sie eventuell mit den Waffen zu vertreten? „Was sind," so hatte der Minister noch im Juni einen fremden Agenten gefragt, „die Forderungen des Kaisers? Niemand weiß sie. Während alle Welt weiß, was Preußen will, weiß Niemand, was der Kaiser Napoleon im Schilde führt"[1]. Und war man denn Englands, oder gar Rußlands sicher, das eben noch seine Unzufriedenheit mit dem Vorgehen Preußens geäußert und sich fast als Protector der deutschen Gegner gerirt hatte?

Dies ist die Stimmung des großen Staatsmannes in dem oft citirten Brief, den er an seine Gemahlin an demselben Tage richtete, da er an jener Depesche schrieb: „Uns geht es gut; wenn wir nicht übertrieben in unseren Ansprüchen sind und nicht glauben, die Welt erobert zu haben, so werden wir auch einen Frieden erlangen, der der Mühe werth ist. Aber wir sind ebenso schnell berauscht wie verzagt, und ich habe die undankbare Aufgabe, Wasser in den brausenden Wein zu gießen und geltend zu machen, daß wir nicht allein in Europa leben, sondern mit noch drei Nachbarn." Man pflegt diese Worte auf die hohen Officiere zu beziehen und für die Differenz Bismarck's mit ihnen zu verwenden; und gewiß sahen auch sie — Roon's Briefe bezeugen es —, fortgerissen durch die immensen Waffenerfolge, über die Schwierigkeiten der politischen Lage sorgloser hinweg als der verantwortliche Minister[2]; aber auf diese Herren paßt doch nicht das Wort, daß sie sonst „schnell verzagt" wären, und ich zweifle nicht daran, daß mit dem unbestimmten „Wir" an dieser Stelle nur der König gemeint ist[3].

In der Depesche tritt die Differenz zwischen König und Minister noch kaum hervor. Ein definitiver königlicher Entschluß über diese Dinge, heißt es kurz zu Ende des ersten Abschnittes[4], sei Bismarck noch nicht bekannt; der König denke übrigens an Thronwechsel in Hannover, Kurhessen, Meiningen,

[1] Hansen, Les coulisses de la diplomatie. 1880. S. 84.

[2] Vergl. Roon's Briefe vom 7., 8. und 10. Juli. In dem vom 8. schreibt er: „Die französische Vermittlungswolke für eine wetterschwangere zu halten, überlassen wir Liebhabern ängstlicher Vorstellungen aus dem Geschlecht Derer v. Piepmeier." Am 13. ist er, wie schon bemerkt, gemäßigter.

[3] Roon wendet mehrfach dieselbe Pluralform an, wenn er von dem König schreibt. Z. B. ganz ähnlich nach dem Kronrath vom 28. Februar: „Wir sind sehr einig, aber Wir sind nicht immer zu schnellen Entschlüssen und Handlungen geneigt."

[4] In Nikolsburg hat Bismarck sich über diese Depesche gegen Benedetti ausgelassen (s. u.): er datirt sie da zum 8. Juli. Es wäre wohl möglich, daß er sie in der Nacht vom 8. zum 9. begonnen hat; der zweite Abschnitt ist jedenfalls vom Morgen des 9., an dem das Hauptquartier nach Hohenmauth aufbrach. Dann wäre also, wofür auch der Inhalt spricht, eine Pause zwischen beiden Theilen der Instruction anzunehmen.

an eine böhmische Grenzregulirung, an Ersatz der Kriegskosten, vielleicht auch an Sicherung der ungarischen Constitution. Das wäre noch nicht einmal soviel, als was Wilhelm am 5. Juli gefordert hatte; doch halte ich es nur für Zufall, daß Bismarck hier die Abtretung Ostfrieslands und Anerkennung der braunschweigischen Erbfolge ausläßt, die er kurz vorher unter seinen eigenen Wünschen aufzählt. Wie der König zu der Idee der Beschränkung der preußischen Hegemonie auf Norddeutschland steht, sagt er nicht; es scheint doch wohl, als ob derselbe ihr noch nicht näher getreten sei. Bismarck selbst aber hatte seine Hoffnungen bereits weit herabgestimmt: „Meinestheils," schreibt er, „finde ich den Unterschied zwischen einer uns hinreichenden Bundesreform und dem unmittelbaren Erwerb jener Länder nicht groß genug, um dafür das Schicksal der Monarchie von Neuem aufs Spiel zu setzen. Unser politisches Bedürfniß beschränkt sich auf die Disposition über die Kräfte Norddeutschlands in irgend einer Form." Er spreche das Wort „Norddeutscher Bund" ganz unbedenklich aus, weil er es, wenn die uns nöthige Consolidirung des Bundes gewonnen werden solle, zur Zeit noch für unmöglich halte, auch Süddeutschland hineinzuziehen. Man werde dem preußischen Landtage eine Vorlage über die Parlamentswahlen in Preußen machen und mit der Berufung des Reichstages aus den vom Feinde nicht occupirten Theilen Deutschlands ohne Zeitverlust vorgehen.

Damit trat Bismarck von dem Programm des 10. Juni, das nichts von Annexionen, aber um so mehr von Bundesreform und deutscher Einheit enthalten hatte, einen weiten Schritt zurück. Den Gedanken an Annexionen verknüpfte er mit diesem Plan nur insofern, als er es für unthunlich erklärte, Denen, welche am 14. Juni dem Bundeskriege gegen Preußen zugestimmt hatten, dieselben Bedingungen zu bewilligen wie Denen, welche sich dem neuen Bunde freiwillig angeschlossen, zumal da Erstere zugleich die Mächtigeren und dem Bestande der neuen Schöpfung deshalb Gefährlicheren seien. Dieses Bedenken lasse sich auf zwei Wegen beseitigen, einmal dadurch, daß man Sachsen, Hannover und Hessen ungünstigere Bedingungen auferlege, oder aber dadurch, daß der Territorialbestand dieser Länder vermindert werde, der Sachsens etwa um den Leipziger Kreis, der Hannovers um Ostfriesland unter Anerkennung der preußischen Erbfolge in Braunschweig. Er denkt auch schon an die Abtretung Oberhessens, aber mit Austausch gegen Hanau, oder anderenfalls an die Einbeziehung von ganz Hessen-Darmstadt in den Norddeutschen Bund. Wie man sieht, Forderungen, die wie die des Königs auch nur auf Stücke der feindlichen Länder gerichtet sind und nur die Contiguität der zertrennten preußischen Provinzen anstreben. Von Schonung Sachsens aber, die Bismarck in seinen Memoiren als einen Ausfluß weitblickender Berechnung bezeichnet, ist zu dieser Zeit und in diesem Document noch so wenig die Rede, daß es vielmehr unter den Opfern des Krieges an erster Stelle ausersehen ist. Hingegen wird im Gegensatz zum König die directe Schädigung Oesterreichs nicht von ihm gefordert: der Ausschluß des Kaiserstaates aus Norddeutschland, der in der Hegemonie Preußens liegt, und die Annexion der Herzogthümer, die als selbstverständlich bezeichnet wird, sind die Buße, die Bismarck schon jetzt als genügend auffaßt. In diesem Zusammenhang wird zuerst der Ab-

tretung der nordschleswigschen Bezirke gedacht; Bismarck bemerkt, daß er, wenn dadurch andere Nachtheile abgewandt werden könnten, Sr. Majestät vorschlagen würde, die Bevölkerung selbst darüber zu befragen.

Beide Eventualitäten, die bloße Gründung eines norddeutschen Bundes unter der Hegemonie seines Königs und die Annexion ganzer Länder, beurtheilt der Minister in seiner Depesche lediglich von dem Interesse und Bedürfnisse Preußens aus. Ja, er scheut nicht vor dem Bekenntniß zurück, daß ihm die volle Beseitigung aller größeren norddeutschen Gegner das Allerliebste wäre — was dann einem Verzicht auf die Bundesreform so gut wie gleich gekommen wäre. In dem zweiten Theil der Depesche ergänzt er die Instruction gerade in diesem Sinne: Goltz solle zunächst versuchen, welcher Eindruck und welche *außerdeutschen* Compensationsforderungen bei Frankreich hervorgerufen werden, wenn wir die volle Annexion von Sachsen, Hannover, Kurhessen, Oberhessen und Nassau fordern, demnächst aber die weiteren, oben entwickelten Eventualitäten in gleicher Weise sondirend durchsprechen. Diese Weisung schränkt er freilich in dem Telegramm vom nächsten Tage wieder dahin ein, daß der Gesandte die Alternative zwischen Annexion und Reform nicht in der Art aufstellen möge, daß Zwischenstufen mit Annexion *einiger* gegnerischer Länder ausgeschlossen wären; aber die Summe seiner Meinung faßt er doch im Schlußsatz dahin zusammen: „und halten Sie daran fest, daß jede volle Annexion, die ohne Abtretung preußischen Gebiets erlangt werden kann, besser ist als die halbe auf dem Reformwege."

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß in dem zweiten Theil der Instruction und dem telegraphischen Postscriptum der Widerspruch des Königs gegen die bloße Reform und sein Verlangen nach directem Ländererwerb mitgewirkt haben. Immerhin ist es ganz richtig, daß Bismarck selbst die Annexionen betrieben hat, in einem Umfang, der das, was er später erreichte, weit übertraf und, wenn man noch die Erbansprüche von Braunschweig hinzunehmen will, ein Großpreußen geschaffen hätte, neben dem die Reste territorialer Selbständigkeit nördlich vom Main vollends bedeutungslos geworden wären: aber als eine Alternative, deren volle Durchführung den norddeutschen Bundesstaat für Preußen überflüssig machen mußte und — denn wie soll man die Worte anders verstehen? — in Bismarck's Augen auch zunächst überhaupt, wenn nicht ersetzen, so doch zu einer Scheinform herabdrücken sollte. Das Motiv, das ihn jedesmal leitete, war die Besorgniß vor Frankreich. Weil er das Schicksal der Monarchie nicht von Neuem aufs Spiel setzen wollte, wäre er bereit gewesen, sich mit einem Bunde nördlich vom Main unter mäßigen Annexionen, aber starken Garantien für die preußische Hegemonie zu begnügen, eventuell aber mit Napoleon eine Vereinbarung zu treffen, die unter noch weiterer Einschränkung der Reformidee die preußische Hausmacht verstärkt hätte, als das Erste, was noth that, und den Grund, auf dem er baute — die Macht der preußischen Krone. Es wäre gewiß nicht sein letztes Wort gewesen, und es war nicht Zuneigung oder Nachsicht mit den annexionistischen Schwächen Louis Napoleon's, wenn der große Realpolitiker so milde Saiten ihm gegenüber aufzog. Die Stimmung, die das

Telegramm des französischen Kaisers vom 4. Juli in ihm erregte, malt ein Wort an das ihn sein Vetter Graf Bismarck Bohlen in Versailles erinnert hat, als sie bei Tische der Nacht nach Königgrätz in Horsitz gedachten, wo der Minister, nachdem er dreizehn Stunden im Sattel gesessen, sich unter den Arkaden des Marktplatzes aus ein paar Kutscherkissen das Lager bereitet hatte. „Das war, wie die Depesche von Napoleon ankam," bemerkte Bohlen. — Der Chef erwiderte: „Ja, über die der König sich so freute, weil darin anerkannt war, daß er eine große Schlacht gewonnen hatte — seine erste große Schlacht." — „Und Du warst auch froh darüber" — sagte Bohlen — „und thatest das Gelübde, Du wolltest es dem Gallier vergelten, wenn sich Gelegenheit fände"[1]). Bismarck hätte bei dieser Wendung immerhin einen Trumpf in der Hand behalten, mit dem er wohl hoffen konnte, dem Partner an der Seine das Spiel zu verderben: die Karte, die er vor dem Kriege mit den Reformplänen schon mehrmals hervorgeholt hatte, freilich bisher noch unter dem Unglauben und Hohngelächter der Liberalen und unter den unwillig-ängstlichen Protesten seiner eigenen Freunde; aber die Chance, die sie bot, konnte sich für ihn nur verbessern, je mächtiger sein Preußen wurde, und je mehr es sich herausstellte, daß ganz allein der brutale Einspruch des französischen Cäsars und sein hinterlistiger Vertrag mit den Habsburgern sich der Einigung der Nation und ihrer Führung durch die Krone Hohenzollern entgegengestemmt hatte. Er vergaß sie auch in diesem Momente nicht: „Sollten," so schreibt er, „die Aussichten, welche Oesterreich uns bisher auf directe Verständigung macht . . ., sich nicht verwirklichen, Frankreich aber eine drohende Haltung gegen uns annehmen, so würden wir die Entwicklung der letzteren abwarten, dann aber auch auf der vollen Grundlage der Reichsverfassung von 1849 die nationale Erhebung Deutschlands bewirken und jedes Mittel ohne Rücksicht auf irgend einen Parteistandpunkt zur Kräftigung des Widerstandes der Nation anwenden." Das wäre also die Gelegenheit geworden, um mit dem Gallier gründliche Abrechnung zu halten. Aber es war doch nicht der Weg, den Bismarck bisher gegangen war, und er widersprach zu sehr der Haltung seiner Partei und des Königs wie seiner eigenen Politik, als daß ihm daran hätte liegen können, ihn vor der letzten, äußersten Noth zu beschreiten. Goltz sollte durchblicken lassen, daß Preußen einen im Verhältniß zu seinen Erfolgen unehrenvollen Frieden nicht anzunehmen fest entschlossen sei, aber Drohungen sollte er vermeiden. Er sei, schreibt Bismarck, bisher noch überzeugt, daß die Befürchtungen des Berliner Publicums vor Frankreich unbegründet seien, und daß man, wenn es ihm gelinge, die diesseitigen Forderungen auf das verständige und für uns ausreichende Maß herabzustimmen, sich mit dem Kaiser Napoleon einigen könnte.

Wie weit ist es dem großen Minister mit dieser Verständigung Ernst gewesen? Niemand leugnet heute noch, daß Bismarck in den Conferenzen mit den Franzosen und Italienern der gallischen Ländergier den Köder deutscher und sogar preußischer Bezirke links vom Rheine hingehalten hat. „Ich kann euch die Pfalz nicht anbieten," sagte er in Biarritz zu einem Mit-

[1]) Busch, Tagebuchblätter, II, S. 80.

glied des kaiserlichen Hauses, „aber nichts wird euch hindern, sie zu nehmen und da zu bleiben." Vor dem Ausbruch des Krieges ließ er gegen den General Govone, den italienischen Unterhändler, und sogar gegen Benedetti wiederholt durchblicken, daß er für die Abtretung des Landes zwischen Rhein und Mosel oder des Trierer Regierungsbezirkes zu haben wäre; und wenn er dazwischen einmal äußerte, daß er, im Fall man das ganze linke Rheinufer fordern werde, Mainz, Coblenz und Cöln, eher Frieden mit Oesterreich machen und auf Alles, selbst auf die Herzogthümer, verzichten, oder daß er lieber ganz von der Scene verschwinden wolle, so schien das nur zu bestätigen, daß er sich um jenen Winkel zwischen Rhein und Mosel keine großen Scrupel machen werde. Freilich war das Alles nur mündlich geschehen und so, daß er es wesentlich als seine Privatansicht hinstellte und den voraussichtlichen Widerspruch des Königs nachdrücklich hervorhob. Daß er je ernstlich daran gedacht habe, auch nur ein Dorf vom deutschen Lande abzutreten, hat er später, als es Mallinckrodt's Haß ihm ins Gesicht zu schleudern wagte, mit Entrüstung von sich abgewiesen. Und nichts spricht dafür, daß er auch nur einen Moment solche Gedanken gehegt habe. Darin lag doch der Unterschied seiner Politik zu der Friedrich's des Großen, die sonst in seinen Thaten eine so gewaltige Auferstehung gefunden hat, daß er jeden Gedanken daran ablehnen mußte: die deutsche Idee, die Entwicklung der Nation seit dem Tode des großen Königs machte es ihm unmöglich; er hätte seine Zukunft, er hätte die Wege, die er Preußen öffnen wollte, auf alle Zeiten damit versperrt. Dagegen spricht auch die vorliegende Depesche nicht; ausdrücklich faßt Bismarck darin die Annexionen ohne die Abtretung preußischen Gebietes ins Auge, und er beauftragt Goltz nur, nach den außerdeutschen Compensationen, die der Kaiser fordern könne, zu forschen. Aber hat er niemals daran gedacht, auch in jenen kritischen Tagen nicht, die Begehrlichkeiten des Nachbarn mit Luxemburg oder auch Belgien zu stillen und dafür freie Hand in Deutschland zu gewinnen? Hat er in der That auch diese Frage immer nur „dilatorisch" behandeln wollen, so wie er es vor der Welt im Juli 1870 bei der Veröffentlichung jenes Vertragsentwurfes erklärte, den sein Meisterstreich den ungeschickten Händen Benedetti's gleich nach dem Kriege mit Oesterreich entrissen hatte, und den er nun dem feindgewordenen Frankreich gleichsam wie ein Schwert in die Seite bohrte? In der Instruction an seinen Gesandten spricht er doch von der Aussicht, daß er sich mit dem Kaiser Napoleon einigen zu können hoffe. Auf welchem Wege aber wäre das anders möglich gewesen, als daß er die Wünsche desselben nach Annexionen erfüllte, die viel weniger in persönlicher Eroberungsgier, als weil der Kaiser den wankenden Thron seinem eigenen Volke gegenüber nicht anders aufrecht erhalten konnte, ihren Ursprung hatten? Er kannte ihn doch genugsam und hatte in den Besprechungen mit ihm selbst wie mit seinen Angehörigen und Ministern schon 1862 und im vorigen Herbst zu Biarritz zur Genüge verstehen können, wodurch er ihn zum Stillsitzen und zum guten Freunde gewinnen konnte. Wie oft hatte er selbst ihnen solche Entwürfe vorgetragen und die Perspective eines preußisch-französischen Bundes entworfen, der jedem von ihnen Gelegen-

heit geben würde, in Ruhe zuzugreifen, wo es ihm gut dünkte! „Herr von Bismarck" hatte Napoleon damals gescherzt, „schenkt uns Alles, was er nicht hat." Es war in der That eine Aussicht, die eine rücksichtslose und verwegene Staatskunst wohl reizen konnte. Sie hätte einen dauernden Keil zwischen die beiden Westmächte getrieben und eine Garantie geschaffen gegen die Einmischung eines europäischen Congresses. Es wäre eine Politik ganz im Stil Friedrich's des Großen geworden. Der Bund der beiden Militärmächte hätte Europa das Gesetz dictiren können. Er gab Preußen die Hoffnung, in Deutschland weiter zu wachsen, ohne von dem Alp der Coalitionen aller Geschädigten und Rivalen geängstigt zu werden, und gewährte dem Thron des Emporkömmlings die Sicherheit, die er sonst nur durch den Krieg am Rhein mit der siegreich aufstrebenden deutschen Macht zu erreichen hoffen konnte. Auf das verlorene Gut an den Vogesen freilich hätte unsere Nation verzichten müssen, und die Poesie des großen Krieges, in dem wir unsere alten Grenzen, die Einheit und die Kaiserkrone in wundervollen Siegen errungen haben, wäre uns versagt geblieben. Der heroische Charakter und die erhabene Krönung, welche die Geschichte unserer Einigung gefunden hat, und mit ihnen eine Fülle unvergeßlicher Erinnerungen, sittlich belebender Kräfte hätten uns immerdar fehlen müssen.

Ich behaupte nicht, daß Bismarck diesen und keinen anderen Plan in jenem Augenblick gehabt, oder auch nur, daß es ihm jemals vollkommen Ernst mit den französischen Verhandlungen gewesen sei. Er hatte stets mehrere Eisen im Feuer, und wußte mit unvergleichlicher Umsicht zu erkunden, wo der Markt kaufen lehrte. Seinem rastlos thätigen und erfinderischen Geist schwebten in jedem Moment eine Reihe von Möglichkeiten vor, zwischen denen er zu wählen entschlossen war, je nachdem sie sich ihm präsentirten und dem *einen* Interesse, das ihn beherrschte, der Macht seines Staates, dienten. Noch war Alles im Fluß, ungewiß, was England, Rußland und vor Allem, was Frankreich im Sinne hatte: täglich und stündlich wandelte sich die Lage, und die Befürchtungen des Ministers mußten mehr und mehr zurücktreten, je weiter die preußischen Colonnen gegen Donau und Main hin vordrangen. Jene Instruction an Goltz zeigt uns, wie die verschiedenen Combinationen in dem Kopf des Ministers noch neben einander lagen, einander schoben und verdrängten; ihre Unbestimmtheit sollte den Gesandten noch in arge Verlegenheit bringen und zu einem Schritt veranlassen, mit dem er sich wenig Dank bei seinem Chef verdient hat.

Wie man nun auch Bismarck's Stellung beurtheilen mag, von seinem Hauptpartner in dem Pariser Intriguenstück, dem Grafen Robert von der Goltz, wissen wir heute bestimmt, daß er die Verbindung mit Frankreich ganz ernstlich betrieben hat; um so sicherer und täuschender hat er die Rolle, die Bismarck ihm zugewiesen, vor dem Parkett der Tuilerien durchführen können. Er hat sich noch am 12. September in einem ganz intimen Schreiben an seinen Chef mit warmen Worten für die französischen Anträge, die Benedetti am 20. August vorgelegt hatte, ausgesprochen. Für Napoleon konnte es offenbar nichts Erwünschteres geben als das Schutz- und Trutzbündniß mit der norddeutschen

Militärmacht, das ihm das sprachverwandte, reichste Land Europa's ohne Schwertstreich in die Hände liefern sollte. Er hätte dann wieder einmal vor der Welt erklären können, daß er dem Princip seiner Dynastie und der Basis seines Thrones, der Anerkennung des Rechtes der Nationalitäten, auch nach außen treu bleibe; alle Parteien hätte er befriedigen können, die Arkadier ebenso sehr wie seinen Vetter Jérome und den linken Flügel seiner Gefolgschaft; ja auch die verdrängten Parteien, Radicale und Royalisten, hätten sich stille halten müssen, wenn es ihm gelang, den durch Sadowa verletzten Ehrgeiz der Nation zu sättigen, ohne einen Kampf wagen zu brauchen, der für ihn und sein Haus Sein oder Nichtsein bedeutete; es gab keinen besseren Schutz für das, was ihm am Herzen lag: die Sicherung seiner Krone. Es kam nur darauf an, ob Bismarck die weit ausgestreckte Hand des Nachbarn ergreifen würde. Als Goltz jenen Brief schrieb, war der Moment der Entscheidung gekommen. Schon hatte Bismarck den Vertragsentwurf in der Hand, den ihm der gefällige Benedetti selbst geschrieben hatte, und seine sonst so freundlichen Mienen waren gegen den Gesandten bereits recht frostig geworden; er hatte sich nach Paris hin über dessen inopportunes Drängen und Drohen beschwert. Goltz, der eben in Berlin gewesen war[1]) und im Sinne des Vertrages mit dem Minister wie mit dem König und auch dem Kronprinzen gesprochen hatte, zeigt sich in dem Brief bemüht, die conciliante Gesinnung der Franzosen ins hellste Licht zu stellen; auch Benedetti habe sich nie anders ausgedrückt; man habe in Paris keine Ahnung davon, daß eine Erkältung zwischen dem Minister und dem Botschafter eingetreten sein könne, welchen man nach wie vor als eine uns gratissima persona ansehe. Er erlaubte sich, den Chef an die Aussichten zu erinnern, die er den Franzosen früher selbst gemacht habe: „Namentlich sagte mir Rouher, welcher an die ihm von Ew. Excellenz in zahlreichen früheren Gesprächen, insbesondere auch noch im vorigen Jahre, gemachten ausdrücklichen Hinweisungen auf Belgien und Luxemburg erinnerte, daß der Entwurf eine gemeinsame Arbeit Ew. Excellenz und Benedetti's und mindestens ebenso Ihr Werk wie das des Letzteren sei. Er sowohl wie der Kaiser hätten daher mit Zuversicht erwartet, daß ich die Zustimmung des Königs zu dem Vertrage mitbringen würde." Aber er wies zugleich darauf hin, daß man hier sehr ungeduldig sei und nicht länger warten könne; der Kaiser müsse vor seiner Abreise nach Biarritz wissen, woran er sei; er könne das politische Programm, auf dessen Erscheinen im Moniteur alle Welt wartete, nicht länger zurückhalten. Indem Goltz die Entscheidung des Königs mit Ja oder Nein fordert, deutet er auf die Zukunft hin, der man entgegensehe, wenn man nach so langen Verhandlungen und wiederholten Zusicherungen die Hand Napoleon's zurückstoße: daß das Vertrauen in die Absichten des Ministers oder in das Gewicht seiner dem Könige ertheilten Rathschläge erschüttert und die preußische Politik im Gegensatze zu der Consequenz, welche man bisher an ihr bewundert, als unberechenbar betrachtet werden würde,

[1]) Nach den Zeitungen war er dort vom 2. September Morgens bis zum 7. Abends; der Kronprinz kam am 7. Morgens aus Erdmannsdorf herbei, wohin er am 8. Abends zurückkehrte. Täglich fanden oft mehrstündige Conferenzen statt.

daß Napoleon kaum eine andere Wahl als zwischen der Allianz mit und Coalitionsversuchen gegen Preußen habe, daß es ihm an Elementen dafür weder in Petersburg noch in Wien fehlen werde, und daß Oesterreich Italien ebenso gut wie wir durch Abtretung von Südtirol desinteressiren könne.

Zu dieser Zeit hatte Bismarck den vollen Frieden in seiner Hand: die Armee war wieder im Lande, jeden Moment zum Ausmarsch bereit, und die im Kriege mit Oesterreich völlig entblößten Westmarken in sicherer Obhut, während Napoleon, wie man jetzt wußte und Goltz selbst zugab, den Krieg weder führen konnte noch wollte; die Bundesverträge mit den Süddeutschen stellten die Einigung der Nation gegen Frankreich in Aussicht, und in Petersburg war die Stimmung freundlicher geworden, seitdem man dort Kenntniß von den französischen Aspirationen erhalten hatte. Auch mit der liberalen Partei hatte der Minister seinen Frieden gemacht, und die Nation, die immer stürmischer nach Einheit verlangte, begann zu ihm als zu ihrem Helden und dem Vollender ihrer Geschicke emporzusehen. Dennoch war der Abbruch der langgepflegten Beziehungen zu dem Kaiser und die beleidigende Enttäuschung, die Bismarck ihm dadurch zufügte, ein Entschluß, zu dem die stählerne Energie und die unerschütterliche Furchtlosigkeit des großen Staatsmannes gehörte: er sah so gut wie sein Gesandter, daß er damit neuen Gefahren entgegensteuerte, daß nun die Besiegten und Enttäuschten, und vielleicht der Bundesgenosse südlich der Alpen mit ihnen, ihre Complotte und Intriguen schmieden, daß die Coalitionen, vor denen seine Meisterhand den Staat glücklich behütet, seinen Weg aufs Neue bedrohen würden. Aber er sah einen Preis des Sieges vor sich, der Alles, was er je erreicht, zurückließ, und so beschloß er, der Bahn zu folgen, auf der er die Größe Preußens und der gesammten Nation erblickte.

Um wie viel gefährlicher aber mußte dem Minister die Lage in den böhmisch-mährischen Quartieren erscheinen, als die deutschen Feinde noch aufrecht standen, die Westgrenze entblößt war, die Seuche drohte, England und Rußland den Siegeszügen der preußischen Heere mit schelen Blicken nachsahen, und Napoleon's bösartige Note ihrem mächtigen Vordringen plötzlich ein Halt gebot! Den Italienern traute er so wenig wie sie ihm. Und wie hätte er ahnen können, daß hinter dem brüsken Vorgehen der Pariser Regierung so gar nichts steckte, daß dort nur Angst und Zwiespalt herrschten statt der Entschlossenheit, die das Telegramm athmete, daß der Lärm ihrer Zeitungen eitel Wind war, und daß das stolze Frankreich gar nicht im Stande war, den Krieg am Rhein auf sich zu nehmen! Bismarck hat noch lange nach 1870 im deutschen Reichstage es ausgesprochen, daß selbst die 40000 Mann, über die Napoleon damals allein unmittelbar verfügt habe, in Verbindung mit den Süddeutschen ausgereicht haben würden, um Preußen zu zwingen, sich auf Berlin zurückzuziehen und alle Erfolge in Oesterreich aufzugeben. Und wenn dies Urtheil auch übertrieben sein mag — denn dann hätte er doch wohl aus jener Drohung mit dem Appell an die deutsche Idee und an die Verfassung von 1849 Ernst gemacht — so zeichnet es doch den tiefen Eindruck, den ihm die Ankündigung Napoleon's, Schiedsrichter oder auch nur Vermittler sein zu wollen, gemacht hat.

Im Juli 1866 aber rechnete er gar nicht mit einer so schwächlichen Aufstellung der großen Militärmacht; die Berichte, welche der Militärbevollmächtigte Herr von Loë und andere Officiere, die Frankreich bereist, eingesandt hatten, lauteten nicht so günstig, wenn sie auch die Verluste und Lücken, die Mexico in die französische Armee gerissen hatte, schildern mochten[1]). Und dazu nun die besorgten Depeschen seines Pariser Gesandten und die steife Haltung Benedetti's, der seinen Vorwürfen, Forderungen, Anerbietungen immer nur ernste und halb drohende Verwahrungen entgegenstellte, aber mit der Sprache nicht herausrückte. Wie konnte Bismarck denn vermuthen, daß der Botschafter damit nur seine eigene Blöße bedecken wollte! Er ging gegen ihn vor so wie er es Goltz für seine Verhandlungen in Paris vorgeschrieben hatte. Nachdem er gleich Anfangs die großen Annexionen, Sachsen, Hessen, Hannover verlangt und unter bitteren Klagen über die Intervention des Kaisers, die dem preußischen Heere die Thore Wiens versperre und es zu einer zweiten Schlacht zwinge, mit den Annexionsabsichten des Königs und dem kriegerischen Ehrgeiz seiner Generale gedroht hatte, brachte er später dennoch zunächst nur die Forderungen an, zu denen er Goltz in dem ersten Theil seiner Depesche angewiesen hatte: „Das Wort des Kaisers," sagte er, „genügt uns; möge er uns persönlich die Contiguität unserer Provinzen und den Bund nördlich vom Main garantiren, und der König wird befriedigt sein". Dann aber, während der Verhandlung über die dreitägige Waffenruhe, die Benedetti in Czernahora durchsetzte, kam ihm der Minister wieder mit seinem alten, ihm so geläufigen Liede: die Instructionen an Goltz sollten gar nichts Bindendes enthalten, der Botschafter solle vor Allem eine Verständigung mit dem Kaiser zu erreichen suchen, er solle, mit einem Wort, seine Bedingungen dem Preise anpassen, den Frankreich für das Verständniß mit Preußen fordere. Dabei ließ er aber ein Wort von gewissen Klauseln mit einfließen, von denen der König nicht abzubringen sei. Worauf mochten sich diese beziehen? Auf die Annexionen? Oder etwa auf eine Grenzrectification am Rhein? Er ließ es völlig im Unklaren. Als der Franzose immer stumm blieb und Alles nur zur Kenntniß nahm, ging Bismarck noch weiter heraus. Er ließ es nicht zu, daß Benedetti sich hinter dem Mangel an Befehlen und Vollmachten verschanzte, und forderte ihn auf, eine gemeinsame Basis für den Stillstand mit ihm festzustellen, für die er sich anheischig machte, die Zustimmung des Königs zu erlangen. Und alsbald demonstrirte er, ohne daß ihm sein Partner irgendwie Ursache dazu gab, wie die Niederlagen Oesterreichs es Frankreich und Preußen erlauben würden, ihre Grenzen nach Belieben zu verändern und alle Schwierigkeiten, die den Frieden Europa's bedrohten, zu lösen. Vergebens hielt der Botschafter ihm die bestehenden Tractate entgegen, und daß die nächste Folge der Krieg sein würde, den er damit vermeiden wolle. Bismarck antwortete: „Ihr irrt euch; wenn Frankreich und Preußen, durch feierliche Verträge verbunden, dazu schreiten werden, ihre Grenzen zu berichtigen, so werden sie in ihrer Vereinigung stark genug sein,

[1]) Vergl. Rothan, S. 216 ff., und das Memoire des französischen Kriegsministers Marschall Randon bei Pradier-Fodéré, S. 65 ff.

um diese Fragen zu entscheiden, ohne einen bewaffneten Widerstand fürchten zu müssen, sei es von England oder von Rußland!"

So die Mittheilungen Benedetti's, an deren Echtheit in ihrer Uebereinstimmung nicht bloß mit anderen Urkunden französischer Herkunft, sondern vor Allem mit der Instruction Bismarck's an Goltz und mit dessen Bericht vom 12. September ein Zweifel nicht mehr gestattet ist. Der König ist offenbar dieser Wendung der Verhandlungen ganz fern geblieben; er legte in der Audienz, die er dem Botschafter am 12. Juli gewährte, den Nachdruck auf die Annexionen: Benedetti erhielt den Eindruck, daß er alle seine Beschlüsse diesem Interesse unterordnen würde, und daß auch die Generale sich mit den ehrgeizigsten Absichten trügen: es sei, erklärte er seinem Minister, unumgänglich, eine noch viel schärfere Sprache zu führen als wie sie ihm vorgeschrieben sei. Aber die Instructionen, auf die er hoffte, kamen nicht; statt dessen erhielt er in Brünn, wo er am 13. Nachmittags den Einzug in Bismarck's Wagen mitmachte, am 15. eine Depesche Drouyn's de l'Huys, die ihn nach Paris einlud, um Bericht über seine ersten Eindrücke im preußischen Lager abzustatten. Sie war schon am 9. Juli geschrieben, also volle sechs Tage unterwegs gewesen[1]). Noch an demselben Tage reiste er ab, wie man im preußischen Hauptquartier nicht anders glaubte nach Paris, blieb dann aber, da er nun auch dort überflüssig geworden war (denn am 14. hatte bereits Napoleon das von Goltz formulirte Friedensprogramm genehmigt), fürs Erste in Wien.

In allen diesen umfassenden und wechselnden Combinationen Bismarck's steckte ein Fehler: er überschätzte die Kraft, die Festigkeit, und die Entschlossenheit der französischen Regierung. Man war in Paris längst von dem Gedanken an die bewaffnete Intervention zurückgekommen, als er sich noch mit der Eventualität der Compensationen quälte und zwischen Annexions- und Reformideen schwankte. Das Schreckbild, vor dem man in den Tuilerien zurückbebte, mehr noch weil man die öffentliche Meinung im eigenen Lande als weil man die Gefahr von Außen fürchtete, war die deutsche Einheit. Eine Theilung Deutschlands in zwei Interessensphären betrachtete Napoleon fast schon als einen Sieg, zumal da er hoffte, dann eben den Süden unter die eigene Obhut nehmen zu können; und er war gleich Anfangs geneigt, die Einziehung ganzer Länder, wie Kurhessen und Hannover, durch Preußen nördlich vom Main mit in den Kauf zu nehmen. Das konnten Reuß und Goltz bereits in ihren Audienzen bei dem Kaiser und der Kaiserin am 10. und 11. Juli merken. Sie blieben noch, ihren Weisungen gemäß, auf dem Programm vom 10. Juni stehen, wenn sie auch beide betonten, daß darin die Zweitheilung des Heerbefehls zwischen Preußen und Bayern vorgesehen sei und nur innere, wirthschaftliche und rechtliche Fragen der gemein-

[1]) Man könnte darin, wie auch Rothan andeutet, einen beabsichtigten Zufall erblicken: indessen war man thatsächlich im Hauptquartier bei dem Vormarsch tagelang ohne telegraphische Verbindung mit der Heimath geblieben. Vergl. Graf v. Wartensleben, „Erinnerungen" (1897), S. 55.

samen Berathung unterliegen sollten; Goltz erwiderte, als der Kaiser andeutete, ob man nicht zwei Parlamente statt des einen ins Leben rufen könnte, eine solche Theilung würde die öffentliche Meinung drüben auf das Höchste empören. Das war die Macht, welche Napoleon am meisten fürchtete, obschon er sie am häufigsten anrief; es war die Basis, oder besser gesagt der wunde Punkt seiner Existenz, die Stelle, von wo sein System am leichtesten aus den Angeln gehoben werden konnte, und die er daher am sorgfältigsten schonen mußte. Das wußten die Preußen; darum eben konnte Bismarck den Kaiser an die Revolution und an die nationale Idee, an die Mächte, die der Cäsar fürchtete, obschon er doch seinen Ursprung aus ihnen ableitete, warnend erinnern lassen, und ihn mit dem Appell an die Leidenschaften bedrohen, welche er selbst erst benutzt und dann enttäuscht hatte, und die er jetzt daheim wie in der Fremde mit Mühe bändigte. Das war der Punkt, an dem ihn sein Vetter Jérôme jetzt anfaßte, als er ihn an diese „letzte große Karte“ des Herrn von Bismarck erinnerte und ihn beschwor, das große Werk von 1859 nicht vernichten, Italien nicht abermals an Oesterreich ausliefern zu wollen, und nicht für einen Krieg das Schwert zu ziehen, der gegen den Grundsatz der Nationalität und die liberalen Ideen verstoßen würde. Die bleiche Furcht, die den von quälender Krankheit Erschöpften schüttelte, kam rückhaltslos heraus, als er den Botschafter am Morgen des 11. Juli empfing, seinen Fehler mit der Annahme Venetiens unumwunden eingestand, die tiefste Reue über die Thorheit seiner Politik bekannte und darauf den Vertreter der Macht, die er soeben bedroht hatte, förmlich anbettelte, er möge ihn gegen sein eigenes Volk schützen, ihm die tiefe Demüthigung vor seinem Lande ersparen und ihn nicht in eine Politik hineintreiben, welche allen seinen Neigungen und den seit Jahren beharrlich verfolgten Ansichten widerspreche. An diesem Tage konnte ihm Goltz noch nicht zu Willen sein. Sobald er aber die Weisungen vom 9. erhalten hatte und sie in die Tuilerien überbrachte (13. Juli), war Napoleon gewonnen. Fortan zeigte er sich durchaus gleichgültig, ob Annexion oder nur militärische Unterordnung, sei es aller, sei es einzelner norddeutscher Staaten gewünscht werde, und ob die alten Herren blieben oder gingen; er stellte auch keine Compensationsforderungen, als Goltz leise andeutend die Rede darauf brachte; wenn er für die Integrität Oesterreichs eintrat, so meinte er doch, kleine Grenzberichtigungen seien dadurch nicht verboten; und wenn er die Einbeziehung Sachsens in den Südbund vorschlug, so erklärte er gleich, das geschähe nur im Interesse des Gleichgewichtes, das Schicksal der Albertiner sei ihm ganz gleichgültig; und daß er auch über Sachsen noch mit sich reden lassen würde, offenbarte er in der Frage, mit der er den Anwurf von Goltz wegen der Compensationen beantwortete: ob man nicht dem Könige von Sachsen die Rheinprovinz geben könnte?

Wodurch ist es bei diesem Entgegenkommen Napoleon's, das fast einem Sich-selbst-aufgeben gleich kam, denn noch zu den Weiterungen gekommen, die zu so großen Reibungen und Verstimmungen in dem Hauptquartier geführt haben? Ich sehe den Grund dazu doch wesentlich in einer Reihe von Mißverständnissen, theils von Goltz, theils von Bismarck selbst, welche beide

hinter den französischen Manifestationen schlimmere Absichten vermutheten, als dahinter waren. Dadurch ward der Botschafter dazu gebracht, in dem Programm vom 14. Juli, das von ihm selbst entworfen und von Napoleon sogleich gebilligt war, die Annexionen völlig zu übergehen und sich im Uebrigen ganz an den ersten Abschnitt seiner Instruction zu halten; er fürchtete, mit den großen Annexionen auf Ablehnung oder Gegenforderungen zu stoßen, und verließ sich übrigens auf die sonst entgegenkommenden Aeußerungen des Kaisers über die Gestaltung der norddeutschen Verhältnisse. Im Hauptquartier aber, wo man den Grad des französischen Kleinmuthes noch viel weniger ahnte und des Königs Wünsche sich immer mehr auf die Grenzerweiterungen gerichtet und gesteigert hatten, war man außer sich, als man zunächst nichts als dies Schriftstück in die Hände bekam. Bismarck glaubte sich durch den Gesandten bloßgestellt und vergaß ganz, daß es eigentlich das Programm war, zu dem er sich, der Gefahr eines Krieges am Rhein gegenüber, zunächst selbst bekannt hatte; er hat seinen Zorn über den ja auch sonst eigenmächtigen und mit ihm rivalisirenden Collegen gegen Benedetti selbst ausgeschüttet, als dieser nach Nikolsburg zurückgekehrt war, und hat ihm dabei, indem er den zweiten Theil seiner Instruction wiederholte, erzählt, daß dieser Goltz sich schon früher, 1864 und gelegentlich der Gasteiner Convention, zweideutig benommen habe; daß sein jetziges Benehmen aber an Hochverrath grenze[1]).

In dieser Stimmung sandte Bismarck seinem Vertreter die zwei Depeschen vom 17. Juli, in denen er das Pariser Programm zwar annehmen zu wollen erklärte, aber nur im Vertrauen auf die Unterstützung Napoleon's bei dem Ländererwerb, den er in der zweiten Depesche auf drei bis vier Millionen norddeutscher Einwohner normirte. Er sagt nicht, an welche Annexionen er dabei denke, ob an Stücke aus allen größeren feindlichen Staaten oder an wenige ganze Länder. Es ist eine Zahl, die den späteren Annexionen beinah entspricht, ohne daß man deshalb annehmen müßte, daß Bismarck schon diese und keine andern im Auge hatte; Sachsen, Kurhessen, Hannover umfaßten mehr, wohl an fünf Millionen. Daß der Minister noch unsicher war, und er selbst vielleicht die Summe, nur um aufzuschlagen, so hoch machte, glaube ich aus der nächsten Weisung, vom 20. Juli, folgern zu dürfen, worin Bismarck wieder gemäßigter auftritt. „Der König," so heißt es da, „schlägt die Bedeutung eines norddeutschen Bundesstaates geringer an als ich, und legt demgemäß vor Allem Werth auf Annexionen, die ich allerdings neben der Reform als Bedürfniß ansehe, weil sonst Sachsen, Hannover für ein intimes Verhältniß zu groß blieben"[2]). Also noch an dem Tage, wo die Waffenruhe, die zum Frieden führte, bereits feststand, hat Bismarck noch nicht von dem Gedanken, Sachsen zu zertheilen, abgelassen, und ist keineswegs der Meinung gewesen, daß die Staaten, die er der preußischen Leitung unterwerfen wollte, nothwendig erhalten bleiben müßten. Dasselbe gilt aber von seiner Stellung zu Oesterreich, von dem er sagt: „Noch bemerke ich, die

[1]) Rothan, S. 265 f.

[2]) Zum Text vergl. Lettow-Vorbeck, S. 677.

französischen Punkte würden uns, vorausgesetzt eine Grenzregulierung mit Oesterreich, auch als Präliminarien für Separat-Frieden mit Oesterreich genügen, wenn Oesterreich einen solchen schließen will." Auch bei dieser Depesche wird man zugeben dürfen, daß darin der Einfluß des Königs zu starker Geltung kam; aber immerhin hat Bismarck sich ihm unterworfen, und es ist klar, daß er die Schonung Oesterreichs, die ja ohne Frage ein Programmpunkt seiner Politik war, noch nicht absolut durchzuführen entschlossen war.

In Paris aber sollte es sich zeigen, daß man noch viel schüchterner aufgetreten war, als es die Lage erheischte. Als Goltz dem Kaiser am 19. den Antrag vom 17. vorlegte, war dieser gleich einverstanden und erklärte nur, das sei eine Detailfrage, womit man die sonstigen Verhandlungen nicht von vorneherein verwickeln dürfe, war dann aber, als Goltz am 22. Juli, jener letzten Weisung Bismarck's folgend, forderte, daß er die Erwerbungen, die er auf vier Millionen abgerundet hatte, ausdrücklich billige und empfehle, auch dazu ohne Schwierigkeit bereit. Er verstand darunter nicht nur ganz Hannover und Kurhessen, sondern concedirte ohne Weiteres auch die Abreißung des Leipziger und Bautzener Kreises von Sachsen, das er sonst zu schonen bat, ja er bezeichnete noch einen großen Thüringer Landstrich auf einer vorliegenden Karte als geeignet zur Annexion, und schlug ebenso von sich aus vor, für Oberhessen, das Preußen ja haben wolle, den Großherzog mit Rheinbayern zu entschädigen; er warf den preußischen Freunden ganze Länder nördlich vom Main so zu sagen an den Kopf. Und das Alles, ohne auch nur die Frage nach Compensationen zu erwähnen; nur daß er vielleicht, wie Goltz vermuthete, mit Rheinbayern auf ein Tauschgeschäft für sich hoffte. Erst als Alles so gut wie abgemacht war, ist bekanntlich Benedetti, den jetzt Drouyn de l'Huys mit letzter Kraftanstrengung dazu anstiftete, mit Forderungen für Frankreich selbst hervorgetreten. Nur die schier unglaubliche Schwäche, Verwirrung und Haltlosigkeit der kaiserlichen Politik machen solche verschwenderischen Concessionen erklärlich; dadurch vor Allem ist die über jedes Erwarten für Preußen günstige Entscheidung herbeigeführt, mehr noch als durch die Unterhandlungskunst seiner Diplomatie. Das haben unsere Nachbarn längst erkannt und mit unwiderleglichen Actenstücken bewiesen; und es ist Zeit für uns, einzugestehen, was doch auch für unsere Politik wahrlich keine Schande ist. Goltz hat seine Kenntniß des Terrains und der Personen meisterhaft ausgenutzt, und die Kaltblütigkeit, die Bismarck in den kritischen Tagen bewahrte, die Entschlossenheit, mit der er, gedrängt durch den König und die Verwirrung in dem Pariser Cabinet gewahrend, am 17. Juli zugriff, ist bewundernswerth; aber es läßt sich nicht leugnen, und er selbst hat es damals zugegeben: Das Glück ist dem Kühnen hold gewesen in einem Maße, wie es auch sein stolzer Wagemuth beim Ausbruch des Krieges nicht hatte hoffen können. Der tiefere Grund für diese klägliche Niederlage der französischen Diplomatie liegt nicht sowohl in der Krankheit des Kaisers, welche allerdings den letzten Rest seiner Energie verzehrte, sondern in der Stellung zu seinem Volke, und in dem System, mit dem er Frankreich beherrschte. Die Stürme, welche das preußische Hauptquartier damals erfüllten und in den leidenschaft-

lichen Scenen zwischen dem König und seinem Minister zum Ausdruck kamen, bewegten doch nur den Wipfel der königlichen Gewalt, die, in den Tiefen des deutschen Erdreiches wurzelnd, durch beide gemeinsam in den Stürmen der Jahre des Conflikts aufrecht erhalten war und eben erst in nie gesehenen Siegen ihre Kraft und ihr Recht zur Führung der Nation bewiesen hatte. Allen Erschütterungen, welche diese Monarchie erlebt, dem Ansturm der modernen Ideen und zerschmetternden Niederlagen im Felde der Waffen zum Trotz war sie nur immer mächtiger emporgestiegen und immer tiefer eingedrungen in das innerste Gefüge des deutschen Lebens. Auch König Wilhelm vergaß nie die Rechte und die ehrgeizigen Gedanken seines Hauses, und es fehlte ihm noch viel von jenem Ideal, das jetzt auf der Höhe der preußischen Siege sein großer Minister für ihn und die zukünftigen Träger seiner Krone ergriff, „sich sättigen zu lassen von der Meinung der Nation". Aber jeder Schritt, den er für sich und sein Haus in Deutschland vorwärts that, näherte ihn diesem Ziel, und es nahte mit gewaltigem Dröhnen die Zeit, die den von den „Denkenden in der Nation" selbstlos genährten Idealen die herrlichste Erfüllung bringen sollte. Den Emporkömmling in den Tuilerien aber brachte jeder Schritt, den er für die Festigung seines Thrones vorwärts thun wollte, in immer tiefere Nöthe. Kein Plan, den er nicht nach der Stimmung der Nation einrichtete; Tag für Tag fühlten er und sein weltkluger Staatsminister, und das Heer der Agenten, das ihnen diente, der öffentlichen Meinung an den Puls. Nichts lag dem Kaiser mehr am Herzen, als sie zu befriedigen. Seine Herrschaft, sein Recht, die Traditionen seines Hauses gründete er erst auf den Willen der Nation, als deren Erwählten er sich ausgab, und die glänzenden Erfolge, die er in früheren Jahren errungen, bauten sich alle, sei es wirklich oder scheinbar, auf der Anerkennung dieses Principes auf. Wenn er jetzt zögerte und schwankte, und endlich der Politik untreu wurde, an die ihn und die Nation sein liberaler Gegner, der alte Minister des Bürgerkönigs, scheltend erinnerte, so geschah es, weil er den Widerspruch erkannte, in den er durch die Intervention in Deutschland mit jener Basis seiner Existenz unrettbar verfallen mußte. Die beiden Strömungen, die den Abenteurer emporgetragen und an die Spitze der Nation, ja zur Führerstellung auf dem Festlande gebracht hatten: die ganz Europa durchfluthende Idee der Nationalität und die Nöthigung, den nationalen Ehrgeiz zu sättigen, die Frankreich von dem Neffen des großen Kaisers als den Sold dafür, daß es ihn ertrug, und als die Garantie seines Thrones forderte, begannen sich miteinander zu verwirren, und in ihren Fluthen sehen wir den Kranken, den Ohnmächtigen vergeblich ringen. Das ist das psychologische Moment, das die Lage Napoleon's im Juli 1866 bezeichnet und den Wirrwar seiner Politik erklärt; und dasselbe erklärt uns seine Politik im Juli 1870 und seine Katastrophe.

Am 23. Juli, dem Tage, da in Nikolsburg die Conferenzen mit Oesterreich begannen, am Morgen, noch vor der Sitzung, erhielt Bismarck das Telegramm seines Botschafters, das ihm die Unterwerfung des Kaisers unter

alle seine Wünsche verkündigte. Auf denselben Tag verlegt er in seinen „Gedanken und Erinnerungen" auch den Kriegsrath, in dem der Kampf mit den Generalen und dem Minister in seine Krisis getreten sei. War aber der Conflikt, so wie er ihn erzählt, in dieser Stunde überhaupt noch möglich? Ist es denkbar, daß die Generale noch jetzt für den Abbruch der Verhandlungen und die Fortführung des Krieges nach Ungarn hinein eingetreten seien, und daß der König sich ihnen, der Majorität der unverantwortlichen Rathgeber, unterworfen habe? Die Quellen, soweit sie uns vorliegen, wissen, so viel mir bekannt, nichts von einem Kriegsrath. Weder Abeken noch Boyen[1]), weder Roon noch Moltke sprechen in ihren Briefen, die sie an diesem oder den folgenden Tagen schrieben, von etwas Anderem als von der Conferenz, in der die Oesterreicher und die Preußen, unter diesen Moltke selbst, die Friedensbedingungen discutirten; auch in dem Tagebuch des Kronprinzen und in den Erinnerungen seines Freundes, des Herzogs Ernst von Coburg, oder in den Aufzeichnungen des Adlatus von Moltke, des Grafen von Wartensleben, finden wir nichts der Art. Bismarck selbst hat einmal die Scene Busch erzählt: „Im Kriegsrath zu Nikolsburg," so lautet dessen Aufzeichnung, „der auf meiner Stube gehalten wurde, wollten die Andern den Feldzug weiter fortsetzen nach Ungarn hinein. Ich aber war dagegen. Die Cholera, die ungarischen Steppen, die bedenklichen Frontveränderungen, politische Rücksichten — Anderes, was ich zu bedenken gab. Sie blieben aber dabei, und vergebens sprach ich noch einmal gegen den Plan. Da ging ich aus der Stube heraus in die Kammer, die bloß durch einen Bretterverschlag getrennt war, schloß ab und warf mich aufs Bett, wo ich laut weinte vor nervöser Aufregung. Da wurden sie drüben nach einer Weile ganz still, und die Sache ist danach unterblieben"[2]). Die Aehnlichkeit beider Berichte ist auffallend, aber der Schluß differirt, und vor Allem, es fehlt bei Busch die Hauptsache, die directe Beziehung auf die Friedensverhandlungen; diese Geschichte könnte auch früher passirt sein. Bei den Generalen, deren Urtheil sich der König unterwirft, müßte man, wie sich versteht, wieder in erster Linie an Moltke und Roon denken. Wir haben von beiden Briefe an ihre Frauen. Jener schreibt am 23. Juli, noch vor der Conferenz: „Heute eine erste Conferenz. Ich hoffe, wir werden gute Erfolge erzielen und alle Erwartungen übertreffen. Empfiehl' mich dem Fürsten, ich habe sein Schreiben erhalten und danke für die Mittheilungen wegen der Donau, bin aber sehr dafür, die erreichten Erfolge nicht wieder aufs Spiel zu setzen, wenn das irgend vermieden werden kann. Und das hoffe ich, wenn man nicht Rache üben, sondern den eigenen Vortheil ins

[1]) Der übrigens wenig eingeweiht war, und dessen Urtheil darum nicht schwer wiegt.

[2]) Tagebuchblätter, Bd. II, S. 467. Unmittelbar daran knüpfte Bismarck die Erzählung von der Unterredung mit Moltke über die französische Gefahr: „Moltke wollte sich, als französische Einmischung drohte, an die Elbe zurückziehen, die Oesterreicher lassen und sich gegen die Franzosen wenden, die damals schwach waren. Ich überzeugte ihn aber, daß das ein Fehler sein würde, da die hunderttausend Süddeutschen mit höchstens fünfundzwanzigtausend Rothhosen uns sehr unbequem werden könnten." Also wieder ganz abweichend von den „Gedanken und Erinnerungen". Vergl. Busch, Bd. III, S. 229.

Auge fassen will." „Danken wir Gott aus vollem Herzen," schreibt er am 26., nach dem Abschluß. Der Kriegsminister berichtete über die Verhandlungen, die „Friedensaussichten!", wie er frohlockend beginnt, erst am zweiten Tage darauf: „Am 23. Juli war hier eine Conferenz mit Karolyi und Graf Degenfeld, in welcher man sich über sehr günstige Friedensbedingungen verständigte; der König war gleichwohl nicht ganz befriedigt; Niemand wird uns Schwachheit und Neigung für einen ‚faulen Frieden' Schuld geben mögen; der Herr hat aber, wiewohl keine Passion für die Fortsetzung des Krieges, einen solchen Respect vor ‚faulem Frieden', daß er immer noch ein bißchen mehr verlangt, als billig und möglich." Diese beiden Votanten sind also jedenfalls nicht gegen Bismarck gewesen. Daß der Kronprinz zu ihnen gehörte, braucht keines Wortes. Wer waren da noch die Generale, die in dieser Angelegenheit mitzusprechen hatten? Abeken, der Alles weiß und Nichts sagt[1]), erzählt wieder mit heiterem Humor allerhand Hübsches von dem, was äußerlich vorging. „Der Minister sitzt," so schreibt er mitten aus den Verhandlungen heraus, „mit Majestät und Kronprinz in meiner Stube, er kommt auf einen Augenblick hinein und sagt mir, ‚Le Roi se repose sur la chasteté de votre lit!' Der französische Botschafter und sein Sekretär hatten bei uns dinirt, deshalb war das Diner in der Empfangsstube des Ministers; während wir noch bei Tische sitzen, lassen König und Kronprinz sich melden, und der Minister läßt sie in meine Stube führen und geht zu ihnen; wir vollenden unser Diner, trinken unsern Kaffee, dann schleicht sich Einer nach dem Andern weg, Kendell, Bismarck-Bohlen, der französische Secretär, nur ich konnte mich nicht wegschleichen, da ich keine Stube hatte, und bleibe mit dem Botschafter allein, der sich auf den Tisch setzt und mit den Beinen baumelnd mir ägyptische Geschichten erzählt. Der Minister kommt ab und zu herein, um uns zur Geduld zu ermahnen; endlich fällt es dem Bene-Maledetti glücklicherweise ein, daß er noch an seine Frau schreiben wollte, und daß er, um den Minister zu sprechen, auch nachher mit ihm spazieren fahren könne; er läuft davon, und während die hohen Herrschaften noch meine Stube occupiren, kann ich wenigstens am Tisch des Ministers ein paar Zeilen an Dich schreiben." Wo bleibt in all' diesem Hin und Her die Zeit zu einem Kriegsrath in der „Krankenstube" Bismarck's? An demselben Morgen hatte Se. Majestät Karolyi eine Audienz ertheilt, und am Abend vorher Bismarck empfangen, und nach einem Rückblick auf seine ganze Vergangenheit und alle Schwierigkeiten seiner Regierung von dem späten Abendroth gesprochen, das seinem Alter noch zu Theil geworden, und dann den Minister unter Thränen umarmt.

Dürfen wir nun auch hier wieder eine Datenverschiebung vermuthen? Von einem Kriegsrath am 20. Juli hat einmal der Kronprinz, der an jenem Tage von seinem Hauptquartier auf Schloß Eisgrub herbeigerufen war, einem Vertrauten erzählt: als er damals in Nikolsburg den steilen Schloßberg hinaufgegangen, sei ihm auf der halben Höhe der General von Moltke begegnet und habe ihm gesagt: „Sie finden oben Alles in der schlimmsten

[1]) Doch könnte hier etwas Wichtiges ausgelassen sein, S. 340.

Bagarre; der König und Bismarck sehen sich nicht, der Kaiser von Oesterreich hat durch die Vermittlung des Kaisers Napoleon Frieden angeboten, aber die Integrität Sachsens als Bedingung gestellt. Das will der König nicht zugeben." Als er hinauf gekommen, habe er es wirklich so gefunden: „Der König und Bismarck hatten sich eingeschlossen, und keiner wollte zum Anderen. Ich machte nun den Vermittler. Es wurde ein Kriegsrath berufen und die Sache verhandelt. Da wandte sich der König, das einzige Mal, wo er das gethan hat, an mich und sagte: ‚Sprich Du im Namen der Zukunft'." [1])

Ich gestehe, daß ich zwischen diesen verschiedenen Angaben nicht ein noch aus weiß, daß ich mich aber auch nicht entschließen kann, den Bericht Bismarck's so anzunehmen, wie er dasteht.

An demselben 23. Juli nun, unmittelbar nachdem die Generale fortgegangen, will er das Memoire niedergeschrieben haben, in dem er alle seine Gründe für den Frieden zusammengefaßt und seine Entlassung angeboten habe, wenn der König diesen seinen „verantwortlichen Rath" nicht annehmen wolle. Er selbst sagt, daß es identisch sei mit dem Actenstück, das Sybel S. 294 wiedergegeben habe; doch habe dieser nur einen Theil abgedruckt. Der Abdruck bei Sybel macht aber durchaus den Eindruck, daß es die ganze Eingabe Bismarck's war. Sybel verlegt dieselbe auf den 24. Juli, und aus dem Inhalt ist mit Sicherheit zu schließen, daß diese Angabe richtig ist[2]). Ferner aber ist darin nichts deutlicher ausgesprochen, als daß der Minister gar nicht an seinen Abgang gedacht hat. Er schreibt nur: „Ich fühle die ganze Verantwortlichkeit gegen Ew. K. Majestät für den Rath, welchen ich zu ertheilen berufen bin, und habe daher das Bedürfniß, amtlich zu constatiren, daß, wenn ich auch jede von Ew. Majestät befohlene Bedingung in den Verhandlungen pflichtmäßig vertreten werde, doch jede Erschwerung des schleunigen Abschlusses mit Oesterreich behufs Erlangung nebensächlicher Vortheile gegen meinen ehrfurchtsvollen Antrag und Rath erfolgen würde." Und demgemäß ist denn auch weiter verhandelt worden: der König ist nicht unmittelbar darauf eingegangen, sondern hat in einem Marginale, das Sybel mittheilt, und nach dem Bismarck am nächsten Tage beschieden sei, erklärt, er gebe zu, daß, wie der Minister darin gesagt, das erlangte Resultat *nie* vorhergesehen und bei der Congreßidee, auf die Bismarck, besonders nach Petersburger Nachrichten, warnend hingewiesen hatte, wieder problematisch sei. „Aber," hatte er hinzugesetzt, „es kommt darauf an, wieviel man an Geld oder Land erlangen *kann*, *ohne* das Ganze aufs Spiel zu setzen." Indem er sonst die Richtigkeit aller Vordersätze der Erörterung seines Ministers bestätigte, schloß er mit den Worten: „daß, wenn trotz Bismarck's pflichtmäßiger Vertretung der preußischen Ansprüche vom *Besiegten* nicht das, was Armee und Land erwarten dürften, zu erlangen sei, ohne das Hauptziel zu gefährden, so müsse

[1]) Hans Delbrück, „Erinnerungen an Kaiser Friedrich und sein Haus". Preuß. Jahrb. 1888. Vergl. auch Abeken, Brief vom 20. Juli, in dem die Stimmungen der leitenden Kreise sich in der sanften Art des Briefstellers abspiegeln.

[2]) Vergl. die Worte S. 295: „Es ist in Folge der auf Befehl Ew. Majestät dem Grafen Goltz ertheilten Instructionen gelungen" ꝛc.

der Sieger vor den Thoren Wiens sich eben fügen und der Nachwelt das Urtheil überlassen".

Ist es nun möglich, daß Bismarck, wie er sagt, an der Hand dieses Schriftstückes so gesprochen hat, wie er ausführlich berichtet? Von den nationaldeutschen Gesichtspunkten, die er im Gegensatz zu den dynastisch-preußischen Sr. Majestät entwickelt haben will, ist darin gar nicht die Rede; sondern, indem er die Errungenschaften des Feldzuges als ein Ziel bezeichnet, „so groß, wie es bei dem Ausbruch des Krieges niemals gesteckt werden konnte", und die Gefahren erläutert, die man von Frankreich und dem vereinigten Europa zu erwarten habe, betont er den gemeinsamen Wunsch Oesterreichs und Frankreichs, Sachsen zu erhalten, und fragt, ob der König, zumal nach dem Ausbruch der Cholera, um einige Quadratmeilen oder wenige Millionen mehr das ganze Resultat wieder in Frage stellen wolle? Es handelte sich also gar nicht einmal mehr um Abtretungen Oesterreichs, sondern neben Geldzahlungen von dessen Seite nur um die Unversehrtheit Sachsens, die der König noch nicht zugeben wollte. Auch entspricht das Schriftstück nicht ganz der Angabe Bismarck's, daß Karolyi, und zwar bereits vor Beginn der Conferenzen, zugegeben habe, alle Einrichtungen, die der König in Norddeutschland treffen wolle, vorbehaltlich der Integrität Sachsens, anzuerkennen. Vielmehr heißt es darin nur, Oesterreich scheine seine anderen Verbündeten in Norddeutschland völlig aufopfern zu wollen. Das Alles paßt genau in den Zusammenhang, wie ich ihn skizzirt habe, und wie man bei Sybel des Näheren nachlesen kann, während der Vortrag, den Bismarck gehalten haben will, völlig davon abweicht.

Hiernach scheint mir die Annahme unwiderleglich, daß es sich bei den Differenzen jenes Tages wirklich nur noch um die Integrität Sachsens, welche Napoleon ja allerdings, jedoch mit der von Goltz soeben gemeldeten Einschränkung, empfohlen hatte, und daneben um die Höhe der österreichischen Kriegsentschädigung gehandelt habe, d. h. um die beiden Punkte, um die sich in der That, wie wir wissen, die Verhandlungen der nächsten Tage noch drehten.

Daß sich an diesen Conflict die Scene, in der der Kronprinz an jenem Tage intervenirte, anknüpfte, steht außer Frage. Herzog Ernst von Koburg-Gotha, der mit Sr. Königlichen Hoheit zu dem Diner in Nikolsburg befohlen und aus Eisgrub herbeigekommen war, hat in seinen Erinnerungen, die sonst, wie überall, so auch über jene Tage schwere Irrthümer enthalten und den hohen Verfasser als wenig eingeweiht zeigen, davon erzählt, freilich weit abweichend von den „Gedanken und Erinnerungen". Er habe, sagt er unter Anderem, mit Bismarck in den Vorzimmern der Entscheidung geharrt, „und ich erinnere mich recht deutlich, wie die schwerwiegenden Augenblicke träge zu verlaufen schienen". Bismarck selbst hat mehrfach darüber berichtet, aber auch seine Erklärungen stimmen nicht überein. Zumal, was er über die Randnote des Königs, die der Kronprinz ihm überbracht habe, sagt, klingt jedesmal verschieden. In den „Gedanken und Erinnerungen" erklärt er, sie sei auf einer seiner „letzten Eingaben" aufgezeichnet gewesen. Unruh erfuhr von ihm auf einem Diner am 25. Januar 1873, an dem auch Miquel als der andere Tisch-

nachbar des Kanzlers theilnahm, daß sie auf dem Rande des Entwurfs zu den Friedenspräliminarien gestanden habe. Sie habe ungefähr so gelautet: „Ich habe diese wenig ehrenvollen, den erfochtenen Siegen nicht entsprechenden Bedingungen nicht genehmigen wollen. Nachdem ich dieselben aber meinem Sohn und Thronfolger vorgelegt und dieser sich auf die Seite meines Ministerpräsidenten gestellt hat, bleibt mir nichts übrig, als meine Genehmigung zu ertheilen." [1]) Hier fehlt also die Angabe über die Entlassung. Herrn von Lettow hat Bismarck im October 1895 Mittheilungen gemacht, die inhaltlich mit den Erinnerungen, nur mit einigen Abweichungen, übereinstimmen; als Inhalt gibt Lettow an: „Mein Ministerpräsident verläßt mich, mein Sohn steht auf seiner Seite; unter den Umständen muß ich auf den schmachvollen Frieden eingehen." Jedoch haben danach die Worte in einem „Handbillet" des Königs gestanden. Nun ist eine Randnote des Königs da, an der Stelle, wo man sie am ersten suchen würde, auf dem Memoire vom 24. Juli selbst; wir lernten jene andere soeben nach Sybel's Wiedergabe kennen. Wäre es am Ende gar möglich, in ihr, in dem Schlußsatz, worin der König seiner Abweichung einen scharf prononcirten Ausdruck gibt, das Wort zu sehen, das Bismarck im Gedächtniß zu haben glaubte?

Schwierigkeiten auf Schritt und Tritt. Und ich wage kaum, eine feste Ansicht auszusprechen. Das Controlmaterial, das für den Krimkrieg so gediegen war und es gestattete, das Problem wie im Schraubstock festzulegen und zu zergliedern, ist hier ganz locker und brüchig, und der Kritiker muß auf diesem Boden mit größter Vorsicht auftreten. Daß die Dinge nicht so verlaufen sind, wie der Fürst sie erzählt, ist freilich sicher, und Niemand kann uns zumuthen, seinen Bericht in irgend einem Punkte ohne Weiteres als festen Boden für die Darstellung anzusehen. Es würde eine eigene Aufgabe sein, nachzuforschen, wie sich allmählich das Bild der Ereignisse und unter welchen Eindrücken abgeschwächt und verändert hat. Es beginnt dies schon zu einer sehr frühen Zeit. Schon Anfang August 1866, noch in Brünn, sprach er sich zu General von Hartmann, dem Hannoveraner, darüber aus, daß er gegen die Halbierung von Sachsen und Hannover gewesen sei: „Es hieß erst," so läßt ihn wenigstens Hartmann sprechen, „wir wollten halb Sachsen und halb Hannover haben — ich war dagegen. Ein beraubtes Gemeinwesen bleibt immer unzufrieden; man muß das Gemeinwesen zusammenlassen, dann gewöhnt sich das Ganze an das neue Regiment. Man mußte die südlichen Provinzen Hannovers haben wegen der Verbindung; das sind aber gerade alte Provinzen; auch Bremen, Verden, das Land Hadeln und Kehdingen sind alte Provinzen, und auch diese mußten wir der Nordsee wegen haben. Es blieb nach allen Erwägungen nichts übrig, als zuzugreifen. Ein Königthum von 800 000 Einwohnern dort bestehen zu lassen, wäre ein entsetzlicher Fehler gewesen."

[1]) Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier. Bd. I, S. 282. Vergl. auch die Mittheilungen des österreichischen Ober-Kirchenraths Dr. Franz über ein Gespräch mit dem Fürsten im Sommer 1888. Bei Unger, Unterredungen mit Bismarck. S. 219.

Ich glaube wohl, daß Bismarck diese Reflexion gemacht und daß er in der That früher und schärfer als der König die Alternative „Ganz oder Nichts" ins Auge gefaßt hat, sowie auch, daß König Wilhelm sich in seinen Zerstückelungsabsichten von dynastischen Gesichtspunkten und dem Empfinden, daß die Gegner, die ihn unschuldig zum Kriege gebracht, bestraft werden müßten, hat leiten lassen. Auch darf man, wie bemerkt, in den Weisungen an Goltz nicht lediglich Bismarck's Auffassung erblicken, sondern muß sie als Compromisse zwischen seiner und des Königs Ansicht auffassen. Immerhin aber muß schon diese Aussage nach der Instruction vom 9. und selbst noch derjenigen vom 20. Juli modificirt werden. Ebenso wenig soll in Abrede gestellt werden, daß der Minister mit den Generalen an einander gerathen ist und sich als der verantwortliche Leiter der Politik durch ihre militärischen Gesichtspunkte und ihren kriegerischen Ehrgeiz, denen der König so zugänglich war, in seinen Combinationen gestört und geärgert gefühlt hat. Er hat auch darüber schon in früher Zeit Klage geführt, so z. B. 1868 gegen Bluntschli[1]). Ich möchte diesen Gegensatz als besonders lebendig um den 8. und 9. und wiederum um den 19. und 20. Juli annehmen, wo die Briefe der hohen Officiere eine sehr gehobene Stimmung athmen. Doch läßt sich eben mit dem bisherigen Material wenig ausrichten. Wir werden ja wohl mit der Zeit bessere Quellen in die Hand bekommen, vor Allem die Correspondenz der Hauptbetheiligten, des Königs, des Kronprinzen und Bismarck's selbst, von dessen Briefen an seine Gemahlin zwischen dem 19. Juli und 2. August noch nichts heraus ist.

Doch ist es Thorheit, zu verlangen, daß wir bis dahin warten oder gar die Erzählungen des greisen Staatsmannes auf Treu und Glauben hinnehmen sollen. Wir haben zu ihrer Kritik und zur Darstellung seines Lebens und seiner Zeit schon heute eine Fülle echtester Quellen und sind schon jetzt in der Lage, an mehr als eine Stelle des unsicheren Bodens, den wir in seinen „Gedanken und Erinnerungen" betreten, das solide Fundament unparteiischer Forschung zu setzen. Noch weniger aber kann die Auffassung gebilligt werden, als dürften wir überhaupt nicht an dem Denkmal, das Bismarck sich darin errichtet hat, rütteln, als begingen wir eine Sünde wider den heiligen Geist, wenn wir nachweisen, daß er Thatsachen vergessen und verschoben hat, oder daß sein Urtheil über Personen und Ereignisse oft fehlerhaft ist. Ganz abgesehen davon, daß wir damit Denen, über die er uns falsch unterrichtet, das Unrecht anthun, dessen wir uns gegen ihn enthalten wollen, so würden wir gerade seinem Andenken dadurch Unehre erweisen.

Denn wir sind es in erster Linie ihm selbst, dann aber der Nation, der er den Athem seines Wesens, das stolze Kraftgefühl, das ihn durchdrang, erst eingehaucht hat, schuldig, das Bild seiner Persönlichkeit in der vollen Ursprünglichkeit seiner Kraft und in der stürmisch fortschreitenden Entwicklung seiner Tage dem Gedächtniß der Nachwelt „dauernder als Erz" zu überliefern.

[1]. Siehe Bluntschli, Denkwürdiges aus meinem Leben, cit. nach Unger 52.

Eine Aufgabe, die wir Zeitgenossen des Gewaltigen nicht bewältigen werden, sondern die auch die nach uns kommenden Generationen zu immer neu andringender Forschung antreiben wird. Soll es uns, in deren Mitte er wandelte, die wir seine Stimme hören, ihm in das tiefglühende Feuer seines Auges blicken durften, darum verwehrt sein, daran mitzuarbeiten?

Was ich in dieser Studie geboten, konnte ja nur Bruchstück sein, eine kleine Vorarbeit zu dem Werke, dessen Vollendung mehr als *eines* Mannes Kunst und Arbeit erfordern wird; nur zwei Stellen des Bodens habe ich mit ein paar Handgriffen der Methode lockern wollen, mehr um die Lücken sichtbarer zu machen und zur Forschung anzuregen, als daß ich damit Großes erreicht zu haben glaubte. In derselben Weise, hoffentlich auch mit besseren Mitteln, womöglich mit neuen Quellen, muß das ganze Werk durch die kritische Hechel gezogen werden. Marcks, Delbrück, Bamberger und Andere haben bereits an mehr als einer Stelle auf falsche Berichte oder Urtheile hingewiesen: ich brauche nicht zu wiederholen, wie wenig die Angaben über den Ursprung des Krieges gegen Frankreich, den Conflict mit den „Halbgöttern" im Generalstab vor Paris, über die Entstehung und den Abbruch des Culturkampfes, den Bruch mit den Nationalliberalen und Anderes zuverlässig sind. Auch das Motiv, das er seiner Rede vom 3. December 1850 zu Grunde legt, die er auf eine Verabredung mit dem Kriegsminister, nur um den Beginn des Kampfes mit Oesterreich hinauszuschieben, zurückführt, kann ich mich nicht entschließen einfach zu übernehmen[1]). Dort wie überall haben die Empfindungen und Anschauungen der späteren Zeit auf die Erinnerungen des Fürsten eingewirkt.

Der Werth des Buches kann dadurch in meinen Augen nicht sinken, selbst wenn man zu dem Ergebniß käme, daß auf jeder Seite gleich starke Irrthümer, wie wir sie nachgewiesen, stehen; man muß ihn nur nicht da suchen wollen, wo er nicht liegt. Und man braucht an der Größe des Mannes nicht irre zu werden, weil sein Buch keine zweifellose Urkunde ist für die Thatsachen und die Personen, die er darin schildert. Er hat in seinen „Gedanken und Erinnerungen" ein Werk geschaffen, das sich sehr wohl mit Goethe's Autobiographie vergleichen läßt. Wer aber möchte unter dessen Werken „Dichtung und Wahrheit" vermissen, oder wer möchte dies Buch auch nur tadeln, weil es die in Poesie und Leben verklärte Gestalt des Dichters ist, die es schildert? Und wer empfindet nicht, daß gerade in dem Hauch der Dichtung, der über dem classischen Werke ausgebreitet ist, die Wahrheit, der Hauch des Ewig-Schönen liegt, dem der Träger dieses hohen Lebens diente? So hat auch Bismarck in den „Gedanken und Erinnerungen" ein Selbstporträt entworfen, das gerade die echten, die heroischen Züge seiner Persönlichkeit widerspiegelt, den gewaltigen Willen, die heiße Leidenschaft, den bis zum

[1]) Was an der Haltung Bismarck's, die allerdings von der der Camarilla abwich, richtig ist, glaube ich in der Anmerkung zu dem Nekrolog auf den Fürsten (Schmoller, Lenz, Marcks, Zu Bismarck's Gedächtniß, S. 81) nachgewiesen zu haben. S. auch den großartigen Artikel Bismarck's vom 19. November 1850 in der Kreuzzeitung, „Zur schwebenden Frage", den es sehr lehrreich ist mit der Rede zu vergleichen.

Haß sich steigernden Zornmuth, das jede Blöße des Gegners erspähende Auge des Staatsmannes, die Macht der Phantasie, die Sicherheit des historisch-politischen Urtheils, auch wohl bittere Menschenverachtung, und das Alles doch wieder verschmolzen mit der unerschütterlichen Hingabe an die Krone und der freien Liebe zu dem königlichen Herrn, dem er diente: das Löwenartige mit einem Wort tritt nirgends so concentrirt hervor als in dem Werk, das der Greis in der Waldeinsamkeit, in der Verbannung schuf. Und ich fürchte mich nicht vor dem Vorwurf, um dieser Kritik willen zu den Verkleinerern des Schöpfers von Kaiser und Reich gezählt zu werden; so wenig etwa wie Herman Grimm als ein Verächter Goethe's gilt, weil er mit fein abwägender Empfindung der Willkür in der Composition und den Schilderungen von „Wahrheit und Dichtung" nachgespürt hat.

Freilich wäre es möglich, ein Bild von Bismarck zu entwerfen, das in dem Fluß der Linien, der Bewegtheit aller Züge noch überwältigender wirken müßte: wenn wir erst das Leben dieses Reformators unseres Staates in seinem ganzen Reichthum, unbeirrt durch die immer geschäftige Legende, dargestellt, wenn wir den Nimmermüden, den Immerlernenden durch alle Tage seines Lebens und durch alle Stürme der Zeit vorurtheilslos begleitet haben werden. Dazu ist die nothwendigste Vorarbeit die kritische Richtigstellung seiner Memoiren. Sie sind das Werk seines Alters: der finstere Geist, der den alten Löwen im Walde von Friedrichsruh so oft überschattete, ist in ihnen zu Worte gekommen, und das Verlangen, den Gegnern, die ihn gestürzt, den „Kleinen unter den Seinen", die sich an den Platz gesetzt, den er leer gelassen, den Neidern und Rivalen, von denen er sich verdrängt glaubte, und den „unverantwortlichen Rathgebern", die den Officiersgehorsam an Stelle des staatsmännischen Pflichtbewußtseins setzten, das Bild seiner Thaten und seines Wollens entgegenzuhalten.

Wollten wir das Alles annehmen, so würden wir die Anschauung dieser seiner letzten Zeit zu der unsrigen machen müssen; wir müßten dann seine Gegner hassen wie er, und jene Verachtung der Parteien und der Ideale mit ihm theilen, zu der ihn die bitterlich empfundene Kränkung getrieben hat; wir müßten an die Entwicklungslosigkeit seiner politischen Ideen glauben, die in seiner Apologie unwillkürlich hervortritt, und das große Problem seines Lebens, die Wandlung des preußischen in den deutschen Staatsmann, würde ganz ungelöst bleiben. Nur wer in gemessener Entfernung und vorurtheilslosen Blickes sich der Gestalt dieses Giganten, der kein Heiliger war und es nie hat sein wollen, gegenüberstellt, wird im Stande sein, ihn nach dem Maße seiner Umgebung zu beurtheilen; und nur so werden wir die Männer, mit denen er verbündet war und die er bekämpfte, alle Ideale und Interessen, mit denen er rang, gerecht beurtheilen, und die Wahrheit des Wortes verstehen, dem auch dieser Gewaltige sich unterworfen fühlte, daß es höhere, zwingende Mächte waren, von denen er sich tragen ließ. Wer aber nichts anderes weiß, als ihm huldigend zu den Füßen zu hocken, wird ihm kaum über die Kniee hinwegsehen.

Kleefeld.

Von

Ernst Heilborn.

(Schluß.) [Nachdruck untersagt.]

X.

In einem der westlichen Vororte von Berlin, in Steglitz, auf dem Fichteberg, steht wie ein vorgeschobener Posten ein einstöckiges Haus mit grünen Fensterläden und hohem, schiefergedecktem Dach. Von großem Garten ist's umgeben, und aus den Fenstern sieht man weit hinüber bis zu der Windmühle von Dahlem, bis zu den Ausläufern des Grunewalds. Ein etwas steifer, früh gealterter, mürrischer Herr arbeitet vom frühen Frühjahr bis in den späten Herbst eifrig im Garten, während eine große deutsche Dogge beweglich um ihn herum schnuppert. Geht der Briefträger vorüber, so greift er an die Mütze: „Guten Morgen, Herr Geheimrath. Wieder nichts angekommen, Herr Geheimrath. Guten Morgen, Herr Geheimrath." Manchmal tritt auch eine etwas corpulente, immer noch stattliche Dame mit reichem, lichtbraunem Haar auf die Veranda, äußert ihre Wünsche betreffs Anlage von Beeten oder Gemüsepflege, oder sie ruft zum frühen Abendessen. Vorn aber an dem Thürpfosten des grünen Zaunes sind zwei Klingelzüge angebracht, und neben jedem prangt ein Porzellanschild. Auf dem einen steht „Kleefeld", auf dem andern „Frl. Lindner".

Es ist ein seltsames Arbeitszimmer, das sich der Herr Geheimrath im Erdgeschoß dieses Landhauses eingerichtet hat. Nur das eine der beiden Regale ist mit Büchern bestellt; sie stehen da in doppelten Reihen hinter einander, eng zusammengepfercht. Auf dem andern sind in bunter Gesellschaft ausgestopfte Vögel, Schachteln mit Blumensamen, Kästen mit Schmetterlingssammlungen, ein ausgestopfter Fuchs und kleine Kisten mit allerlei seltsamen Steinen vereint. Zwischen den beiden Regalen steht ein Gewehrschrank mit einer Lefaucheux- und einer Centralfeuerflinte, beide zweiläufig, und einem leichten Mauser-Jagdgewehr. Im geschlossenen Unterbau sind allerlei Fischereigeräthe zusammengeworfen: denn die Jagd, die der Herr Geheimrath gepachtet hat, ist gleichzeitig

wasser und fischreich. Ueber dem Schreibtisch hängen Geweihe, darunter ein ungerader Achtender, alle mit einem Datum sorgsam versehen. An den beiden Fenstern sind Blumenbretter angebracht, die mit Setzlingen bestellt sind, und ein Aquarium und ein Terrarium stehen davor — so oft Cäsar, die große deutsche Dogge, ins Zimmer kommt, schnuppert er besorglich an ihren Glaswänden und winselt dabei schmerzlich.

Ueberhaupt, Cäsar's Dasein ist nicht dornenlos. Steigt sein Herr die Treppe zu den Zimmern des Fräulein Lindner hinauf, so bellt Cäsar kriegerisch mit kurzem Blaffen, ehe er ihm folgt. Es sind peinlich sauber gehaltene Zimmer da oben, mit weißen Gardinen, weißen Decken auf Tisch und Nähtisch und weißen Rippesfiguren. Auf dem Bücherschrank mit den sauber gebundenen Bänden steht eine weiße Büste. Cäsar fühlt es, er ist dort oben nicht gern gesehen. Und schlimmer als das, es erwartet ihn da sein ärgster Feind. Und trotz seiner kriegerischen Drohungen, dieser Feind weicht nicht. Prätentiös sitzt Peter, nun schon hoch bejahrt, auf der Seitenlehne des Sophas und zupft an dem weißen, gehäkelten Sophaschoner. Und er wirft ihm einen Blick zu, so voller Verachtung, wie nur feige, grüne Katzenaugen blicken können. Und das erinnert ihn an den einen großen, kritischen Moment seines Lebens. Es war in der ersten Zeit seiner Installirung, und Peter saß auf der Verandastufe und sonnte sich. Ein Nichts fehlte, und er hatte ihn am Genick. Aber eben dieses Nichts genügte Peter, um auf den nächsten Baum zu springen. Und diesem fatalen Augenblick war ein fatalerer zweiter gefolgt, in dem er Bekanntschaft mit der ledergeflochtenen Knute machte — auch vor- und nachher war ihm das passirt — nie aber in so durchdringender Intimität. Und was das Schlimmste war, zu den Mahlzeiten stieg Peter herab in Cäsar's ureigenstes Revier. Er kam die Treppe herunter, mit erhobenem Schweif, kokett und selbstgefällig tänzelnd. Neben dem Zimmer seines Herrn lag das gemeinsame Eßzimmer mit den blanken Eichenmöbeln und der goldenen Hängelampe und dem Bild des Sturms auf die Düppler Schanzen: da saß Peter neben seiner Herrin, wie er neben seinem Herrn saß. Jeder mit seinem Napf. Wahrlich, es konnte ihm die Lust am wohlbereiteten Mahle vergehen, wenn er zufällig einmal dabei in die grünen Katzenaugen blickte. Was das Empörendste war, das Kätzisch-Gemeine, dieser Peter prätendirte ihm gegenüber wohlwollendes Gönnerthum und Freundschaft. Und servirte einmal statt seines lieben Franz, Fanny, die Köchin, mit stolzen Gesten, wenn auch gründlich abgeblüht, so streichelte sie im Vorübergehen Peter, der es ihr schnurrend quittirte, während sie ihm recht absichtlich auf den Schwanz trat. Ueberhaupt, es mochten da unlautere Beziehungen zwischen dieser Fanny und diesem Peter bestehen. Hatte er ihn neulich nicht, den weißen Bart behaglich leckend, aus der Küche kommen sehen? Nachträgerische, kleinliche Person, diese Köchin! Sie wollte es ihm nicht verzeihen, daß er in der Küche einmal, es war schon lange her, einen gespickten Hasen erbeutet hatte.

Nein wirklich, Cäsar's Dasein war nicht dornenlos. Kam sein Herr von seinen Reisen heim, so trug er einen Geruch von fremden Hunden mit sich. Was mochten das für Geschöpfe sein? Cäsar begrüßte ihn wohl wie immer,

sprang ihm freudig entgegen, winselte, legte die Vorderpfoten auf seine Schultern, aber — er wußte.

Daheim freilich durfte Cäsar immer um seinen Herrn sein. Der ging nicht in Gesellschaften und mied die fremden Leute; arbeitete er im Garten, so war Cäsar da, wollte er spazieren gehen, so pfiff er Cäsar. Grüßten ihn die Leute in den engen Straßen des kleinen Vororts, so lüftete er kaum den Hut und sagte bärbeißig: Guten Morgen. Und die Leute, die ihm begegneten, machten einen scheuen Bogen um ihn und seinen Cäsar. „Ein mürrischer, alter Herr," sagten sie.

Es war ein stilles Leben in dem kleinen Hause des kleinen Vororts. Vormittags arbeitete Kleefeld im Garten oder beschäftigte sich zur Winterzeit mit seinen Mineralien und Schmetterlingssammlungen. Fräulein Lindner machte sich übersorgsam mit der Wirthschaft zu schaffen. Gemeinsame Mahlzeiten, gemeinsame weite Spaziergänge Nachmittags, gemeinsame Abende, so doch, daß jedes, mit seinem Buch oder seiner Arbeit beschäftigt, in seiner Sophaecke saß. Sie waren beide im Grunde ihres Herzens stille Naturen, und was sie sich zu sagen hatten, war mit wenigen Worten abgethan. Von Zeit zu Zeit aber huschte ein zärtlicher Blick vom Einen zum Andern.

Zuerst, als die Beiden das Häuschen am Fichteberg kauften, hatten die guten Steglitzer viel über sie geredet. Daß ein unverheiratheter Mann, doch immer noch in den besten, allerbesten Jahren, mit einem unverheiratheten Mädchen zusammenzog, war unpassend, es war geradezu verletzend. Und ihr war der Ruf vorangegangen, daß sie eine Emancipirte sei. Aber wie man die Beiden zusammen beobachtete, fand man sich darein; schließlich, er war doch Geheimer Oberregierungsrath und war Vortragender Rath im Cultusministerium gewesen. Man änderte die Tactik und versuchte, Verkehr mit ihnen anzuknüpfen. Als auch das mißlang, gab man sich zufrieden. „Ein mürrischer, alter Herr," sagten die Leute. Und dieser „alte Herr" war eben fünfundvierzig Jahre alt.

Aeußerlich genommen, hatten die Leute Recht. Kleefeld sah weit über seine Jahre alt aus, war abweisend und verschlossen und setzte ein griesgrämiges Gesicht auf; er setzte es auch auf, wenn er mit sich selbst allein war. Aber innerlich war er, wenn er es sich selbst auch nicht eingestehen wollte, so gar unzufrieden nicht. Und an Winterabenden, wenn die Jalousien herabgelassen waren, die Lampe gelblich stille Kreise zog, die ausgestopften Vögel in seinem Zimmer groteske Schatten warfen, und er in seiner Sophaecke saß und in Brehm's Thierleben las (man konnte das Buch immer wieder lesen), dann sah Martha oftmals, daß er, sich selbst unbewußt, wie in guter, alter Jugendzeit den grauen Schnurrbart emporzwirbelte und höchst befriedigt den Scheitel glatt strich. Und dann glänzte etwas wie ein glückliches Leuchten aus ihren Augen.

* * *

Es hatte die Beiden Kämpfe gekostet, bis sie sich in ihr stilles Steglitzer Idyll hineingefunden hatten.

Anfänglich war es mit Kleefeld bergauf gegangen. Der Rothe Adler-Orden dritter hatte sich in den zweiter Classe mit Eichenlaub verwandelt. Bei einem Ministerwechsel wurde er der vertraute Rathgeber des neuen Chefs, wie

er der des alten gewesen war. Seine Arbeiten zum Diöcesal-Gesetzentwurf galten als musterhaft, und er hatte die Freude, daß das Gesammtministerium den Entwürfen, die zum guten Theil die seinen waren, beitrat. Es galt für ausgemachte Thatsache, daß er zum Unterstaatssecretär ernannt werden würde, sobald Excellenz, der gegenwärtige Inhaber der Stellung, ihm den Gefallen erwiese, sich pensioniren zu lassen oder zu sterben. Er, der simple Vortragende Rath, war zu einem Ministerdiner befohlen worden, und Fürst Bismarck hatte sich lange und eingehend mit ihm unterhalten. Man plante einen neuen, diesmal vernichtenden Feldzug gegen die Socialdemokratie, und der Fürst geruhte anzudeuten, daß Kleefeld dabei eine Rolle zu spielen haben würde.

Und dann, an einem frostigen Märztage, war Kaiser Wilhelm zur letzten Ruhe gebettet worden. Und dann war das Unmögliche geschehen. Fürst Bismarck hatte seine Entlassung erhalten.

Aber es hörte nicht auf Saat und Ernte. Der Diöcesal-Gesetzentwurf war veröffentlicht worden. Er hatte die Mehrheit des Abgeordnetenhauses für sich. Kleefeld vertrat ihn neben seinem Minister vom Regierungstisch, und er vertrat ihn mit ungewöhnlicher Schärfe. Das Schiff war im Hafen, der Lootse stand am Steuer.

Da, im Hafen, brach der Sturm los. Ein Sturm der Entrüstung in der Presse und im Volk. Kleefeld war rastlos thätig. Er lancirte officiöse Artikel, er sprach wiederholt in der Commission, er versuchte ein Einverständniß mit den Nationalliberalen anzubahnen. Der Sieg schien entschieden. Da trat die letzte Wendung ein. Majestät desavouirte das Gesetz. Der Minister bekam seine Entlassung.

In der allgemeinen Erregung war es kaum beachtet worden, daß auch der Vortragende Rath Kleefeld seine Entlassung nachgesucht und erhalten hatte. Die Wenigen, die es anging, sagten: „Er spielt sich auf; das wäre noch schöner, wenn jeder Regierungswechsel auf die Ministerialbeamten zurückwirken sollte. Verantwortlich sind die Minister und sie allein." Nur eben die „Hamburger Nachrichten" traten lebhaft für Kleefeld ein und brachten eine eingehende Würdigung seiner Thätigkeit als Beamter; sie citirten eine sehr schmeichelhafte Aeußerung des Fürsten über ihn. Und die „Kreuzzeitung" brachte immerhin eine längere Notiz über seinen Rücktritt. Der Zufall wollte es, daß in derselben Nummer desselben Blattes eine ironische Abfertigung eines Vortrages zu lesen war, den ein Frl. Lindner auf einem allgemeinen Frauentag über die Stellungnahme der Regierung dem Frauenstudium gegenüber gehalten hatte. Der Referent schlug Frl. Lindner für den erledigten Posten des Cultusministers vor.

Nach der aufreibenden Arbeitslast der letzten Wochen die absolute Arbeitslosigkeit. Wie lang die Tage waren! Kleefeld stand später auf als er gewohnt war, er tadelte Franz ausgiebig nach allen Richtungen hin, er unterwies ihn, wie er ihn eigentlich zu rasiren habe, so daß diese nothwendige Toilettenleistung nahezu eine volle Stunde in Anspruch nahm; er versuchte die Zeitungen zu lesen, obwohl sie alles Interesse für ihn verloren hatten, er nahm die Mahl-

zeiten in einem ersten Restaurant ein, in dem sie sehr langsam servirt wurden, vor allen Dingen, er ging sehr lange und sehr andächtig spazieren. Trotzdem — wie langsam, bleischwer die Zeit verging.

Acht Tage waren so verflossen, — dahingeschlichen, meinte er. Es war ein Sonntag-Vormittag und er bereits so rasirt, wie irgend möglich. Da überreichte ihm Franz eine Karte. Er las den Namen und fuhr erstaunt zurück. „Bitte eintreten lassen," sagte er.

Und dann stand er Martha gegenüber.

Sie streckte ihm lächelnd die Hand entgegen und sagte: „Ich gratulire Dir."

Seine steife, abgemagerte Gestalt wurde steifer. „Das muß wohl ein Irrthum sein." Und er lud sie ein, auf dem Sopha Platz zu nehmen.

„Nein, es ist kein Irrthum," sagte sie, und das Lächeln blieb auf ihren Zügen, und der Ton ihrer Stimme wurde warm. „Ich habe mich gefreut, daß Du Deinen Abschied nahmst. Du warst wieder ganz Du selbst, als Du es thatest."

Und wie sie weiter sprach, sah er sie sich genauer an. Es war lange her, daß er sie nicht gesehen hatte. Wie lange eigentlich? Sehr lange. Nach der Beerdigung seiner Mutter hatte er sie noch einmal besucht, und sie hatten die Erbschaft geregelt und sonst sich nichts zu sagen gehabt. Jetzt war es mit ihrer Schönheit oder sogenannten Schönheit gründlich vorbei. Nur die Augen und die lichtbraunen Haare leuchteten wie ehedem. Aber sie hatte einen Ansatz zur Korpulenz bekommen, und ihre Züge hatten ganz den Ausdruck gewechselt; um ihren Mund lagen scharfe und schmerzliche Falten. Und überhaupt, sie war alt geworden. „Ja, ja," sagte er, als sie geendet hatte.

Dann aber blickte er auf seine blanken Stiefelspitzen und sagte kühl: „Du irrst Dich dennoch, wenn Dein Irrthum auch sehr schmeichelhaft für mich ist. Als ich um meinen Abschied einkam, that ich es in der festen Zuversicht, er würde mir verweigert werden oder wenigstens, man würde mir einen anderen Posten in der Verwaltung anbieten. Das ist nicht geschehen."

Sie hatte sich im Lauf der Jahre oft gefragt, was sie an diesem eitlen und gefühlskargen Mann einst überhaupt geliebt hatte. Jetzt wußte sie es wieder: seine Wahrhaftigkeit. Und als sie aufstand, um ihn vielleicht wieder auf Jahre hinaus nicht zu sehen, war es ihr beinahe leid um ihn. Was das Leben verspricht, wird doch über kurz oder lang zur Lüge; Wahrheit ist nur in der Erinnerung an den kurzen, seligen Traum der Jugend.

Er hatte gedacht, ihr in vierzehn Tagen etwa den Besuch zu erwidern, aber da er nichts zu thun hatte, machte er sich früher auf den Weg. Es war ein regnerischer Herbstnachmittag, und die Straßenlampen waren früh angezündet worden. Er ging langsam. Er sah das Spiel der vielfarbigen Lichter in den Wasserlachen und das melancholisch grau-feuchte Glänzen der Trottoirs und der Häusermauern. Und es war ihm seltsam ums Herz, als er die weiße Holztreppe in dem Mauerstraßenhause hinauf stieg.

Zunächst Fanny's Erstaunen und Freude. Er fand Martha an ihrem Schreibtisch sitzend, den sie in das Zimmer seiner Mutter hinein gerückt hatte. Sonst Alles unverändert. Und wie Martha die Schiebelampe auf den Sopha-

tisch stellte, fiel das volle Licht auf das Bild seines Vaters, des militärisch strammen Küsters Kleefeld, und er sah den alten Arbeitsplatz seiner Mutter, ihren Thron, wieder und den Spion vor dem Fenster, in dem das Lampenlicht jetzt reflectirte.

Es wurde ihm schwer, auch nur einigermaßen eine Unterhaltung zu führen. Und als er aufstand, sich zu verabschieden, sagte er: „Erlaube mir doch, die alte Wohnung wieder einmal anzusehen."

Sie nahm die Lampe und führte ihn in das Eßzimmer, in dem sein Arbeitstisch gestanden hatte, der Tisch, den sie so sorgsam gestäubt und gesäubert hatte. Da waren die kleinen Gesellschaften versammelt gewesen, unter der goldenen Hängelampe zu seiner Mutter Geburtstag. Da hing noch der Sturm auf die Düppler Schanzen und das Bombardement des Kriegsschiffes in Buntdruck. Und sie führte ihn weiter über die Galerie, auf der sie so oft gesessen hatten, führte ihn in das Sterbezimmer seiner Mutter. Sie waren beide auf diesem Rundgang ganz still geworden.

Und dann, als sie wieder in Martha's Zimmer kamen, nahm er nicht Abschied, sondern ließ sich, ganz in sich versunken, in einem Lehnstuhl nieder. Er sprach kein Wort, und sie auch schwieg. Er dachte an einen Abend, der weit zurück lag, an jenen Abend, da er aus der Gesellschaft bei Günthers wiederkehrte und sie ihn spät erwartete, um ihm zu seiner Verlobung zu gratuliren. Den Abend war er sich bewußt geworden, daß Martha zu ihm gehörte.

Er schrak aus seiner Versunkenheit auf, entschuldigte sich, blieb aber dennoch sitzen. Als er endlich ging, bat er wieder kommen zu dürfen.

Ein müder, vorzeitig gealterter Mann, ging er heim. Er sah wieder die Lichter in tausend Lachen spielen, wie Schatten huschten die Menschen an ihm vorüber; wie traurige, müde, seelenlose Schatten. Und wie ein seelenloser Schatten lag sein Leben hinter ihm. Was hatte es ihm gebracht? Ein früh bei Seite geschobener, vorzeitig gealterter, einsamer Mann, ging er jetzt heim in seine einsame Wohnung, um da — was zu thun? Und was würde er morgen thun und was übermorgen? Und warum hatte ihn das Leben so betrogen? Er sann und sann und fand es nicht. Es hatte ihm mehr versprochen als Anderen, und er hatte mehr geleistet als Andere, und er hatte das große Vorbild seiner Zeit, den Schöpfer Deutschlands, fest ins Auge gefaßt und hatte in seinem Sinn das Leben verstanden und gestaltet. Und nun? Er wußte nur das Eine, daß er mit seinen vierzig Jahren am Ende stand, wo Andere auf der Höhe stehen. Und noch als er zu Hause in seinem Zimmer saß, sann er darüber nach, als gälte es ein Problem zu lösen. Wie ein seelenloser Schatten stand die Zukunft vor ihm.

Und es kam ihm vor, als hätte er heute von fern in den Jugendgarten seines Glückes zurück geblickt. Warum hatte er damals dies Paradies nicht erobert? Sie hatten sich beide lieb gehabt, und doch war sie nicht die Seine geworden — warum nicht? Wie er auch sann, er konnte keinen vernünftigen Grund dafür ausfindig machen, es sei denn, daß diese thörichten Emancipationsideen ihr damals schon im Kopf gesteckt hatten.

Aber das bißchen Liebe — du lieber Gott! Es mußte noch eine andere Macht in sein Leben getreten sein, die es zerstört hatte.

Er kam jetzt oft zu Martha und blieb eine stille Nachmittagsstunde bei ihr, während das Licht der Lampe auf das Bild seines Vaters fiel. Sie sprachen wenig; sie hatten wieder gelernt, mit einander zu schweigen. Einmal, wie sie so da saßen und ihren Gedanken nachhingen, sagte er:

„Es hat auch viel früher begonnen. Damals, als der Fürst ging, fing es an. Es kam eine Unsicherheit über uns Alle. Früher thaten wir, was wir thun mußten, und es ging. Jetzt fingen endlose Berathungen an. Das Für und Wider wurde überlegt; von allen Seiten wurden die Fragen betrachtet; Utilitätsrücksichten sprachen mit. Mit einem Wort, wir wurden skeptisch. Das ist es, skeptisch wurden wir."

„Warst Du das nicht immer?"

„Vielleicht — in manchen Dingen. Nie in Berufssachen. Da durchdrang uns Alle sein Wille."

„Und der ist todt."

„Ja, der ist todt."

„Aber Ihr habt doch Euren eigenen Willen?"

„Der gemeinsame Wille fehlt — der Leitstern, das — wenn es nicht so pathetisch klänge — das Ideal."

„War's nicht vielleicht ein Fehler, in einem Menschen, und sei er noch so groß, sein Ideal zu suchen?"

„Das — verzeih', aber das verstehst Du nicht. Du bist zwar für Gleichberechtigung der Frauen — aber vielleicht doch nicht in politischen Dingen? Doch —? Nun, dann um so schlimmer. Du klammerst Dich an das Wort ‚Ideal'. Ich habe es nur so zu sagen vergleichsweise gebraucht. ‚Ideal' ist immer eine Sentimentalität. Sage, Richtschnur."

„Es ist auch falsch, sich einen Menschen zur Richtschnur zu nehmen."

„Nicht, wenn man erkannt hat, daß er der überlegene Geist und Charakter ist. Der Mann, der die Zeit prägt."

„Ich meine, wenn Du Dein eigenes Leben ansiehst, solltest Du mir Recht geben. Was in dem Einen Stärke ist, kann in Andern Schwäche werden."

Sie schwiegen beide. Nach einer Weile sagte Kleefeld: „Ich werde mir ein Thier anschaffen. Vielleicht einen Hund. Solch ein Thier hat etwas Beruhigendes, Freundliches an sich."

Sie überhörte seine Bemerkung und sagte: „Ich habe auch Reue, meinen Lehrerinnenberuf aufgegeben zu haben."

„Wieso? Du hast doch Deine Frauensache. Füllt die Dich nicht mehr aus?"

Sie schwieg.

„Oder sind Dir endlich doch Zweifel entstanden? Haben wir Euch doch mürbe gemacht?"

„Ihr — uns? Nein, den Ruhm kann ich Euch nicht zuerkennen. Was kann uns die Regierung anhaben? Sie kann die Entscheidung auf ein paar Jahre verschieben. Sie kann uns Hindernisse in den Weg legen, die uns auf-

halten, uns aber innerlich nur fördern. Nein, lieber Freund, unsere Feinde haben wir anderswo zu suchen."

„Nämlich wo?"

„In uns selbst. In den Frauen, wie sie heute sind. Du kennst die Geschichte des Gefangenen von Chillon, der die Freiheit zurückwies, als man sie ihm endlich bot? Es ist die Geschichte der heutigen Frau. Sie hat ihre Ketten lieben gelernt. Sie fürchtet sich vor der Selbstverantwortlichkeit. Es ist ihr recht, wenn der Mann für sie sorgt. Sie ist ganz zufrieden so."

„Man soll Niemandem seine Zufriedenheit rauben, glaube mir das."

„Nur daß es ohne Unzufriedenheit keinen Fortschritt gibt."

„Fortschritt — wohin?"

Sie überhörte die Frage und sagte: „Ich bin müde; ja, ich bin müde. Säen, und keine Ernte finden; reden, beklatscht werden und nicht wirken, nicht vorwärts kommen. Es ist Zeit, daß Andere für mich eintreten. Andere sind auch widerstandsfähiger als ich. Ich aber bin müde."

Er sah sie prüfend an: „Du hast Recht. Du bist eigentlich eine Siegernatur; wo Du nicht siegen kannst, kannst Du auch nicht kämpfen. Aber der Kampf ist doch schön an sich, wenn ich selbst jetzt auch unfähig bin, nur daran zu denken. Der Kampf ist eigentlich noch besser als die Macht."

Ein andermal, als sie wieder so beisammen saßen, sagte sie:

„Was uns eigentlich fehlt, ist so etwas wie ein neuer Rousseau. Jemand, der uns zum Frieden, zur natürlichen Einfachheit zurückführte. Ein Rousseau der Zukunft. Er müßte der Menschheit eine glückliche, sanfte Zukunft vor Augen stellen können."

„Es könnte auch eine Vergangenheit sein," sagte er, und es zuckte um seinen Mund. „Sie brauchte nicht einmal weit zurück zu liegen. Ich wäre schon ganz zufrieden, wäre es nur die Zeit unseres alten, lieben Kaisers."

„Wie verschieden unsere Ansichten sind, Keiner von uns beiden ist mit der Jetztzeit zufrieden. Du siehst zurück, ich vorwärts. Und doch hat Keiner von uns und von den Vielen, die wie wir denken, den Muth, dieser qualvollen Zeit den Rücken zuzukehren."

„Du willst doch nicht etwa dem Selbstmord das Wort reden?"

Sie lächelte: „Im Gegentheil, dem Leben. Dem wahren Leben, das von allen Zeitverhältnissen unabhängig ist."

„Aber das gibt es doch nicht."

„Ich habe," sagte sie, den Kneifer putzend, dessen sie seit einiger Zeit benöthigte, „in diesen Tagen, da ich den Entschluß, mich zurück zu ziehen, ernst erwog, oft darüber nachgedacht. Es gibt das doch. Nur wir in der Großstadt haben ganz vergessen, daß es möglich ist. Aber *wir* leben doch nur ein Scheinleben. Wenn wir des Morgens nicht die neueste Zeitung sehen, in den Bücherläden nicht die neuesten Bücher, nicht die neuesten Toiletten, Kunstgegenstände, nicht die neuesten Ansichten, Entdeckungen, Probleme hören, dann glauben wir nicht leben zu können. Und doch ist das Alles meiner Meinung nach nur Schein, der trügt, und der Einen die innere Ruhe, den Frieden kostet."

„Und das Alles entbehren, ist das — wie sagtest Du? — wahre Leben? Ausgezeichnet!“ Wie er das sagte, klang es, als hätte der Assessor Kleefeld in seinem Uebermuth das Wort gesprochen.

Sie setzte den Kneifer auf und sah ihn an: „Es ist die Vorbedingung. Denn das Alles macht nicht klug, sondern eben nur müde. Man nimmt so viel Falschgeld ein, daß man es gar nicht gewahr wird, wie sehr man dabei verarmt.“

Er schnippte ein Stäubchen von seinem Rockärmel und sagte nichts.

„In einer kleinen Stadt kann man leichter die Zeit, in die Einen der Zufall gesetzt hat, gering achten. Man kümmert sich weder um Tagesklatsch noch um Zeitereignisse. Man läßt Regierung und Reichstag ihre Maulwurfsarbeit thun und nimmt keine Notiz davon. Man liest keine Zeitung. Man geht einfach und seelensicher seiner Beschäftigung nach.“

„Ich habe keine Beschäftigung mehr.“ Er sprang auf und ging unruhig im Zimmer auf und nieder.

„Du meinst, Du hast keinen Beruf mehr, aber das ist gerade die Vorbedingung. Beschäftigung findet man immer.“

„Ich nicht. Für mich ist es aus. Du denkst Dir das auch leichter als es ist. Wenn nun für Dich Alles, was Dich jetzt ausfüllt, fortfiele, welche Beschäftigung würdest Du Dir wohl schaffen können?“

Ein Lächeln spielte um ihren Mund. „Ich habe natürlich darüber nachgedacht. Du weißt ja, ich gehe mit dem Gedanken um, meinen Beruf aufzugeben.“ Und dann, wie ein Lehrer, der einem Schüler die rechte Antwort in den Mund legen will, sagte sie: „Ich würde in eine kleine Stadt ziehen, vielleicht auch nur in einen Vorort, das ist schon etwas. Ich würde mir ein Haus kaufen mit einem Garten. Ich würde den Garten selbst anlegen, bepflanzen, pflegen. Ich würde Blumen und Gemüse ziehen. Und dann die einfachsten, geregelten Verrichtungen: Haushalt, Hausarbeit. Wär' ich ein Mann, ich ginge auf die Jagd, triebe Fischfang und Landarbeit. Da ich ‚nur‘ eine Frau bin“ — sie lächelte — „muß ich mir schon Jemanden suchen, für den ich sorgen kann. Vor zehn Jahren noch hätt' ich gesagt, Einen, den ich lieb habe; jetzt sag' ich ganz bescheiden, Einen, der meiner bedarf.“ Sie betonte den Gegensatz leichthin.

Er schwieg, in sich versunken.

„Du wirst sagen,“ und wieder lächelte sie fein, „das klingt nicht nach Frauenemancipation. Es wäre eben der Frieden nach dem Kampf.“

Ihm war zu Muthe wie Einem, der in finsterem Gange von fern einen Lichtschimmer sieht. Sie beobachtete sein Mienenspiel und sah, was in ihm vorging. Nach einer Weile raffte er sich auf und sagte: „Ich habe den Muth nicht.“

„An Muth pflegte es Dir sonst nicht zu fehlen.“

„Hier hab' ich ihn nicht. Ich müßte immerhin das Letzte aufgeben, was mir noch geblieben ist. Ich bin für solches Neuanfangen auch zu alt — innerlich zu alt. Und dann, ich würde die Einsamkeit fürchten.“

„Ja,“ sagte sie, „die Einsamkeit . . .“

Da fing er an, zu begreifen. Er wurde verlegen, wie er es nie gewesen war. „Wenn Du Dich entschließen könntest — in meiner Nähe — so daß Du mir erreichbar bliebest —."

Sie sprach ganz unbefangen: „Da uns der Zufall auf den gleichen Weg geführt hat, ließe sich das ja überlegen."

Sie brachen das Gespräch ab und sprachen von gleichgültigen Dingen. Als er nach Hause ging, fühlte er sich innerlich verjüngt und hoffnungsfreudig.

Sie aber saß da, die Hände lässig in den Schoß gelegt, und blickte auf die Thür, durch die er gegangen war. Sie stand im Begriff, ihm viel zu opfern — im Grunde Alles, was sie hatte. Aber das Gefühl quälte sie nicht. Er bedurfte ihrer, und das war ihr genug.

Und wie sie ihn heute geführt hatte, so führte sie ihn weiter, Schritt vor Schritt. Sie besprachen alle Einzelheiten, sie trafen gemeinsam die Vorbereitungen zu ihrer neuen Lebensführung. Eine Zeit lang quälte ihn der Gedanke, ob er ihr noch einmal seine Hand antragen sollte, aber es kam ihm wie eine Verhöhnung ihrer selbst vor. Sie waren zu alt zur Ehe. Sie hatten die nöthigen Illusionen nicht mehr. Und schließlich, er konnte sie mit diesem Antrag ganz verlieren.

Im Frühjahr darauf bezogen sie das kleine Haus am Fichteberg in Steglitz. Zwei Schilder prangten an der Thür des grünen Gartenzaunes: „Frl. Lindner" und „Kleefeld" stand darauf. Und wenn das Wetter es einigermaßen erlaubte, arbeitete ein steifer, griesgrämiger, früh gealterter Herr im Garten, der — im Grunde seines Herzens mit seinem Schicksal recht zufrieden war.

So hatte sie den lieben Schiffbrüchigen im Augenblick der Noth bei beiden Händen ergriffen und hatte ihn, ohne daß er ihrer Hülfe gewahr wurde, sanft ans Land gezogen.

* * *

Sie gingen der untergehenden Sonne entgegen, die Landstraße von Steglitz auf Dahlem zu. Cäsar sprang ihnen voraus, machte Halt, umschnupperte sie. Es lag ein Erdgeruch in der Luft, wie ein Locken zur Heimkehr in den Erdenschoß. Sommerkühle und das Hacken des Spechts an den Bäumen.

„Ach," sagte er „bei der Arbeit im Garten lernt man sich mit dem Tod beschäftigen. So ein Großstädter hat eigentlich gar kein Verhältniß zum Tod. Sein ganzes Leben über denkt er nicht ans Sterben, und kommt es so weit, bekommt er's mit der Angst zu thun. Aber die rechte Todessehnsucht, das Begehren, in der feuchten Erde auszuruhen, wieder zu Erde zu werden, kennt er gar nicht."

„Und doch hat das Leben nur Werth, wenn man es Angesichts des Todes lebt."

„Meine ich auch; natürlich. Und man könnte sich mit dem Tod auch ganz aussöhnen, wenn" — er seufzte und sah in die untergehende Sonne — „wenn das Eine nicht wäre."

„Welches Eine?"

„Ja, ja Marthachen" — er hatte den überlegenen Ton längst wieder gefunden, und sie ließ ihn lächelnd gewähren, „wir beide müssen hinunter, ohne eine Spur zu hinterlassen."

„Das, lieber Freund, möcht ich bestreiten. Du in Deinem Beruf, ich in meiner Thätigkeit —"

Er machte eine abwehrende Bewegung mit dem Arme. „Die Kinder, die Kinder. Wir haben keine Kinder."

Sie war etwas prüde geworden, merkwürdiger Weise erst, seit sie mit ihm zusammen lebte, und, um das Thema zu wechseln, sagte sie: „Ich dächte —"

Er ließ sie nicht zu Worte kommen. „In seinen Kindern lebt man fort. Wir haben keine. Merkwürdig, schon als junger Fant hab' ich mir immer Kinder gewünscht, auch die Ehe immer unter dem Gesichtspunkt angesehen — in Jahren, in denen andere junge Leute auf solche Gedanken gar nicht kommen. Und nun muß ich kinderlos von hinnen."

Ihr fehlte das Wort, ihn zu trösten, denn sie empfand wie er.

„Ich habe heut' bei der Gartenarbeit wieder darüber nachgedacht, ich denke oft darüber nach. Vielleicht will Gott, der Herr, es so. Vielleicht sind wir nur Uebergangsgeschöpfe, die Letzten einer Species. Vielleicht hat unsere Art in einer kommenden Zeit keine Mission."

„Du nimmst es doch zu äußerlich," sagte sie. „Man kann in einem Wort, das man gesprochen oder geschrieben, weiter leben. Ich habe heut' in alten Familienbriefen gelesen —"

„Das ist ja neuerdings Deine Passion."

„Und vergangene Zeiten sind so deutlich vor mir aufgetaucht. Auch Deine Mutter sah ich wieder wie leibhaftig vor mir ... Weißt Du noch, die Feste, die sie zu ihrem Geburtstag gab?"

„Ich hatte damals kein Verständniß dafür; heut' hätt' ich's vielleicht eher. Man müßte vielleicht" — er lachte — „auch die andern Menschen Angesichts des Todes sehen; man würde sie höher schätzen."

„Oder sich selbst wenigstens nicht über sie stellen."

„Da hast Du Recht. Die Jugendthorheit hab' ich auch Gott sei Dank überwunden."

Sie sah ihn lächelnd an. Nach einer Weile sagte sie: „Ich hätte beinahe Lust, die alten Freunde wiederzusehen. Wenn wir sie einmal zu uns bäten?"

Er zuckte die Achseln. „Ach, wenn Du Lust hast, ich will Dir nicht im Wege stehen. Das heißt, muß ich dabei sein?"

„Natürlich müßtest Du das."

„Ich wüßte nicht recht, was ich mit Ihnen sprechen sollte. Na, vielleicht wissen sie's. Aber hast Du ihre Adressen?"

„Das laß nur meine Sorge sein. Wirklich, ich freue mich, sie wiederzusehen."

Sie traten in den Grunewald. Die Sonne war untergegangen. Wie sie zurückblickten, lag leis ein blauer Abendnebel über der Landschaft. — „Keine Spur zurücklassen," sagte er.

* * *

Am folgenden Sonntag — es war ein heiterer, milder Tag — stand Martha im Eßzimmer vor dem gedeckten Tisch und gab Franz allerlei Anweisungen. Sie waren nicht auf Gesellschaften eingerichtet, und es sollte doch Alles ein wenig festlich aussehen. Die Tafel war ganz mit blühenden Blumen bedeckt.

Dreiviertel Zwei war es eben — die Gäste waren zu zwei Uhr gebeten, als die Klingel draußen im Vorflur anschlug. Martha warf einen Blick auf die Uhr und lächelte. „Unsere Gäste kommen früh, sie kommen hoffentlich auch gern."

Hahns traten ins Wohnzimmer, von Kleefeld und Martha bewillkommnet. Hahn hatte seinen alten Frack hervorgesucht, und der erzählte schlotternd von wohlbeleibteren, besseren Tagen; der Greis war sichtlich abgemagert. Sie, im schwarzseidenen Fähnchen, einem bereits historisch gewordenen Costüm, mit weißem Häubchen auf den weißen Haaren.

Er küßte Martha auf die Stirn und sagte: „Mein liebes Kind;" Kleefeld streckte er beide Hände entgegen. Und wie sie nun saßen, sagte er: „Ich habe Euch beide seit dem schmerzlichen Tage nicht wiedergesehen, da wir unserer lieben Freundin, Deiner Mutter, das letzte Geleit gaben. Das ist nun auch schon lange her."

Frau Hahn rutschte unruhig auf ihrem Sophaplatz hin und her. Endlich faßte sie Muth und sagte: „Du wirst Dich erkälten, Lieber. Du bist warm geworden bei dem Weg hier herauf. Für uns alte Leute ist das ein beschwerliches Steigen. Soll ich Dir nicht Deinen Shawl holen?"

„Wenn Du meinst? Unsere Freunde werden ja nichts dagegen haben."

Sie ging hinaus und kehrte mit einem wollenen, gestrickten Shawl zurück, den sie ihm fürsorglich um den Hals band. Er küßte sie dafür dankbar. Nun saß der alte Mann da, im Frack und mit dem rothen Shawl um den Hals.

„Wie der Kögel damals sprach," sagte Hahn, „hat's mich nicht wenig verdrossen. Was er da sagte, das Alles traf auf unsere Freundin gar nicht zu. Heut' ist er selbst ein schwerkranker Mann, den sie in einem königlichen Wagen spazieren fahren; er wird's wohl so gut gemacht haben, sag' ich mir heut', wie er konnte."

„Er schilderte sie eben so, wie er sich eine gute Christin denkt," sagte Martha.

„Und das mußt' er auch", setzte Hahn bedächtig hinzu. „Jeder sucht im Andern sich selbst. Erst wenn man alt wird, sieht man die Dinge anders an. Dann meint man, 's wird schon Jeder wissen, was ihm frommt. Es könnte Vieles besser sein, aber im Grunde ist Alles gut; Alles ist gut."

Sie streichelte die Hände ihres Mannes: „Er ist immer so zufrieden."

„Du hast uns ja damals," sagte Hahn zu Kleefeld gewandt, „ein sehr strenges Gesetz geben wollen. Ich habe das seiner Zeit Alles verfolgt. Es muß Dir nahe gegangen sein, daß Du Dein Werk nicht durchführen durftest."

„Ich denke," sagte Kleefeld ohne alle Bitterkeit, „es ist gut, wenn man nur für sich selbst zu sorgen und zu bestimmen hat."

Nun klingelte es wieder draußen im Vorflur, und nach erwartungsvoller Pause und vielen Complimenten um den Vortritt erschienen Provisor Beetzens nebst Postsecretär Hofmeisters mit Frau Heinrich, die als echte rechte Schwiegermutter nach dem Tode ihres Mannes zu ihnen ins Haus gezogen war.

Frau Heinrich richtete sich hoch auf und sah sich um: „Lehweß's noch nicht hier? Natürlich, sie müssen immer etwas Besonderes haben und zu spät kommen." Und dann wandte sich die alte Dame an Kleefeld und machte ihm einen sehr jugendlichen Knix.

Sie wurde aber Lügen gestraft, denn eben hielt eine Droschke vor der Gartenthür und kurz darauf traten Lehweß's ein. Herr Lehweß, jetzt alleiniger Inhaber der Firma J. A. Heinrich, Materialwaaren en gros und en détail, nebst Frau Gemahlin konnten ihrem Entzücken über die freundliche Einladung kaum genug thun.

Er wurde aber von seiner Schwiegermutter brüsk zur Seite gezogen: „Droschke?" sagte sie.

„Liebe Mutter," erwiderte er, „ich hoffte, es wäre Dir bequemer für die Rückfahrt, wenn ich Dir einen Platz in meinem Wagen anbieten könnte."

Sie ließ ihn stehen, und Kleefeld sah lächelnd, daß sie zu ihrem andern Schwiegersohn, dem Postassistenten, ging und ihm vorhielt, wie schlecht er für sie sorge und wie aufmerksam Lehweß wieder gewesen sei. Sie drohte ihm sogar, endgültig zu Lehweß's überzusiedeln: Jedermann aber wußte, daß das nicht ihr Ernst sein konnte, denn in dem Punkte verstand Lehweß, der allzeit Gefällige, keinen Scherz.

Und Kleefeld sah Martha wieder vom Einen zum Andern gehen, freundlich und mittheilsam. Wie damals, wie damals . . .

Die Einrichtung des Zimmers mit all' den ausgestopften Vögeln, den Setzlingen, dem Terrarium erregte allgemeines Erstaunen und Entzücken.

„Mich heimelt das an," sagte Hahn. „Was uns aus Händen der Natur kommt, ist immer liebenswerth. Ich habe das mein ganzes Leben hindurch erfahren. Denn Kinder sind ja wohl auch ein Stück Natur. Und alte Leute auch."

Nun bat Martha zu Tisch, und die Gesellschaft begab sich ins Eßzimmer. Man sprach viel von vergangenen Tagen, und Beetz, der rosige Wänglein und ein Bäuchlein angesetzt hatte, wurde mit seiner Rede über den Muth geneckt. Frau Susanne war das peinlich, und Lehweß trat für ihn ein: „Wir haben alle Gelegenheit gehabt, auf die eine oder andere Weise unseren Muth zu beweisen. Wenn auch anders, als wir damals dachten."

„Denken Sie sich," sagte Frau Heinrich, die links neben Kleefeld saß, „er hat sich nicht taufen lassen."

„Und es ist auch so gegangen, wie ich sehe," lachte der. „Ich glaube, er hat ganz recht gethan. Seine Frau hat er auch so glücklich gemacht, wie mir scheint."

„Ich will nichts gegen ihn sagen, er ist ein guter Mann und soweit auch ein guter Sohn. Und aufs Geschäft versteht er sich. Der Andere aber ist ein Duckmäuser. Und die Art läßt in der Ehe immer zu wünschen übrig."

Und nun war der Braten gekommen und mit ihm ein guter Rothwein (darauf hielt Kleefeld), und Hahn band seinen rothen Shawl ab, erhob sich und schlug ans Glas. „Liebe Freunde," sagte er, „und Festgenossen. Ja wohl, Festgenossen. Denn so lange man lebt, soll man das Leben immer als ein Fest betrachten, und das ist es auch. Aber heut' haben wir ganz besondere

Veranlassung dazu. Wir haben uns endlich Alle wiedergesehen und uns versichert, daß wir die Alten geblieben sind. Und die Schlacht von Düppel hängt auch wieder an der Wand, und die schöne Krone erkenn' ich auch wieder. Und doch, nicht Alle haben wir uns zusammen finden können. Die Tante Kruschki und unser lieber Heinrich sind uns voraus zur letzten Ruh gegangen. Und auch unsere liebe, liebe Freundin Kleefeld ist von uns geschieden. Ich könnte ja sagen, sie lebt in ihrem Sohn weiter, aber nein, in uns Allen lebt sie fort. Sie hat sich zu Zeiten wohl über uns Alle lustig gemacht, denn sie hatte ihre Freude am Komischen und fand es überall heraus, aber — das wissen wir: sie hat uns lieb gehabt. Und wir Alle hatten sie lieb. Ich bin ja ein alter Mann, und es ist vielleicht das letzte Mal, daß ich mein Glas erheben darf. Darum möchte ich sagen: es lebe die Freundschaft. Sie überlebe uns. Denn die Freundschaft ist das Beste im Leben. Die Freundschaft — — meine Frau sieht mich strafend an. Laß gut sein, Gustchen. Unsere Liebe ist ja auch lange schon zu Freundschaft geworden und ist darum nicht schlechter bestellt. Und so ist's wohl in jeder rechten Ehe. Also, meine Freunde: die Freundschaft!"

Sie stießen an. „Das sagt er jedesmal, schon seit drei Jahren," sagte Lehweß zu Martha.

„Weil er Recht hat," sagte sie. Als aber Kleefeld mit ihr anstieß, zitterte ihr die Hand.

Und mochte es nun die Zusammensetzung der Gesellschaft sein, mochte Hahn's Rede Schuld daran tragen, alle Gespräche kreisten um das eine Thema: „es war einmal." Und alle sagten, es waren schöne Tage. Auch Kleefeld sagte das.

Und als die Gesellschaft gegangen war, nicht ohne vorher ein häufigeres Zusammenkommen verabredet zu haben — Herr Lehweß hätte am liebsten eine Landpartie zu Stande gebracht — als sie gegangen waren, war Kleefeld nachdenklicher noch als sonst. Der Abend war warm, und sie saßen beide, Kleefeld und Martha, auf ihrer Veranda. Der blaue Nebel der Tagesneige lag auf den Feldern.

Er brach das Schweigen und sagte: „Hahn hat ganz recht. Es ist doch ein Fest. Und wenn der liebe Gott die Menschen so ansieht, wie wir alten Leute, dann wird er nicht viele zu verdammen haben."

In der Ferne tönte ein Vogelruf, und Peter, der auf dem Geländer saß, hob den Kopf und schnupperte in die Luft. Dann aber ließ er sich wieder behaglich nieder, alter Bursche, der er war.

* * *

Am andern Morgen, als Kleefeld im Garten dem Kohl Erde häufte, trat Martha auf ihn zu und sagte: „Denke Dir, Fanny hat eben beim Kaufmann gehört, der Reichskanzler hat seinen Abschied bekommen."

Er ließ den Spaten in der Erde stecken und stützte die Hände darauf: „Der Reichskanzler? — Aeh, ich gönn's ihm. Er hat sich lange genug gequält . . . Uebrigens," sagte er, „müssen wir für nächstes Jahr ganz energisch gegen die Raupen vorgehen."

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte Juni.

Als ein Erfolg der auswärtigen Politik darf der zwischen der deutschen Regierung und derjenigen Spaniens vereinbarte Staatsvertrag bezeichnet werden, durch den die Carolinen-, die Palau- und die Marianen-Inseln an Deutschland abgetreten werden. In der am 2. Juni in den Cortes verlesenen Thronrede wurde die erste officielle Mittheilung davon gemacht, daß Spanien, da die Erhaltung der noch übrigen Colonien im Stillen Ocean nicht mehr rathsam sei, die bezeichneten Inseln an Deutschland überlassen habe, und daß die Unterzeichnung des Vertrages demnächst erfolgen werde. Der Königin-Regentin von Spanien und der von ihr berufenen Regierung gebührt ebenso wie dem früheren Cabinet volle Anerkennung dafür, daß sie nach den schweren Schicksalsschlägen, von denen das Land betroffen worden, zu dem Entschlusse gelangten, eine Politik der Sammlung und Zusammenfassung aller inneren Kräfte zu befolgen. Spanien birgt einen solchen Reichthum werthvoller Naturerzeugnisse, daß deren Erschließung und Verwerthung für Industrie und Handel als die wichtigste Aufgabe einer ihre Ziele klar bewußten Regierung erscheinen muß. Wer in den letzten Jahren zu wiederholten Malen die catalonischen und die baskischen Provinzen besucht hat und insbesondere in der Hauptstadt Cataloniens, Barcelona, oder in Bilbao, der durch ihre Eisen- und Stahlindustrie sich in überraschender Weise entwickelnden Hauptstadt der Provinz Viscaya, verweilte, weiß aus eigener Wahrnehmung, wie leistungsfähig die spanischen Nordprovinzen sind. Ebenso weisen andere Gebiete im Westen und im Süden Spaniens einen solchen Ueberfluß an Naturproducten auf, daß der Ausfuhrhandel Spaniens noch einer beträchtlichen Steigerung fähig ist. Im Interesse Spaniens sowohl als auch Deutschlands könnte es daher nur mit Genugthuung aufgenommen werden, wenn sich zwischen den beiden Ländern auch ein regerer Handelsverkehr entfaltete. Die freundliche Gesinnung, die von der spanischen Regierung durch die Vereinbarung des Staatsvertrages über die Abtretung der Inseln in der Südsee bethätigt worden, gestattet den Schluß, daß es an wechselseitigem guten Willen nicht fehlen wird, auch in Bezug auf die Gewährung von Conventionaltarifen, in denen die Interessen beider Länder gleichmäßig aufrecht erhalten werden, eine Verständigung zu erzielen.

Die Leitung der auswärtigen Politik Deutschlands hat sich bei der Vorbereitung des Staatsvertrages mit Spanien in solchem Grade bewährt, daß sicherlich nichts unterlassen worden ist, zugleich mit den politischen auch die wirthschaftlichen Interessen ihrem vollen Werthe nach abzuwägen. Daß die diplomatischen Verhandlungen mit Tact und Umsicht geführt werden mußten, leuchtet ohne Weiteres ein.

Indem die leitenden deutschen Staatsmänner durch ihren von den Regierungen der Vereinigten Staaten und Englands angenommenen Vorschlag, eine Obercommission mit der Regelung der Verhältnisse auf Samoa zu betrauen, eine friedliche Lösung der bestehenden Schwierigkeiten anbahnten, verhüteten sie zugleich, daß diese Regierungen sich in anderen Fragen übelwollend erwiesen. Die englische

Presse äußerte sich denn auch sogleich überwiegend in dem Sinne, es läge für Großbritannien keine Veranlassung vor, Einwendungen gegen die neuen Besitzerwerbungen Deutschlands zu erheben, und ebenso erklärte Staatssecretär Hay, daß die Abtretung der Carolinen-Inseln an Deutschland nicht zu denjenigen Angelegenheiten gehöre, in Bezug auf die die Regierung in Washington befragt werden müßte. In der französischen Presse ließ sich bereits vor einiger Zeit eine berufene Stimme vernehmen, die, als die ersten Gerüchte über die Erwerbung der Carolinen durch Deutschland auftauchten, darauf hinwies, daß Frankreich ebenfalls nichts gegen eine solche Besitzveränderung einzuwenden habe.

Naturgemäß gelangte in den maßgebenden spanischen Blättern von Anfang an Zustimmung zu dem Staatsvertrage mit Deutschland zum Ausdrucke. Das bei strenger Wahrung der Neutralität doch für das im Kriege vom Unglück schwer heimgesuchte Spanien sympathische Verhalten Deutschlands mußte ebenfalls dazu beitragen, die öffentliche Meinung günstig zu stimmen, um so mehr, als der Rest des Colonialbesitzes für Spanien selbst nach dem Verluste der Antillen und der Philippinen an Werth verloren hatte. Immerhin kommt für den Erwerber in Betracht, welche Bedeutung der neue Besitz für ihn erhält. Sachverständige Beurtheiler stimmen nun darin überein, daß die Carolinen gute Häfen haben, von denen aus durch die Schaffung neuer maritimer Stützpunkte im Stillen Ocean der Zusammenhang der deutschen Colonien befestigt wird. Dies gilt insbesondere auch in Bezug auf Neu-Guinea. Daß zugleich die deutschen Handelsinteressen Förderung erfahren sollen, ist ein weiteres Moment zu Gunsten des deutsch-spanischen Staatsvertrages. Zunächst bedarf dieser noch der Genehmigung durch die Cortes. Da das Ministerium Silvela sowohl in der Deputirtenkammer als auch im Senate über eine geschlossene Mehrheit verfügt, kann angenommen werden, daß diese die Abtretung der Inseln an Deutschland genehmigen wird. Die Opposition, die sich zumeist auf die Republikaner beschränken wird, muß auch dadurch abgeschwächt werden, daß der liberale Parteiführer Sagasta selbst den Staatsvertrag mit Deutschland vorbereitete. Nach der Genehmigung des Vertrages durch die Cortes wird dieser dem deutschen Reichstage vorgelegt werden. Die Regierung wird jedenfalls in der Lage sein, nicht bloß die politischen und wirthschaftlichen Vortheile der Ausdehnung des Colonialbesitzes zu begründen, sondern auch den Nachweis zu erbringen, daß der zu entrichtende Kaufpreis von 25 Millionen Pesetas in angemessenem Verhältnisse zum Werthe des Kaufobjectes steht.

Der deutsche Botschafter in Madrid, Herr von Radowitz, hat durch seine ebenso tactvolle wie umsichtige diplomatische Wirksamkeit nicht bloß in den Regierungskreisen Spaniens, sondern auch in der öffentlichen Meinung dieses Landes wesentlich dazu beigetragen, daß die freundschaftlichen Gesinnungen für Deutschland dort Wurzeln faßten. Wenn es seiner Thätigkeit zu verdanken ist, daß die handelspolitischen Beziehungen zwischen Deutschland und Spanien sich in den letzten Jahren überhaupt gebessert haben, so wird die wechselseitige Gewährung der Conventionaltarife, die den Wünschen und Interessen des deutschen sowie des spanischen Handels entspricht, neben dem Abkommen über die Abtretung der Inseln sicherlich das gute Verhältniß zwischen beiden Ländern noch befestigen. Wie König Alfonso XII. in Deutschland seiner Zeit sympathische Aufnahme fand, sind diese Sympathien auch auf dessen Sohn, Alfonso XIII., übertragen worden, dessen Mutter, die Königin-Regentin Marie Christine, in vollem Maße der Anerkennung werth ist, deren sie seit einer Reihe von Jahren sich im eigenen Lande erfreut.

Die einzelnen Commissionen der Friedens-Conferenz im Haag lassen es an Eifer, die ihnen gestellten Aufgaben zu lösen, nicht fehlen. Nur sind die amtlichen Bulletins, die über die Berathungen der einzelnen Commissionen zur Veröffentlichung gelangen, zumeist so farblos gehalten, daß sich sehr bald die Nothwendigkeit herausstellen wird, vollständige sachgemäße Berichte zu publiciren. Auf keine andere Weise kann dem Uebelstande abgeholfen werden, daß insbesondere in der

englischen Presse Indiscretionen vorkommen, die keineswegs ausschließlich den englischen Delegirten zugeschrieben werden müssen, wohl aber eine ausgesprochene Tendenz bekunden, so daß es sich unter allen Umständen empfiehlt, die öffentliche Meinung durch ebenso authentische wie vollständige Mittheilungen aufzuklären.

Der französische Cassationshof hat in seiner Sitzung vom 3. Juni das gegen den Capitän Dreyfus vom Kriegsgerichte am 22. December 1894 gefällte Urtheil aufgehoben und für nichtig erklärt, sowie den Angeklagten vor das Kriegsgericht in Rennes verwiesen. Dieses soll darüber entscheiden, ob der Capitän Dreyfus schuldig ist, im Jahre 1894 geheime Anschläge hervorgerufen oder Beziehungen mit einer fremden Macht oder einem ihrer Agenten unterhalten zu haben, um diese zu Feindseligkeiten oder zum Kriege gegen Frankreich zu veranlassen, indem er die Mittel dazu durch die Auslieferung der im „Bordereau" verzeichneten Documente gewährte. Da dieses Urtheil auf der Grundlage des vom Präsidenten der Civilkammer des Cassationshofes, Ballot-Beaupré, erstatteten Berichtes gefällt wurde, in dem der frühere Commandant Esterhazy als der wirkliche Verfasser des Bordereau bezeichnet wird, kann nach dem ganzen Verlaufe der zunächst von der Criminalkammer und dann den vereinigten drei Kammern des Cassationshofes geführten Untersuchung an dem freisprechenden Verdicte des Kriegsgerichts von Rennes kaum noch gezweifelt werden. Von dem höchsten französischen Gerichtshofe darf jetzt bereits gesagt werden: „Il y a des juges à Paris", wie denn schon vor diesem der Untersuchungsrichter Bertulus in vollem Maße seine Pflicht gethan hatte. Die französischen Militärgerichte, in denen es allerdings an rechtserfahrenen Auditeuren nach deutschem Vorbilde fehlt, sind dagegen bisher den Beweis schuldig geblieben, daß die unbedingte Wahrung der Gesetzlichkeit der Leitstern ihres Verhaltens ist. General Mercier, der frühere Kriegsminister, wird denn auch in dem Urtheile des Cassationshofes ausdrücklich als Derjenige genannt, der dem Kriegsgerichte im Jahre 1894 geheime Actenstücke unterbreiten ließ, von denen weder der Angeklagte noch dessen Rechtsbeistand Kenntniß erhielt. Ueberdies ist längst erwiesen, daß eines dieser Actenstücke, das die Worte enthält: „Ce canaille de D. . ." sich gar nicht auf den Capitän Dreyfus bezieht. Als classischer Zeuge für die Thatsache der Unterbreitung dieses Documentes im Berathungszimmer des conseil de guerre wird der frühere Präsident der Republik Casimir-Perier angeführt, der vor dem Cassationshofe seine Aussage in solchem Sinne machte. Freilich fügte der frühere Chef der Executivgewalt hinzu, er selbst habe angenommen, daß Capitän Dreyfus und dessen Rechtsbeistand gleichfalls von dem Actenstücke Kenntniß erhalten haben.

Daher rechtfertigen sich die Besorgnisse, die an das Verfahren französischer Kriegsgerichte geknüpft werden. Ueberdies braucht nur an das Vorgehen gegen Oberstlieutenant Picquart erinnert zu werden, denjenigen höheren Officier der französischen Armee, der als ein leuchtendes Vorbild der Ueberzeugungstreue und ausgezeichneter Begabung mit Anerkennung genannt werden muß, sobald es darauf ankommt, den Nachweis zu erbringen, daß die Aufopferungsfähigkeit nicht bloß in den bürgerlichen Kreisen Frankreichs aus Anlaß der Dreyfus-Angelegenheit sich bethätigt hat. Welches Unheil andererseits Officiere vom Schlage des Oberstlieutenants Henry, des Oberstlieutenants du Paty de Clam und des Commandanten Esterhazy angerichtet haben, läßt sich noch gar nicht absehen. Auch bleibt abzuwarten, ob die Verhaftung du Paty's und das gegen diesen eingeleitete militärgerichtliche Verfahren ernstere Folgen haben werden als der kriegsgerichtliche Proceß gegen Esterhazy, der, wie Emile Zola in seiner bekannten Philippika mit Recht ausführte, sich lediglich zu einer vorher in allen Einzelheiten festgestellten Posse gestaltete. Zola ist inzwischen aus dem freiwilligen Exil nach Frankreich zurückgekehrt, um nach der Fällung des Urtheils des Cassationshofes fernerhin die Sache der Gerechtigkeit zu vertreten.

Mittlerweile waren allerdings neue Verwicklungen in der inneren Lage Frankreichs eingetreten. Der Führer der Patriotenliga, Paul Déroulède, der am Tage

der Beisetzung des früheren Präsidenten, Felix Faure, einen Handstreich gegen die Republik versucht hatte, ist vom Pariser Schwurgerichte freigesprochen worden. Da Paul Déroulède in den maßgebenden politischen Kreisen Frankreichs längst nicht mehr ernst genommen wird, vielmehr als moderner Don Quijote gilt, dem es bei seinem Handstreiche auch nicht an einem Sancho Panza fehlte, konnte das auf Nichtschuldig lautende Verdict der Pariser Geschworenen durchaus nicht überraschen. Was aber in Erstaunen setzen mußte, war das Verhalten des Generaladvocaten Lombard und des Vorsitzenden Tardif, die es ruhig geschehen ließen, daß der frühere Präsident der Civilkammer des Cassationshofes, Quesnay de Beaurepaire, in jenem Schwurgerichtsprocesse die ärgsten Beschimpfungen gegen den Präsidenten der Republik, Loubet, wegen dessen angeblichen Verhaltens in der Panama-Affaire vorbrachte. Quesnay de Beaurepaire hat sich seit geraumer Zeit bereits als bösartiger Querulant erwiesen, bei dem man nur eine Zeit lang annehmen durfte, daß er seiner Phantasie allzu sehr die Zügel schießen ließ. Die tumultuarischen Vorgänge, die sich am 4. Juni auf der Rennbahn von Auteuil abspielten, haben dann gezeigt, daß die schmählichen Verdächtigungen, die der frühere Präsident der Civilkammer des Cassationshofes vorbrachte, ohne von dem Generaladvocaten Lombard und dem Vorsitzenden Tardif zurückgewiesen zu werden, sehr bald ihre Wirkung ausübten. Die Freisprechung Déroulède's machte zugleich den „weißen Nelken", den Mitgliedern eines monarchistischen Clubs, Muth, so daß sie den als Gast eingeladenen Chef der Executivgewalt auf der Ehrentribüne der Rennbahn von Auteuil in empörender Weise beleidigten. Allerdings ließen die royalistischen Stutzer gleichzeitig den Ruf: „Vive l'armée" vernehmen, in der Hoffnung, durch dieses Schlagwort die große Masse zu bethören.

Als einer der Rädelsführer des Tumultes erwies sich Baron Christiani, der einen thätlichen Angriff auf den Präsidenten der Republik unternahm, jedoch nur dessen Hut mit dem Stocke traf. Da ein Theil des diplomatischen Corps sich in der Nähe befand, der türkische Botschafter sogar einer der Ersten war, die Herrn Loubet zu Hülfe eilten, darf der Pariser Mob in vornehmen Kleidern sich versichert halten, seine „Heldenthaten" auf der Rennbahn von Auteuil den ausländischen Regierungen in Botschafter- und Gesandtschaftsberichten verkündet zu sehen. Die Pariser Blätter waren bereits am Tage nach den tumultuarischen Vorgängen in der Lage, authentische Mittheilungen der Gemahlin des italienischen Botschafters, der Gräfin Tornielli, zu veröffentlichen, aus denen erhellte, wie feig und jeden gesellschaftlichen Tactes bar die „weißen Nelken" sich benommen hatten. War es doch dieselbe „fine fleur de la chevalerie", die vor einigen Jahren beim Brande eines Pariser Wohlthätigkeitsbazars so rücksichtslos die Flucht ergriff, daß eine Anzahl Damen niedergetreten und dem sicheren Flammentode überliefert wurde. In dem Pariser Gemeinderathe, der aus Anlaß der Vorgänge vom 4. Juni dem Präsidenten der Republik seine achtungsvolle Sympathie und sein Vertrauen aussprach, erklärte der Polizeipräfect Blanc, der Angriff sei so feig gewesen, daß Baron Christiani nicht ein Mal den Muth hatte, seine Handlungsweise zu vertreten, sondern die thörichte Ausrede vorbrachte, er habe beim Suchen nach einem Ausgange den Präsidenten zufällig getroffen, als er mit seinem Stocke fuchtelte. Hätte Baron Christiani nur nicht das Mißgeschick erfahren, daß er auf der Ehrentribüne, die er als Angehöriger eines inzwischen geschlossenen „Athletenclubs" sehr geschickt zu erklimmen wußte, bewährten Mitgliedern des diplomatischen Corps sich gegenüber befand. Ehe die Gerichte sich mit den Thaten dieser traurigen Helden befaßten, hatten Deputirtenkammer und Senat bereits mit überwältigenden Stimmenmehrheiten ihrem tiefen Unwillen Ausdruck gegeben. Die Deputirtenkammer hat am 5. Juni zugleich mit 532 gegen 32 Stimmen ein Vertrauensvotum für die Regierung beschlossen und dann dem Antrage zugestimmt, daß das Urtheil des Cassationshofes in der Dreyfus-Angelegenheit in allen Gemeinden Frankreichs durch öffentlichen Anschlag verkündet werde. So zeigte sich, daß die von den „weißen Nelken" in-

scenirten Kundgebungen das Gegentheil von dem bewirkt haben, was sie anstrebten. Allerdings durfte von Anfang an angenommen werden, daß Herr Loubet, dessen staatsmännische Begabung bereits bei früheren Gelegenheiten zur deutlichen Erscheinung gelangt ist, sich nicht durch eine Handvoll „fainéants“ einschüchtern lassen würde. Bezeichnend für diese ist, daß in der Namensliste der verhafteten Grafen und Vicomtes, der Marquis und Barone sich fast bei jedem der Vermerk findet: „sans profession“. Ohne jeden Beruf, hofften diese Vertreter des „monde où l'on s'ennuie“ wohl, daß der Präsident der Republik ohne Weiteres dem orléanistischen Prätendenten das Feld räumen würde, so daß ihnen dann für ihre „Heldenthaten“ auf der Rennbahn Aemter und Würden an dem neuen Königshofe gesichert wären. Sollten doch die Koffer des Prinzen „Gamelle“ bereits eingetroffen sein. In Wirklichkeit ist die französische Republik durch die jüngsten Vorgänge befestigt worden. Vor Allem kann die moralische Bedeutung des Urtheils des Cassationshofes gar nicht hoch genug bewerthet werden, da Frankreich dadurch wie von einem schweren Alpdrucke befreit worden ist. Andererseits ist es durch die royalistischen Treibereien der Deputirtenkammer wesentlich erleichtert worden, ihren früheren Beschluß, die Rede des damaligen Kriegsministers Cavaignac mit der Fälschung des Oberstlieutenants Henry im ganzen Lande durch öffentlichen Anschlag zu publiciren, in feierlicher Form zu widerrufen. Der nunmehr in derselben Weise verkündete Urtheilsspruch des höchsten Gerichtshofes wird im entlegensten Gebirgsdorfe der Republik seine Wirkung nicht verfehlen, wie er denn auch zugleich dem Kriegsgerichte in Rennes genau bezeichnet, worauf sich dessen Entscheidung ausschließlich zu erstrecken hat: das Bordereau, auf Grund dessen Dreyfus im Jahre 1894 verurtheilt wurde, darf diesem vom Kriegsgerichte in Rennes nicht mehr zur Last gelegt werden.

Durchaus nicht einwandfrei war trotz dem der französischen Regierung am 5. Juni ertheilten Vertrauensvotum das Verhalten des Ministerpräsidenten Dupuy, der in seiner Eigenschaft als Minister des Innern verabsäumt hatte, auf dem Rennplatze von Auteuil die erforderlichen Maßregeln zum Schutze des Chefs der Executivgewalt treffen zu lassen. Dies war um so mehr geboten, als die Gerüchte von einem geplanten Handstreiche vorher allgemein verbreitet waren. Am 11. Juni, dem Tage des großen Wettrennens in Longchamps, verfiel nun Herr Dupuy in den entgegengesetzten Fehler, indem er eine so unverhältnißmäßig große Militär- und Polizeimacht aufbieten ließ, daß die Popularität des Präsidenten der Republik gefährdet worden wäre, wenn nicht gerade das Volk durch freiwillige sympathische Kundgebungen betont hätte, wie sehr es das muthige Verhalten des Herrn Loubet zu schätzen weiß. Andererseits fehlte es in Longchamps nicht an Uebergriffen der Polizei, die acht Tage zuvor durch ihren Mangel an Energie gesündigt hatte. Als in der Kammer diese Vorgänge zur Erörterung gelangten, versuchte Herr Dupuy vergebens, ein neues Vertrauensvotum zu erlangen. Vielmehr unterlag das Ministerium, dessen Leiter sich längst berechtigte Vorwürfe wegen seines zweideutigen Verhaltens in der Dreyfus-Angelegenheit zugezogen hatte. Daß Herr Loubet sich zunächst an Poincaré mit dem Auftrage der Neubildung des Cabinets wendete, schien um so mehr der inneren Lage Frankreichs zu entsprechen, als gerade Poincaré in der Revisionsfrage sich aufs Freimüthigste für Recht und Gesetzlichkeit ausgesprochen hatte. An Stelle Poincaré's, der auf die Ausführung dieses ihm zuerst ertheilten Auftrages verzichtete, wurde dann Waldeck-Rousseau mit dieser Mission betraut.

Die Transvaal-Angelegenheit wurde insbesondere in der englischen Presse in besorgnißerregender Weise erörtert, als in der Conferenz zu Bloemfontein Präsident Krüger in Bezug auf das Wahlrecht der Uitlanders nach englischer Auffassung nicht genügende Zugeständnisse gemacht hatte. In unterrichteten Kreisen wird jedoch nach wie vor nicht an unmittelbar bevorstehende weitere Verwicklungen in Südafrika geglaubt.

Literarische Rundschau.

Die Lebenserinnerungen des Generals della Rocca.

[Nachdruck untersagt.]

1. Autobiografia di un veterano. Ricordi storici e aneddotici del Generale Enrico della Rocca. Vol. II. 1859—1893. Con due ritratti. Bologna, Nicola Zanichelli. 1898.
2. General della Rocca. 1807—1870. Lebenserinnerungen zur Geschichte der Einigungskämpfe Italiens. Mit Genehmigung des Verfassers übersetzt und bearbeitet von L. von Bodenhausen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1899.

Am Schlusse der Besprechung, welche der im Jahre 1897 erschienene erste Band der Autobiographie des italienischen Generals Enrico della Rocca im Aprilheft 1898 der „Deutschen Rundschau" gefunden hat, war es als zweifelhaft bezeichnet worden, ob die verheißene Fortsetzung des werthvollen Memoirenwerks nicht durch das inzwischen erfolgte Dahinscheiden des Verfassers verhindert werden würde. Dieser Zweifel ist durch das Erscheinen des zweiten Bandes widerlegt worden, in welchem die Erinnerungen des Veteranen, seinem anfänglichen Plane gemäß, bis zum Einzuge der Italiener in Rom fortgeführt und durch eine reizende Schilderung seines Greisenalters aus der Feder seiner Gemahlin zum Abschluß gebracht worden sind.

Es ließ sich erwarten, daß die Fortsetzung der Memoiren ihren ersten Band an Werth und Interesse des Inhalts nicht erreichen würde. Denn die Jugend und das Mannesalter des Generals della Rocca fallen mit dem Entstehen, der Ausbreitung und dem Siege der Einheitsidee überein, der Italien seine politische Wiedergeburt verdankt. Der heroisch-epische Zug, der dieser Entwicklung bis zum Jahre 1859 ihren eigenthümlichen Reiz verlieh, machte bald nach der Erreichung des Gipfelpunktes einer nüchternen Alltags- und Werktagsprosa Platz, mit der sich Volk und Regierung der neu geeinten Nation seitdem in mühevoller Arbeit abzufinden suchen. Die Koryphäen der großen Zeit der italienischen Wiedererstehung sind, den politischen Schöpfer Italiens, Camillo Cavour, an der Spitze, frühzeitig unter der Last der ungeheuren Anstrengungen erlegen, die ihnen die Leitung des Einigungswerkes aufgebürdet hatte. Dem Parteitreiben, das nach Cavour's frühem Tode in das italienische Parlament eingezogen ist, hat sich General della Rocca als Soldat und Hofmann stets fern gehalten; der Kreis der Personen, welcher im zweiten Bande seiner Selbstbiographie eingreifend und handelnd vorgeführt wird, verengt sich mehr und mehr und deckt sich nicht, wie im ersten Theil, mit den Kräften, die das Leben der Nation bewegen. Auch sind die großen politischen und militärischen Ereignisse, an denen der General bis zu seinem Ausscheiden aus dem Dienst (1867) noch selbstthätig theilgenommen hat, der Einmarsch der Italiener in den Kirchenstaat und das Festland des neapolitanischen Bourbonenstaates, die Auf-

richtung des Königreichs Italien, endlich aber der für die Italiener so unglückliche Feldzug von 1866, so oft und so gründlich geschildert worden, daß die Aufzeichnungen della Rocca's dem darüber bereits Bekannten Wesentliches nicht hinzuzufügen haben.

Aber die vortrefflichen Eigenschaften, die dem Veteranen auf Grund des Anfanges seiner Autobiographie nachgerühmt werden durften, sind ihm auch in der Fortsetzung treu geblieben und reichen hin, ihr ebenfalls eine ehrenvolle Stelle in der Memoirenliteratur der Gegenwart zu sichern. Die Loyalität, die Wahrheitsliebe, die männliche Offenheit und der Freimuth, die aus jeder Zeile dieser Aufzeichnungen sprechen, verdienen um so lautere Anerkennung, als sie landläufige Vorurtheile widerlegen, die über den italienischen Volkscharakter (freilich bei Denen, die ihn am wenigsten gründlich kennen) weit verbreitet sind. Als altpiemontesischer Edelmann und Officier ist della Rocca für Garibaldi nicht gerade eingenommen; er nennt ihn wiederholt den „Condottiere" und tadelt die politische Kurzsichtigkeit, mit welcher der Volksheld auf seine Ziele loszugehen gewohnt war. Allein er ist unbefangen genug, die edle Uneigennützigkeit, die Seelengröße und den Patriotismus zu rühmen, die Garibaldi's Haltung nach dem wunderbaren Zuge seiner Tausend gegenüber dem König und dem nationalen Staat auszeichnen. Mit antiker Schlichtheit trat der von Millionen vergötterte Dictator ins Privatleben zurück, als er begriff, daß in der neu aufzurichtenden Ordnung der Dinge für ihn kein seiner würdiger Platz vorhanden sein konnte. Ebenso verschleiert der General bei der ausführlichen Darstellung des Feldzuges von 1866 keineswegs die militärische und politische Unzulänglichkeit des damaligen Leiters, Alfonso della Marmora. Aber die alte Abneigung, die zwischen beiden bestand, verhindert ihn nicht, die Schwierigkeiten zu würdigen, die dem unglücklichen General entgegenstanden, und nach dem Unglück Sympathie für ihn zu empfinden.

Was indessen dem Schlußband dieser Selbstbiographie das charakteristische Gepräge gibt, das sind nicht politische und militärische Erlebnisse, auch nicht die auch ihm mehrfach eingewebten, nicht uninteressanten Erinnerungen aus dem Hofleben, z. B. die Theilnahme des Verfassers als Botschafter an der Krönung unseres Königs Wilhelm in Königsberg, sondern das ist das Bild des glücklichen Familienlebens, das uns aus ihm in anmuthender Harmonie entgegentritt. Bereits zweiundvierzigjährig, hatte sich General della Rocca nach seinem Rücktritt aus der Stellung als Kriegsminister im Herbst 1849 mit der Gräfin Irene Castiglione vermählt. Er hat das Glück gehabt, in der mehr als zwanzig Jahre jüngeren Gattin eine Lebensgefährtin zu finden, welche nicht nur mit vollstem Interesse an Allem theilnahm, was ihn bewegte, und ihm in seinen Obliegenheiten als Generaladjutant, als Chef des militärischen Hofstaates König Victor Emanuel's und später als Inhaber eines der großen Militärcommandos in Italien bei Erfüllung seiner repräsentativen Pflichten vortrefflich zur Seite stand, sondern die auch als Hausfrau dem geliebten Mann im Kreise der Familie ein trauliches Heim und ein sonniges Alter bis zu der äußersten Grenze menschlicher Jahre zu bereiten gewußt hat. Man kann nicht leicht etwas Schlichteres und menschlich Ansprechenderes lesen als das kurze Capitel, mit welchem die Gräfin della Rocca nach dem Tode des Veteranen seine Lebenserinnerungen, zu deren Aufzeichnung sie die Anregung gegeben hatte, abgeschlossen hat. Ihrer wiederholten Mahnung, diese Erinnerungen auch auf die Zeit nach seinem Uebertritt in den Ruhestand auszudehnen, pflegte der alte General galant und wohlgelaunt stets die Erwiderung entgegenzusetzen: „Glückliche Völker haben keine Geschichte." Wie Sonnenglanz ruht es auf den einfachen Worten, mit denen die Gattin die innige Freude des Generals am Landleben schildert. Er hatte bald nach seiner Verheirathung ein kleines Besitzthum am Ostabhang der Alpen, in einem jener von Waldensern bewohnten Thäler erworben. Hier widmete er sich im Alter mit voller Hingebung dem Landbau und empfand die naivste Freude, als seine Bemühungen um die Verbesserung der Rebenzucht durch

ein Diplom einer landwirthschaftlichen Ausstellung Anerkennung fanden. Als Mitgründer und langjähriger Vorsitzender der Erziehungsanstalt für Officierstöchter besaß der General bis zu seinem Tode einen Wirkungskreis, in welchem er, wie von seiner eigenen Familie, gleich einem Patriarchen verehrt worden ist. Die letzte Seite des Buches schließt, einem ausdrücklichen Wunsche des Verfassers gemäß, mit dem Ausdrucke seiner begeisterten Huldigung vor Königin Margherita, der er einen Gruß und ein Lebehoch sendet, indem er sie für die volksthümlichste und anmuthigste aller Herrscherinnen erklärt.

Von der Fülle pessimistischer Aeußerungen, in denen die Italiener der Gegenwart, der großen Erfolge uneingedenk, die ihnen das scheidende Jahrhundert gebracht hat, sich zu ergehen pflegen, heben sich die Erinnerungen des Generals Enrico della Rocca wie ein Vermächtniß aus der besten Zeit ihrer Vergangenheit und wie eine glückverheißende Zukunftsstimme erfreulich ab. Sie seien allen Freunden Italiens aufs Neue nachdrücklich empfohlen! Wem der Genuß versagt bleibt, die Erinnerungen in dem charakteristischen, durch Schlichtheit und Natürlichkeit ausgezeichneten italienischen Urtext des Verfassers zu lesen, dem wird durch die vor Kurzem erschienene, oben angezeigte deutsche Bearbeitung des Werkes von L. von Bodenhausen Gelegenheit geboten, seinen hauptsächlichen Inhalt in einem geschickt zusammengefaßten Auszuge kennen zu lernen. Die mehr als 800 Seiten enthaltenden beiden Bände des Originals sind in der deutschen Bearbeitung auf 264 Seiten eingeschmolzen, aber dieser Proceß ist durch eine so feinfühlige Hand vollzogen worden, daß von dem, was an der Autobiographie des Veteranen allgemeines und für deutsche Leser besonderes Interesse hat, nichts Wesentliches dabei in Verlust gerathen ist. Vielfach ist es sogar gelungen, den Ton freimüthiger und ungezwungener Conversation, der den Erinnerungen des alten Generals eine liebenswürdige Eigenthümlichkeit verleiht, auch in der deutschen Wiedergabe festzuhalten. Die langjährigen freundschaftlichen Beziehungen zur Familie della Rocca, auf welche das Vorwort der deutschen Bearbeitung hinweist, sind hierbei ohne Zweifel von besonderem Werth für die glückliche Lösung der nicht leichten Aufgabe gewesen.

P. D. Fischer.

Berichtigung.

Auf Wunsch des Herrn George Stockhausen in Berlin, des Uebersetzers von Maeterlinck's „Pelleas und Melisande", theilen wir mit, daß der auf S. 295 im Maiheft der „Deutschen Rundschau" erwähnte Vortrag des Herrn Maximilian Harden nicht vor, sondern nach der Aufführung genannten Dramas gehalten wurde. Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

γ. **Weltgeschichte.** Unter Mitarbeit von Georg Adler u. s. w. herausgegeben von Hans F. Helmolt. Erster Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1899.

Die mit diesem ersten Bande ans Licht tretende „Weltgeschichte" erhebt den Anspruch, diesen Namen in ganz anderem Sinne zu verdienen als alle Werke, welche bisher „Weltgeschichte" genannt wurden. Sie soll wirklich eine Geschichte der ganzen Menschheit sein, nicht bloß eine Geschichte eines Theils der Menschheit; deshalb erhält sie eine ethnogeographische Grundlage und bezieht die gesicherten Ergebnisse der paläontologischen Forschungen und die Entwicklung der sog. Wilden zu Halbculturvölkern ein. Der hier vorliegende Band, an welchem außer dem Herausgeber Helmolt noch Joseph Kohler, Friedrich Ratzel, Johannes Ranke, Konrad Häbler, † Graf Eduard Wilczek und Karl Weule mitgearbeitet haben, bringt eine Einleitung über den Begriff der Weltgeschichte, über die Grundbegriffe einer Entwicklungsgeschichte und über die Vorgeschichte der Menschheit, um dann zur Geschichte Amerika's überzugehen, welche bis zur Gegenwart herab verfolgt wird; den Schluß macht eine Betrachtung der Bedeutung des stillen Oceans. Die Illustration des Bandes sieht von Bildern im Text selbst, wohl erfreulicher Weise, ab, bietet dagegen auf ganzen Blättern drei Karten und zwanzig Tafeln, worunter vier in Farbendruck, alle in hervorragender Ausführung. Der zweite Band soll Oceanien und Ostasien umfassen, der dritte Westasien und Afrika, der vierte die „Mittelmeervölker", der fünfte bis achte Europa und den Atlantischen Ocean. Wie man schon aus diesen wenigen Angaben entnehmen kann, ist diese Weltgeschichte allerdings etwas Anderes als ihre Vorgängerinnen. Sie macht sich von der Vorstellung los, als ob es schlechthin Herrschervölker und Herrscherculturen gebe; sie hält das für Ausgeburten einer Ueberschätzung augenblicklicher Verhältnisse, deren Dauer keineswegs verbürgt ist; sie geht davon aus, daß die Ansichten v. Treitschke's und Ernst v. Baer's, welche die Massenaristokratie der europäischen Völker zur Weltherrschaft berufen glauben und in dieser Aristokratie wieder den Germanen den Vorrang einräumen, keine bleibende Geltung haben werden. Der teleologische Gedanke hat in dieser Weltgeschichte, wie sich von selbst ergibt, keine Stätte; sie verfährt rein beschreibend und sieht in der Anlegung eines Werthmessers an die gesammte Culturentwicklung einen Ausfluß der Willkür. Es versteht sich von selbst, daß über ein solches Werk erst geurtheilt werden kann, wenn es abgeschlossen vorliegt. Wir werden uns also vorerst auf eine objective Berichterstattung über das Fortschreiten des Werkes beschränken müssen, welches nach dem Versprechen des Herausgebers und des Verlags ein rasches sein wird: aber wir erkennen unumwunden an, daß der erste Band eine hervorragende Leistung ist und eine unermeßliche Fülle von Anregung und Belehrung bietet. Auch wer den Grundgedanken des Herausgebers und seiner Mitarbeiter verwirft und am altväterischen Begriff der Weltgeschichte als einem bewährten festhält, wird doch diesen Band mit großem Nutzen studiren.

λβ. **Kaiser Wilhelm I.** Von Erich Marcks. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Duncker & Humblot. 1899.

Die erste Auflage der Biographie Kaiser Wilhelm's I. von E. Marcks haben wir vor einem Jahre in diesen Blättern so eingehend gewürdigt, daß wir uns jetzt begnügen können, die Veröffentlichung der dritten Auflage hier kurz zu registriren. Wie sich versteht, hat der Verfasser die Ergebnisse der neuesten Publicationen bis zu Bismarck's „Gedanken und Erinnerungen" und Busch's „Some secret pages" in seine Darstellung verwoben, mit derselben Feinheit und Besonnenheit des Urtheils, die seine hier veröffentlichte Werthung der letzten Bismarck-Literatur aufweist, und mit Vergnügen folgt der aufmerksame Leser den Spuren dieser Umarbeitung, die sich oft nur in einem leise eingeschobenen „wohl" oder „vielleicht" verrathen, oft aber auch in längeren und bedeutungsvollen Ergänzungen stark zu Tage treten. Schärfer zugleich und voller ist namentlich immer die Darstellung der großen Wendepunkte und Schicksalstage in Wilhelm's Leben herausgearbeitet: der innere Kampf im Winter 1863/64 vor dem Eingreifen in Dänemark, die Verhandlung in Nikolsburg, die Entscheidung in Ems. Der äußere Umfang des Buches ist dadurch nicht unerheblich gewachsen: in allen wesentlichen Punkten jedoch ist der Charakter dieser besten Biographie Kaiser Wilhelm's unverändert geblieben.

γ. **Directorium, Consulat und Kaiserreich.** Von Paul Lacroix. Uebertragen von Oscar Marschall von Bieberstein. Leipzig, Heinrich Schmidt und Günther. 1898.

Das Werk von Lacroix enthält eine aus sehr vielen Schriften mosaikartig zusammengefügte Schilderung Frankreichs in den Jahren 1795—1815 und unterstützt den Text durch zahlreiche bildliche Darstellungen. So bietet es einen angenehmen und unterrichtenden Lesestoff dar, und wird gewiß, wenn man auch manchmal etwas mehr kritische Verarbeitung des Gebotenen wünschen möchte, bei den Freunden der Geschichte wohlwollend aufgenommen werden. Die Bilder scheinen zum Theil unter dem Gesichtspunkt der Kostümkunde ausgewählt, kommen aber auch anderen Wünschen entgegen; neben einem Bildchen des Königs von Rom stehen Darstellungen von Gesellschaftsspielen, neben Scenen aus dem Handwerkerleben Wiedergaben großer historischer Vorgänge.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 15. Juni zugehen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Bellermann. — August Ernst Graf von Reventlow-Criminil. Berlin, Reichsmann'sche Buchhandlung. 1899.

Berlepsch. Heimat. Schweizer Novellen von H. von Berlepsch. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 1899.

Biedermann. — Zeit und Lebenswagen auf dem Gebiete der Moral. Von Dr. Karl Biedermann. Breslau, E. Schettlaender. 1899.

Blohbaum. Christus redivivus. 2. 1. Wie der Stifter unserer Religion in religiösen Sinnen dem Bedürfnisse gläubiger Gemeindegenossen der gebildeten Welt entstanden und darnieder wäre. Von Emil Blohbaum. — Theil I. Die Voraussetzungen aller Wissenschaft. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 1899.

Brandes. Julius Cäsar. Von Georg Brandes. Uebersetzt von Alfred Jentsch. Leipzig, O. Hardorff. 1899.

Braumüller's Badebibliothek. — Klimatischer Curort Arco in Südtirol von Dr. Oskar Gerke. — Die warmen Quellen Gasteins. Von Dr. Ludwig Wick. Zweite Auflage. — Curort Giesshübl-Sauerbrunn von Dr. Josef Loschner und Dr. Wilh. Gastl. Dreizehnte Auflage. — Schlammbad Piešťan Pistyan in Ungarn von Dr. Coloman von Fodor. Dritte Auflage. — Curort Roblitsch-Sauerbrunn in Steiermark von Dr. J. Hoisel. Vierte Auflage. — Johannisbad im Riesengebirge, Böhmen. Von Dr. Fritz Knaur. Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller. 1897. 1898. 1899.

Brink. — Geschichte der englischen Literatur von Bernhard ten Brink. Erster Band. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von Alois Brandl. Straßburg, Karl J. Trübner. 1899.

Büchner. — Die sociale Frage. Von Prof. Dr. L. Büchner. Berlin, Hermann Walther. 1899.

Cappelletti. — Napoleone I. Di Licurgo Cappelletti. Con XXIII foto-incisioni. Milano. Ulrico Hoepli. 1899.

Cleß. Theoretischer Anarchismus. Von Alfred Cleß. Verlags-Magazin J. Schabelitz (Commissions-Verlag) in Zürich. 1898.

Collection „Brillant". — Band 1: Der Schreiber. Eine Geschichte aus Mecklenburg von Ludwig Stave. Band 3: Wanda. Eine Novelle von O. Eugen Thossan. Dritte Auflage. — Band 8: Der Stellvertreter. Erzählung von Dubut de Laforest. Deutsch von Ludwig Wechsler. Leipzig, C. F. Tiefenbach. O. J.

Conrad. — Grüße an meine Freunde in New York. Von Dr. L. Conrad. New York, Turien & Pfeuffer. 1899.

Deiters. — Künstler, Kunstschreiber und der gesunde Menschenverstand. Von Heinrich Deiters. München, Josef Seiling. O. J.

Deutscher Sprache Ehrentranz. Was die Dichter unserer Muttersprache zu Liebe und zu Leide singen und sagen. Berlin, Allgemeiner Deutscher Sprachverein F. Berggold. 1898.

Durkheim. — L'année sociologique publiée sous la direction de Emile Durkheim. Deuxième année (1897—1898). Paris, Félix Alcan. 1899.

Ernst. Dem Leben zurückgegeben. Roman von P. Ernst. Sechstes Tausend. Berlin, A. Schall. O. J.

Ernst. — In der Oase. Von P. Ernst. Dyveln, Georg Maske. 1899.

Esmarch. — Ueber den Kampf der Humanität gegen die Schrecken des Krieges. Von Friedrich von Esmarch. Zweite, umgearbeitete und erweiterte Auflage. Mit einem Anhang: Der Samariter auf dem Schlachtfelde. Mit mehreren Abbildungen. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 1899.

Fischer. — Schleiermacher. Zum hundertjährigen Gedächtniß der Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 1899.

Frapan. — Hamburger Bilder für Hamburger Kinder von Alfe Frapan. Hamburg, Otto Meißner. 1899.

Frei. — Lebensfluth. Gedichte von Leonore Frei. Berlin, Ferd. Dümmler. 1899.

Fumagalli. — Chi l'ha detto? Tesoro di citazioni italiane e straniere di origine letteraria e storica, indicate, ordinate e annotate da Giuseppo Fumagalli. Terza edizione riveduta ed arricchita. Milano. Ulrico Hoepli. 1899.

Geffcken. Lehde und Duell. Vortrag von Dr. Heinrich Geffcken. Leipzig, Veit & Comp. 1899.

Griboiedoff. Weh dem Klugen! Schauspiel in vier Aufzügen und in Versen von A. S. Griboiedoff. Aus dem Russischen metrisch übersetzt von Dr. C. A. Ellinen. einbed. P. Offels. 1899.

H. Kleine Wahr- und Bosheiten von O. H. Stoffin. H. Dannenberg & Co. 1899.

Hanshofer. Planetenbrand. Ein Zukunftsroman. Von Max Haushofer. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1899.

Hedin. — Durch Asiens Wüsten. Drei Jahre auf neuen Wegen im Pamir, Lop-nor, Tibet und China. Von Sven Hedin. Mit 256 Abbildungen, 4 Chromotafeln und 7 Karten. Zwei Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1899.

Heinemann. Goethe. Von Karl Heinemann. Zweite, verbesserte Auflage. Leipzig, E. A. Seemann. 1899.

Helldorff. — Schloß Bregich. Leben und Leiden am Hofe der Gemahlin August des Starken. Von J. von Helldorff. Schwerin i. M., Fr. Bahn. 1899.

Herrmann. — Deutsche Mythologie in gemeinverständlicher Darstellung von Paul Herrmann. Mit 11 Abbildungen im Text. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1898.

Histoire des variations de l'état-major. — L. Dreyfus. Paris. Georges Bellais. 1899.

Jacobowski. — Neue Lieder der besten neueren Dichter, fürs Volk zusammengestellt von Dr. Ludwig Jacobowski. Berlin, M. Liemann. O. J.

Jahrbuch, Erstes, der deutsch-österreichischen Schriftsteller-Genossenschaft. 1899. Wien, Carl Graeser. 1899.

Joesten. Literarisches Leben am Rhein. Zwei Studien von Dr. Joesten. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1899.

Jülcib. — Die Gefangennahme des Landgrafen Philipp von Hessen (1547). Vortrag von Dr. S. Jülcib. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A. G. (vorm. J. F. Richter). 1899.

Kafemann. — Die Erkrankungen der Sprechstimme, ihre Ursachen und Behandlung nebst einer kurzen Hygieine für Lehrer, Geistliche, Advokaten und Offiziere von Dr. R. Kafemann. Danzig. A. W. Kafemann. 1899.

Krauss. — Lucretia. Roman in zwei Büchern von Gustav Johannes Krauss. Illustrirt von F. von Klein und Willy Werner. Erstes bis zehntes Tausend. Berlin. Rich. Eckstein Nachf. O. J.

Kurnig. — Der Pessimismus der Anderen. Pessimistische Geflügelte Worte und Citate. Gesammelt von Kurnig. Leipzig. Max Spohr. 1899.

Kürschner. — Staats-, Hof- und Communal-Handbuch des Reiches und der Einzelstaaten (zugleich Statistisches Jahrbuch), herausgegeben von Joseph Kürschner. 1899. Vierzehnte Ausgabe. Eisenach, Verlag von Kürschner's Staatshandbuch.

Larisch. — Ueber Zierschriften im Dienste der Kunst. Von Rudolf von Larisch. Mit mehreren Abbildungen. München. Jos. Albert. 1899.

Lévy. — L'inquisition. Par Louis-Germain Lévy. Paris. Librairie Durlacher. 1899.

Liebmann. Gedanken und Thatsachen. Philosophische Abhandlungen, Aphorismen und Studien von Otto Liebmann. Zweites und drittes Heft. Straßburg, Karl J. Trübner. 1899.

Meyer's Conversations-Lexikon. Fünfte, gänzlich neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Jahres-Supplement 1898/99. Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts. 1899.

Meyer's Reisebücher. — Norwegen, Schweden und Dänemark von Dr. Yngar Nielsen. Siebente Auflage. Mit 21 Karten und 9 Plänen. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. 1899.

Meysenburg. — Memoiren einer Idealistin. Von Malvida von Meysenburg. Vierte Auflage. Drei Bände. Berlin und Leipzig. Schuster & Löffler. 1899.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Goethe in freier Luft.

Zu seinem hundertundfünfzigjährigen Geburtstage.

[Nachdruck untersagt.]

Ende August tritt der Tag ein, an dem Goethe vor einem und einem halben Jahrhundert geboren ward. Er wird vielleicht diesmal nicht so festlich begangen werden als im Jahre 2749 seine tausendjährige Wiederkehr. Oder wie die Welt den dreitausendjährigen Geburtstag Homer's in den nächsten Jahrhunderten gern begehen würde, wenn sie ihn kennte. Und wie auch Bismarck's tausendjährigem Geburtstage einst die verehrende Erinnerung der Völker nicht fehlen wird, dessen „Gedanken und Erinnerungen" ein Werk zurückblickender, gestaltender Phantasie sind.

Die Höhe des Standpunktes, von dem ein Dichter auf das menschliche Thun herabblickt, verleiht seinem schriftlichen Werke Werth und irdisch-unsterbliches Bestehen. Goethe's wirklicher Geburtstag liegt uns noch zu nahe, als daß die germanischen Völker die Größe des idealen Nutzens zu fassen vermöchten, den dieser einzige Mann uns gebracht hat. Und doch glauben heute Manche vielleicht, es werde zu viel gethan, ihn zu ehren. Er wird zu sehr im Kleinen heute betrachtet. Man wird an zukünftigen säcularen Goethe-Tagen kaum noch Neuigkeiten über ihn selbst vorbringen können, und vermag es schon heute nicht, es müßten denn zufällig sich darbietende Reliquien oder dergleichen sein. Neue Schicksale aber wird von hundert zu hundert Jahren das deutsche Volk gehabt haben, in deren Widerscheine Goethe wie ein neuer Mann ihm erscheinen muß. Gedenken wir heute nur der Thatsache, daß wir diesen Goethe-Tag zum ersten Male als ein einiges, freies Volk begehen. Ich will an Einiges erinnern, das diesem Gedanken entfließt.

I. Goethe und die freie Luft.

Jacob Grimm hat zu Goethe's hundertjährigem Geburtstage nicht öffentlich gesprochen, zehn Jahre später jedoch, am 10. November 1859, über Schiller in der Berliner Akademie der Wissenschaften und Goethe dabei mitgefeiert. Indem er Schiller und Goethe neben einander betrachtet, sagt er von diesem: „Bei Goethe überwog die Anziehungskraft der Natur, und er hat auf Pflanzen, Steine, Thiere und auf die Physiologie insgemein lange, ernste Studien gerichtet." Viel weiter ist diese Wahrnehmung hier nicht von ihm verfolgt worden. In den Worten braucht nur zu liegen, daß Goethe gelehrte Theilnahme für natur-wissenschaftliche Probleme hegte. Dies ist sicherlich wahr: ein viel näheres Verhältniß hatte er zur Natur schlichthin. Er bedurfte dessen, was wir im besonderen Sinne die freie Natur nennen. Auch die dem Menschen dienenden Herden der Hausthiere bringen ihr Leben auf der Weide hin und sind mit Sonne und Nachtwind und fließendem Wasser vertraut: wie ganz anders aber Wild und Vögel und Fische.

Goethe hat in der freien Luft gelebt. Am natürlichsten empfand er sich auf dem Ritte durch Sicilien, auf der Jagd mit dem Herzoge in Thüringen, wo sie ein Zeltleben führten und Nachts am Feuer lagerten, in dem Feldzuge nach Frankreich und vor Mainz, auf den Fahrten durch Böhmen, durch Hessen nach Süddeutschland, in der Schweiz und am Rheine. Da reitet und schreitet er dahin wie ein junger Herrscher, der den vollen Bereich seiner Herrschaft persönlich kennen lernen möchte. All seine Berge möchte er bestiegen, all seine Wälder durchpürscht, mit jedem seiner Unterthanen Zwiesprache gehalten haben. Goethe's Studirstube und Schlafzimmer waren nur armselige Unterschlupfe, versehen mit dem Nothwendigsten; sein Gärtchen hinter dem Hause und der Garten an der Ilm sind seine Wohnstuben gewesen. Das steht uns vor Augen, wenn wir Goethe's und Weimar's gedenken. Dazu der Park selber, Belvedere und Tiefurt und der Weg dahin, der Weg nach Jena und nach Erfurt, die Wege zu seinem Landgute, nach Berka, nach dem Gute der Frau von Stein. Ganz Deutschland liegt in Regen und Sonnenschein um Goethe herum und um seine Statuen.

Und wie Goethe sind Luther und Bismarck Männer der frischen Luft gewesen. Die ersten Bilder, die unsere Phantasie producirt, wenn wir Luther's gedenken, haben freie Luft um sich. Wie er als armer Schüler Nächtens umherzieht, um vor den Thüren zu singen, wie er durch Deutschland und Italien wandert, um Rom zu besuchen, und wieder zurück, immer in derselben Kutte, wie er im Thüringer Walde überfallen, aus dem Wagen gerissen und auf die Wartburg gebracht wird — ans Reiten war er nicht gewöhnt, spät Abends trifft er zu Pferde todmüde da ein — und wie er, während die Vögel auf den Aesten singen, dort mit den Blicken die Wälder überfliegend, liest und schreibt. Das steht in seinen Briefen von da. Dazu gehörte die Welteinsamkeit um die Wartburg, fern von Lärm und Geschwätz, das Luther bis dahin stetig umgab: daß er in der Stille des rauschenden deutschen Waldes die herrliche Sprache in sich und aus sich klingen hörte, in die er da oben jetzt die Bibel übersetzte. Dieselbe Sprache, in der Goethe Jahrhunderte später dann die Lieder dichtete,

die er Nachts in demselben Thüringen, durch Wald und Feld streifend, der inneren Stimme nachschrieb, die sie ihm vorsang. Zwischen Luther und Goethe läuft eine unsichtbare einsame Straße, auf der sie einander begegneten.

Und Bismarck. Von dem man das Gefühl hat, als habe er als Wächter seines Vaterlandes immer zu Pferde gesessen, wie der uralte Theodorich ohne das Pferd nicht zu denken war, auf dem er einherritt. Zum Deutschen gehört bei vielen Gestalten das Schlachtroß wie ein Theil von ihnen. In der Heldensage spielt es neben den Göttern seine eigene Rolle. Die griechischen Götter und Helden Homer's fahren in Wagen dahin, die germanischen reiten. Das Roß Friedrich's des Großen hieß Condé, das Kaiser Wilhelm's I. Sadowa, der Name von Pferden, die Bismarck ritt, würde auch wohl zu erfahren sein.

Die höchste Ehre, die Völker ihren Herrschern anthun, sind Reiterstatuen. Kann man sie in Erz nicht bilden, so setzt man sie in Gedanken einstweilen. Schon jetzt ist Bismarck den Süddeutschen der hoch zu Roß thronende Herzog der Germanen. Bismarck war immer unterwegs. Wer erinnert sich seiner nicht auf seinen Ritten im Thiergarten, wenn er in Berlin war? Er bedurfte, wie Luther und Goethe der freien Luft, um nachzudenken. Der Garten hinter dem Palais war sein Aufenthalt. Busch erzählt, wie er Nachts Bismarck im Garten seines Hauses zu Versailles auf und nieder gehen sah. Ein Wald wurde ihm geschenkt nach 1870. Zwischen seinen Wäldern und Feldern hat er seine letzten Jahre verbracht. Im Freien empfing er die Abordnungen des Volkes und sprach zu ihnen. Mitten im Sachsenwalde werden einstige Generationen ihm einmal sein Denkmal errichten, wo er mit den Gestirnen, die über seinem Vaterlande walten, Zwiesprache hält.

Die Gestalten, die Goethe's Phantasie entsprangen, sind in der freien Luft einher geschritten. „Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde" beginnt eins seiner frühesten Lieder. Götz erscheint in allen Umgebungen, welche freie Luft uns bietet. Iphigenie hat die ewigregen Wipfel des heiligen Waldes über sich. Tasso irrt in den italienischen Gärten umher, in die das Schicksal ihn hinein verleitet hat. Und Faust! — was alle Länder und alle Zeiten an Landschaft bieten, betritt sein Fuß, oder auf den Wolkenritten hat er es unter sich.

II. Goethe's geistiges Vordringen in immer freiere Luft.

Goethe's Lebensgang war ein unablässiges sich Abmühen nach weiter sich erstreckenden Gebieten. Für seine sich ausdehnende Seele verlangte Goethe Freiheit. Ein wunderbarer Anblick, wie sie ihm gewährt wird. Der Uebergang nach Leipzig ließ ihn den ersten Schritt thun. Ueber Gellert hinaus erhob er sich dort nicht. Lessing und Winckelmann klangen nur wie fernes Geläute in seine dortige Stille hinein. In Straßburg fand er Herder und Shakespeare: eine Ahnung höherer Kritik eröffnete sich hier. Dann in Frankfurt das Zusammentreffen mit einem Gedränge aufstrebender Kräfte. Dann in Weimar das Emporsteigen in höhere Geselligkeit und in eigenes verantwortliches Thun. Alles noch, ehe er das dreißigste Jahr erreichte. Dann die ungeheure innere Fortbildung und ihr Abschluß in Italien. Stufenweise sehen wir ihn

emporsteigen. Dann Schiller, zugleich das Alterthum und die Frucht bewußter künstlerischer Arbeit in „Hermann und Dorothea". Und so sehen wir die wechselnden Ereignisse Goethe's Horizont erweitern, und mit sechzig Jahren ist er der geistige Regent seines neuen, kleinen Vaterlandes, in dem jeder Winkel ihm bekannt ist. Immer weiter jedoch dehnt über ganz Deutschland seine Interessensphäre sich aus. Völlig aus eigener Kraft erschließt ein Territorium nach dem anderen in stiller Unterwerfung sich ihm. Seine Reisen fangen an, Triumphzüge zu werden. Unablässig arbeitet er daran, seine innere Macht zu erweitern. Weibliche Zärtlichkeit, die ihn zu umgarnen und an die Stelle zu fesseln versucht, durchreißt er. Gesindel, das sich ihm hindernd in den Weg zu stellen sucht, weicht, ohne daß er die Hand hebt, zurück. Dieser Weg Goethe's zu sich immer mehr befreiendem Einflusse über die alten Grenzen hinaus ist ein stolzer Genuß für den, der ihn zu verfolgen fähig ist. Das Stille, Geräuschlose dieser Eroberungen erfüllt uns selber mit eigener Kraft, die wir diesen Gang beobachten. Das Ueberwältigende des langsamen Vorschreitens Goethe's in immer höhere Kreise geistiger Freiheit rührt, bekräftigt, begeistert. Wir fühlen, daß, wenn Goethe ging, der Schauplatz seines Thuns geblieben sei. Je weiter diese Entwicklungen in die Ferne zurückweichen, um so einfacher, organisch verständlicher werden sie. Lauter Fügungen! Ein Mann von so überwältigendem Einflusse auf die Geschicke der Welt konnte nicht anders zu dem werden, was er war, als durch unbegreifliche Gunst der weltverwaltenden Mächte.

So weit wir umher sehen, um neue Gelegenheiten zu entdecken, den Begriff Freiheit mit Goethe in Verbindung zu bringen, immer wieder bieten sich neue Gesichtspunkte dar.

III. Die wachsende Verbreitung der Schriften Goethe's.

Goethe fing ärmlich an. In engen Grenzen bewegte sich, was er der Welt zu schenken wünschte. Er erzählt selbst von seinen anfänglichen Versuchen, gedruckt ins Publicum einzudringen. Auf eigene Kosten ließ er den „Götz" erscheinen. Buchhändler wiesen Angebote zurück. Fast als Erfolg durfte gelten, daß Nachdrucke seiner Dichtungen erschienen. Der Himburg's machte neben allem Aerger ihm selber Freude. Seine erste umfassende Ausgabe der Werke von 1787 flößte jedoch weder dem Buchhändler noch ihm selbst großes Vertrauen ein.

So stand es mit ihm, als er auf die Fünfzig losmarschirte. Erst im Anfange des neuen Jahrhunderts erschien bei großer Subscription die neue Ausgabe von Goethe's Werken, die eine beherrschende Stellung einnahm. Diese zuerst gab ihm Uebermacht in Deutschland. Das Publicum und die Schriftsteller und Dichter neigten sich ihm. Er war fast sechzig Jahre alt. „Hermann und Dorothea" und „Faust" bilden von jetzt an die Basis des Postamentes, auf dem er steht. Ein neuer, freier Mann; alles Frühere ist bloße Vorstufe. Von da ab erst zählen die Stufen der tieferen Einwirkung Goethe's auf Deutschland. Siebzig Jahre aber hat er bereits, als die „Ausgabe letzter Hand" unternommen wird, die bis zu seinem Tode und

darüber hinaus sich hinzieht. Auf dieser Ausgabe beruht, Scherer's und Loeper's Machtwort zu Folge, die der Großherzogin Sophie. Halten wir diese Epochen buchhändlerischen Emporkommens wohl im Auge: alle diese Ausgaben sind nur Vorstufen. Erst 1862, dreißig Jahre nach Goethe's Tode, werden seine Werke gesetzlich freies Eigenthum des deutschen Volkes, und er beginnt die ungeheure Position voll einzunehmen, die heute Gegenstand unserer historischen Betrachtung ist.

IV. Freie Luft für Goethe's Werke.

Die so gewonnene Freiheit des Verhältnisses Goethe's zu Deutschland aber ist auch wieder nur eine Epoche.

Mit dem Freiwerden der Werke erhoben diejenigen Mächte, die Goethe's Einfluß zu beschränken suchen, ihr Haupt. Hier beginnt die heutige Arbeit des Sich-frei-machens von der Uebermacht von Parteien, die sich zwischen uns und Goethe's Werke drängen möchten. Goethe wird nun so genommen, als biete er seine Erfindungen, Träume und Gedanken frisch wie jeder Andere dem Publicum dar. Warum soll er günstiger behandelt werden als andere, heutige Autoren, denen er bei ihrem Fortkommen nicht hinderlich sein darf? Wenn ein Schriftsteller zuerst mit Werken eintritt, welche Aufsehen erregen, so bilden sich sofort zwei Parteien: die Einen, unzufrieden mit dem bisherigen Stande des das Publicum beherrschenden Geschmackes, glauben in ihm den Mann der Zukunft gefunden zu haben; die Anderen, erschreckt über die drohende Antastung der Meisterwerke, die wir besitzen, die wir bewundern, und die unserem geistigen Bedürfnisse noch genügen, wenden sich gegen ihn. Leidenschaftlich kann hier gekämpft werden. Goethe muß noch einmal heute die Stelle oft sich erobern, auf der er steht.

Goethe hatte bei seinem ersten Auftreten bald kampflustige Gegner und Anhänger gehabt. Immer ging man dabei im Fortschritte seiner Production von seinem letzten Werke aus. Immer ward zu beweisen gesucht, er habe nun wieder sich selbst übertroffen, oder aber es gehe nun in der That mit ihm zu Ende, oder wenigstens es sei ein Stillstand eingetreten. Schiller selbst trat in seinen Anfängen als Angreifer hier mit ein. Schiller aber auch that das Seinige dann, um zu bewirken, daß Goethe, etwa im fünfzigsten Jahre, Alles in Allem als der vornehmste deutsche Dichter anerkannt wurde, und die Schlegel machten dieses nationale Urtheil zu einem literarisch unantastbaren.

Goethe hatte wenig Mittel, den Kampf aufzunehmen. Er bot jener Zeit nichts, was unter dem Namen „Goethe's Werke" einen Ueberblick seiner Arbeit geliefert hätte. Die von ihm bei seinem Aufenthalte in Italien mit Hülfe der Weimarer Freunde fast zu Ende gebrachte Gesammtausgabe seiner Dichtungen enthält, dem heutigen Stande der Dinge nach, doch nur Fragmente der Goethe'schen Production; die Ausgabe von 1808 lieferte zuerst „Goethe's Werke" in brauchbarerem Zusammenhange, und in dieser Gestalt sind die späteren Ausgaben weiter geführt worden, bis endlich die Cotta'sche sogenannte „Ausgabe letzter Hand" kam. Wie wenig aber die Cotta'sche „Ausgabe letzter Hand" enthalte im Vergleich zur neuesten Weimaraner, dies zu erblicken setzt ebenso in Erstaunen, wie einst der Reichthum der Cotta'schen

„Ausgabe letzter Hand" Staunen erregte. Diese haben Jacob und Wilhelm Grimm vor der Arbeit am Wörterbuche gar nicht besessen! Erst beim Beginn des Wörterbuches wurde sie von Hirzel dafür beschafft. Sie ist heute, wo die weimarische Ausgabe in Jahren erst vollendet sein wird, neben der ganzen Fülle des einstweilen nur in separaten Editionen vorliegenden Stoffes immer noch die einzige umfassende Edition der Werke Goethe's, von denen der dem Umfange nach größere Theil ja erst nach Goethe's Tode ans Licht trat, hier und da, wie der Zufall es fügen wollte.

Bei unserer heutigen Betrachtung ist der bis in Goethe's höchstes Alter nie verstummende tägliche Widerspruch gegen ihn und gegen seine Schriften als völlig abgethan anzusehen, und was dem Einzelnen in ihm und an ihm mißfällt, ist nicht mehr geeignet, den historischen Werth des Mannes zu beeinträchtigen. Wohl aber hat Goethe in immer größerem Maße jetzt nicht nur die zu überwinden, die überhaupt nichts von ihm wissen wollen, als die, welche thatsächlich ihn nicht kennen. Viele gehen an ihm vorüber. Viele aber auch möchten ihn kennen lernen und wissen nicht, wie dies möglich zu machen sei. Es tritt heute eine Schwierigkeit bei der Betrachtung dieser alles menschliche Maß überschreitenden Production zu Tage, an die früher nicht gedacht worden war: die Unmöglichkeit, neben dem übermächtigen Inhalte des übrigen allgemeinen literarischen Vorrathes der Menschheit, Goethe's Werke zu lesen. Die geistige Aufnahme des Inhaltes der in der Wohnung eines heutigen Menschen kaum unterzubringenden Werke Goethe's, ein Band aussehend wie der andere, würde lange Jahre angestrengter Thätigkeit erfordern. Nach Vollendung der Weimaraner Ausgabe wäre zwischen hundertundfünfzig und zweihundert Bänden bloßen Textes durchzunehmen.

Die Nothwendigkeit einer Auswahl wird eo ipso eintreten und hierüber sich wohl eine nationale Verständigung erzielen lassen. Von der bisherigen Anordnung aber wäre nun durchaus abzusehen. Die Frage muß so gestellt werden: Was hat der junge Lebensanfänger der Zukunft für Wege einzuschlagen, um der Dichtungen Goethe's froh zu werden? Meinem Gefühle nach müßte den ersten Band der Goethe-Ausgabe des zwanzigsten Jahrhunderts „Faust" einnehmen. Dann „Hermann und Dorothea", dann „Iphigenie", dann „Götz", dann „Wahrheit und Dichtung", dann eine Reihe von Gedichten. Die übrigen Stücke nachzulesen, bliebe Denen überlassen, denen diese Arbeit als eine innerlich unentbehrliche sich aufdrängte. So natürlich und durchführbar nun aber es scheinen könnte, das Wichtigste auszuwählen, so tritt hier ein Bedenken ein, das in Goethe's Person liegt: Goethe, wenn er schreibt, kennt keine Nebensachen, weder in der Form noch im Inhalte. In gleichgültigen Briefzetteln oder Notizen finden sich inhaltreiche, monumental gefaßte Gedanken. Wie zufällige Anregung ihm diese Einblicke in das innerste Wesen der Dinge eingibt, zeichnet er sie auf. Wer alle Bände seiner Werke durchsähe, würde in den Besitz dieses Reichthums gelangen, Denen aber, denen hierfür Zeit und Gunst des Schicksals sich nicht darbietet, dürfen sie doch nicht verschlossen sein. Wie sollen diese Gedankenschätze dem Volke dargeboten werden? In Gestalt eines Goethe-Wörterbuches müssen sie ausgezogen und zugänglich gemacht werden. Dieses zu gestalten, liegt uns ob.

Unsere Aufgabe oder, enger gefaßt, unsere Pflicht besteht darin also:

Durch die Ausgabe der Großherzogin Sophie wird Goethe's gesammtes literarisches Dasein in einen noch unvollendeten, kostbaren Palast internirt. Früher haben viele Blätter seiner Hand, handschriftlich oder gedruckt, ein landstreicherhaftes Leben geführt: auch diesen allen ist mit den edelsten Werken zugleich dieselbe ehrenvolle Wohnung zubereitet worden. Der deutschen Nation hat die deutsche Fürstin ein Geschenk höchster Art damit gemacht. Prachtvolles, festes Gewand ist gleichmäßig allem aus Goethe's Geiste sichtbar Entsprossenen verliehen worden. Ein Gewand aber, das sich allmählich in Gefängnißkleidung verwandeln wird. Die Zukunft hat den beflügelten Gedanken Goethe's eine neue, höhere Freiheit zu schenken.

In Goethe's Werken, „Ausgabe letzter Hand", war der Unterschied des Zufälligen und der Hauptwerke schon beinahe aufgehoben worden, unter Goethe's eigenem Zuthun. Dennoch hielt man fest an dem Unterschiede der „Werke" und des „Nachlasses". Heute bildet Alles für den Anblick ein gleichwerthiges Ganzes. Fast könnte den Bewohnern des zwanzigsten Jahrhunderts die Idee auftauchen, all' diese Bände als Ganzes successive herzustellen, sei Goethe's Lebensarbeit vorsätzlich gewesen. Es handelt sich jetzt darum, dieser Auffassung vorzubeugen. Das Goethe-Wörterbuch wird jedem Gedanken Goethe's seine Freiheit zurückgeben. Dies Wörterbuch wird die Worte und die Gedanken umfassen. Es wird bereits daran gearbeitet. Es wird auf die geistige Theilnahme aller Deutschen, auch Derer außerhalb unseres Kaiserreiches, dabei gerechnet. —

Das Deutsch Goethe's wird die Sprache des neuen germanischen Weltreichs sein. So ist die Sprache Homer's die des griechischen Weltreiches gewesen, deren uranfängliches Denkmal Ilias und Odyssee, und deren abschließendes das Evangelium des Johannes war. Wie weit das Reich der deutschen Sprache Goethe's einmal werden wird, weiß Niemand. Der erste Nachfolger Goethe's ist Bismarck als Verfasser seines eigenen Lebens, ein Werk, das als das erste deutsche Kunstwerk genannt werden darf, welches in der Sprache Goethe's geschrieben wurde, ohne doch eine Spur von Nachahmung zu zeigen. Wie „Hermann und Dorothea" ohne Homer aber nicht möglich gewesen wäre, so wären Bismarck's „Erinnerungen und Gedanken" ohne Goethe nicht denkbar. Goethe verlieh Deutschland die Atmosphäre, in der allein diese Frucht zur Reife gelangte.

Deutschland ist von der Vorsehung bevorzugt worden, Männer wie Luther, Goethe und Bismarck hervorgebracht zu haben. Und wenn, was Gott verhüten möge, im Treiben der Zeit zeitweilig der deutsche Geist zu Schaden käme, immer würde sich ein Historiker finden, der diese drei Namen nennt mit dem Zusatz: „canuntur apud barbaras gentes". Und wäre die schaffende, aber auch wieder zerstörende Zeit, die mit Tausenden von Jahren als Einheiten rechnet, unerbittlich: in Dichtern urmäßig zukünftiger Gesänge würden namenlos dann und unter neuen Namen geistige Gestalten auftauchen, deren anfängliche Träger Luther, Goethe und Bismarck waren.

Herman Grimm.

Begegnungen eines Engländers mit Goethe.

[Nachdruck untersagt.]

Goethe an den Kanzler von Müller.
(5. Januar 1831.)

„Wer meine Schriften und mein Wesen überhaupt verstehen gelernt, wird doch bekennen müssen, daß er eine gewisse innere Freiheit gewonnen." —

I.

Henry Crabb Robinson's Tagebücher[1]) haben gleich bei ihrem Erscheinen in Deutschland Aufsehen erregt. Es finden sich in ihnen Berichte über Begegnungen mit Goethe, die als wichtig und inhaltsreich von Herrn von Biedermann in dessen Sammlung aufgenommen worden sind. Auch an anderen Stellen sind sie erwähnt und besprochen worden[2]).

Die Verfasserin des vorliegenden Aufsatzes, die Gelegenheit hatte, das umfangreiche, eigenhändige Originalmanuscript Crabb Robinson's mit dem Drucke zu vergleichen, hält es für erlaubt, auf den Inhalt der „Tagebücher" noch einmal zurückzukommen, denn diese sind, was Goethe anlangt, dem deutschen Publicum nicht vollständig bekannt geworden, da der Herausgeber, Mr. Th. Sadler, Ph. D. bei der Redaction des Buches zunächst nur das eng-

[1]) Diary, Reminiscences and Correspondence of Henry Crabb Robinson, Barrister-at-law, F. S. A. selected and edited by Thomas Sadler Ph. D. 3 vol. London, Macmillan & Co. 1869. — Das Material, das der Herausgeber der „Tagebücher" verarbeitete, setzte sich zusammen aus flüchtigen Tagebuchnotizen, die bis zum Jahre 1810 reichen: ausführlichen Tagebüchern, 1811 begonnen, bis wenige Tage vor Robinson's Tod fortgesetzt; Reiseaufzeichnungen: Lebenserinnerungen, bis 1843 fortgeführt: Niederschriften mannigfacher Art; und schließlich einer ausgebreiteten Correspondenz. Jene ersterwähnten kurzen Aufzeichnungen hat Robinson in Mußestunden zu den „Lebenserinnerungen" erweitert.

[2]) Karl Eitner, „Ein Engländer über deutsches Geistesleben im ersten Drittel unseres Jahrhunderts". Weimar 1871. — Das Goethe-Jahrbuch 1890 (Robinson's Brief an Goethe vom 31. Januar 1829. — W. Freiherr von Biedermann, „Gespräche mit Goethe". Band I und VII. Leipzig 1889 und 1890. — Otto Planke, „Die Erinnerungen Henry Crabb Robinson's". „Vossische Zeitung" 25. Juli und 1. August 1897 (Sonntags-Beilage Nr. 30 und 31). — Th. A. Fischer, „Drei Studien zur englischen Literaturgeschichte". Gotha 1892.

lische Publicum im Auge hatte. Außerdem enthalten die „Tagebücher" Urtheile über deutsche Literatur, die dem Leser an der Wende des 19. Jahrhunderts den Standpunkt Crabb Robinson's und seiner Zeit erklären. Zu statten kam der Verfasserin die Erlaubniß, ungedruckte Briefe des Goethe- und Schiller-Archivs zu benutzen, deren Durchsicht Geheimrath Dr. Suphan zu Weimar gütigst bewilligte. Auch Goethe's Zeilen an Ottilie vom 12. August 1829 gelangen, mit Genehmigung Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs von Sachsen, hier zum ersten Mal zum Abdruck.

Carlyle schildert (Crit. and misc. Essays. I) das Eindringen deutscher Literatur in England. Er erinnert daran, wie im 16. Jahrhundert Uebersetzungen aus dem Deutschen verhältnißmäßig häufig waren, und wie es dann von den frühen Anfängen des 17. bis Mitte des 18. Jahrhunderts in Deutschland kaum eine Literatur gab, die ins Ausland drang. Als aber Goethe durch „Werther" der deutschen Literatur neuen Odem einblies, war der Eindruck auch in England[1]) ein überwältigender. In Uebersetzungen und Nachahmungen fand das Buch dort eine große Verbreitung, auch die bildende Kunst bemächtigte sich des Vorwurfs. Seitdem hat Deutschland nie aufgehört, England literarische Anregung zuzuführen. In den zwanziger Jahren wurde Carlyle zu einem beredten Interpreten unserer Classiker, der als Uebersetzer und Essayist bemüht war, seine Landsleute mit deutscher Dichtung und deutscher Denkungsart vertraut zu machen.

Aber bevor Goethe im Auslande eine geistige Grenzverschiebung bewirkt, und sich die Welt auch in diesem Sinne zu eigen gemacht hatte — es war ganz zu Anfang unseres Jahrhunderts — lernte ein junger Engländer ihn kennen, fuhr ein Menschenleben über fort, sich mit deutscher Literatur, speciell mit Goethe zu beschäftigen, und sah ihn dann nach vielen Jahren als Greis wieder. Das war Henry Crabb Robinson.

Goethe war als mächtiger Bildungsfactor in sein Leben getreten, bestimmend für seine sittliche und ästhetische Entwicklung. Wie ein rother Faden — um uns des Goethe'schen Bildes zu bedienen — zog sich hinfort die Denkweise dieses größten Geistes durch Betrachtungen, Vergleiche, Urtheile, zu denen ein bewegtes Leben Robinson die Anregung bot. Er reifte heran zu einem seiner überzeugtesten Bewunderer, wohl gewappnet gegen die mannigfachen Angriffe, die die großen britischen Zeitgenossen nicht müde wurden gegen Goethe zu richten. Er hatte es sich zur Lebensaufgabe gemacht, Goethe in England Zutritt zu verschaffen, und wahrte die Selbständigkeit seines Urtheils auch gegen Solche, deren geistiges Uebergewicht er sonst unbedingt anerkannte.

Als derselbe Robinson zum alten Manne geworden war, und das Leben die Erinnerung an so Manches zerstört hatte, haftete Goethe's Bild als un-

[1]) Vergl. Goethe's Venetianische Epigramme (34b I, 316 Weimarer Ausgabe): „England! freundlich empfingst du den zerrütteten Gast." — Der zerrüttete Gast ist doch wohl Werther?

vergänglicher Eindruck in seiner Seele. Dieser Mann, der kein Schriftsteller war, auch keinen literarischen Ehrgeiz hegte, gehört zu den Engländern, die für Goethe's Reception in ihrem Vaterlande von Wichtigkeit sind. Einmal, weil er an sich selbst zeigt, wie die in eigenthümlicher Weise nach Wahrheit strebende englische Charakteranlage, mit der die Gabe, sich einfach auszusprechen, verbunden ist, in ihm einen Typus Derer geschaffen hat, die als Goethe-Verehrer in England längst eine Gemeinde bilden; dann auch, weil er das Verständniß unseres großen Dichters in England zu verbreiten immer noch beiträgt.

Robinson, geboren 1775, war von Haus aus Jurist. Seine ganze Geistesrichtung, dem Innern zugewandt, begünstigte seine Neigung zu literarischen Studien. Ein gewisser Hang zum Uebersinnlichen macht sich schon in früher Jugend geltend, vertieft sich mit den Jahren und sucht seine Befriedigung in der Beschäftigung mit religiösen und philosophischen Problemen.

In den Jahren 1800—1805 lebte Robinson an verschiedenen Orten des mittleren Deutschlands und trat in Weimar in Beziehungen zum Goethe'schen Kreise. Nach seiner Rückkehr in die Heimath verband ihn mit Knebel, den er unter seinen deutschen Freunden am meisten schätzte, und Professor Voigt[1]), ein lebenslänglicher brieflicher Austausch. Durch beide war das Andenken Robinson's bei Goethe wach erhalten worden, der ihn 1829 Ottilie mit den folgenden Zeilen empfahl: „Ich habe Dir einen Engländer zugeschickt, welchen Du, wenn auch nicht von jüngsten Jahren, wohl aufnehmen wirst, da er etwas Enthusiastisches in seiner Natur hat und eher für einen Italiener könnte gehalten werden“ [2]).

Und in einem Briefe an Zelter heißt es: „Zu gleicher Zeit war ein Engländer bei uns, der im Anfang des Jahrhunderts in Jena studirt hatte und seit der Zeit der deutschen Literatur gefolgt war auf eine Weise, von der man sich keinen Begriff machen könnte. Er war so recht in die merita causae unserer Zustände initiirt, daß ich ihm, wenn ich auch gewollt hätte, und wie man wohl gegen Fremde zu thun pflegt, keinen blauen phraseologischen Dunst vor die Augen führen durfte. Aus seiner Unterhaltung ging hervor, daß seit diesen zwanzig Jahren und darüber viele gebildete Engländer nach Deutschland gekommen sind und sich von den Persönlichkeiten, ästhetischen und moralischen Verhältnissen unserer jetzt Vorfahren zu nennenden Männer genau unterrichteten. Von Klopstock's Verknöcherung erzählte er wunderbare Dinge. Sodann zeigte er sich als einen Missionär der englischen Literatur, las mir und meiner Tochter zusammen und einzeln Gedichte vor. Byron's ‚Himmel und Erde‘ war mir höchst angenehm mit Auge und Ohr zu vernehmen, da ich ein zweites Exemplar in der Hand hatte. Zuletzt machte er mich auf Milton's ‚Samson‘ aufmerksam und las ihn mit mir. Es ist merkwürdig, hier den Ahnherrn Byron's kennen zu lernen. Er ist so grandios

[1] Friedrich Siegmund Voigt (1781—1850), Professor der Medicin und Director des botanischen Gartens zu Jena.

[2]) Weimar 12. August 1829.

und umsichtig wie der Genannte, aber freilich geht der Enkel ins Grenzenlose, ins wunderlichst Mannigfaltige, wo Jener einfach und stattlich erscheint.

Weimar, 20. August 1829."

So Goethe an Zelter in hohem Alter. Mehr als zwanzig Jahre früher (1807) finden wir Robinson als politischen Correspondenten der „Times" in Altona, und ein Jahr darauf in der gleichen Eigenschaft in Spanien. 1813 ließ er sich dauernd in London nieder, und erhob die praktische Ausübung des Rechts zu seinem Lebensberuf. In ungewöhnlichem Grade stand ihm das Wort zu Gebote, auch wußte er seinen Reden durch ausdrucksvolle Gebärden erhöhte Wirkung zu verleihen. Dieser Gabe, verbunden mit Geistesgegenwart, verdankte er wohl seine raschen Erfolge im Berufsleben, die ihn bald zum unabhängigen Manne machten.

Sein Haus ward der Mittelpunkt einer geistig angeregten Geselligkeit. Da Robinson umfassende Bildung mit ausgebreiteter Kenntniß der Welt zu Gebote stand, und Witz, Feinheit, ein vortreffliches Gedächtniß, der Blick für das Charakteristische nicht fehlten, so erscheint sein Ruf als eines glänzenden Plauderers gerechtfertigt. Der Herausgeber seiner „Lebenserinnerungen" entsinnt sich gar wohl der geheimen Freude, die er empfand, sobald Robinson in die Gesellschaft trat, und der Gefühle, die die Nachricht seines Todes, als eines in seiner Art unwiederbringlichen Verlustes, in ihm erweckte.

Wie es wohl innerlichen Naturen eigen zu sein pflegt, legte er wenig Gewicht auf die Aeußerlichkeiten des Lebens. Als er allmählich über große Mittel zu verfügen begann, änderte er nur wenig an den eigenen Gewohnheiten. Aber seine Sparsamkeit erstreckte sich nicht auf Andere: ihm wird eine offene Hand nachgerühmt. Indeß soll er mehr im Sinn eines Großherzigen als eines Mildthätigen gegeben haben. Er konnte Solchen, die er um geistige Güter hart mit dem Leben ringen sah, große Summen zuwenden. In religiösen Dingen gehörte seine Sympathie Denen, die für Gedankenfreiheit eintraten.

Robinson's schriftstellerische Thätigkeit beschränkte sich auf seine Berichte als „Times"-Correspondent, auf die Uebersetzung deutscher Literaturproben, einige Essays und die Führung seiner Tagebücher. „Ich fand bald," sagt er, „daß ich nicht die literarischen Fähigkeiten besaß, die mir unter den englischen Schriftstellern den Platz, der mir begehrenswerth erschienen, gesichert hätten; aber da das Leben mich mit einigen der hervorragendsten Männer meines Zeitalters in Berührung brachte, glaubte ich, daß eine Aufzeichnung meiner Eindrücke von Nutzen sein könne."

Es ist schwer, sein politisches Glaubensbekenntniß zu formuliren. Nirgendwo bekennt er sich offen zu einer Partei. Der Drang nach Freiheit, ein Grundzug seines Charakters, ließ ihn gegen Napoleon I., wenn er seiner erwähnt, eine scharfe Sprache gebrauchen, und auch zum Manne gereift schämt er sich nicht der Begeisterung, die die französische Revolution einst im Knaben erweckt hatte. Als aber sein Wesen feste Gestalt gewann, reagirte dieser Freiheitsdrang nur gegen mißbrauchte Gewalt, machte ihn zu

einem erbitterten Feinde der Sklaverei, und ließ ihn allenthalben für gefährdete Menschenrechte eintreten.

Von Robinson's Abneigung gegen den großen Corsen zeugt, wie er die Begegnungen der Herzogin Luise mit Napoleon nach der Schlacht bei Jena schildert. Wir lassen hier den Auszug des Artikels folgen, den Henry Crabb Robinson in der „Times" veröffentlichte, und der im Wesentlichen das Ergebniß dieser Unterredung enthält[1]). „Als die Geschicke des Tages," heißt es in der „Times"-Nummer vom 26. December 1807, „sich entschieden hatten, wurden die Preußen, die sich in die Stadt zurückgezogen, von den Franzosen verfolgt und in den Straßen niedergemetzelt. Auch einige der Einwohner fielen zum Opfer, und eine allgemeine Plünderung begann. Abends näherte sich der siegreiche Kaiser der Stadt und nahm Besitz vom herzoglichen Schloß, das nun nach Kriegsrecht sein eigen geworden. Die Herzogin verließ ihre Gemächer und stellte sich, indem sie den Moment wahrnahm, in welchem er die Halle betrat, auf die oberste Stufe der Treppe, ihn mit all' der Etikette höfischen Empfanges zu begrüßen. Bei ihrem Anblick blieb Napoleon erstaunt stehen. ‚Qui êtes-vous?' fragte er in der für ihn so charakteristischen, abgebrochenen Art. — ‚Je suis la Duchesse de Weimar.' — ‚Je vous plains,' erwiderte er stolz, ‚j'écraserai votre mari.' Er fügte noch hinzu, daß er in seinen Gemächern speisen werde, und ging an ihr vorüber.

„Bei einer zweiten Begegnung am nächsten Morgen begann er sogleich mit einer Frage, seiner beliebten Redefigur: ‚Madame, wie konnte Ihr Mann so toll sein, gegen mich Front zu machen?' — ‚Ew. Majestät hätten ihn verachtet, wenn er es nicht gethan,' war die edle Antwort. — ‚Wieso?' die hastige Entgegnung. Woraufhin dann die Herzogin langsam, und als wöge sie ihre Worte, erwiderte: ‚Mein Mann hat während fast dreißig Jahren in den Diensten des Königs von Preußen gestanden, und der Augenblick, in welchem der König gegen einen so mächtigen Feind wie Ew. Majestät zu kämpfen hatte, war nicht der geeignete, ihn zu verlassen.' Eine so vortreffliche Antwort — die Sprecherin, ohne sich etwas zu vergeben, befriedigte die Eitelkeit des Gegners — war unwiderstehlich. Napoleon wurde milder und fuhr, ohne auf die erhaltenen Antworten weiter zu achten, fort: ‚Aber wie kam der Herzog dazu, sich mit dem König von Preußen zu verbinden?' — ‚Ew. Majestät werden bei näherer Nachfrage erfahren, daß die jüngeren Linien der herzoglich sächsischen Häuser immer dem Beispiel des kurfürstlichen gefolgt sind, und Ew. Majestät wissen, welche politischen Beweggründe den Dresdener Hof dazu vermocht haben, sich Preußen und nicht Oesterreich anzuschließen.' — Hierauf folgten Fragen und Antworten so ausgezeichnet, daß Napoleon nach einigen Minuten mit Wärme ausrief: ‚Vous êtes la femme la plus respectable que j'ai jamais vue, vous avez sauvé votre mari!'

„Jedoch konnte er nie eine Gunst gewähren, ohne ihr eine Beleidigung auf dem Fuße folgen zu lassen. Indem er die Herzogin nochmals seiner Hochachtung versicherte, fügte er hinzu: ‚Je lui pardonne, mais c'est à cause de

[1]) Vergl. Robinson's Diary etc., vol. II, p. 101 f.

vous seulement, car pour lui, c'est un mauvais sujet.' Die Herzogin erwiderte nichts, ergriff aber den glücklichen Moment, um mit Erfolg ein Wort für ihr heimgesuchtes Volk einzulegen. Napoleon gab sogleich Befehl, die Plünderung einzustellen.

„Als der Friedensvertrag, der die Unabhängigkeit Sachsen-Weimars feststellte und seine Lande für Theile des Rheinbundes erklärte, von Napoleon durch einen französischen General dem Herzog übersandt ward, verweigerte dieser die Annahme und sagte mit mehr als gewöhnlicher Ritterlichkeit: ‚Geben Sie ihn der Herzogin, ihr hat der Kaiser ihn zugedacht'." [1])

Die folgenden Blätter nun sind Robinson's Tagebüchern und Briefen entnommen:

In Frankfurt am Main machte er 1801 die Bekanntschaft der Serviéres und Brentano's: „Sie schlugen mir vor, ihnen Englisch vorzulesen, und wollten mich in die deutsche Literatur einführen. Das bedeutete, ich sollte Goethe, der ihnen befreundet war, und den sie verehrten, kennen lernen.

„Während der ersten Monate 1801 vertiefte ich mich in das Studium von Goethe's Werken, und erwarb mir die Vorliebe für deutsche Literatur, die mir seitdem geblieben ist. Die Kritiker der neuen Schule sind der Ansicht, es habe seit dem Bestehen der Literatur nur vier sogenannte ‚Männer von Genie' gegeben, auf die Natur und Kunst gemeinsam ihre Gaben ausschütteten, um jene Blüthe des Geistes — den Poeten hervorzubringen. Virgil, Milton, Wieland, Klopstock, Ariost, Ossian, Tasso u. s. w. möchten als Dichter von großer Trefflichkeit nach verschiedenen Seiten hin gelten — das echte heilige Feuer der Poesie aber brenne doch nur in Homer, Cervantes, Shakespeare und Goethe. Von einigen Vertretern dieser Richtung wird sogar behauptet, die drei großen Ereignisse des eben abgelaufenen Jahrhunderts seien: die französische Revolution, Fichte's Philosophie und Wilhelm Meister's Lehrjahre" [2]).

Bald sollte Robinson Goethe von Angesicht sehen [3]). „Der erste Anblick des großen Mannes muß in dem Leben eines Jeden, der sich mit Ernst dem Studium der Literatur und Philosophie hingibt, einen neuen Abschnitt bedeuten. Ich hatte zu Seume gesagt, mit Wieland wünschte ich mich zu unterhalten, Goethe aber nur zu sehen, — und mein Wunsch ward buchstäblich erfüllt. Das Gefühl der Größe Goethe's war so überwältigend in mir, daß, selbst wenn die Gelegenheit eines Gespräches sich geboten hätte, ich mir unfähig zu sein schien, mich mit ihm zu unterhalten, und so fügte es sich, daß ich ihn stillschweigend betrachten durfte. Goethe wohnt in einem für weimarische Verhältnisse großen, schönen Hause. Auf der Schwelle seines Studirzimmers befindet sich ein „Salve" in Mosaik. Bei unserem Eintritt

[1]) Vergl. Friedrich von Müller, „Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806—1813". S. 1 ff. Braunschweig 1851.

[2]) Vergl. Fr. Schlegel, „Athenäum", Juni 1798: „Die französische Revolution, die Wissenschaftslehre und Wilhelm Meister sind die größten Tendenzen des Jahrhunderts."

[3]) Es geschah in Gesellschaft Seume's, des Spaziergängers nach Syrakus, und Professor Meyer's.

erhob er sich und bedeutete uns mit kühler und zurückhaltender Gebärde, Platz zu nehmen. Als er sein brennendes Auge auf Seume, der die Führung übernommen hatte, richtete, wandte er mir sein Profil zu, und verblieb in dieser Stellung während der zwanzig Minuten unseres Besuches.

„Er war damals etwa zweiundfünfzig Jahre alt. Eine leichte Neigung zum Starkwerden fing an, sich bemerkbar zu machen. Mir ist kaum je ein Mann von so überwältigender Schönheit begegnet. Die Unterhaltung war unbedeutend. Seume erzählte von den seltsamen Erlebnissen seiner kummervollen Jugend. Goethe lächelte, mit herablassender Freundlichkeit, wie mir schien. Als wir uns verabschiedet hatten und wieder im Freien athmeten, hob sich mir eine Last von der Brust. Nicht lange, so sah ich Goethe unter günstigeren Auspicien. Man hat ihm oft ‚hauteur' vorgeworfen. Bürger machte ein von Neidern und Schmähern gern wiederholtes Epigramm darauf. Mir erschien sein Verhalten als eine Art Selbstvertheidigung, als der einzige Schutz dem Zudrang von außen gegenüber, der ihm und somit der Welt einen Theil seines Lebens geraubt hätte."

Ueber Wieland, den Robinson und seine Gefährten am selben Tage aufsuchten, berichtet das Tagebuch: „Wieland empfing uns mit der höflichen Würde eines Weisen, der ohne ‚hauteur' den Tribut seiner Bewunderer entgegennimmt. Aeußerlich schon ein ganz alter Mann. Sein feines, bleiches Gesicht hat etwas Satyrähnliches." Die Unterhaltung bewegte sich vorzugsweise auf philosophischem Gebiete; Wieland bekennt sich als einen Anhänger Locke's, und geschworenen Feind der Kantischen wie jeder anderen Metaphysik. Robinson lenkt das Gespräch auf Wieland's „Agathodämon", und äußert sein Bedauern über die düstern Folgerungen, zu denen der Dichter schließlich gelangt. Wieland gibt zu, daß er eine große Fortentwicklung der Menschheit kaum annehme.

„Auf einem Spazierritt nach Tiefurt (einige Jahre später) sprach Wieland mit einer Offenheit, die mir auffiel, über seine eigenen Werke. Für sein bestes hielt er ‚Musarion'. Wieland war sich dessen bewußt, daß das Charakteristische seines Prosastiles in dem liege, was die Griechen mit *στωμυλία* bezeichnen, nicht eigentlich Geschwätz, aber ein angenehmes ‚Sich-verbreiten' über den Gegenstand."

Ueber Herder urtheilt Robinson: „Seine äußere Erscheinung ist die eines feinen Weltgeistlichen. Er bekleidet das höchste geistliche Amt im kleinen Staate Sachsen-Weimar, Goethe's Größe aber stellt ihn doch in den Schatten. Dieser Umstand vielleicht hindert Herder an einer richtigen Würdigung Goethe's."

Bei einer flüchtigen Begegnung mit Schiller hat Robinson nur Gelegenheit, sein Urtheil über Coleridge's Wallenstein-Uebersetzung zu erbitten. Schiller entgegnet, der Uebersetzer sei ein genialer Mensch, habe aber einige lächerliche Versehen gemacht. „Schiller hatte etwas Unbeständiges im Blick und sah krank aus. Seine Art war die eines Menschen, der sich nicht behaglich fühlt, ein Gemisch von Genie und studentischer Unbeholfenheit. Er hatte große, unregelmäßige Gesichtszüge."

Als Robinson Schiller bei einer anderen Gelegenheit aufsucht, ist er erstaunt, unter seinen Büchern Shakespeare in deutscher Uebersetzung zu finden: „Ich habe Shakespeare wohl im Original gelesen, aber aus Princip nicht viel. Meine Lebensarbeit ist, deutsch zu schreiben, und ich bin der Ueberzeugung, daß Niemand viel fremde Sprachen lesen kann, ohne den Tact für die feinen Abstufungen der eigenen, ein wesentliches Erforderniß für einen guten Stil, einzubüßen."

Bald darauf sind durch Schiller's Tod alle Gemüther tief erschüttert. Robinson zieht es nach Weimar; hier bilden des Dichters Tod und Charakter den einzigen Gegenstand der Unterhaltung. „In einer Abendgesellschaft bei Fräulein von Göchhausen gab eine meiner Aeußerungen Veranlassung zu einem thörichten Mißverständniß. Ich bemerkte ganz unbefangen: ‚Der Ruhm Weimars ist im Niedergang begriffen.' Einer der anwesenden Kammerherren fühlte sich beleidigt. ‚Alle Dichter mögen sterben,' sagte er ganz aufgebracht, ‚der Weimarer Hof wird doch bestehen bleiben.' Die Damen schlugen sich auf meine Seite: es läge ja auf der Hand, daß ich nicht den Ruhm des Hofes im Auge gehabt, vielmehr bezöge sich meine Anspielung auf das, was Weimar allein zu eigen sei, wodurch es Berlin, St. Petersburg, Wien in den Schatten stelle."

Robinson hatte sich 1802 an der Jenaer Universität immatriculiren lassen, und wandte sich in erster Linie dem Studium der alten Sprachen zu, besuchte philosophische und naturwissenschaftliche Collegia, hörte Schelling, ohne indeß ein Anhänger seiner Philosophie zu werden, und vertiefte sich namentlich in Kant. Diese Studien wurden der Anlaß zu seinem Verkehr mit Frau von Staël, als sie sich in Weimar aufhielt. Frau von Staël sagt dem Herzog, der eines Nachmittags unerwartet eintritt und Robinson bei ihr findet: „J'ai voulu connaître la philosophie allemande, j'ai frappé à la porte de tout le monde, Robinson seul me l'a ouverte."

„Wenn wir allein waren, bemühte ich mich, ihr für Goethe's außerordentliche Größe das Verständniß zu erschließen. Aber sie schien unfähig, zu begreifen, worin sie besteht. Unter die Vorzüge, für die sie absolut unzugänglich war, gehörte Goethe's Naivität. Ich machte sie mit einer Auswahl seiner Epigramme bekannt, wie z. B.:

Alle Neun, sie winkten mir oft, ich meine die Musen;
Doch ich achtet' es nicht, hatte das Mädchen im Schoß.

Nun verließ ich mein Liebchen; mich haben die Musen verlassen,
Und ich schielte verwirrt, suchte nach Messer und Strick.

Doch von Göttern ist voll der Olymp; Du kamst, mich zu retten,
Langeweile! Du bist Mutter der Musen gegrüßt[1]),

„Ein anderes Mal, nachdem er die Künste, die er betreibt, aufgezählt, heißt es:

Nur ein einzig Talent bracht' ich der Meisterschaft nah:
Deutsch zu schreiben: Und so verderb' ich unglücklicher Dichter
In dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst[2]).

[1]) Epigramm 27, Gedichte I, 313. Weimarer Ausgabe.
[2]) Epigramm 29, Gedichte I, 314. Weimarer Ausgabe.

„Hierfür fehlte Frau von Staël der Sinn. Sie war — was Charles Lamb bei allen Schotten voraussetzt — unfähig, Scherz zu verstehen. Nachdem ich ihren Geschmack mit einer Reihe dieser ironischen Epigramme geprüft hatte, las ich ihr ein ganz gewöhnliches, an die deutschen Großen, die an ihren Höfen Französisch sprechen, gerichtetes vor:

Nun lallt alles Volk entzückt die Sprache der Franken,
Zürnet, Mächtige, nicht! Was Ihr verlangtet, geschieht —[1])

— darunter die Sprache und die Ansichten der Republikaner verstehend. Das fand sie vortrefflich und merkte es sich."

Der Bericht über Frau von Staël läßt Robinson auf Napoleon kommen.

„Als der jugendliche Buonaparte in Italien seine Siege gewann, ward Frau von Staël ihm vorgestellt. Er hatte schon damals die Allüren eines Prinzen von Geblüt, sprach, als sei es ganz gleichgültig, was er sage. Anmaßend und unverschämt aufzutreten, gewährte ihm augenscheinlich Vergnügen. Nach Jahren — ihr Ruhm als Schriftstellerin war bereits begründet — sagte er ihr, seiner Meinung nach sollten Frauen keine Bücher schreiben. Sie entgegnete: ‚Nicht jede Frau kann durch eine Verbindung mit General Buonaparte Auszeichnung gewinnen.'

„Buonaparte sagte einst zu Frau von Condorcet, der Wittwe des Philosophen, einer wahrhaft bedeutenden Frau auch in Dingen der Politik: ‚Ich liebe nicht Frauen, die sich mit Politik befassen'. Worauf sie sogleich erwiderte: ‚Ach, mein General, solange die Männer es sich einfallen lassen, uns hie und da um einen Kopf kürzer zu machen, interessirt es uns doch, zu wissen, warum das geschieht.'

„Im März 1804," fährt Robinson zu erzählen fort, „ward ich Goethe ein zweites Mal vorgestellt, und zwar in weniger formeller Weise. Es war im Theater. Goethe pflegte in einem Lehnstuhl in der vordersten Reihe des Parquets zu sitzen. Ich hatte mir wiederholt einen Platz in seiner Nähe gesichert, um gelegentlich die Blicke auf ihn richten zu dürfen, niemals mich aber bemüht, seine Aufmerksamkeit zu erregen. An dem Abend nun saß ich gerade hinter ihm. Benjamin Constant, der mit ihm war, flüsterte, nachdem er mir die Hand gedrückt, meinen Namen Goethe ins Ohr. Sogleich kehrte dieser sich um und sagte mit einem Lächeln, das um so überzeugender war, als es mit dem gewöhnlichen kühlen und zurückhaltenden Ausdruck seines Gesichtes contrastirte: ‚Wissen Sie, Herr Robinson, daß Sie mich beleidigt haben.' — ‚Wie ist das möglich, Herr Geheimrath?' — ‚Sie haben bei Jedermann in Weimar Besuch gemacht und mich übergangen.' — Ich fühlte, daß ich erröthete, und entgegnete: ‚Sie mögen als Ursache hierfür annehmen, was Ihnen beliebt, Herr Geheimrath, nur nicht, daß es aus mangelnder Achtung geschah.' — Er lächelte und sagte: ‚Sie sollen mir jederzeit willkommen sein.' Natürlich gab ich am nächsten Morgen meine Karte ab, erhielt am darauf folgenden Tage eine Einladung zu Mittag, und speiste dann noch mehrere Male bei Goethe, bevor ich die Umgegend von Weimar verließ.

---

[1]) Epigramm 58, Gedichte I, 321. Weimarer Ausgabe.

„Irre ich nicht, so fragte ich ihn an jenem Abend im Theater, ob unser ‚Venice Preserved'[1]) ihm bekannt sei? — ‚Gewiß,' erwiderte er, ‚die komischen Scenen sind besonders gelungen.' Ich war erstaunt über dieses seltsame Urtheil. ‚Ist es möglich?' sagte ich. ‚In England gelten diese Scenen für so schlecht, daß sie bei der Aufführung ausgelassen werden.' — ‚Ich kann das wohl verstehen,' versetzte er, ‚aber bei näherer Betrachtung werden Sie gewahr werden, daß gerade diese Scenen wesentlich zum Stücke gehören, daß sie allein über die Verschwörung Aufschluß geben und sie rechtfertigen, und daß wir aus ihnen ersehen, wie vollkommen unfähig der Senat ist, das Ruder zu führen.' — Ich erkannte sogleich die Richtigkeit dieser Kritik und war beschämt, nicht früher daran gedacht zu haben. In der Unterhaltung war Goethe einfach und ohne jegliche Anmaßung; aber was er sagte, war von besonderer Bedeutung — eine stille Kraft, die der Anstrengung nicht bedurfte und mich an ein Gemälde erinnerte, von dem ich gelesen daß es einen Menschen und einen Engel, mit einander ringend darstelle. „Ein Unwissender verurtheilte das Bild, weil an dem Engel keinerlei Anstrengung sichtbar sei - keine Muskel angespannt erscheine. Die Absicht, die hier zu Grunde lag, war, die Natur des Engels zum Ausdruck zu bringen Wir finden dasselbe in der griechischen Sculptur, wenn sie Götter darstellt.

„Als Frau von Staël aus Berlin zurückkehrte, mit A. W. von Schlegel in ihrem Gefolge, speiste ich mit Schlegel, dem Bildhauer Tieck und Riemer bei Goethe zu Mittag. Niemand außer Frau von Goethe war anwesend. Ich war betroffen durch den Gegensatz zwischen Schlegel und Goethe. Nichts konnte Goethe's edler Ruhe gleichkommen, während Schlegel sich augenscheinlich bemühte durch Witz und Wortspiele zu glänzen.

„Einige Aussprüche Goethe's von tiefer Bedeutung sind mir aus jener Zeit im Gedächtniß geblieben. Zu Schlegel sagte er: ‚Ich freue mich, daß Ihr Bruder die „Sacontala" zu übersetzen beabsichtigt. Es wird mir interessant sein, dieses Gedicht, wie es wirklich ist, kennen zu lernen, anstatt dargestellt von einem moralischen Engländer.' Und er legte einen sarkastischen Nachdruck auf das Wort ‚moralischen'. — ‚Eigentlich hasse ich alles Orientalische.' Womit er wahrscheinlich meinte, daß er dem griechischen Geiste vor dem orientalischen unendlich den Vorzug gebe. ‚Ich freue mich, daß es Dinge gibt, die ich hasse, denn anderenfalls liegt die Gefahr, jedes Ding an seinem Platze gut zu finden, nahe, und sie wirkt vernichtend auf alles echte Gefühl.' Das wirft einiges Licht auf Goethe's Empfindungen gegen die zwei Religionen, die ihren Ursprung im Orient hatten. Und doch mag dieses Gefühl ein vorübergehendes gewesen sein; denn kaum zehn Jahre später nahm er aus dem Elend, das ihn umgab, seine Zuflucht in das Studium orientalischer Literatur. Das Ergebniß enthält der ‚Westöstliche Divan'.

„Wäre ich jünger, und hielte ich mich der Aufgabe gewachsen, so würde ich Alles, was Goethe über Judenthum und Christenthum geschrieben hat, sammeln und übersetzen. Es sollte dann ohne Anmerkungen oder Commentar

[1]) Tragödie von T. Otway 1652—1685).

veröffentlicht werden. Denn es ist verschieden von Allem, was ich sowohl von Gläubigen als Ungläubigen über den Gegenstand gehört habe, und durchaus einzig in seiner Art. In einem Briefe an Lavater heißt es: ‚Da ich zwar kein Widerchrist, kein Unchrist, aber doch ein decidirter Nichtchrist bin.' u. s. w. u. s. w."[1].

„Ungefähr damals war es, daß ich Goethe aufsuchte, und ihn um seine Vermittlung in einem Streite zwischen dem Herzog und den Studenten anging, der gerade die besten unter den jungen Leuten mit Ausschluß bedrohte[2]. Nachdem Goethe meiner Darstellung gefolgt, sagte er kühl: ‚Das ist immer der Fall in Sachen der bürgerlichen Ordnung, wenn beide Theile Recht haben. Die Studenten sind durchaus im Recht, aber der Herzog ist es gleichfalls. Er hat seine eigene Art, die Dinge zu betrachten, vom Standpunkt des Monarchen.'

„Während dieser gelegentlichen Besuche lernte ich Goethe's Gefährtin, die Mutter seiner Kinder, kennen, die er, wie allgemein bekannt, später heirathete. Sie hatte ein angenehmes Aeußeres und etwas Verbindliches in ihrer Art, war einfach und frei in ihrem Betragen. Seltsame Gerüchte cursirten über die unwürdige Art ihres Verkehrs mit Goethe, wie sie jung war. Als ich sie sah, war sie diesen Excentricitäten längst entwachsen."

Major von Knebel nennt Robinson 1804: „eine schöne, soldatische Erscheinung. Gemüthsart und Charakter qualificirten ihn mehr zum Kriegsmann als zum Gelehrten, aber alle seine Interessen lagen auf philosophischem und literarischem Gebiete."

Als Knebel und Robinson sich nach Jahren der Trennung wiedersahen, bemerkt Robinson: „Knebel ist unverändert in Charakter und Wesen; derselbe gütige, hochherzige, lebhafte alte Herr, den ich früher gekannt habe. Noch hat er das gleiche rasche Empfinden für Alles, was gut und schön, die etwas komische Reizbarkeit, den heftigen, leidenschaftlichen Ton in der Sprache, der aber auch nicht für einen Augenblick sein liebevolles Gemüth verbirgt."

Durch Fräulein von Göchhausen und andere hochgestellte Personen, die Robinson am dritten Orte traf, ward seine Vorstellung am Hofe Anna Amalia's angebahnt. „Die Herzogin ist jedenfalls eine der hervorragendsten unter den deutschen Fürstinnen, und keine unwürdige Nichte Friedrich's II. Die deutsche Literatur ist ihr tief verpflichtet. Sie ist Herder's und Wieland's besondere Beschützerin und wird von Goethe und Schiller hoch verehrt — — — — —

„Im Theater (2. März 1805) sah ich das Wunder des Nordens, die Erbprinzessin von Sachsen-Weimar, eine Tochter Kaiser Paul's und Schwester Alexander's I., die hier der Gegenstand einer allgemeinen Vergötterung ist. Jedermann ist voll ihres Lobes, und sie scheint in der That eine außerordentliche Persönlichkeit zu sein. Sie ist jung, besitzt einen reichgebildeten Geist und eine vollendete fürstliche Haltung. Ich mußte über mich selbst lächeln, als ich eine Weile neben ihr stand und die Wirkung empfand, die sie auf mich aus-

[1] Band VI, vierte Abtheilung, S. 20 ff. Weimarer Ausgabe.

[2] In Folge einer großen Rauferei der Studenten mit dem Militär in der Neujahrsnacht 1803/4.

übte. Wenn ich auch an ihrer Vortrefflichkeit keineswegs zweifle, so bin ich mir doch bewußt, daß der seltsame Eindruck, den ich empfing, als ich sie ganz gewöhnliche Dinge sagen hörte, hauptsächlich auf den Zauber ihres Titels und Namens zurückzuführen ist.

„Die Herzogin Anna Amalia zeigte mir Goethe's ‚Winckelmann und sein Jahrhundert', einen Band in Großoctav, den ihr der Dichter eben überreicht hatte. Ich nahm das Buch in die Hand, und es entglitt ihm ein Streifen Papier mit einem Distichon darauf; nie habe ich eine stärkere Versuchung empfunden, Diebstahl zu begehen. Aber ich unterlag ihr nicht, schrieb die Zeilen jedoch für mich ab:

„Freundlich empfange das Wort laut ausgesproch'ner Verehrung,
Das mir die Parze fast schnitt von den Lippen hinweg"[1].

Bei einem Aufenthalt in Weimar, während dessen er Goethe nicht begegnete — im Jahre 1818 —, ward Robinson zur Großherzogin Luise beschieden. „Ich nahm Bezug auf ihre Begegnung mit Napoleon nach der Schlacht bei Jena, sagte, auch in England wisse man darum, fügte aber nicht hinzu, durch mich." Auch dem Großherzog wurde Robinson vorgestellt. Der erste Eindruck war kein vortheilhafter für den Engländer. Der Großherzog sprach in Ausdrücken starker Mißbilligung über die Einrichtungen an englischen Gerichtshöfen, die es den Beamten ermöglichen, mehrere Monate in einer Folge auf Reisen zuzubringen. „Wir erlauben das nicht." — „Ich entgegnete: ‚Ist der Arzt abwesend, so bessert sich der Patient'." Ein schlechter Witz war hier mehr am Platze als Widerspruch; überdies war der Großherzog im Recht. „Die intimen Beziehungen," fügt Robinson hinzu, „in denen er zu Goethe gestanden, und das Urtheil, das der große Dichter über seinen Charakter fällt — kein Lob von der gewöhnlichen Art —, beweisen mir zur Genüge, daß er ein ungewöhnlicher Mann war. Im Ganzen trug dieser Besuch von 1818 nicht dazu bei, mir Weimar in erfreulichem Lichte zu zeigen. Goethe's Abwesenheit war ein Verlust, für den nichts Anderes mir Ersatz schaffen konnte."

II.

Um die Lücke zwischen Crabb Robinson's erster Begegnung mit Goethe und seiner letzten Rückkehr nach Weimar auszufüllen, seien hier Eindrücke mitgetheilt, die er während dieser Jahre aus der Lectüre Goethe'scher Schriften empfing.

Zuerst über „Iphigenie":

„Ich habe ‚Iphigenie' innerhalb eines Monats dreimal gelesen, ich glaube, diese Dichtung enthält keine fehlerhafte Zeile. Iphigenien's feierliche Haltung, die himmlische Ruhe ihres Charakters ist nicht weniger großartig, als es die Begebenheiten selbst sind. Goethe's beste, seine vollkommenen Dichtungen sind ohne Unruhe, ohne Verwirrung, sie erinnern an Claude Lorrain's Landschaften

[1] Weimarer Ausgabe 4, 124. Hempel, neue, dritte Ausgabe der Gedichte 3, 264 von Strehlke. (Bezieht sich auf die Gefahr, in der Goethe's Leben zur Zeit von Schiller's Tod schwebte.)

und Raffael's historische Gemälde. Seine Lieder, Balladen, Elegien haben alle den gleichen Charakter. Goethe kennt seinen Werth, aber in seinen sämmtlichen Werken ist kaum eine Vorrede noch Einführung, in der er von sich spricht. Seine Werke reden für ihn, das genügt." (1801.) Sodann über „Wahrheit und Dichtung":

„Ich habe mit großem Genuß Goethe's Selbstbiographie gelesen. Es ist ein herrliches Buch, will aber ernsthaft studirt, nicht bloß um der Lebensgeschichte willen gelesen sein. Sein Bericht über das ‚système de la nature' und seine theologischen Anschauungen sind von besonderem Interesse. Alles, was auf sein eigenes Leben und Empfinden Bezug hat, ist wunderbar wiedergegeben. Es ist ein Buch, das das Leben Demjenigen, der noch nicht erfahren hätte, was Leben heißt, wohl wünschenswerth machen könnte. Goethe lebte so intensiv, die Freuden der Sinne und des Geistes, der Phantasie und des Herzens scheinen ihm in höherem Grade zugänglich gewesen zu sein als irgend Jemandem sonst, der sein Leben autobiographisch aufgezeichnet hat. In seiner Jugend empfand er sogar etwas wie religiöse Schwärmerei. Es wäre interessant, zu wissen, wodurch sie sich verlor, aber uns wird wohl kaum je eine Fortsetzung dieser unvergleichlichen Lebenserinnerungen zu Theil werden . . . Wie anschaulich sind die Vorgänge bei der Kaiserkrönung Josef's II. geschildert. Neben der Anmuth und Kunst des genialen Schriftstellers klingt hier ein Rest des kindlichen Enthusiasmus durch, den dieses Ereigniß einst im Dichter entzündet hatte. Ich kenne keinen Zweiten, der wie Goethe, die Empfindungen der Jugend mit den Erfahrungen und der Reife des Alters zu verschmelzen wüßte. Hier nun hat dieses schöne Talent ein Meisterstück geliefert. Die Erzählung seiner unschuldigen, knabenhaften Neigung zu Gretchen ist reizend. Die Freunde des Vaters erwecken im Leser den Eindruck von Porträts alter Bekannter, und wie lebendig sind Vater und Großvater! Eine Aeußerung, die Wordsworth in Bezug auf Burns that: ‚Der Dichter schreibt menschenfreundlich', trifft hier zu. Nicht ein einziger Charakter, der Empfindungen des Hasses in ihm wachgerufen hätte, sicher nicht der Schelm, der kleine, verlogene, französische Schauspielerknabe. Vielleicht sind unter den Nebenpersonen Gretchens Verwandte die am wenigsten angenehmen." (1812—1823.)

Die „Campagne in Frankreich" (1823):

„In der ‚Campagne in Frankreich' und noch mehr in der ‚Belagerung von Mainz' sind einige langweilige Details, aber trotzdem ist es ein wundervoller Band. Spätere Generationen werden diese Schilderungen als ein von Meisterhand entworfenes Bild der öffentlichen Meinung, zu Beginn der Revolution, betrachten."

Der „Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller" (1829):

„Der ‚Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller' ist vorzugsweise interessant durch die Verschiedenheit der Briefsteller. Herrliche Eindrücke empfängt der Leser durch Schiller's zärtliche Verehrung für Goethe, und so tief Schiller, was Intellect und poetische Schaffenskraft anbelangt, unter Goethe steht, so hat er doch als Mensch allen Anspruch auf unsere Zuneigung. Goethe scheint zu groß selbst, um für Einen, so groß wie Schiller, ein Gegenstand der Liebe

zu sein. Wollte man ihrem poetischen Glaubensbekenntniß nachforschen, so könnte sich wohl ein gleiches ergeben, aber in der Praxis standen sie sich gerade entgegen. Schiller ward durch Goethe gehoben und Goethe durch Schiller gestützt. Ohne Schiller hätte Goethe trauernd Pope's —

Condemned in business as in life to trudge
Without a second, without a judge

citiren können. Schiller war in diesem Verhältniß kein vollkommener Richter; denn das bedingt einen geistig Ueberlegenen, wenigstens Einen, der übersehen kann, aber er besaß einen anregenden Geist. Goethe konnte ihm seine Arbeiten vorlesen, und der Eindruck, den Schiller empfing, klärte sein eigenes Urtheil. Das Buch wird für den zukünftigen Literarhistoriker, bei Beurtheilung der glorreichsten Epoche, unschätzbar sein"[1]).

III.

Anfang 1828 empfing Robinson von Professor Voigt folgende Zeilen:

„Jena, 4. März 1828.

„Lieber Robinson!

„Seine Excellenz der Geheimrath von Goethe, den ich seit meiner Rückkunft schon mehrmals zu sehen das Glück gehabt, theilt mir soeben das Geschenk mit, das er Dir zugedacht hat. Ich äußerte letzthin in seiner Nähe das Bedauern, Dir nicht diejenige Denkmünze, die ich für eine der merkwürdigsten halte, habe mittheilen zu können — — — — — — — — — — — —"

Robinson bemerkt dazu unter dem 22. April: „Ich war sehr erfreut, von Goethe zwei Medaillen, ihn selbst und den Großherzog und die Großherzogin von Sachsen-Weimar darstellend, zum Geschenk zu erhalten. In dem Kästchen befindet sich eine autographische Inschrift:

„Herrn Robinson zu freundlichem Andenken von W. Goethe. März 1828."

Das erachte ich als hohe Ehre."

Henry Crabb Robinson an Goethe:

„Ich mache mir Herrn des Voeux'[2]) höfliches Anerbieten zu Nutze, Ihnen meine Erkenntlichkeit für die hohe Ehre, die Sie mir im verflossenen Jahr haben zu Theil werden lassen, zu übermitteln. Ich habe mir wohl jeden Abguß, jedes Bildniß und Medaillon, von dem ich Kenntniß erhielt, verschafft, indeß ist, was Sie mir zugehen ließen, mir ebenso willkommen als äußerst schmeichelhaft. Halten Sie alles Andere, nur nicht Undankbarkeit, für den Grund meines verspäteten Dankes.

[1]) Damit der Leser nicht etwa den Eindruck empfange, als habe Robinson die rechte Würdigung für Schiller's Dichtergröße gefehlt, sei erwähnt, daß er „Die Jungfrau von Orleans" eine herrliche Dichtung nennt und 1803 einer Aufführung der „Braut von Messina" beiwohnt, die ihn tief bewegt und zu der brieflichen Aeußerung veranlaßt, diese Tragödie übertreffe wohl alle früheren Werke Schiller's. Indessen gesteht er an anderer Stelle, dieser Eindruck sei nur ein vorübergehender gewesen.

[2]) Uebersetzer Goethe'scher Dichtungen ins Englische. Vergl. auch „Goethe's und Carlyle's Briefwechsel", S. 21 und 44. Berlin 1887.

„Vierundzwanzig Jahre sind es her, seit ich mein Studium der deutschen Literatur gegen den Beruf eines Geschäftsmannes, eine sehr andersartige Bethätigung, vertauschte. All' diese Zeit über sind Ihre Werke für mich der beständige Gegenstand eifriger Bewunderung gewesen; an ihnen habe ich meine Liebe für deutsche Literatur wach erhalten. Daß meine Landsleute nur sehr allmählich der rechten Schätzung Ihrer Werke entgegenreifen, ist mir eine Quelle ganz nutzlosen Bedauerns. Taylor's ‚Iphigenia in Tauris' ist die erste und beste Uebertragung aller Ihrer größeren Dichtungen.

„Ganz kürzlich haben des Voeux und Carlyle andere Ihrer großen Schöpfungen unserem Publikum zugänglich gemacht. Da es ihnen an Begeisterung, Eifer und Fleiß nicht gebricht, so hoffe ich, wird es ihnen gelingen, unsere Literatur, nicht Ihren Namen, nachdrücklich von der Schmach derartiger Publicationen zu befreien wie Holcroft's ‚Hermann und Dorothea', Lord Leveson Gower's ‚Faustus', und das nur um pecuniären Vortheils willen veröffentlichte Büchlein aus dem Französischen ‚The Life of Goethe', lächerlich auf jeder Seite, nicht einmal den Titel ausgenommen.

„Ich ersehe aus Ihrem ‚Kunst und Alterthum', daß Ihnen die Verbreitung Ihrer Werke im Auslande nicht gleichgültig ist, und vermisse eine Bemerkung über die vorzüglichen ‚Faust-Fragmente' des genialen Shelley, eines Freundes Lord Byron's. Der Mißbrauch seiner herrlichen Gaben und sein früher Tod sind gleich beklagenswerth. Coleridge, unser einziger lebender Dichter von anerkanntem Genie, ein Kenner deutscher Sprache und Literatur, hatte sich an eine Faust-Uebersetzung gewagt, den Versuch aber in Verzweiflung aufgegeben. Daß die Einen vor der Schwierigkeit einer Aufgabe zurückschrecken, über die sich die Anderen ohne viele Scrupel hermachen, bringt Einem die Worte:

„For fools rush in, where angels fear to tread"

in die Erinnerung.

„Da unsere Journalliteratur Ihnen nicht fremd zu sein scheint, dürfte Ihnen nicht entgangen sein, daß unsere vornehmste Zeitschrift plötzlich in beredter Weise Ihr Lob verkündet[1]).

„Mir ist schon vor einem Jahr die Nachricht zugegangen, Ihr Herr Sohn beabsichtige mit seiner Frau England zu bereisen. Könnte man Sie bewegen, sich ihnen anzuschließen, so würden Sie hier eine kleine, aber unwandelbar treue Gemeinde von Freunden und Bewunderern, aus Ihren Landsleuten sowohl als aus Engländern bestehend, vorfinden. Diese würden es sich zur hohen Ehre anrechnen, Ihnen all' das, was Ihrer Aufmerksamkeit nicht unwerth wäre, vorzuführen. Wir besitzen die Werke unseres Flaxman und haben die ‚Elgin Marbles', die sich jetzt hier befinden, vor Zerstörung gerettet.

„Ich beabsichtigte voriges Jahr meinen alten Freund, Herrn von Knebel, zu besuchen. Da ich aber für den Herbst eine Reise nach Italien plane, habe ich meinen Besuch in Jena bis auf das nächste Frühjahr verschoben. Ich

[1]) Gemeint ist die „Edinburgh Review". — Vergl. „Goethe's und Carlyle's Briefwechsel". Berlin 1887. Carlyle an Goethe, 18. April 1828.

hoffe, Sie gestatten mir dann, Ihnen persönlich meinen Dank für Ihre schmeichelhafte Aufmerksamkeit auszusprechen. Ich habe die Ehre, zu sein, geehrter Herr,

In tiefster Hochschätzung

3, King's Bench Walk, Temple, 31. Januar 1829."

H. C. Robinson.

Einige Monate später berührte Robinson auf dem Weg nach Italien Deutschland:

„Jena, 2. August 1829.

„Ein goldener Tag! Ich schäme mich meiner Unfähigkeit, ihm in einer Schilderung gerecht zu werden. Voigt und ich brachen früh vor sieben Uhr von Jena auf und waren in drei Stunden in Weimar. Zwischen zehn und elf ließen wir unsere Karten in Goethe's Stadthaus, begaben uns nach dem Gartenhaus und wurden sogleich zu dem großen Manne geführt.

„Ich war bedrückt durch die Herzlichkeit des Empfanges, die sich während zweier interessanter Unterhaltungen noch steigerte. Der alte Herr vertauscht das Stadthaus gern mit der Abgeschiedenheit des Gartenhauses, seine Mahlzeiten nimmt er gewöhnlich allein ein, und wenn er Freunde einladet, so ist es zu einem tête-à-tête. Das ist weises Haushalten mit seiner Kraft.

„Vor siebenundzwanzig Jahren beschrieb ich ihn folgendermaßen: ‚Goethe ist ein älterer Mann, seine Würde hat etwas ‚Erdrückendes', ein durchdringendes und unerträgliches Auge: «The eye like Jove to threaten or command», eine Adlernase, sehr ausdrucksvolle Lippen, die, wenn geschlossen, scheinbar eine Anstrengung machen, sich zu öffnen, als könnten sie nur mit Mühe den verborgenen Schätzen den Ausgang verwehren. Seine Bewegungen sind leicht, seine Art hat etwas ‚Zündendes.' Jetzt gewahrte ich dasselbe Auge, aber wie dünn waren die Brauen, die Wangen gefurcht, die Lippen nicht mehr sich kräuselnd in stolzem Druck. Die vornehme, aufrechte Haltung von ehedem hatte einer leichten Neigung des Körpers nach vorne Platz gemacht[1]). Damals würdigte er mich nach der ersten, kühlen Begrüßung kaum eines Blickes, jetzt war er ganz Höflichkeit. ‚Sie kommen endlich,' sagte er; ‚wir haben seit Jahren auf Sie gewartet. Wie geht es meinem Freunde Knebel? Ich zweifle nicht, daß Sie ihn wieder jung gemacht.'

„In seinem Zimmer befand sich ein französisches Bett ohne Vorhänge. An der Wand hingen zwei Stiche, von denen der eine das allgemein bekannte Landschafts-Panorama von Rom darstellte, und der andere eine Ideal-Restauration der alten öffentlichen Gebäude. Goethe sagte, der Stich sei ihm interessant, weil er die Ansichten der Gelehrten des 15. Jahrhunderts über diesen Gegen-

[1]) Vgl. Bericht des Freih. Otto Magnus von Stackelberg im Goethe-Jahrbuch 1892, Bd. XIII, S. 90: „Goethe's Gesicht ist, den festen, ernsten Charakterausdruck abgerechnet, nicht mehr schön zu nennen; die Nase ist sehr stark geworden, denn die Haut hat sich hügelig erhoben, die Augen stehen schräg, denn die äußeren Augenwinkel haben sich stark gesenkt, die Augensterne sind kleiner geworden, weil sich eine staarartige Verbildung, ein weißer Rand umher gegossen hat. Er geht mit den Füßen schurrend auf dem Boden, aber dennoch über die Treppen herunter, ohne sich anzustützen oder den Arm eines Begleiters zu brauchen." — Goethe's Tagebuch zufolge besuchte O. M. von Stackelberg ihn am 9., 10., 11. und 12. August 1829.

stand wiedergäbe. Die Gelehrten haben seitdem ihre Ansichten sehr geändert. Gleichermaßen eingenommen sprach er sich über das Landschafts-Panorama aus, obgleich es der Wirklichkeit nicht entspricht, weil es Gegenstände einschließt, die von dem gleichen Standpunkt aus nicht gesehen werden können.

„Wir sprachen über Byron's ‚Vision of Judgment'. Goethe erklärte sie für erhaben. Nach einer Stunde verabschiedeten wir uns und erhielten eine Einladung Nachmittags zum Thee. Wir speisten bei Frau von Goethe zu Mittag. Ich unterhielt mich auf das Angenehmste mit ihr. Es wird behauptet, Goethe habe sie einen ‚verrückten Engel' genannt. Die Bezeichnung ist glücklich gewählt. Ihre Kinder erinnern alle an ihren großen Ahnen, ein kleines Mädchen[1]) von drei Jahren hat die sprechendste Aehnlichkeit mit ihm.

„Gegen sechs ging ich wieder zu Goethe. Er forderte mich auf, einige Tage in Weimar zu bleiben, sagte, er habe allerhand Fragen an mich zu richten, beim Abschied küßte er mich.

„Goethe kennt Burns' ‚Vision' nicht. Eine merkwürdige Uebereinstimmung herrscht zwischen diesem Gedicht und der ‚Zueignung' (zu Goethe's eigenen Gedichten). Er erkundigte sich nach der Verbreitung deutscher Literatur in England. Ich erzählte von den verschiedenen Uebertragungen seiner Werke und auch von der plötzlichen Schwenkung der ‚Edinburgh Review'[2]) zu seinen Gunsten. Er schien sich an der immer weiteren Ausbreitung seines Ruhmes lebhaft zu freuen, und war scheinbar niedergedrückt durch meinen Bericht über Lord Leveson Gower's ‚Faustus', obgleich ich den Ausspruch dieses hochgeborenen Uebersetzers, den er gleichsam entschuldigend that, er habe die Uebersetzung als eine Uebung zur Erlernung der deutschen Sprache gemacht, wohlweislich verschwieg. Als ich sagte, Lord Leveson habe nicht gewagt, den ‚Prolog im Himmel' zu übersetzen, schien er überrascht: ‚Gegen den Prolog läßt sich nichts sagen, die Idee ist dem Buche Hiob entlehnt.' Er schien nicht zu begreifen, daß das der Anstoß und keine Entschuldigung sei. Irgend eine Wendung des Gesprächs gab ihm Gelegenheit, sich mit Verachtung über Ossian zu äußern. Ich bemerkte: ‚Sie selbst haben den Geschmack für Ossian geweckt, Werther brachte ihn in Mode'. Er lächelte und entgegnete: ‚Das ist theilweise wahr, aber es ist niemals von den Kritikern bemerkt worden, daß Werther sich mit gesunden Sinnen für Homer begeisterte und für Ossian, da er anfing, dem Wahnsinn zu verfallen. Recensenten beachten dergleichen nicht.' Ich erinnerte Goethe an Napoleon's Vorliebe für Ossian. ‚Bedingt durch den Contrast mit seiner eigenen Natur,' erwiderte Goethe. ‚Er liebte weiche, melancholische Musik; auf St. Helena[3]) war Werther mit unter seinen Büchern.'

---

[1]) Alma von Goethe, geboren 1828, gestorben 1844. Robinson hat sich offenbar in der Altersangabe geirrt.

[2]) Vergl. „Goethe's und Carlyle's Briefwechsel". Carlyle an Goethe, 18. April 1828.

[3]) Offenbar liegt hier eine Verwechslung mit Aegypten vor. Vergl. „Mémoires de M. De Bourrienne sur Napoléon. Paris 1829. Tome II. p. 52. Bemerkenswerth ist indeß in Sir Walter Scott's „Life of Napoleon", vol. IX, chapter VII, „Account of his sojourn at

„Wir kamen auf die Emancipation der Katholiken zu sprechen, als Goethe plötzlich sagte: ‚Meine Tochter wird gern mit Ihnen hierüber reden; ich interessire mich nicht für diese Fragen.‘ Ich citirte eine Stelle aus Lamennais' Werken, des Inhalts, daß alle Wahrheit von Gott komme und uns durch die Kirche zugänglich gemacht werde. Goethe hielt eine Blume in der Hand, ein schöner Schmetterling flatterte im Zimmer umher. ‚Ohne Zweifel,‘ sagte er, ‚kommt alle Wahrheit von Gott, aber die Kirche, das ist der „Haken“. Gott spricht zu uns durch diese Blume, diesen Schmetterling, aber das ist eine Sprache, die diese ‚Spitzbuben‘ nicht verstehen.“

„Goethe's Stimme, obgleich das Gesicht die Runzeln des Greises hat, zeugt von durchaus gesunden Lungen. Ein blühendes Alter! In einigen Monaten wird er achtzig Jahre, das Gehör ist im Abnehmen, das Gedächtniß aber unverändert, noch keine Zeichen des Verfalls.

„Er äußerte seine Freude, daß ich mich der schönen Weimarer Zeit, in der Herder, Schiller, Wieland lebten, noch so gut erinnerte.“

„13. August.

„Ich verbrachte anderthalb Stunden bei Frau von Goethe, schenkte ihr ein Autograph von Wordsworth, einen interessanten Brief von Coleridge und einen von Charles Lamb, und las ihr aus der ‚Vision of Judgment‘ und einige von Wordsworth's philosophischen Sonetten vor. Sie zeigte eine rasche Auffassung für die Schönheiten jeglicher Art, und ich konnte mit Befriedigung wahrnehmen, durch meine Lectüre die gewünschte Wirkung erzielt zu haben. Obgleich Wordsworth Byron[1]) nie aus ihrem Gemüth verdrängen wird, so ist ihr doch ein Licht über seine Bedeutung aufgegangen.

„Um sechs Uhr ging ich mit Frau von Goethe zum Dichter. Mir ward derselbe herzliche Empfang zu Theil. Eine zweistündige sehr interessante Unterhaltung. Ich konnte mir nicht verhehlen, daß Goethe sehr gealtert habe. Der Ausdruck seines Empfindens war beständig tolerant und sehr gütig. Es war ihm augenscheinlich angenehm, daß ich in seinen Werken so gut Bescheid wußte. Ich äußerte meine Bewunderung für sein ‚Römisches Carneval‘, eine der treffendsten und anschaulichsten Schilderungen, die je geschrieben wurden, und in der die wilde Extravaganz römischen Pöbels mit offenbarem Wohlgefallen wiedergegeben ist. ‚Ich werde im nächsten Winter dort sein und mich freuen, wenn ich an dem wirklichen Schauspiel halb so viel Vergnügen finde

St. Helene“, die Stelle: „He (Napoleon) retained his admiration for Ossian and other books, that had fascinated his early attention.“ — Vergl. auch „Gespräche mit Eckermann“, 7. April 1829 (Eckermann, 6. Aufl., 2, 78 f): „Aber,“ fuhr Goethe heiter scherzend fort, „habt Respect! Napoleon hatte in seiner Feldbibliothek was für ein Buch? — Meinen Werther!“ — „Daß er ihn gut studirt gehabt,“ sagte ich, „sieht man bei seinem Lever in Erfurt.“ — „Er hatte ihn studirt wie ein Criminalrichter seine Acten,“ sagte Goethe, „und in diesem Sinne sprach er auch mit mir darüber.“

[1]) Vgl. Bericht des Freih. Otto Magnus von Stackelberg im Goethe-Jahrbuch 1892, Bd. XIII, S. 88: „. . . übergab mich seiner geistgebildeten Schwiegertochter, welche er mich einzunehmen lehrte, indem ich Lord Byron gesehen und gekannt hatte und ihr, als einer Anglomanin und Gräcomanin, willkommenster Berichterstatter werden sollte.“

als beim Lesen Ihrer Beschreibung.' — ‚Ach, mein Lieber,' entgegnete Goethe, ‚das wird nicht der Fall sein. Ich muß Ihnen gestehen, nichts ist langweiliger als ein Carneval. Ich schrieb diesen Bericht, um mich selbst zu befreien. Meine Zeit war kostbar, ich hatte viel Arbeit, und es war unmöglich, etwas zu thun. Meine Zimmer lagen am Corso, ich stand auf dem Balcon und notirte Alles, was ich sah, das Wunderlichste und Absurdeste wurde zu Papier gebracht, es ist Alles genau der Wirklichkeit entnommen.' Lächelnd fügte er dann hinzu: ‚Wir Dichter halten uns viel mehr an Thatsachen, als Laien sich vorstellen können, und es ist die Wahrheit und Realität der Schilderung, die dieses Schriftstück so populär gemacht hat.' In Bezug auf Gelegenheitsgedichte bemerkte er, sie seien mit die besten, wenn es dem Dichter gelänge, den Geist der Situation, die ihn inspirirte, festzuhalten.

„Ich erinnerte Goethe an meine erste Einführung bei ihm, er konnte sich nicht mehr darauf besinnen, aber sein vortreffliches Gedächtniß für Alles, was des Erinnerns werth ist, erregte meinen Neid. Der Anblick eines Menschen wie Goethe ist ein unvergänglicher Eindruck. Ich lenkte das Gespräch auf Marlowe's ‚Faust'. Goethe brach in Lobeserhebungen aus. ‚Wie groß ist das alles angelegt!' Er hatte daran gedacht, ihn zu übersetzen. Er wußte es wohl, daß Shakespeare in seinem Zeitalter nicht allein dagestanden habe. Die Unterhaltung wandte sich dann wieder Lord Byron zu. Goethe mußte mir zugeben, daß Byron nicht viel Charakter hat, und daß die Idee, seine Seele dem Teufel zu verkaufen, um eine Leidenschaft, wie Manfred sie nährte, zu befriedigen, nicht poetisch sei. Aber er rühmte Manfred's Tod, und daß es dem Teufel nicht gelang, seiner habhaft zu werden. Goethe hatte Anerkennung für die Kraft in jeglicher Gestalt.

„Es freute mich, daß Goethe Byron's ‚Heaven and Earth' und den beiden ersten Acten des ‚Deformed Transformed' vor allen anderen Dichtungen den Vorzug gab, weil ich ihm darin ganz beistimme. Goethe tadelte Schiller's Wiedergabe der Hexenscenen in ‚Macbeth', sagte aber, es sei nun einmal seine Art gewesen, und man müsse Jedermann seine Eigenart zugestehen. Große Toleranz zeichnete Goethe aus.

„Ich erzählte ihm, daß ich im Besitze der Schadow'schen Wieland-Büste[1]) sei. Er entgegnete: ‚Sie ist ein verlorenes, wiedergefundenes Kind. Die Herzogin Amalie gab Schadow den Auftrag, sie anzufertigen, und schenkte sie Wieland; nach seinem Tode soll sie in den Besitz eines Engländers übergegangen sein. Vestigia nulla retrorsum.' Ich sagte ihm, wie ich sie auf Flaxman's Empfehlung, der sie als etwas Vollkommenes bezeichnete, gekauft hätte. Worauf Goethe erwiderte: ‚Sie müssen wohl empfinden, daß sie eigentlich hierher gehört; es wird eine Zeit kommen, wo Sie sich nicht mehr an ihr erfreuen können, treffen Sie Anstalten, daß sie dann hierher zurück-

[1]) „1848 kaufte ich in Dove Court, St. Martins Lane, eine Büste Wieland's von Schadow für £ 10.10. Der mit einem Käppchen bedeckte Kopf ist leicht geneigt, der Blick zu Boden gerichtet. Unter dem Käppchen lockt sich das Haar, Stirn und Schläfen sind vollendet gemodelt, die Gewandung legt sich in gefällige Falten."

kommt.' Das versprach ich und habe sie in meinem Testamente dem Großherzog, für die Großherzogliche Bibliothek in Weimar, bestimmt'[1]).

„14. August.

„Ich verbrachte wohl eine Stunde bei Goethe, traf Riemer dort. Aus unserer Unterhaltung will ich nur erwähnen, daß, als ich Charles Lamb's Namen nannte, Goethe sogleich fragte: ‚Schrieb er nicht ein hübsches Sonett' auf seinen eigenen Namen?' Charles Lamb, der immer vorgab, Verachtung für Goethe zu empfinden, schien doch sehr erfreut, daß sein Name ihm bekannt war.

„Goethe sammelte mit Eifer Porträts seiner Freunde[2]). Diesem Umstande allein schreibe ich es zu, daß er mich veranlaßte, zu einem Manne, Namens Schmeller, zu gehen, der meinen Kopf in Kreide zeichnete — abscheulich häßlich und sehr ähnlich[3])."

„15. August.

„Frau von Goethe ging mit den Kindern zum Vogelschießen, ich blieb mit Goethe allein, las ihm die ‚Vision of Judgment' vor und erklärte einige Anspielungen. Er freute sich daran wie ein Kind, sagte aber nichts weiter als wie ‚Toll! gar zu grob! himmlisch! unübertrefflich!' Die neunte Stanze lobte er wegen ihrer klaren Darstellung, er wiederholte die zehnte, namentlich die beiden letzten Zeilen mit Empfindung, und erinnerte daran, daß er selbst achtzig Jahre alt sei. Die vierundzwanzigste erklärte er für erhaben, und stimmte mir in meiner Bewunderung der dreizehnten, vierzehnten und fünfzehnten bei: ‚Byron hat sich selbst übertroffen!' Von seinen Versen auf Georg IV. sagte er, sie sprächen Haß in erhabener Weise aus."

„16. August.

„August von Goethe, den ich nur flüchtig sah, gleicht äußerlich seinem Vater. Er sagte, er habe schon früh im Leben den Entschluß gefaßt, nie eine Zeile von sich drucken zu lassen; er wolle die Vergleiche, die man nothwendigerweise zwischen ihm und seinem Vater anstellen würde, vermeiden.

„Um sechs Uhr fuhr ich mit Frau von Goethe zum Dichter. Ich las ihm Coleridge's ‚Fire, Famine and Slaughter' vor und erntete nur geringen Beifall. Dem ersten Theil von ‚Heaven and Earth' zollte er großes Lob, nannte Noah einen Philister und Abel einen Landprediger, sagte, Byron hätte leben sollen, um seine Mission zu erfüllen. ‚Und die wäre gewesen?' fragte ich. — ‚Dramatisirung des Alten Testaments; der Thurm zu Babel wäre ihm ein herrlicher Vorwurf gewesen.' Er erklärte Byron für unnachahmbar. Seines-

[1]) Diese Wieland-Büste steht in der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar.

[2]) Vergl. „Das Goethe-National-Museum zu Weimar". Von Dr. Carl Ruland, Geh. Hofrath. Erfurt 1898. S. 15: „In den letzten Jahrzehnten seines Lebens ließ Goethe durch Joh. Joseph Schmeller die weimarischen Freunde wie hervorragende, ihn besuchende Fremde nach dem Leben zeichnen. Gegen 150 solcher Blätter haben sich erhalten, lebensgroße Köpfe, auf gelbem Thonpapier, mit schwarzer Kreide gezeichnet; Schmeller hat ihnen allen eine leise Familienähnlichkeit gegeben, aber ohne Zweifel hat er doch die Gabe gehabt, zu ‚treffen': — der ganze Kreis des Goethe-Hauses lebt in seinen fleißigen Arbeiten vor uns wieder auf."

[3]) Eine Porträtzeichnung Robinson's von Schmeller befindet sich im Goethe-National-Museum zu Weimar.

gleichen sei nie gewesen, auch werde es nie wieder seinesgleichen geben. ‚Selbst Ariost war nicht so keck wie Byron in der „Vision of Judgment“.‘ Bei Erwähnung des Alten Testaments pries Goethe Byron's Anschauungen der Natur. ‚Nicht gleich mir,‘ sagte er, ‚hat Byron ein langes Leben dem Studium der Natur gewidmet, und doch finde ich in seinen sämmtlichen Werken kaum zwei bis drei Stellen, die ich geändert wünschte.‘

„Goethe widersprach nicht, als ich ihm sagte, daß ich Byron's satirischen Gedichten den Vorzug gebe, und daß die Worte des Mephistopheles —

Ich bin des trocknen Tons nun satt,
Muß wieder recht den Teufel spielen —

dem ‚Manfred‘ hätten als Motto dienen können.

„In Moore's Biographie Byron's [1]) ist sein Verhältniß zu Goethe berücksichtigt. Während ich diese Unterredungen mit Goethe hatte, war Moore mit Abfassung der Biographie beschäftigt. Goethe war keineswegs gleichgültig gegen den Bericht, der der Welt von seinen Beziehungen zum britischen Dichter gegeben wurde, und wünschte, soweit es in seiner Macht stände, zu seiner Vollständigkeit beizutragen. Zu dem Zwecke legte er die an ihn gerichtete lithographirte Widmung zu ‚Sardanapalus‘ und alle Papiere im Original, die er mit Byron ausgetauscht hatte, in meine Hände. Er erlaubte mir, sie mit in mein Hôtel zu nehmen und mit ihnen zu machen, was mir beliebte: mit anderen Worten, ich sollte sie abschreiben, und hinzufügen, was mir von seinen Bemerkungen über Byron in der Erinnerung geblieben. Alles das fand, gedrängt geschrieben, in einem Briefe von Folioformat Platz, den ich nach England richtete. Moore versicherte mir später, ihn nie erhalten zu haben.“

„17. August.

„Am Nachmittag war ich wohl eine Stunde bei Goethe und las ihm aus ‚Heaven and Earth‘ vor. Er äußerte eine fast übermäßige Bewunderung. ‚Sie dürfen es ihm nicht verargen, aber Byron verdankte seine tiefen Anschauungen der Bibel, der Langenweile, die sie ihm in der Schule bereitete. Die Ungereimtheiten müssen ihn sehr gestört haben; er bewegte sie in seinem Geiste neugestaltend.‘

„18. August.

„Ich ging zum letzten Mal in Goethe's Gartenhaus, einen Ort, der wohl von Jedermann heilig gehalten werden sollte, und ich hoffe, heilig gehalten werden wird. Es hat ganz den Charakter eines Cottage. Goethe lebt hier in kleinen, kaum möblirten Zimmern und empfängt Besucher zu bestimmten Stunden. Fremde machen seiner Schwiegertochter ihre Aufwartung; das bewahrt ihn vor lästigen Eindringlingen. Hier ist er jetzt beschäftigt, die Aufzeichnungen seines zweiten römischen Aufenthalts [2]) auszuarbeiten, aber er sagt, sie würden denen seiner ersten italienischen Reise nicht gleich kommen.

---

[1]) Vgl. Th. Moore, „Letters and Journals of Lord Byron“ etc. vol. II, p. 670 ff.

[2]) Vgl. Goethe-Jahrbuch 1892, Bd. XIII, S. 88. Bericht des Freiherrn Otto Magnus von Stackelberg: „Ich bekam seine Kunstsammlung zu sehen, das Manuscript seiner ‚Italienischen Reise‘ zu lesen, welches jetzt zum Druck vorbereitet wird.“

„Ich nahm die Gelegenheit wahr, Milton's Erwähnung zu thun. Goethe kannte ‚Samson Agonistes' nicht. Ich las ihm den ersten Theil bis zum Ende der Scene mit Delilah vor. Er drang vollkommen in den Geist der Dichtung ein, pries Milton aber nicht mit derselben Wärme wie Byron. Trotzdem meinte er, Samson's Bekenntniß sei in einem besseren Geiste geschrieben als irgend etwas in Byron. ‚In all seinen Reden ist Gehalt und feine Logik. Delilah ist groß aufgefaßt.' Delilah's Selbstrechtfertigung veranlaßte ihn zu dem Ausruf: ‚Das ist vortrefflich, er hat sie gerechtfertigt, das Bild ist vollständig.' Ein anderes Mal rief er: ‚Ach, der Pfaffe!' Er dankte mir, ihn mit der Dichtung bekannt gemacht zu haben. ‚Sie gibt mir eine höhere Meinung von Milton, als ich sie bisher gehabt; sie verschafft mir mehr Zutritt in die Natur seines Geistes, als irgend eines seiner anderen Werke.'

„Beim Abschied küßte er mich, sagte, er wünsche dann und wann, etwa alle drei Monate, wenn ich an einen interessanten Ort käme, etwas Interessantes erlebte, von mir zu hören. Ich habe von dem Anerbieten keinen Gebrauch gemacht, aber darum gebeten zu werden, war sehr erfreulich.

„Um acht Uhr kehrte ich in mein Gasthaus zurück"[1]).

IV.

„In einem Briefe an Zeller erzählt Goethe von meinem Besuch in Weimar, und nennt mich einen ‚Missionar der englischen Literatur'. Er merkte nicht, daß es mir an Muth fehlte, ihm den Namen des Dichters zu nennen, der es mir am meisten angethan hat — nämlich Wordsworth. Ich war mir der mangelnden Uebereinstimmung zwischen beiden nur zu wohl bewußt."

Einige Monate später berichtet das Tagebuch aus Rom (Januar 1830):

[1]) Vergl. Goethe's Tagebuch 1829. August.

13. — Um 11 Uhr Ottilie, wegen Herrn Robinson verabredend . . . Ottilie und Herr Robinson kamen zum Thee. Fuhren um 8 Uhr weg.

14. — Einiges dictirt am römischen Aufenthalt . . . Herr Robinson auf einen Augenblick, sich wegen des Mittags entschuldigend . . . Mittag für mich . . . Dr. Herzog von Jena, Robinson und Ottilie. Sodann Professor Riemer. Jene beiden Ersten fuhren aufs Schießhaus, wohin die Frau Großherzogin kam. Mit Letzterem (Riemer) den Abend zugebracht.

15. — Abends Herr Robinson. Wir lasen die Vision des Todtengerichts von Byron. Er blieb bis 8 Uhr.

16. — Gegen Abend Ottilie, Herr Robinson und Walter. Wir lasen „Himmel und Erde" oder „die Sündfluth" von Lord Byron. Ich las nachher den 13. und 14. Gesang des „Don Juan", nicht ohne erneute Bewunderung des außerordentlichen Dichtergeistes.

17. — Frühstück in der Stadt (d. h. im eigenen Hause). Frau von Wahl und Tochter. Zwei Italiener, einer aus Como, einer aus Brescia, Herr Robinson und Graf Hohenthal . . . Um 5 Uhr spazieren gefahren. Später im Garten Herr Robinson, lasen Lord Byron's „Himmel und Erde", ferner . . .

18. — Schmeller, Porträt ankündigend, ward in die Stadt bestellt . . . (Nachmittag). Zurück in den unteren Garten. Kam Herr Robinson. Wir lasen „Samson" von Milton. Wurde manches Englische und Deutsch-Literarische besprochen.

„W., ein junger deutscher Gelehrter, führte mich an einen interessanten Ort, den jeder ästhetisch gebildete Deutsche als Heiligthum verehren sollte — in die Kneipe[1], in der Goethe jene Zusammenkünfte hatte, die so wunderbar in den ‚Römischen Elegien' beschrieben sind. Wir nahmen unser Mahl in einem Gewölbe des Theaters des Marcellus ein. Die Steinmauer geschwärzt vom Rauch der Jahrhunderte — Tische und Stühle von Holz bildeten die einzige Einrichtung der Höhle. Der Contrast zwischen dieser Spelunke — Goethe's eigene Bezeichnung — und dem Genius, der Dichtungen schuf, die das Entzücken der Gebildetsten aller Zeiten sein werden, gab mir Anlaß zu ernsten Betrachtungen.

„Die deutschen Künstler sollten hier eine Inschrift stiften, die, obgleich der Menge unverständlich, einigen Wenigen Quelle der Belehrung sein würde. Für den Archäologen sicher eine neue Lehre, aber in Uebereinstimmung mit Niebuhr und seinen Schülern, die so gern das Gleichartige an antiken und modernen Anschauungen betonen. Es dürfte eine Anspielung auf die Elegie, in der Amor die Lampe schürt und sich der Zeiten erinnert, da er denselben Dienst seinen Triumvirn geleistet, nicht fehlen:

Amor schüret die Lamp' indessen und denket der Zeiten,
Da er den nämlichen Dienst seinen Triumvirn gethan[2].

Unter „London 2. April 1832" enthält das Tagebuch folgende Notiz: „Früh am Morgen las ich einen Canto im Dante, als mein Neffe eintrat und mir die Nachricht von Goethe's Tod brachte. Obgleich bei seinem hohen Alter dieses Ereigniß nicht fern sein konnte, so erweckt doch das Scheiden des mächtigsten Geistes, den es seit Jahrhunderten gegeben, die ernstesten Gedanken . . . . Goethe begann in seinem vierundsechzigsten Lebensjahr, sich mit orientalischer Literatur zu beschäftigen, und schrieb den ‚Westöstlichen Divan'. Er starb im dreiundachtzigsten, im Vollbesitze seiner Geisteskraft, wenn auch nicht seiner Phantasie. Bis zuletzt hatte er Interesse an der zeitgenössischen Literatur Europa's."

„Als ich 1834 in Frankfurt war, erzählte mir Charlotte Servière — und augenscheinlich glaubte sie daran —, daß Frau ***, eine gebildete und sehr intelligente Dame, zur Zeit, da Goethe starb, in seinem Hause anwesend war, und daß sie und Andere Musik in den Lüften vernahmen. Niemand konnte angeben, woher sie sonst käme. In den Augen der Gläubigen war Goethe keineswegs ein Heiliger, wohl aber ein Belial, ein böser Geist, den die Verbindung von Genie, großer Gelehrsamkeit und dämonischem Einfluß sehr gefährlich machte."

In späteren Jahren bot die Beschäftigung mit Goethe Robinson Anregung zu weiteren Betrachtungen:

---

[1] Die „Goethe-Kneipe" zu Rom, in der der Dichter angeblich die erste Anregung zu den „Römischen Elegien" empfangen haben soll.

[2] Band I, erste Abtheilung, S. 239. Weimarer Ausgabe.

„Unter Goethe's bedeutungsvollen Dichtungen mit häufig dunklem, räthselhaften Inhalt, ist eines ‚Die Geheimnisse'. Es enthält zwei Zeilen, die man ebensowohl seinen sämmtlichen Werken als Aufschrift setzen könnte:

Doch glaube Keiner, daß mit allen Sinnen
Das ganze Lied er je enträthseln werde[1]).

„Nur Theile des Gedichtes sind dem Leser, je nach Maßgabe seiner geistigen Reife, zugänglich." (1835.)

„Es will mir scheinen, als beeinträchtige die fleißige Ausbildung einer bestimmten Form des Talents den Sinn für die Werthschätzung verwandter künstlerischer Bethätigung. Selbst das Genie hat hier seine Achillesferse. Voltaire und Rousseau haßten einander, Fielding verachtete Richardson, Petrarca Dante, Michelangelo hatte für Raffael Hohn. Goethe ist vollkommen frei von dieser Schwäche, und nichts an ihm erregt mehr meine Bewunderung. Jede Art von Vortrefflichkeit ward von ihm empfunden und anerkannt; er haßte nur Halbheit und Unfähigkeit . . . . Das Princip, das alle kritischen Schriften Goethe's kennzeichnet, ist ein Betonen des Guten, des Positiven und ein Uebergehen von Irrthum und Mangel, als nicht existirend, als bloße Verneinung." (1836.)

„Goethe's Briefwechsel mit Knebel (1856) bringt die herablassende Liebe des geistig Ueberlegenen und die ehrfürchtige Bewunderung des geistig niedriger Stehenden in einer Weise zum Ausdruck, die für beide Theile gleich ehrenvoll ist. Meine persönlichen Erinnerungen erhöhten den Genuß. Obgleich meiner in keiner irgendwie schmeichelhaften Weise Erwähnung geschieht, so empfinde ich es doch als Ehre, daß mein Name von den großen Männern meines Zeitalters — begleitet von einem mehr oder minder deutlichen Ausdruck des Wohlwollens — genannt wird."

Danksagungen eines Achtzigjährigen.

„Wenn es meine letzte Stunde wäre — und die eines Achtzigjährigen kann nicht fern sein — so würde ich Gott danken, daß er mich so viel menschliche Vortrefflichkeit hat schauen lassen. Ich habe mit Begeisterung Coleridge's träumerischen Monologen gelauscht — ‚that old man eloquent'. Ich bin gereist mit Wordsworth, dem größten unserer lyrisch-philosophischen Dichter. Ich habe mich an Charles Lamb's Witz und Pathos ergötzt. Ich durfte mich mit Goethe frei an seinem eigenen Tisch unterhalten — mit Goethe, dem ohne Zweifel ausgezeichnetsten Geiste seines Landes und Zeitalters. Er sagte, er fühle sich nur Shakespeare, Spinoza, Linäus verpflichtet. Verglichen mit Goethe ist meine Erinnerung an Schiller, Wieland, Herder, Tieck, die Schlegel's und Schelling ganz verblaßt." (1856.)

---

[1]) Band XVI, S. 171. Weimarer Ausgabe.

„Anfang April 1832 erhielt ich von William Fox, dem Herausgeber des ‚Monthly Repository', die Aufforderung, ihm einen Essay über Goethe zu liefern. Mir war der Antrag schmeichelhaft, obgleich der Schreiber hinzufügte, er könne mir kein Honorar bieten. Ich machte mich sogleich an die Arbeit, die etwa ein Jahr in Anspruch nahm, und stellte eine übersichtliche Tabelle von Goethe's sämmtlichen Werken zusammen; einige der bedeutenderen sind in längeren Betrachtungen charakterisirt. Bald nach Vollendung dieser Aufgabe ersuchte Bellenden Ker mich um einen biographischen Beitrag für die ‚Useful Knowledge Society'. Ich schrieb einen Essay über Goethe, der die Aufsätze im ‚Monthly Repository' in verkürzter Form wiedergab. Diesem folgte dann bald ein biographischer Essay über Schiller."

Robinson erreichte ein Alter von zweiundneunzig Jahren — die Herrschaft über Geist und Körper versagte erst wenige Tage vor seinem Tode. Er starb am 5. Februar 1867, unverheirathet, tief betrauert von zahlreichen Freunden.

Sein tiefes Eindringen in deutsche Dichtung und deutsche Eigenart, seine literarische Feinfühligkeit, die sich an der Quintessenz poetischen Schaffens herangebildet hatte, der Umstand, daß er Goethe persönlich gekannt, verleihen seinen Aufzeichnungen Bedeutung und Werth; Goethe's eigenes Urtheil über ihn drückt aber seiner Persönlichkeit den Stempel auf.

Vor Robinson's von Vorurtheilen freien Gesinnung, seiner geistigen Anpassungsfähigkeit fielen alle Schranken nationalen Unterschiedes, und so mußte seine Bewunderung für Goethe, dem Boden verwandter Denkungsart entsprungen, nothwendig in dem Maße wachsen, wie sein eigenes Leben immer weitere Kreise zu beschreiben anfing. Als es ihm 1829 endlich vergönnt war, seine Ehrfurcht für den Dichter in Worte zu fassen, würdigte Goethe ihn vertrauten Gedankenaustausches. Sollte nicht vielleicht Robinson im Besitze jener inneren Freiheit gewesen sein, der nach Goethe wohl Solche theilhaftig werden, die seine Schriften und sein Wesen überhaupt verstehen gelernt haben?

Möchten diese Darlegungen dazu beitragen, dem Andenken eines Ausländers Dauer zu verleihen, dem Deutschland zu einer geistigen Heimath wurde. Da unsere Literatur wieder einmal einen ihrer Höhepunkte erreicht hatte, war es ihm vergönnt, sich die königlichen Schätze edelster Bildung anzueignen, wie sie eben nur hie und da ein Zeitalter — und auch nur für Auserwählte — reift.

Ellen Mayer.

Mephistopheles.

Von

Friedrich Paulsen.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Will man den Charakter des Mephistopheles mit einer Formel aussprechen, so kann man sagen: sein innerster Kern ist die Lust am Gemeinen, oder, in negativer Fassung, die vollständige Unempfänglichkeit für alles Reine, Hohe und Edle. Im Gemeinen ist ihm wohl, und er zieht Alles ins Gemeine, die Dinge mit spöttischem Witz oder höhnischer Grimasse ins Gemeine herabdeutend, die Menschen mit allerlei Verückungs- und Lügenkünsten die Straße zur Gemeinheit sachte herabführend. Er *ist* gemein, er *sieht* gemein, er *macht* gemein. Ich zeige diese drei Stücke nach einander.

Zuerst, er *ist* gemein, und im Gemeinen ist ihm wohl. Drei Scenen des ersten Theils zeigen ihn uns in diesem seinem Element: Auerbach's Keller, die Hexenküche, die Walpurgisnacht.

Der erste Ausflug, den er mit dem neu gewonnenen Gesellen unternimmt, geht in die *Kneipe*. Hier herrscht die Gemeinheit in der alltäglichsten Gestalt, die Gemeinheit des im sinnlichen Behagen aufgehenden müßigen Schlemmerlebens. Ohne Arbeit, ohne Ziele, ohne Gedanken wälzen sich die platten Bursche alle Tage, die Gott werden läßt, in dem öden Einerlei des stumpfsinnigen Kneiplebens, mit denselben dürftigen oder schweinischen Späßen, Anzapfungen, Rundgesängen die geringen Kosten der Unterhaltung bestreitend. Es ist kein Ruhm für die deutschen Universitäten, daß ihr Studentenleben dem Dichter das Vorbild für das mit schrecklicher Treue entworfene Bild bot. Während Faust sich abseits hält (in der vollendeten Dichtung; in der ersten Bearbeitung, dem sogenannten „Urfaust", spielt er eine activere Rolle, besonders ist dort, nach Anleitung der Faust-Sage, der Weinzauber sein Werk), mischt sich Mephistopheles sogleich in die Gesellschaft. Er findet sich hier ganz heimisch, es ist Geist von seinem Geist, den er antrifft, so überlegen sein Spott und seine Bosheiten sind. Ein Lied, das er auf Verlangen zum Besten gibt, das Lied von „dem großen Floh", den der König in Hosen steckt und zum

Minister macht, trifft so sehr den Ton dieser Gesellschaft, daß es mit johlendem Beifallsgebrüll aufgenommen wird. Als die animirte Stimmung unter dem Einfluß des Feuertranks ihren Höhepunkt erreicht hat:

Uns ist so kannibalisch wohl,
Als wie fünfhundert Säuen,

da wendet sich Faust, den das ganze Treiben anwidert, mit Ekel ab: „Ich hätte Lust, nun abzufahren." Mephistopheles aber hält ihn zu neuem ergötzlichen Schauspiel fest: „Jetzt wird sich erst die Bestialität gar herrlich offenbaren." Er sieht mit innigem Vergnügen den letzten Wirkungen des in maniakalische Zustände übergehenden Rausches zu.

In der Hexenküche, die sich unmittelbar anschließt, tritt uns das Gemeine in neuer Gestalt entgegen: in der Gestalt des Häßlichen, Fratzenhaften, Abergläubischen, Absurden, das mit dem Unzüchtigen in engster Verbindung steht. Im Gaunerleben und in der Gaunersprache, wie sie Avé-Lallemant geschildert hat, spielen diese beiden Elemente, innigst gesellt, eine hervorragende Rolle; Aberglaube und Unzucht in jeder Gestalt sind hier einheimisch. Faust steht auch hier abseits: „Mir widersteht das tolle Zauberwesen." Wogegen Mephistopheles wieder mit vollem Behagen diese Luft athmet: er zeigt dem Freund die Meerkatzen, „die zarten Thiere"; mit der alten Hexe hat er ein zärtliches Verhältniß, er verabschiedet sich mit einer Verabredung auf Walpurgis. Dagegen will ihm Helena nicht ganz gefallen; „hübsch ist sie wohl," so bekennt er bei ihrem Erscheinen, „doch sagt sie mir nicht zu" (6480). Die nackte Schönheit des Antiken ist ihm nicht recht — „ich liebe mir was auszukleiden" — ebenso wenig die reine Schönheit der Engel. Es fehlt ihnen Allen dasselbe, das Element des Lüstern-Unzüchtigen, das in der Hexenküche und auf dem Blocksberge die ganze Atmosphäre erfüllt. Und wie das Häßliche und Obscöne ihm sympathisch ist, so auch das Absurde; mit dem Buch, aus dem die Hexe ihr kauderwelsches Ein-mal-Eins liest, hat er viel Zeit verbracht; „ein Discurs, wie hier," bekennt er dem mißmuthig zuhörenden Freund, „ist gerade der, den ich am liebsten führe."

Endlich in der Walpurgisnacht auf dem Blocksberg ist Junker Voland ganz bei sich: wir sind mitten im höllischen Reich, das hier auf seinem Hoftag in Gala sich darstellt. Das Schmutzig-Unzüchtige ist die Gestalt, worin hier vornehmlich das Gemeine erscheint. Der Höhepunkt des Ganzen ist eine Scene, wozu nur in den Paralipomenen einige Ausführungen vorliegen. Seine höllische Majestät selbst (Mephistopheles ist ein untergeordneter Teufel) sitzen auf dem Thron und empfangen diejenige Bezeugung der Verehrung, die vom Papst mit dem Pantoffel entgegengenommen wird, mit der Kehrseite ihrer Leiblichkeit. Es ist eine Orgie der Gemeinheit, wie sie wohl nirgends sonst in der Literatur gewagt worden ist; auch Goethe wagte nicht, sie drucken zu lassen. Uebrigens ist die Scene offenbar als Gegenstück zu der Anfangs- und der Endscene des „Faust" gedacht: hier das himmlische Reich, lauter Reinheit, Klarheit, Harmonie, Friede, Liebe, Ehrfurcht; dort, im Gegenreich des Satans, Chaos, Getöse, Finsterniß, Schmutz, Stank, Hader, Frechheit, Unzucht, durch den Flackerschein unterirdischer Höllengluth blutroth erleuchtet.

Das Höchste und das Tiefste, was in des Menschen Sinn geht, ist in diesen Scenen gegen einander gestellt.

So ist das moralische Wesen des Mephistopheles durch den Gegensatz vollkommen bestimmt. Alles, was scheußlich, schamlos, schändlich ist, macht ihm Behagen; Alles, was schön und rein, hell und wohlthätig ist, Alles, was aus dem himmlischen Reich stammt, macht ihm Pein; so das klare Himmelslicht,

Das stolze Licht, das nun der Mutter Nacht
Den alten Rang, den Raum ihr streitig macht:

so der Gesang der himmlischen Heerscharen am Ende des zweiten Theils:

Mißtöne hör' ich, garstiges Geklimper,
Von oben kommt's, mit unwillkommnem Tag.

So endlich auch das geistige Licht, die Vernunft, wogegen Lüge, Schein und Blendwerk seiner Natur ganz gemäß sind. Seine größte Freude ist, dem Menschen den Gebrauch der Vernunft ins Gegentheil zu verkehren, daß er sie braucht, „nur thierischer als jedes Thier zu sein". Und wie das Chaos in der Natur, der Brocken im Aufruhr des Sturmes, so ist ihm chaotische Unordnung in der Menschenwelt erfreulich: Keifen und Schelten, Kratzen und Beißen, wie wir es in der Hexenküche hören, ist Musik in seinen Ohren.

Auf die kosmisch-metaphysische Seite seiner Existenz näher einzugehen, ist für unseren Zweck nicht erforderlich. Ich bemerke nur dieses. Die zu Grunde liegende allgemeine Anschauung ist die aus griechischen und biblischen Quellen zusammengeflossene phantastische Weltanschauung des ausgehenden Mittelalters: das Weltall eine begrenzte Kugel, die Erde der Mittelpunkt, um sie die Gestirne in concentrischen Sphären sich bewegend, über dem Ganzen die himmlische Welt. Jedes Gestirn hat seinen führenden Geist; so auch die Erde: der Erdgeist ist die als ein geistartiges Wesen begriffene Einheit aller ihrer bewegenden und bildenden Kräfte. Ebenso hat wieder jedes einzelne irdische Wesen seine bildende und bewegende Seele, die Menschenseele ist ein besonderer Fall der allgemeinen Beseelung aller Naturwesen. Außer diesen Naturgeistern gibt es nun noch eine andere Art von Geistern, das sind die reinen körperlosen Geister. Und zwar in zweierlei Gestalt: himmlische Geister (Engel), und höllische Geister (Teufel). Auch die Letzteren waren ursprünglich gute Geister; sie fielen aber von Gott ab und wurden darum in die irdische Sphäre herabgestoßen, wo sie nun als dämonische Mächte der Verführung und des Verderbens thätig sind, vor Allem bestrebt, Menschenseelen zum Abfall von Gott zu bringen.

Zu diesen Geistern gehört Mephistopheles. In ihrer Hierarchie, der Hierarchie der himmlischen Geister nachgebildet, nimmt er eine mittlere Stellung ein; er erkennt einen höheren Herrn über sich, den Satan selbst, wie er in der Walpurgisnacht in seiner höllischen Herrlichkeit inmitten seines Reiches sich darstellt. Andererseits hat er böse Geister und allerlei Naturgeister niederen Ranges unter sich, die seinem Wink gewärtig sind. Mit dem ganzen teuflischen Heer hat er sein Wesen in dem atmosphärischen Dunstkreis, der die Erde umgibt; daneben aber ist der eigentliche Ort dieser Geister das feurige Erdinnere (die Hölle). In einer kosmogonischen Unterhaltung mit Faust

zweiter Theil, vierter Act) berichtet Mephistopheles: nach dem Fall habe der Herr die bösen Geister aus der oberen Welt in das glühende Erdinnere herabgestoßen; in Druck und Enge hätten aber die Teufel solche Menge „Schwefelstank und Säure" von sich gegeben, daß die dünne Erdkruste zerbarst und sie „aus knechtisch-heißer Gruft ins Uebermaß der Herrschaft freier Luft" entkamen; wie es denn auch in der Bibel zu lesen stehe (Eph. 6, 12). Daß nun der gewöhnliche Aufenthalt der bösen Geister die Atmosphäre ist, wird auch bei der ersten Erscheinung des Mephistopheles vorausgesetzt: Faust ruft auf jenem abendlichen Heimgang am Ostersonntag die „Geister in der Luft, die zwischen Erd' und Himmel herrschend weben"; und so warnt Wagner:

Berufe nicht die wohlbekannte Schar,
Die strömend sich im Dunstkreis überbreitet.

Von hier aus ist denn auch einleuchtend, wie Faust den Mephistopheles später wiederholt als einen dem Erdgeist untergeordneten Geist bezeichnen kann, ja ihn geradezu vom Erdgeist ihm zugesellt sein läßt. Dem Erdgeist gehören alle Naturgeister und mit ihnen nun auch die in seine Sphäre hinabgestoßenen bösen Geister an; in ihm sind, wie die bildenden, so auch die zerstörenden Kräfte gesetzt.

Dieser böse Geist, der also in der kosmischen Ordnung einen untergeordneten Rang einnimmt, nicht zu vergleichen mit dem Erdgeist oder den Geistern der himmlischen Sphäre, oder gar mit dem großen, schaffenden Weltgeist selbst, ja, der auch tief unter dem Menschengeist steht, weil ihm alle productiven sittlichen und geistigen Kräfte abgehen, ist nun in anderer Hinsicht doch dem Menschen überlegen. Vor Allem ist er, als bloßer Geist, nicht an die Schranken der Leiblichkeit gebunden; Raum und Zeit halten ihn nicht, und über die niederen Naturkräfte, besonders über spukhafte und widrige Wesen aller Art, Ratten, Mäuse, Ungeziefer, Elementargeister hat er Gewalt. Auch fehlt es ihm nicht an Intelligenz, er hat einen scharfen, durchdringenden Verstand. So ist er dem Menschen ein brauchbarer Diener seiner niederen Begierden, Sinnlichkeit und Ehrgeiz. Und hierfür besitzt er noch eine schätzbare Gabe: er vermag nach Belieben Täuschung und Augenverblendung hervor zu bringen, eine Kraft, die er vor Allem in der höfischen Welt des zweiten Theils bewährt. Bei Hof scheint er sich überhaupt recht à son aise zu fühlen, vermuthlich doch eben darum, weil er hier für alle seine Künste, besonders auch für die Künste der Sinnestäuschung und Augenverblendung, einen dankbaren Boden findet. Bemerkenswerth ist auch, daß er, nach seiner eigenen Angabe, mit der Polizei sich trefflich abzufinden weiß; das Reich der Wahrheit und Gerechtigkeit scheint also hier auch nicht zu liegen[1]).

[1]) K. Fischer (Goethe's „Faust", II[3], 190, 236) hält es für nothwendig, zwei Mephistopheles zu unterscheiden: der der ursprünglichen Faust-Dichtung ist noch „kein Satan, kein Höllengeist, sondern ein Elementargeist irdischer Art, der wohl die Rolle des Teufels spielen, ersetzen, parodiren kann, aber kein Teufel ist im eigentlichen Sinn, kein Satan, wie ihn die neue Dichtung braucht und der Prolog einführt." Vom Erdgeist als Bote gesendet, soll er die Art eines jener neckischen und tückischen Kobolde haben, wie sie die Sage von den Elementargeistern schildert. — Ich finde zu dieser Zweitheilung keinen Grund: Wesen und Charakter des Mephistopheles er-

Der Darlegung des Wesens des Mephistopheles lasse ich die Darlegung seiner Bethätigung in der Dichtung folgen. Sie besteht darin, daß er sein Wesen in die Dinge hinein sieht und hinein trägt.

Zuerst, er *sieht* seine eigene Gemeinheit in die Welt, vor Allem in die menschliche Welt hinein. Er glaubt nicht an das Gute; alles Gute und Edle, alles Hohe und Große, es ist ihm nichts als glänzender Schein, das Gemeine, das sich darunter birgt, ist das Wirkliche. Die herrschenden Triebe im Menschen sind Selbstsucht und Genußsucht, ihre gewöhnlichsten Formen Habsucht und Wollust. So verkündet es der Satan selbst in der Thronrede, worin jene schon erwähnte Scene auf dem Blocksberg gipfelt; in bloß andeutenden Versen der Paralipomenen heißt es: Gold und Wollust, das sind die beiden allbegehrten Güter, sie gibt der Herr dieses Reiches den Seinen. Diese Satansoffenbarung, gleichsam das Evangelium des höllischen Reiches, das mysterium magnum iniquitatis, bildet auch den Text zu allen Betrachtungen des Mephistopheles über das Menschenleben. Mit unermüdlichem Spürsinn weiß er jene Dinge als die wirklichen Ziele aller menschlichen Bestrebungen aufzuweisen. Mit spöttischem Grinsen hebt er die Decke des schönen Scheins (Scham, Liebe, Hingebung) auf, womit der Mensch sein Wesen vor sich und Anderen zu verschleiern sucht; es ist ihm ein Hochgenuß, mit boshaftem Witz durch die Nebel hoher Imaginationen hindurch zu leuchten, worin der Mensch seine Thierheit hüllt.

In der *Liebe* durchdringen sich die geistige und die sinnlich-animalische Seite der Menschennatur am Innigsten, das Höchste und Tiefste berühren sich hier. Mephistopheles läßt nur die eine Seite gelten, er denkt und redet von der Liebe als extremer „Realist": Liebe ist dasselbe, wie bei den Hunden auch. Aller „Kribskrabs der Imagination" geht hierauf hinaus, er dient dazu, mit allerlei Brimborium die Puppe zu kneten und zuzurichten, worin die Welschen Meister sind. Als dem deutschen Doctor die Liebe allzu sehr ins Spiritualistisch-Metaphysische ausschlagen will, da weiß Mephistopheles mit seinen Rattenfängerkünsten immer wieder die Sinnlichkeit zu erregen, und freut sich schon auf das Ende, womit die hohen Intuitionen schließen werden.

Mit der Ansicht von der Liebe hängt sein Urtheil über die *Weiber* zusammen; es ist auf Schopenhauer's Ton gestimmt: schön oder häßlich, jung oder alt — ihr ganzes Wesen ist auf einen Punkt gerichtet. Frau Martha ist der vollendete Typus; weitere Züge bieten die Hexen der Walpurgisnächte.

---

scheinen mir durch die ganze Dichtung als einheitlich. Im Besonderen erscheint er mir schon in der ursprünglichen Dichtung der siebziger Jahre durchaus Teufel genug, um auf die Ehre höllischer Abkunft Anspruch zu haben. Seine größten Teufeleien gehören ja doch wohl der Gretchen-Tragödie an; viel harmloser erscheint der große Zauberer im zweiten Theil. Daß er in der Rede hie und da aus der Rolle zu fallen scheint, ist zuzugestehen. Indessen auch der biblische Satan hat die Gabe, sich gelegentlich in einen Engel des Lichts zu verstellen; und er wird sie haben müssen: wenn er nicht Wahrheit in die Lüge mischte, wie sollte er Glauben finden? — Anders steht es mit dem Faust: der Faust der siebziger Jahre ist gewiß ein anderer als der der neunziger oder der von 1830; und freilich doch wieder derselbe, nämlich so wie der Jüngling, der Mann und der Greis dieselbe Person sind.

Besonders verwandt sind sie ihm noch durch die vielfachen Künste, wodurch sie „vom Sein den Schein zu trennen" wissen (10715). An Aeußerungen des enttäuschten Hamlet gegen Ophelia klingen die Verse aus der Begegnung mit den Lamien an:

Man weiß, das Volk taugt aus dem Grunde nichts;
Geschnürten Leibs, geschminkten Angesichts!
Nichts haben sie Gesundes zu erwidern,
Wo man sie anfaßt, morsch in allen Gliedern.
Man weiß, man sieht's, man kann es greifen,
Und dennoch tanzt man, wenn die Lieder pfeifen.

Dieser Mephistophelischen Herabwürdigung des Weibes steht der Hymnus auf das Ewig-Weibliche gegenüber, womit die Dichtung schließt: das Weib das göttliche Werkzeug der Erlösung. Die Jungfrau-Mutter, zur Himmelskönigin erhoben, zieht den Faust zu den höheren Sphären empor; die Liebe zu Gretchen erweist sich zuletzt als das mystische Band, wodurch er der oberen Welt verknüpft ist.

Den Cynismen des Mephistopheles über die Liebe gehen die Sarkasmen über die Religion zur Seite. Sie ist eine Erfindung der Pfaffen, um sich das Gewissen und den Geldbeutel der Gläubigen unterthänig zu machen. So wissen auch die Weiber sie zu schätzen und zu benutzen, und darum halten sie es überall mit den Pfaffen; sie denken, wie Mephisto Gretchen's Sorge um ihres Heinrich's Glauben auslegt: duckt er da, folgt er uns eben auch. — Vor Gott dem Herrn duckt sich auch Mephistopheles, aber hinter seinem Rücken redet er spöttisch von dem Alten, etwa wie der Narr von dem König, dem er dienen muß und dem er sich doch überlegen fühlt. Vor Allem, die Menschen kennt er aus dem Grunde, während der Alte in seiner schwachen Gutmüthigkeit sich immer wieder etwas vormachen läßt und sich von ihnen noch, Gott weiß was, verspricht.

Nicht minder weiß er den Erkenntnißtrieb und das Wahrheitsstreben hinweg zu spotten: die viel gerühmte Wissenschaft, sie stammt aus der Eitelkeit; Schein und leerer Wortkram sind ihr Inhalt. In jener Scene mit dem Schüler, wo er in Faust's Gewand sich als Docent erbrüstet, weiß er, übrigens hier ganz im Sinne des mit der Schulwissenschaft zerfallenen Faust, im Sinne zugleich des jugendlichen Goethe, den das akademische Wesen keineswegs mit Bewunderung erfüllt hatte, redend, von jeder Fakultät ein kräftig Wörtlein zu sagen. Er persiflirt die Unfruchtbarkeit der Logik, die Leerheit der Metaphysik, wo für Alles, was in das Menschen Hirn nicht paßt, ein prächtig Wort zu Diensten steht, das Elend der Rechtsgelehrsamkeit, die Gesetz und Rechte der Vergangenheit als eine ewige Krankheit fortpflanzt; er verhöhnt die Theologie, wo man auf des Meisters Worte schwören lernt, um so zum Tempel der Gewißheit einzugehen, endlich auch die Medicin, wo die ganze Kunst eigentlich darin besteht, daß man ohne viel wissenschaftlich ringsum zu schweifen, mit einem schönen Titel, einem reputirlichen Aeußern und ein wenig Diebsgelüst sich bei den Weibern Eingang verschafft: dann ist man alsbald ein gemachter Mann. Also, was Schopenhauer der Universitäts-

philosophie nachsagt, das sagt Mephistopheles von dem ganzen gelehrten Wesen: es ist Charlatanerie und Hokuspokus, das Ziel nicht Wahrheit, sondern Befriedigung des Hungers und der Eitelkeit. — Bemerkenswerth ist übrigens, daß er bei sich über diesen Punkt etwas anders denkt, er fürchtet zugleich, worüber er spottet; eben vor dieser Scene, gleich nach Faust's Abgang, sagt er hinter diesem her:

Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft,
So hab' ich dich schon unbedingt.

Er kennt seinen Feind, die Wahrheit; eben darum stellt er sie als ein Unmögliches, alles Streben nach ihr als ein vergebliches hin.

In Summa, so lautet seine Philosophie, das Leben ist nichtig und nichtswürdig. Alle die sublimen Gefühle und hohen Gedanken, womit Poeten und Philosophie es ausstaffiren, sind Blendwerk und Selbsttäuschung. Es gibt nichts Großes und Dauerndes; vanitas, vanitatum vanitas. das ist die passende Ueberschrift zu dem Capitel der Naturgeschichte: der Mensch, zu dem Kapitel, das die Eitelkeit des Menschen Weltgeschichte überschreibt. Oder rechnest du am Ende auf Nachruhm? Faust schmeichelt sich, am Rande des Grabes stehend, mit ewiger Nachwirkung und ewigem Gedächtniß.

Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn.

Mephistopheles weiß es besser: Mit deinen Dämmen, deinen Buhnen, die dir so große Genugthuung gewähren, bereitest du in Wahrheit nur Neptunen, dem Wasserteufel, einen Schmaus;

Die Elemente sind mit uns verschworen;
Und auf Vernichtung läuft's am Ende aus.

Und Nachruhm? Ein Paralipomenon zum zweiten Theil sagt, was es auf sich hat:

Nach kurzem Lärm legt Fama sich zur Ruhe;
Vergessen wird der Held so wie der Lotterbube.
Der größte König schließt die Augen zu,
Und jeder Hund bey — gleich seine Grube.

Also: Vorbei, das dumme Wort, es ist das letzte, so perorirt Mephistopheles an Faust's Leichnam:

Vorbei und reines Nichts, vollkommnes Einerlei!
Was soll uns denn das ewige Schaffen?
Geschaffenes zu nichts hinweg zu raffen!
Da ist's vorbei! Was ist daran zu lesen?
Es ist so gut, als wär' es nicht gewesen.
Und treibt sich doch im Kreis, als wenn es wäre.
Ich liebte mir dafür das Ewig-Leere.

Oder glaubst du an Unsterblichkeit? Jawohl, unsterblich; zum „garstigen Wurm", wird das Seelchen, nachdem ihr die Teufel beim Tode die Flügel

(die Ideen, die großartigen Einbildungen) ausgerupft haben; als Gespenst, als Irrwisch mag sie dann durchs Leere flattern. —

So bespritzt Mephisto mit dem ätzenden Gift seines spöttischen Witzes alle Dinge. Er hat Geist, sicherlich, aber es ist ein negativer, zerstörender, nicht ein positiver, productiver, aufbauender Geist. Was die französische Sprache esprit nennt, das eignet ihm im höchsten Maße; aber ihm fehlt, was mehr ist als esprit, ihm fehlt die Seele, die Kraft zu schaffen, zu glauben, zu verehren, zu lieben[1]). Kalt und frech, ohne jede Spur von Begeisterungsfähigkeit, ist er über Alles hinaus, weiß er mit stets bereitem Witz alles Reine und Gute in den Schmutz zu ziehen, eine „Spottgeburt von Dreck und Feuer", wie ihn Faust einmal in der Entrüstung über seine lästerlichen Worte über Gretchen und ihren Glauben nennt. Wie in jener Scene in Wald und Höhle schreit er auf zu dem erhabenen Geist, der ihm als Erdgeist erschienen ist, vor Schmerz über den Gefährten, den er schon nicht mehr entbehren kann, und der doch

Mich vor mir selbst erniedrigt, und zu Nichts,
Mit einem Worthauch, deine Gaben wandelt.

Es ist die Philosophie des skeptischen Nihilismus, wie sie in der Sphäre der höfischen Welt gedeiht, wie sie besonders in der Gesellschaft leiblich und geistig bankerotter Cavaliere ihr Glück macht: man kennt Alles, man weiß Alles, man hat Alles gehabt, alles genossen, man hat hinter die Kulissen des Lebens gesehen, und was hat man gefunden? die Weisheit des alten, müden Salomo, des Cavalier-Königs: es ist Alles ganz eitel! Ganz eitel Glück und Glanz der Erde, ganz eitel alles, was sich mit so viel Pomp als wichtigster und würdigster Gehalt des Menschenlebens darstellt: wozu sich aufregen? Man nimmt mit, was der Tag bietet und lacht über die, die noch etwas ernst nehmen. „Je ne crois rien, je ne crains rien, je n'aime rien", der Wahlspruch jenes russischen Cavaliers könnte auch der Wahlspruch des Mephistopheles sein, dem denn nicht ohne Grund Tracht und Maske des Cavaliers von dem Dichter angelegt sind[2]).

Den Worten des Mephistopheles entsprechen endlich seine Thaten. Sein Werk auf Erden ist, nach seiner eigenen Intention, die Menschen zu der Gemeinheit seiner eigenen Gesinnung und Denkart herabzuziehen. An zwei Personen übt er in dieser Richtung seine Kunst, an Faust, dem Repräsentanten der männlichen Seite der Menschennatur, des Verstandes und Willens: er sucht ihn eben durch seinen hohen Trieb zum Erkennen und Wirken in seine Netze zu verstricken; und an Gretchen, der Vertreterin des Weiblichen, des Gemüths, der Seele: sie sucht er durch die Liebe zu verderben.

---

[1]) In einem Gespräch mit Eckermann (21. März 1831) unterscheidet Goethe: „Das französische esprit kommt dem nahe, was wir Witz nennen. Unser Geist würden die Franzosen vielleicht durch esprit und âme ausdrücken: es liegt darin zugleich der Begriff der Productivität, welchen das französische esprit nicht hat."

[2]) Vortrefflich bemerkt Schroer in seiner commentirten Faust-Ausgabe (4. Aufl., 1898, S. 129): „Mephistopheles muß dargestellt werden im Charakter verlebter Lebemänner von einem unbestimmten Alter, das aber über jene Jugendzeit hinaus ist, wo sinnliche Triebe noch vorherrschen. Er ist kühl, gemüthlos, sein stetes Lächeln zeigt nur ein spöttisches Wohlgefallen an menschlichen Schwächen."

Beide gelingt es ihm zu Fall zu bringen, Faust bringt er in alle Todsünden. Durch den übergewaltigen spekulativen Trieb seiner Natur ist Faust zuerst einem Bund mit überirdischen, dämonischen Mächten geneigt worden. Auf die vergeblichen Versuche, durch magische Künste sich zum unmittelbaren Verkehr mit der oberen Geisterwelt emporzuschwingen und in das Geheimniß des Seins und des Lebens einzudringen, erfolgt ein heftiger Stimmungsrückschlag:

Ich habe mich zu hoch gebläht;
In deinen Rang gehör' ich nur.
Der große Geist hat mich verschmäht,
Vor mir verschließt sich die Natur.
Des Denkens Faden ist zerrissen,
Mir ekelt lange vor allem Wissen.

In dieser Stimmung der Enttäuschung, des Mißmuths über das Fehlschlagen seiner höchsten Bestrebungen, des Ekels an dem Besitz, in der Stimmung der Gottverlassenheit und der Selbstverzweiflung

Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit
Uns glühende Leidenschaften stillen!

da kommt Mephistopheles eben zur gelegenen Zeit. Hier weiß er Rath. Nachdem Faust in der Hexenküche durch einen kräftigen Zug aus der Unzuchtsatmosphäre zunächst etwas eingeteufelt ist, bringt er ihn mit Gretchen zusammen. Er dirigirt dann, als wohl informirter Hofmeister dem nunmehr auch als Cavalier eingekleideten Faust zur Hand gehend, die Verführung; immer wieder weiß er gegen Faust's bessere Natur, die sich in der Berührung mit der Unschuld erhebt, mit seinen Einflüsterungen — „Einbläsereien sind des Teufels Redekunst" — die Sinnlichkeit aufzuregen, bis es geschehen ist. Er ist es auch, der seines Eleven Degen bei dem Rencontre mit dem Bruder der Liebsten leitet, der ihm auch den Schlaftrunk für die Mutter in die Hände prakticirt haben wird. Das letzte Werk, das er (am Schlusse des zweiten Theils) nunmehr als Faust's, der selbst zum großen Herrn geworden ist, Majordomus ausführt, ist die Gewaltthat an Philemon und Baucis. Der Trieb zu wirken hat in Faust den Trieb zu herrschen und zu besitzen entzündet, und dieser Trieb erträgt keine Grenzen: in Faust's Auftrag unternimmt Mephistopheles, der eben von einem großen Beutezug zur See heimkehrt — „Krieg, Handel und Piraterie, dreieinig sind sie, nicht zu trennen" — die Beiseiteschaffung des friedlichen Greisenpaars, dessen kleines Besitzthum den Besitzer des unermeßlichen Ufferreiches genirt, wobei es denn der treffliche Politicus einzurichten weiß, daß es nicht ohne Brand und Todtschlag abgeht. So mit Schuld belastet sinkt Faust ins offene Grab — des Teufels Beute, so ist dieser überzeugt, er braucht sich bloß noch der Seele, die ihm verfallen ist, auch äußerlich bemächtigen.

Auch das arme Gretchen fällt in seine Schlingen. Er weiß die unschuldige Eitelkeit des jungen liebenswürdigen Geschöpfs durch den Schmuck kirre zu machen; das Kästchen, das sie der strengen Mutter nicht sehen zu lassen wagt, führt sie zur Nachbarin; die Gesellschaft der würdigen Frau Martha Schwerdtlein thut dann ein Uebriges, ihr Haus ist für Gretchen, was

für Faust die Hexenküche. Und so bringt er es endlich dahin, daß das unschuldige Ding, über das er eigentlich keine Macht hat — es ist keine Faser seines Wesens in ihr, sie ist das Gegentheil von ihm, ganz Seele, ganz Liebe, Verehrung, Vertrauen, Hingebung — als Kindesmörderin durch Henkershand stirbt.

Das ist Mephistopheles: ein Aufdecker alles Gemeinen und ein Anstifter alles Schändlichen, oder, mit dem Wort des Apostels Paulus: „ein Erfinder des Bösen" (ἐφευρετὰς κακῶν, Römer 1, 30).

II.

In allem Bisherigen ist der Mephistopheles der Dichtung mit dem Teufel der Faustsage und des kirchlichen Glaubens wesenseins. Nun aber findet eine bedeutsame Abweichung statt: das ist im endlichen Erfolg oder also vielmehr Mißerfolg seiner Bestrebungen. Und von da aus erhält denn auch der Charakter einen etwas veränderten Zug: er verliert einiges von seiner Furchtbarkeit, er erhält einen Stich ins Grotesk-Komische. In der Sage erreicht der Teufel seinen Zweck, die Faustbücher sind darauf angelegt, durch das schauderhafte Ende Faust's einen heilsamen Schrecken vor dem Teufel und vor jedem sich-einlassen mit Teufelskünsten zu erregen. Und das wird auch der kirchlichen Anschauung entsprechen: Faust muß durch den einmal geschlossenen Bund mit dem Teufel und durch das heillose Leben, aus dem er ohne Buße dahinfährt, ewig verloren gehen. Dagegen ist in Goethe's Dichtung Mephistopheles zuletzt nicht erfolgreich; das Gelingen seiner Anschläge ist bloß ein vorläufiges, das Ende ist, daß ihm sein Fang aus dem Netz geht. Wie der erste, so endigt der zweite Theil mit einem: „Gerettet."

Im ersten Theil ist es Gretchen, die sein Netz zerreißt. Sie ist verführt und hat, schuldig-unschuldig, alle Todsünden begangen; und doch ist sie nicht innerlich verdorben, das Gemeine hat eigentlich keinen Augenblick Macht über sie gewonnen: selbst in der Sünde ist sie das liebende, hingebende, vertrauende Weib. Und so wie sie erwacht und erkennt, was geschehen ist, stößt sie durch die Pein der Reue die Sünde von sich, nimmt sie die Buße auf sich und reinigt sich von der Schuld. Den Liebsten, der sie aus dem Kerker führen will, von sich stoßend, scheidet sie sich für immer von Allem, was ihn mit dem teuflischen Genossen, vor dem sie immer ein Grauen empfunden hat, noch verbindet.

Und Mephistopheles selbst hilft ihr dazu. Er ist, so schlau er ist, zugleich doch der dumme Teufel; als böser Geist, in der Scene im Dom, steigert er durch seine Einflüsterungen ihre Gewissensangst, statt vielmehr ihr beruhigend zuzureden, es sei nicht schlimm, das wäre schon Anderen so gegangen, sie habe ja eigentlich nichts Schlimmes gethan, Alles, was sie dazu getrieben, sei ja so gut und lieb gewesen. So hätte es ihm gelingen mögen, sie zu beschwichtigen, ihr Gewissen abzustumpfen, und sie allmählich auf den Weg zu bringen, den ihr sterbender Bruder sie schon wandeln sieht, den Weg zu wirklicher Gemeinheit. Die Ursache seines Fehlschlagens liegt aber in seinem eigensten Wesen, es ist die Lust, sich an dem Schaden zu letzen, sich an dem Verderben seines Opfers zu weiden; er kann sich nicht bezwingen, er muß

bei ihrem Jammer dabei stehen und ihr mit höhnischem Grinsen vorhalten, was sie gethan hat. Aber eben damit treibt er sie nur tiefer in die Buße hinein und verliert damit die Seele, über die er freilich nie etwas vermocht hat, wie er es vorahnend nach der ersten Begegnung ausspricht.

Viel tiefer ist Faust vom mephistophelischen Wesen inficirt, weßhalb seine Rettung so viel schwerer ist, und vielleicht muß man sagen: sie glaublich zu machen, ist dem Dichter des zweiten Theils nicht so gelungen, wie die Rettung Gretchen's im ersten Theil. Faust ist am Eingang der Dichtung in einer durchaus negativen Stimmung; Unzufriedenheit, Unmuth, Verachtung der Welt und seiner selbst, das ist die Grundstimmung seines Gemüths, die freilich durch gelegentliche Schwankungen nach der positiven Seite der Gefühlsscala unterbrochen wird. Er ist unzufrieden mit seinem Beruf; die Gelehrsamkeit, die er erst gelernt hat, nun lehrend wiederkäut, ist ihm nichts als elender, öder, sinnloser Wortkram, der ihn anekelt. Er versucht sich durch magische Künste über die Form menschlichen Erkennens zu erheben; vergeblich, er sieht sich zurückgestoßen in die Gemeinschaft der inferioren Geister, wie sein Famulus sie darstellt. Der Ekel gegen diese seine nächste Umgebung, gegen die hohlen Köpfe, die ihm mit ihrer Bewunderung nachlaufen, die mit ihren Plattheiten ihm weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe lassen, erweitert sich zum allgemeinen Menschen- und Lebensekel. Schon war er, in der Osternacht, drauf und dran, von diesem Planeten abzuspazieren, als das Glockengeläut und der Chorgesang von dem Erstandenen mit Erregung kindlicher Andachtsgefühle ihn zurückriefen. Als er aber auf dem Spaziergang am Ostersonntag das Lob der Bauern und die Bewunderung Wagner's bis zur Erschöpfung ausgestanden hat, da gewinnt die negative Stimmung wieder die Oberhand. In dieser Stimmung macht sich der Teufel in Gestalt des Pudels an ihn heran. Faust, der sogleich das Dämonische darin erkennt, lädt ihn zur Begleitung ein, und bald schließt er mit ihm den verhängnißvollen Bund: in dieser Welt soll der Teufel ihm, in jener Welt will er dem Teufel zur Verfügung sein.

Der Teufel erfüllt seinen Pact. Dennoch entgeht ihm Faust's Seele: auch er wird gerettet.

Drei Dinge sind in Faust, die seine Rettung möglich machen. Zuerst: der Ekel vor dem Gemeinen. Er kann den Freuden des Genossen, wie schon oben angedeutet wurde, keinen Geschmack abgewinnen. Staub soll er fressen, und mit Lust, so hatte Mephistopheles in seiner anfänglichen Siegesgewißheit dem Herrn angekündigt. Faust frißt den Staub, aber nicht mit Lust. Auch kann er nicht lügen und heucheln; die hülflose Ueberraschung, in die ihn des Mephistopheles Aufforderung, Herrn Schwerdtlein's Tod zu bezeugen, versetzt, ist bezeichnend. Das Zweite ist eine edle Unzufriedenheit; er weiß es selbst, niemals wird er im Endlichen Befriedigung finden, niemals wird er sich selber genug gethan haben:

Kannst du mich schmeichelnd je belügen,
Daß ich mir selbst gefallen mag,
Kannst du mich mit Genuß betrügen,
Das sei für mich der letzte Tag!
Die Wette biet' ich.

Endlich ein Drittes: der Sinn für das Höhere, für das Reine und Schöne, das Wahre und Gute. Er offenbart sich in der echten Liebe zu Gretchen, dem reinen, einfältigen, demüthigen Naturkind; er tritt hervor in der Freude am Schönen, in der Lust an der Betrachtung der Natur und der Geschichte, endlich in dem Drang zum Wirken und Schaffen und seiner Kehrseite, der Abneigung gegen das schlaffe, passive Genießen — „Genießen macht gemein." So entgeht auch Faust als ewig Emporstrebender, nie im Genuß Befriedigter dem Teufel, trotz dessen guten Rechtstiteln. Der Zug nach oben ist stärker als der Zug nach unten.

Faust's Unzufriedenheit ist die zweite, complementäre Veränderung, die der Dichter an dem überlieferten Stoff vorgenommen hat. Die Faustbücher lassen Faust das Lotterleben mit Gelagen und Dirnen, das ihm der Teufel verschafft, mit Behagen durchschmarutzen, um dann, als das Ende naht, ihn in Verzweiflung fallen zu lassen. Goethe's Faust verschmäht diese Kost, wie der Dichter ihn denn auch des tollen Zauberspuks entladen hat, den der Faust der Sage mit allerlei Possen und Eulenspiegeleien verübt; all' das ist auf Mephistopheles übertragen. Geblieben ist ihm der mächtige Drang zum Erkennen und dazu gegeben das Verlangen zu großer Wirksamkeit. — Es sind dieselben beiden Veränderungen, die auch schon Lessing in seinem Faustdrama an der Dichtung vorgenommen hatte; das 18. Jahrhundert konnte einen gegen den hochstrebenden Menschengeist siegreichen Teufel nicht mehr denken und ertragen. So hob der Dichter den Menschen und drückte den Teufel herab, daß dieser das Spiel verlieren mußte.

Trotzdem behält, wie schon gesagt, die Rettung des Faust etwas Ueberraschendes. Man kann sich der Empfindung nicht erwehren, daß der Teufel nicht ganz im Unrecht ist, wenn er am Schluß klagt, daß er um sein wohl erworbenes Recht geprellt werde. Faust hätte innerlich gereinigt werden können entweder, wie Gretchen, durch großes, in freiwilliger Buße aufgenommenes Leiden, oder durch große, opferwillige That. Beides bleibt ihm fern, denn auch sein letztes Wirken, sein Deichen und Dämmen, hat, so löblich es sein mag, doch eigentlich keine reinigende Kraft; der Teufel hat ja auch bis zuletzt als sein Diener die Hand im Spiel. Faust wird demnach gerettet nicht durch eigenes Verdienst und Würdigkeit, sondern ganz wie es die Kirche lehrt: er wird selig aus Gnaden. Und so stellt es der Dichter selbst dar, nur daß er an die Stelle der Erlösung durch Christi Blut und Gerechtigkeit das Ewig-Weibliche treten läßt, das uns hinanzieht, mit einer Annäherung an katholische Anschauungen, die sich denn freilich durch poetische Vorzüge dem Dichter überall empfehlen[1]).

---

[1]) Aus Paralipomenen zum fünften Act (Loeper, Hempel-Ausgabe, XIII, 252; vergl. Strehlke, Paralipomena zu Goethe's „Faust", S. 133 ff.) ergibt sich, daß Goethe selbst daran gedacht hat, den Teufel noch im Jenseits seine Rechte auf Faust's Seele in einem Proceß geltend machen, diesen Proceß aber durch die Dazwischenkunft Christi, des Reichsverweisers, verlieren zu lassen. — Daß er in der ganzen Fassung des Schlusses durch die kirchlich-christliche Vorstellung von der Erlösung sich habe leiten lassen, spricht er selbst (Gespräche mit Eckermann, 6. Juni 1831) aufs Bestimmteste aus. Er bezeichnet dort die Verse:

Andererseits entspricht Faust's Rettung doch nicht ganz den Forderungen des kirchlichen Glaubens: er stirbt ohne Reue und Buße. Es wäre dem Dichter sicher ein Leichtes gewesen, der kirchlichen Anschauung etwas mehr entgegen zu kommen. Er hätte ihn wenigstens in weicher reuiger Stimmung sterben lassen können. Der gewaltsame Tod der beiden Alten hätte ein nächstes Motiv dafür geboten. Aber Faust geht mit einem bloßen Wort des Verdrusses darüber weg; unter den vier grauen Weibern ist nicht die Reue, wohl die Schuld, aber sie findet keinen Eingang. Und mit ausdrücklichen, harten Worten verzichtet Faust noch an der Pforte des Todes auf das Jenseitige:

Der Erdenkreis ist mir genug, bekannt,
Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;
Thor, wer dorthin die Augen blinzend richtet,
Sich über Wolken Seinesgleichen dichtet.
Er stehe fest und sehe hier sich um!
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.

Man sieht, es ist die prometheische Stimmung, und nicht die Stimmung des versöhnten Prometheus, in der Faust die Welt verläßt. Das war nicht Goethe's eigene Lebensstimmung, als er die Faustdichtung abschloß; sie war, und nicht erst in den Tagen des Alters, viel weicher und viel weniger negativ gegen den Glauben sowohl an Gott und göttliche Mächte über uns, als an ein Fortleben und Fortwirken nach dem Tode[1]). Er hat also ohne Zweifel mit Absicht Faust als kirchlich Unbußfertigen und Ungläubigen hinübergehen lassen, um ihn erst drüben letzte Läuterung finden zu lassen. Wollte er der herkömmlichen, kirchlich officiellen Vorstellung von der Nothwendigkeit und der heilenden Kraft der Reue auf dem Todtenbett damit entgegentreten? Er hielt von dem Werth der bloßen Reue nichts; die That bessert, nicht die Reue. Und so läßt er denn Faust, wie er ihn nach dem Ende des ersten Theils durch die Naturgeister der Elfen ohne sein Zuthun von erlebtem Graus hat heilen lassen, („ob er heilig, ob er böse, jammert sie der Unglücksmann"), so nun am Ende ohne Reue und Buße durch himmlische Geister heiligen und zur Glorie emporheben. Es ist, als wollte er sagen: den ernsthaft strebenden und kraftvoll wirkenden Mann (er mochte wohl an Männer wie Friedrich den Großen oder auch an Karl August denken) den kann und wird Gott nicht von

---

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen;
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben theilgenommen,
Begegnet ihm die sel'ge Schar
Mit herzlichem Willkommen

als den Schlüssel zu Faust's Rettung ganz in Uebereinstimmung mit unserer religiösen Vorstellung, „nach welcher wir nicht bloß durch eigene Kraft selig werden, sondern durch die hinzukommende göttliche Gnade."

[1]) Ich verweise auf das treffliche Buch von E. Filtsch, Goethe's religiöse Entwicklung. 1894. Die bei mannigfachen Schwankungen im Ganzen doch bleibende religiöse Grundstimmung des Dichters wird hier feinsinnig aufgezeigt.

sich stoßen, auch wenn er nicht nach dem kirchlichen Schema mit Reue und Glauben sich um Vergebung der Sünden bemüht hat. Gottes Gnade ist freier und größer als Menschengnade, die sich durch Reue und Unterwürfigkeit Gunst abbetteln läßt; sie theilt sich auch unerbeten mit. Erst drüben werden Faust die Augen aufgethan, und er spricht nun, auf dem Angesicht anbetend:

Blicket auf zum Retterblicke,
Alle reuig Zarten,
Euch zu seligem Geschick
Dankend umzuarten!
Werde jeder beff're Sinn
Dir zum Dienst erbötig:
Jungfrau, Mutter, Königin,
Göttin, bleibe gnädig!

Kehren wir nun zu Mephistopheles zurück, so endigt also für ihn das Drama mit einer großen Niederlage. Er ist denn auch in sehr gedrückter Stimmung, seine letzten Aeußerungen sind Ausrufe grimmigsten Unmuths:

Mir ist ein großer, einz'ger Schatz entwendet,
Die hohe Seele, die sich mir verpfändet,
Die haben sie mir pfiffig weggepascht.
Bei wem soll ich mich nun beklagen?
Wer schafft mir mein erworbnes Recht?
Du bist getäuscht in deinen alten Tagen,
Du hast's verdient, es geht dir grimmig schlecht!
Ich habe schimpflich mißgehandelt,
Ein großer Aufwand, schmählich, ist verthan. —

Von hieraus gesehen, erhält die Dichtung den Charakter einer Komödie, deren Held Mephistopheles ist: sein Unternehmen, den Faust zu gewinnen, schlägt, so schlau er es anlegt und so groß anfänglich der Erfolg ist, zuletzt völlig fehl; die Wette, die er dem Herrn so zuversichtlich angeboten, ist verloren, und „in seines Nichts durchbohrendem Gefühl" zieht er ab. Seine Figur erhält hierdurch jene Beimischung des Komisch-Possenhaften, die sie mildert und menschlicher, damit auch dramatisch brauchbarer macht. Er ist zwar ein abgründlich gemeiner und schlechter Gesell, er ist auch ein witziger und geriebener Bursche, aber zugleich ist er doch der „dumme Teufel", wie ihn die Teufelsgeschichten der Volkssage darzustellen lieben, der zuletzt als der Geprellte davonschleichen muß. Und er selbst hat davon ein Bewußtsein; er hat durch die ganze Dichtung hindurch Anfälle von humoristisch-ironischer Selbstverhöhnung. So vor Allem am Schluß:

Wie wird mir! Hiobsartig, Beul' an Beule,
Der ganze Kerl, dem's vor sich selber graut,
Und triumphirt zugleich, wenn er sich selbst durchschaut!

Aber schon am Anfang stellt er sich dem Faust, auf dessen Frage nach einem Wesen, gleich vor „als einen Theil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft". Und er fügt dem Räthselwort, freilich bei-

nahe allzu offenherzig, gleich erläuternd hinzu, daß alle seine Anschläge, der Welt beizukommen, mit Wellen, Stürmen, Erdbeben, Brand umsonst gewesen seien.

Und dem verdammten Zeug, der Thier- und Menschenbrut,
Dem ist nun gar nichts anzuhaben.
Wie Viele hab' ich schon begraben,
Und immer circulirt ein neues Blut.
So geht es fort, man möchte rasend werden!

Und so theilt sich denn dem Zuschauer dieser großen Komödie von Anfang an die Zuversicht mit: was immer geschehen mag, am Ende kann es nicht schlimm ablaufen. Mag Faust unter der Anleitung des höllischen Gesellen manchen schlimmen Weg gehen — „es irrt der Mensch, so lang er strebt" — zuletzt wird er sich doch zurechtfinden und der Teufel wird am Ende beschämt bekennen müssen:

Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.

Ja, der Satan gehört schließlich auch mit zu den Dienern des Herrn, auch er muß, ein Diener wider Willen, Gottes Zwecke fördern, wie er sich denn auch im Prolog zu dem himmlischen Hoftag einstellt und unter das „Gesinde" mischt. Gott kann eben allerlei Diener brauchen; als Versucher zum Bösen schafft der Satan dem Menschen die Gelegenheit, sich frei und mit ganzem Wissen und Willen für Gott den Herrn zu entscheiden. Wie einst Hiob, so wird Faust durch den Satan Anfangs dem Herrn entfremdet, zuletzt ihm ganz gewonnen. Das Gute vermag nur im Kampf mit dem Bösen sich innerlich zu vollenden.

Die Dichtung wäre demnach ein großer Lobgesang zur Ehre Gottes. Gottes Macht und Herrlichkeit, wie sie im Prolog von den Engeln an den Werken der Natur in ihrem ewigen Gang gepriesen werden, stellen sich neu und wunderbarer in der Führung des Menschen und des menschlichen Geschlechts dar. Trotz oder eben durch des Lebens labyrinthisch irren Laufe wirkt sich doch der göttliche Wesenskern zur inneren Vollendung aus; die Vereinigung mit dem Göttlichen, die Rückkehr zum Urquell bleibt bei allen Irrungen und Trübungen das Ziel des Geistes: inquietum est cor nostrum, donec requiescat in te. In diesen Hymnus auf die Erlösung durch die Liebe von oben, auf den Wiedergewinn des anscheinend Verlorenen für das Reich des Reinen, Guten und Seligen klingt die Dichtung aus. Ihr Thema wäre, mit der Formel des religiösen Glaubens, die Macht der Sünde und die größere Macht der göttlichen Liebe. Die alte Faustsage, die, im 16. Jahrhundert, zur Zeit der größten Herrschaft des Teufelsglaubens auf Erden entstanden, den Teufel die Partie gewinnen läßt, ist darin umgedichtet im Sinne der allgemeinen Wiederbringung, die denn doch auch auf dem Boden des Evangeliums, der frohen Botschaft von der Ueberwindung des Teufelsreichs auf Erden durch das Gottesreich, gewachsen ist, wenn sie auch nicht unter die kirchlichen Glaubensartikel aufgenommen ist.

III.

Wir versuchen nun diese Gedanken aus der Sprache der Poesie und der Religion in die Sprache der philosophischen Prosa umzusetzen; natürlich nicht in der Meinung, als ob damit erst das Wesentliche der Dichtung ausgesprochen würde: die echte Dichtung ist so wenig als das Leben selbst hinterherkommende Illustration zu philosophischen Gedanken. Aber wie das Leben Anlaß gibt, sich Gedanken darüber zu machen, so die Dichtung. In diesem Sinne können wir nur sagen: der Gegenstand der Faustdichtung ist der Gegensatz und Kampf der beiden in der menschlichen Natur angelegten Seiten, der geistig-sittlichen und der sinnlich-begehrlichen Seite. Die letztere zieht zum sinnlichen Genießen und Behagen, sie strebt der Anstrengung, dem Kampf, dem Leiden auszuweichen. Die Andere wird von hohen Vorstellungen von Menschenwürde und Menschheitsbestimmung angezogen; sie führen zur Arbeit, zum Kampf, zur Aufopferung für Ideen und Ideale.

Den beiden Seiten des menschlichen Wesens entsprechen zwei Formen der Lebensanschauung und der Moralphilosophie: der ethische Idealismus und der ethische Materialismus. Jener setzt die Aufgabe des Lebens in die Ausbildung und Bethätigung der Kräfte des geistigen Selbst; den Geist frei und stark machen, die sinnliche Seite des Wesens und die Natur draußen dem Dienst der Vernunft unterwerfen und zubereiten, das ist es, wodurch das Leben allein wahren Werth gewinnt. Dieser ethische Idealismus läuft aus in den metaphysischen Idealismus; er treibt aus sich hervor den Glauben an die absolute Bedeutung des Guten in der Welt, den Glauben an Gott und das Göttliche. Der ethische Materalismus dagegen setzt in die Befriedigung des Sinnenwesens, in das gesättigte Wohlgefühl der Triebe das höchste Gut; die Intelligenz oder Vernunft ist ihm ein Mittel oder Werkzeug zu diesem Ziel; auch die Sitte und Sittlichkeit wird auf die Nützlichkeit für die Erhaltung und Durchsetzung des sinnlich-begehrlichen Ich zurückgeführt. Er mündet in den metaphysischen Materialismus, die Ansicht, daß die Wirklichkeit ein sinnloses Spiel sinnloser Kräfte sei, den Atheismus.

Mephistopheles ist die Verkörperung dieses ethischen Materialismus. Er stellt dar nicht die sinnlich animalische Seite der Natur, sondern ein Princip, eben jenes perverse Princip der Herabwürdigung des Geistes zum Dienst der sinnlichen Lüste. Die Sinnlichkeit als solche ist natürlich; wie die Natur überhaupt ein Wirkliches ist und als solches weder gut noch böse, so auch die Natur im Menschen: die Sinnlichkeit und ihre Triebe sind nichts Verwerfliches. Erst die Verkehrung, die das Höhere dem Niederen, den Geist der Sinnlichkeit grundsätzlich unterordnet und dienstbar macht, macht den bösen Willen aus. Diese Perversität ist verkörpert im Mephistopheles. Das Geistige, die Intelligenz, das ist seine Philosophie, ist zu doppeltem Gebrauch: einerseits die sinnlichen Lüste durch Raffinement zu steigern, so vor Allem die Geschlechtslust. So belehrt er den Faust; er selbst hat eigentlich keine Sinnlichkeit, er ist bloß Geist, sein Genuß ist die Freude an der Verführung der Menschen zur Perversität, er genießt eigentlich nur das Spirituelle an der Sünde. Andererseits dient ihm der Verstand dazu, alles Höhere weg zu sophistisieren; er braucht seinen

Scharfsinn und Witz und seine weltkundige Erfahrung dazu, die menschlichen Dinge von der Kehrseite zu zeigen: im Grunde kommt doch Alles nur darauf hinaus: ut ventri bene sit et iis quae sub ventre sunt. Die Sardanapalische Grabschrift, von einem Griechen auf den König der Schwelger gemacht, könnte den Mephisto zum Verfasser haben.

Mein ist, was ich gegessen, getrunken und in der Liebe
Süßes genoß; was sonst für groß gilt, laß ich da hinten,

Faust dagegen ist ein wirklicher Mensch; in ihm sind beide Seiten der menschlichen Natur. Zwei Seelen wohnen, wie er sagt, in seiner Brust:

Die Eine hält in derber Liebeslust
Sich an die Welt mit klammernden Organen:
Die Andre hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen.

Er erlebt in sich ganz das, was die mittelalterliche Philosophie, an der Hand platonischer und christlicher Gedanken, in der Anschauung construirt hat: der Mensch, halb Thier, halb Engel, steht mitten zwischen zwei Welten, der oberen und der unteren, dem mundus coelestis und dem mundus infernus. Beide machen auf ihn Anspruch, nach beiden zieht es ihn hin. Sein irdisches Leben ist der Kampf der beiden Tendenzen in ihm, ein Kampf, der zugleich der Kampf der oberen und der unteren Mächte außer ihm um seine Seele ist. Die himmlischen und die höllischen Mächte, Geister von oben und Dämonen des Abgrunds, begleiten mit steter Aufmerksamkeit und förderndem Eingreifen den Kampf der aufwärts und der abwärts gerichteten Tendenzen in seiner Natur. Goethe hat diese Anschauungen als Scenerie seiner Dichtung untergelegt: der Streit zwischen Himmel und Hölle um Faust's Seele, ausgekämpft in Faust's Brust, Anfangs mit wechselndem Glück, endigend mit dem schließlichen Sieg des Göttlichen.

Und so könnten wir nun den Grundgedanken der Dichtung mit der Formel aussprechen: das Gute ist stärker als das Böse; die geistig-sittliche Seite der Menschennatur ist stärker als die sinnlich-begehrliche und ihre Sophistik. Das ist wenigstens das Normale: die mephistophelische Anthropologie, die das Gegentheil behauptet, hat keineswegs recht. An zwei typischen Fällen wird uns dies vorgestellt. In Gretchen ist es die objective Sittlichkeit, der natürliche, unreflectirte, aber durch Sitte und Glauben gebildete Sinn für das Reine und Gute, der sie das Böse mit sicherem Instinct erkennen und verabscheuen läßt. Eine trotzdem erlittene Infection mit dem Unreinen wird bald mit bitteren Schmerzen empfunden und ausgestoßen.

Anders bei Faust. In ihm ist, neben hohen geistigen Kräften, auch die andere Seite stark entwickelt: heftige Begierden, maßloses Verlangen nach allem Höchsten und Tiefsten, und daneben ein zu skeptischer Reflexion aufgelegter, scharfer und kalter Verstand. Dieser ist es eigentlich, den der Dichter in der Gestalt des Mephisto dem Faust als ihm angeschmiedeten Gesellen zur Seite gibt. Alle jene spöttischen Reden des Mephistopheles sind Reflexionen, mit denen der Schalk in Faust's eigener Brust, der durch negative Stimmungen genährte Geist des Nihilismus, die höheren Bestrebungen niederzuringen

sucht: mit dem Erkennen, mit der Wahrheit, mit den geistigen Gütern ist es überhaupt nichts; Genuß, Besitz, Macht, Selbstdurchsetzung, die du darüber versäumst, sie sind doch eigentlich das Reelle. Sittlichkeit, Glaube, Unschuld sind Ammenmärchen, von Priestern und Philosophen zu Dogmen und metaphysischen Lehrsätzen aufgeputzt. Die Natur weiß nichts davon; sie spricht durch die Triebe, und die sind das Wahre und Wirkliche; hat also Gott die Natur gemacht, nun, so hat er uns den Weg deutlich genug gezeigt:

Der Gott, der Bub und Mädchen schuf,
Erkannte gleich den edelsten Beruf,
Auch selbst Gelegenheit zu machen.

Und nun gar Reue und Gewissensbisse, die reine Thorheit: sie ist die Erste nicht! Das ist der Lauf der Welt! Was wird sich ein kraftvoller Mann, ein Uebermensch daraus machen, wenn zufällig so ein Geschöpfchen seine Bahn kreuzt und dabei zu Schaden kommt!

Aber diese satanische Stimme in seinem Innern vermag das bessere Ich nicht zu unterdrücken. Weder gelingt es ihr, ihm Geschmack an den niederen Genüssen der Sinnlichkeit beizubringen, noch kann sie hindern, daß das Anfangs so leichthin angeknüpfte Verhältniß zu Gretchen zu einer tiefen und wahren Liebe wird. Und dann erhebt sich mit Macht die Lust an der Betrachtung, die Sehnsucht nach dem Schönen, nach Maß und Ordnung, der Drang zu schaffender, fruchtbarer, dauernder, gemeinnütziger Thätigkeit. So erhält sich und steigt siegreich empor die Gott und dem Göttlichen zugewendete Seite in Faust's Wesen. Dem mephistophelischen „Nein" setzt sein eigentliches und wahres Ich immer wieder ein kräftiges „Ja" entgegen: die Welt und die Menschenseele sind nicht vom Teufel und nicht zum Teufel, dem Verderber und Lügner, sondern von Gott zu Gott.

Thomas Carlyle, Goethes Verehrer und Interpret, erzählt im „Sartor Resartus" ein inneres Erlebniß, von dem er den Anfang eines neuen Lebens in sich datirt. Unglücklich und sich elend und ausgestoßen fühlend, ging er einmal als junger Mann an einem der schwülen Hundstage die schmutzige und heiße Straße von Edinburgh nach Leith hinunter. „Da mit einem Male stieg eine Idee in mir auf, und ich fragte mich: ‚Wovor fürchtest du dich eigentlich? Willst du ewig klagen und winseln, verächtlicher Zweifüßler? Was ist die Totalsumme des Schlimmsten, das dir bevorsteht? Tod? Wohlan, Tod, und sage auch die Qualen Tophet's (des Molochaltars im Thal Hinnom) und alles Dessen, was der Mensch oder der Teufel wider dich thun will oder thun kann! Hast du kein Herz? Kannst du nicht Alles, was es auch sei, erdulden und als ein Kind der Freiheit, obschon ausgestoßen, Tophet selbst unter deine Füße treten, während es dich verzehrt?' So hatte die Donnerstimme des ewigen Nein gebieterisch alle Winkel meines Seins durchtönt, und nun stand mein ganzes Ich in angeborener gottgeschaffener Majestät auf und erhob mit Nachdruck seinen Protest. Das ewige Nein hatte gesagt: Siehe, du bist vaterlos, ausgestoßen und das Weltall ist mein (des Teufels), worauf mein ganzes Ich antwortete: Ich bin nicht dein, sondern frei, und hasse dich

auf ewig“ [1]). — Das ist, in einen heroischen Augenblick zusammen gezogen, die Summe von Faust's Leben. —

Und nun können wir, im Sinne der Dichtung über das Wesen des Bösen weiter philosophirend, sagen: Das Böse, wie es als das Unkräftige und zuletzt Ausgestoßene hier vorgestellt wird, ist seinem Wesen nach überhaupt ein Nichtiges, Negatives, Nichtseiendes, nicht aber ist es ein positiv Seiendes. Das Uebel und das Böse ist nicht ein an sich Wirkliches, sondern der an dem Wirklichen haftende Gegensatz zum Wirklichen. An Platonisch-Aristotelische Gedanken anknüpfend, die bei Augustin, und anders bei Spinoza und Leibniz wieder aufleben, können wir auch sagen: Das Wirkliche ist das Gute, Wirklichkeit und Vollkommenheit (realitas und perfectio) fallen zusammen. Das Schlechte ist nur in der Form des Mangels, des Nichtseins (privatio, στέρησις), nicht aber als ein Seiendes.

Der Dichter deutet wiederholt auf solche Betrachtung hin. So läßt er gleich am Anfang den Mephistopheles sich über sein eigenes Wesen aussprechen: „Ich bin der Geist, der stets verneint;“ oder gleich darauf: „Das Nichts, dem sich das Etwas entgegenstellt.“ Und in einem Gespräch über das Dämonische mit Eckermann (2. März 1831) antwortete Goethe auf Eckermann's Frage: Ob nicht auch der Mephistopheles dämonische Züge habe? „Nein, der Mephistopheles ist ein viel zu negatives Wesen, das Dämonische aber äußert sich in einer durchaus positiven Thatkraft.“ In der That, hieran fehlt es ihm durchaus; er hat gar keine schöpferische Kraft, er kann nichts Wirkliches zu Stande bringen, nicht einmal den Trank in der Hexenküche:

Der Teufel hat sie's zwar gelehrt,
Allein der Teufel kann's nicht machen.

Nur durch parasitische Einwohnung im Menschen gewinnt der böse Geist, auch nach dem Volksglauben, die Fähigkeit, etwas Wirkliches zu machen, durch Zauberei und Hexen. Was Mephistopheles aus sich selber hervorbringen kann, das ist Täuschung und Blendwerk. Gott schafft das Wirkliche, der Teufel, sein Affe, den Schein. Von Auerbach's Keller an bis zu der Schlacht, die er dem Kaiser gewinnt (II., 4. Akt), glänzt er als Virtuos in der Kunst der Augenverblendung, als Zaubermeister des Scheins. Und wie er das Wirkliche nicht schaffen kann, so kann er es auch nicht vernichten. Er verwirrt, verführt, vernichtet mit wegwerfenden Reden, aber in Wirklichkeit kann er dem Etwas, „dieser plumpen Welt“, wie er verdrießlich schilt, nichts anhaben. Er macht immer neue Anläufe, um zuletzt immer wieder getäuscht zu werden. So ist das Böse das Nichtige, das Nichts.

Aber wie kommt denn das Böse in die Welt, wenn es doch in Wahrheit nichtig und nichts ist? Vielleicht kann man im Sinne des Dichters hierauf antworten: Durch das menschliche Bewußtsein, in dessen Natur es liegt, in Gegensätzen sich zu bewegen. Gottes Denken liegt jenseits der Gegensätze, aber für das menschliche Denken, Fühlen und Urtheilen ist die Form des Gegen-

[1]) Sartor Resartus, übersetzt und mit einer Biographie versehen von Thomas A. Fischer. 1882. Bd. II, S. 145 f.

satzes eine Schranke, von der es sich nicht loslösen kann. Wir können das Sein nicht denken ohne das Nichtsein, das Ja nicht ohne das Nein, die positiven Größen nicht ohne die negativen, die Zusammenfügung nicht ohne die Auflösung, das Leben nicht ohne den Tod, die Lust nicht ohne den Schmerz, das Schöne nicht ohne das Häßliche, und so das Gute nicht ohne das Böse. An sich subsistirt das Positive, das Wirkliche, das Gute, aber an ihm hängt wie sein Schatten, das Negative, Nichtige, Böse.

Natur sei, wie sie sei!
's ist Ehrenpunkt, der Teufel war dabei!

sagt Mephistopheles in den kosmogonischen Erörterungen am Anfang des vierten Actes des zweiten Theils, ohne Gewalt und Zerstörung keine Neuschöpfung, so die logisch metaphysische Nothwendigkeit des Bösen andeutend.

Auf gewisse Weise können wir aber diese logisch-metaphysische Nothwendigkeit auch in eine teleologische umsetzen. Der Gegensatz ist der Wirklichkeit unentbehrlich, denn er ist das treibende Princip des Fortschrittes. So spricht es der Herr im Prolog im Himmel für die menschliche Welt aus:

Des Menschen Thätigkeit kann allzu leicht erschlaffen,
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh'.
Drum gab ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt und muß, als Teufel, schaffen.

Am Gegensatz wird das Wirkliche seiner selbst und seines Wesens inne; der Gegensatz treibt es, ganz es selbst zu werden. Am Sichtbarsten in der moralischen Welt: Am Bösen wird das Gute seiner selbst inne und gewiß. So Gretchen: durch ihren Fall kommt sie zum Bewußtsein ihres Wesens und wird nun durch Buße und Läuterung zu einer höheren Stufe sittlicher Reinheit und Vollkommenheit erhoben; hinfort ist sie vor Anwandlungen des Unreinen für immer geschützt. Und zugleich hat sie durch den eigenen Fehltritt gelernt, was sie vorher nicht kannte, barmherzige, vergebende Liebe: „Wie konnt' ich sonst so tapfer schmälen!" Und endlich hat sie selbst in der barmherzigen und vergebenden Liebe eine höhere Seligkeit gefunden, als das Wohlgefühl der natürlichen sittlichen Gesundheit, wie ihr Gebet in der Schlußscene des zweiten Theils zeigt. Und so verstehen wir das Wort des Evangeliums, daß im Himmel Freude ist über einen Sünder, der Buße thut, mehr als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen. Durch die Sünde hindurch geht der Weg zur Erlösung, zu voller Freiheit, Selbstgewißheit und Seligkeit.

So wird auch Faust seines Wesens und seines Weges gewiß durch die Orientirung am Gegensatz. An dem Gemeinen geht ihm das Reine, an dem Häßlichen und Fratzenhaften das Schöne, an dem Unsinnig-Absurden das Wahre und Vernünftige auf; so lernt er an dem müßigen Genießen das rüstige Streben, an dem sinnlosen Zerstören die schaffende Thätigkeit in ihrem wahren Wesen und Werth erkennen. Er braucht lange dazu, länger als Gretchen, weil sein Wesen so unendlich viel reicher, vielseitiger, complicirter ist; was der ganzen Menschheit zugedacht ist, muß er in seiner Person durchmachen. Dafür heißt es am Schluß von ihm: „Doch dieser hat gelernt, er wird uns lehren." Er ist alle

die unendlichen Wege des Lebens, auch die Irr- und Abwege gegangen; und so hat er freilich eine reichere und tiefere Einsicht in seinen Inhalt gewonnen als Einer, der sein Lebenlang auf der ebenen Straße geblieben ist.

Dasselbe, was uns so im Einzelleben entgegentritt, die Nothwendigkeit des Gegensatzes, das kehrt auch in der großen geschichtlichen Welt wieder; der Widerspruch ist ein unentbehrliches Element der Entwicklung. Am Gegensatz orientirt sich jede geistige Richtung über sich selbst; der Gegensatz treibt sie durch den Widerspruch zur vollkommenen Entwicklung ihres Wesens. Am Heidenthum, dem Heidenthum außer ihm und in ihm, ist das Volk Israel, am Barbarenthum das Hellenenthum seiner selbst inne und gewiß geworden. Und können wir unsere Welt ohne ähnliche Gegensätze denken? Was bliebe, wenn alle socialen, politischen, religiösen, philosophischen Gegensätze ausgelöscht wären? Sie hassen und bekämpfen sich; aber ohne den Kampf kein Leben. Ohne Kampf mit dem Gegensatz wird jeder geistige Gehalt matt und unwirksam. Die allgemein anerkannten Wahrheiten sind langweilig, die unbedingt geltende Form in Kunst und Dichtung wird zur conventionellen Schablone. Der Gegensatz wirkt erregend, herausfordernd, Kräfte weckend. Man denke an die Zeit, in die Goethe's Jugend fiel: die Aufklärung hatte sich siegreich durchgesetzt; sie war im Begriff, auf ihren Lorbeeren einzuschlafen; die Welt war so vernünftig, so klar, so gemeinnützig geworden, daß es keine Geheimnisse für den erleuchteten Verstand mehr gab. Da brachte der Genius des deutschen Volkes jene Jugend hervor, die mit Sturm und Drang in das friedliche Philisterleben der Gottsched und Nicolai einbrach. Und erleben wir nicht im Augenblicke Aehnliches? Der Classicismus hatte sich befriedigt auf das Faulbett gelegt, im Alleinbesitz des Idealismus und der Schönheit, da brach der sogenannte Naturalismus herein, dem Conventionellen und Anerkannten überall den Krieg erklärend, dem geltenden Schönen das Unerhörte und Unmögliche, das Häßliche und Entsetzliche entgegenhaltend. Und nun ist wieder Leben und Bewegung da Wobei sich denn auch hier das Wort bewähren wird, das Goethe dem Mephistopheles über den vom Neuesten, von romantischer Philosophie und Poesie trunkenen Baccalaureus, der dies ewig Neue stürmischer Jugend repräsentirt, in den Mund legt:

Wenn sich der Most auch ganz absurd gebärdet,
Er gibt zuletzt doch noch 'nen Wein.

Und nicht minder bedarf die Welt der großen geschichtlichen Lebensformen, bedürfen Staat und Kirche des Widerspruchs, des Kampfes, der revolutionären Neuerung. Als die römische Kirche sich ganz durchgesetzt hatte, ihr Glaube unbedingt galt, der Clerus im Besitz und in der Macht sich sonnte, da erstarrte sie innerlich, wurde hart und herrschsüchtig, satt und träge. Der große Sturm, den Luther entfesselte, befreite die Kräfte und ließ neues religiöses Leben aufgehen, auf beiden Seiten. Und ähnlich war die Wirkung der großen politischen Umwälzung, wodurch am Ende des vorigen Jahrhunderts das alte dynastische Staatswesen zuerst in Frankreich, dann in ganz Europa zertrümmert wurde: aus den Ruinen blühte neues Leben. So ist, was als Zerstörung erscheint — Goethe sah es doch auch bei der französischen Revolution,

so widerwärtig sie ihm war — die Bedingung neuen, lebendigen Lebens. Wie im natürlichen Leben, nach einem Wort Goethe's, der Tod der Kunstgriff der Natur ist, viel Leben zu haben, so ist der Umsturz, die Revolution ihr Kunstgriff, lebendiges und mannigfaltiges geschichtliches Leben zu heben.

Nach Allem: das Feindliche, das Böse, das Zerstörende gehört doch mit zur Wirklichkeit, sie konnte nicht sein ohne „das Andere"; es ist, mit Aristoteles zu reden, ein „aus der Voraussetzung Nothwendiges": sollte diese Welt, dieses Leben, dieses menschlich-geschichtliche Dasein überhaupt sein, so mußte es das Element „des Andern" in sich aufnehmen. Eine irdisch-menschliche Geschichte ist ohne den Gegensatz, ohne das Böse nicht möglich. Der Himmel enthält es nicht; eben darum gibt es im Himmel keine Geschichte. Das himmlische Leben beginnt mit dem „jüngsten Tag", der die Geschichte beschließt.

Die ganze Dichtung könnten wir hiernach auch als eine poetische Theodicee bezeichnen, als eine Rechtfertigung Gottes wegen des Uebels in der Welt. Das Uebel und die Zerstörung, die Sünde und das Böse, sie sind unentbehrlich: du kannst die Welt nicht ohne sie denken, und du könntest, wie du bist, eine Welt ohne sie nicht ertragen. Also schicke dich drein, und kämpfe den Kampf des Lebens als ein Mann; ein Mensch sein, heißt ein Kämpfer sein. Es gibt einen Standpunkt jenseits des Kampfes, jenseits der Unruhe des Werdens und Vergehens, jenseits auch von gut und böse; das ist der Standpunkt des Ewigen und All-Einen; für Gott sind alle Disharmonien in eine große Harmonie aufgelöst.

Mephistopheles spricht einmal in einem jener Augenblicke höherer Erleuchtung, die ihm eigen sind, die Wahrheit aus:

Glaub' unser einem, dieses Ganze
Ist nur für einen Gott gemacht;
Er findet sich in einem ew'gen Glanze,
Uns hat er in die Finsterniß gebracht,
Und Euch taugt einzig Tag und Nacht.

IV.

Zum Schluß möchte ich noch andeuten, wie diese Gedanken der Faustdichtung aus der Lebensanschauung, ja aus dem Wesen Goethe's selbst hervorgewachsen sind.

Der durchgehende Grundzug der Goethe'schen Lebensstimmung ist der Glaube an die menschliche Natur. Was er einmal gegen Eckermann, von seiner Jugend redend, ausspricht: „Ich glaubte an Gott, an die Natur, an den Sieg des Edlen über das Schlechte" (4. Januar 1824), das geht als die Summe seines Glaubens durch alle seine Aeußerungen über göttliche und menschliche Dinge hindurch. Von den religiösen Kreisen, mit denen er in den Jugendjahren zeitweilig in enger Verbindung stand, wurde dieser Glaube, wie er dort fortfährt, als allzu einfach ungenügend befunden; außer andern dogmatischen Artikeln vermißten die Freunde darin vor allem den Glauben an die absolute Verderbtheit der menschlichen Natur; sie schalten seine Ansicht Pelagianismus. Aber Goethe ließ sich nicht irre machen. Ist das Christenthum

der Glaube an die absolute Verderbtheit der Natur überhaupt und der menschlichen Natur im Besonderen, so kann es nicht seine Religion sein, so will er vielmehr als „decidirter Nichtchrist" verharren. Es ist das der entscheidende Punkt für seine Stellung zum Christenthum. Ein negatives, angstvolles, naturscheues Christenthum, wie das des Puritanismus, ein Christenthum, dem der Wissenstrieb verdächtig ist, die Freude am Schönen zur Welt und ihrer Lust gehört, ein Christenthum, das an den Teufel so gut glaubt, als an Gott, dem die Macht des Teufels schließlich größer ist, als die Macht Gottes — wie könnte sonst die große Masse der Menschheit, gegen Gottes Willen, aber nach des Teufels Willen, ewig verloren gehen? — ist ihm unerträglich und verhaßt.

Aber vielleicht ist das auch nicht das wirkliche, echte Christenthum, nicht das Christenthum Jesu. Schiller deutet einmal seine Ansicht vom Christenthum in einem Brief an Goethe (17. August 1795) an: der eigenthümliche Charakter dieser Religion liege in nichts Anderem „als in der Aufhebung des Gesetzes, des Kantischen Imperativs, an dessen Stelle das Christenthum eine freie Neigung gesetzt haben will. Es ist also, in seiner freien Form, Darstellung schöner Sittlichkeit oder der Menschwerdung des Heiligen, und in diesem Sinne die einzige ästhetische Religion; daher ich es mir auch erkläre, warum diese Religion bei der weiblichen Natur so viel Glück gemacht und nur in Weibern noch in einer erträglichen Form angetroffen wird." Dem stimmt Goethe lebhaft zu; ein Christenthum ohne Nöthigung, an eine Nebenallmacht des Satans zu glauben, ohne die Forderung, den Glauben an die Offenbarung Gottes in der Natur und der Geschichte aufzugeben, ein Christenthum des Vertrauens und der Liebe zu Gott und den Menschen, das will er sich wohl gefallen lassen, das weiß er sich, wie es vor Allem auch die „Wanderjahre" zeigen, auf seine Art anzueignen. Wobei denn dahingestellt bleiben mag, ob nicht im alten Christenthum von dem Gegensatz zur Welt und zur Natur doch mehr war, als Schiller sieht: jede Zeit eignet sich eben das Christenthum auf ihre Weise an. Und das wird denn ja nicht nur das Recht jeder Zeit, sondern auch der Wille dessen sein, der den „jüngsten Tag" über die Erwartung der ersten Christen hinaus so lange verschoben hat.

Auf dem Boden dieser Grundanschauung ist nun auch Goethe's Ansicht vom Wesen des Bösen erwachsen: es gibt kein absolut Böses, das Böse ist eigentlich nicht ein Seiendes, sondern eine zufällige, beschränkte Ansicht des Seienden. Schon in einer der Rezensionen aus dem „Frankfurter General-Anzeiger" vom Jahre 1772 findet sich hierüber eine bezeichnende Aeußerung. Er bemerkt zu dem angezeigten Werk („Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung"; sie sind von Haller und richten sich nach Goethes Wort „gegen die stolzen Weisen unseres Jahrhunderts", die in Gott noch etwas Anderes als den Strafrichter des schändlichen Menschengeschlechts sehen, die da glauben, das Geschöpf seiner Hand sei kein Ungeheuer und sich vielleicht gar vermessen zu hoffen, er werde nicht in alle Ewigkeit strafen"): „Ich gebe den Fanatikern zu bedenken, ob es dem höchsten Wesen anständig sei, mit Verfolgungsgeist zu behaupten, daß das, was Gott von uns als gut und

böse angesehen haben will, auch vor ihm gut und böse sei, oder ob das, was in zwei Farben für unser Auge gebrochen wird, nicht in einen Lichtstrahl für ihn zurückfließe."

Dem hier ausgesprochenen Gedanken, daß der Unterschied des Guten und Bösen nicht ein absoluter sei, daß es über dem Standpunkt des Menschen einen höheren Standpunkt geben könne, von dem dieser Unterschied zu einem relativen herabsinke, begegnete Goethe dann als einem der Grundgedanken in Spinoza's Ethik wieder. Bonum et malum, gut und böse, so wird im Anhang zum ersten und im Vorwort zum vierten Buch der Ethik ausgeführt, sind bloß modi imaginandi, Begriffe, die nur der unadäquaten Vorstellung, nicht dem adäquaten Denken angehören. Für eine Philosophie, die alle Dinge als ewige Folgen aus dem ewigen Wesen Gottes betrachtet, gibt es nur Wirkliches von verschiedenem Wirklichkeitsgehalt oder verschiedenen Graden der Vollkommenheit. Der Begriff des Schlechten entsteht dadurch, daß wir das Ding in Vergleichung mit anderen betrachten. Aber dies Zurückbleiben hinter einem andern in unserer Vergleichung ist nicht eine Eigenschaft des Dinges, sondern nur eine ihm zufällig angeheftete Beziehung. Für Gott, der die Dinge sieht, wie sie an sich sind, ist Alles vollkommen, gibt es ein Schlechtes überhaupt nicht; und hätte der menschliche Geist nur adäquate Vorstellungen, so würde auch er den Begriff des Schlechten nicht bilden. — Es ist dieselbe Betrachtung, der Spinoza auch den Begriff des Unwahren oder Falschen unterstellt: der Irrthum ist nichts Positives, die falsche Vorstellung ist nicht durch ihren positiven Inhalt, sondern durch ihren Mangel falsch, die halbe Ansicht, die für die vollständige genommen wird, ist das Falsche. Und auch hierin stimmt Goethe mit Spinoza zusammen: der Irrthum ist halbe Wahrheit, er liegt auf dem Weg zur Wahrheit, wie er es dem Mephistopheles in den Mund legt:

Wenn du nicht irrst, kommst du nicht zu Verstand.

Oder, wie er ein andermal die Sache ausdrückt:

Dieses sind die wahren Weisen,
Die durch Irrthum zur Wahrheit reisen.

Beiden, Spinoza und Goethe, ist diese positive, optimistische Weltanschauung auf dem Boden ihres persönlichen Wesens erwachsen. Sie sind positive, auf Erkennen, Bilden und Wirken gerichtete und ihres Thuns sich freuende Geister. „Bene agere et laetari." Gutes thun und dessen froh sein, diese Formel der Ethik Spinoza's drückt nicht nur eine Maxime, sondern den wirklichen persönlichen Habitus beider aus. Die negativen Affecte und Willensbestimmtheiten, Zorn, Haß, Neid, Hochmuth, Verachtung, Hohn, aber auch Mitleid, Reue, deren Unwerth Spinoza im vierten Buch der Ethik mit solchem Eifer nachzuweisen sich angelegen sein läßt, sind auch seinem Leben fremd geblieben oder fremd geworden. Seine Ethik drückt wirklich seine tiefsten Lebenserfahrungen aus: er haßt und verachtet nicht, sondern sucht die Dinge in ihrer Nothwendigkeit zu erkennen, er betrachtet die Menschen und die menschlichen Affecte mit der leidenschaftslosen Ruhe des Naturforschers und Arztes, oder,

mit seinem eigenen Ausdruck, wie der Mathematiker Linien und Dreiecke betrachtet. Er kann das, denn er glaubt an das Gute, an die Vernunft; er glaubt, daß die wahre Erkenntniß wachsen, die Gewalt der Affecte überwinden und die Menschheit zu immer höherer Klarheit, Freiheit und Macht führen wird.

Ganz so ist Goethe's Wesen auf das Positive, auf Erkennen und Anerkennen des Wirklichen gerichtet. Betrachten und Schaffen ist seine Lust. Die Leidenschaft des Verurtheilens und Richtens ist ihm fremd und immer fremder geworden. Er hat die negativen Affecte, Feindschaft, Haß, Verachtung, Neid, Hochmuth, Reue aus seinem Wesen ausgeschieden. Es ist die innere Form seines eigenen Lebens, die er in jenen Versen ausdrückt:

Willst du dir ein hübsch Leben zimmern,
Mußt ums Vergangne dich nicht bekümmern,
Und wäre dir auch was verloren,
Mußt immer thun wie neu geboren.
Was jeder Tag will, sollst du fragen,
Was jeder Tag will, wird er sagen.
Mußt dich am eig'nen Thun ergötzen,
Was Andre thun, das wirst du schätzen.
Vor Allem keinen Menschen hassen!
Und das Uebrige Gott überlassen.

Kein Wunder, daß bei solcher Art Goethe allen Denen, die in Zorn, Haß und Verachtung leben, kalt und gefühllos schien. So schalten ihn die Parteimänner: er haßt und verachtet nicht, kann also auch nicht lieben; so die Patrioten: er hätte doch mindestens Napoleon und die Franzosen hassen sollen. Aber er konnte und wollte nicht hassen; dieser einzige gewaltige Mann ist ihm vielmehr ein Gegenstand bewundernden Erstaunens, daß solche dämonischen Kräfte des Wollens und Handelns dem Menschen gegeben sind.

Und wie er nicht haßt, so verachtet er auch nicht. Auch das Kleine und Geringe hat als Glied in der großen Kette der Wirklichkeit Bedeutung und für den sinnenden Betrachter Interesse. Goethe ist von Jugend auf und ist es immer mehr geworden: der allumfassende Betrachter der Wirklichkeit. Es gibt nichts, weder in der natürlichen noch in der geschichtlichen Welt, das er nicht in seinen Kreis zu ziehen sucht und mit Theilnahme betrachtete, um seinen Ort und Sinn in dem Ganzen zu finden. Selbst den Ausgeburten phantastischer, ja fratzenhafter Einbildung geht er, wie es die Hexenküche und die beiden Walpurgisnächte zeigen, mit einer Art zärtlicher Aufmerksamkeit nach. Auch dem Teufelsspuk weiß er einen Sinn abzugewinnen und ihn in den Dienst seiner großen Weltdichtung zu stellen.

Herman Grimm sagt einmal von Goethe (bei Gelegenheit von Bemerkungen über seinen Briefwechsel, Deutsche Rundschau, Januar 1897): „Goethe's Art, auch geringfügige Menschen mit Liebe und Sorgfalt zu behandeln, war besonderen Ursprunges. Es existirte für ihn überhaupt nichts, das nicht Anspruch darauf gehabt hätte, seinem angebornen Werthe gemäß behandelt oder wenigstens betrachtet zu werden. Ueberall entdeckte er Thatsachen, die mit dem Weltganzen in Verbindung standen. Alles Seiende er-

füllte ihn mit Ehrfurcht .... Deshalb war er gütig und freundschaftlich. Dies auch der Grund, warum wir Goethe fast niemals Böses den Leuten nachsagen hören. Wo er es thut, erfordern es zwingende Verhältnisse, aber auch dann hebt er das Gute gern zugleich hervor, das Böse aber sucht er zu erklären ... Die Lust am Bösesnachsagen, die Genugthuung, welche Mißerfolge von Gegnern gewähren, fehlte Goethe, während er in der Freude am Positiven, auch geringen Werths, soweit geht, daß er zuweilen den das gemeine Maß nicht überschreitenden Bemühungen mittelmäßiger Kraft Anerkennung zollt."

Vortrefflich und ganz aus Goethe's innerster Gesinnung heraus gesagt. Die Freude am Wirklichen, an der Betrachtung der sinnvollen Nothwendigkeit auch des an sich Geringen, ja selbst des Widerwärtigen und Thörichten, das ist ganz Goethe. Er sieht alle Dinge sub specie boni, als Manifestationen des Absoluten, als modi der Substanz, wie es in der Helena heißt:

Gestaltung, Umgestaltung,
Des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung,
Umschwebt von Bildern aller Creatur.

Das ist seine Welt, seine Weltbetrachtung: eine optimistische Weltbetrachtung, ganz im Sinne Spinoza's, Leibnizen's, Shaftesbury's: jedes ist an seinem Ort zur Vollkommenheit des Ganzen nothwendig.

Goethe fand diese seine Weltanschauung noch an anderer Stelle, in der Antike; und das ist es, was ihm das Alterthum so werth macht: der helle, freudige, thatkräftige, weltaufgeschlossene Sinn, der sich in allen seinen Lebensäußerungen, im Denken und Bilden, im Wissen und Handeln offenbart. Dem Alterthum gegenüber erscheint ihm das Mittelalter düster, negativ, weltscheu, transscendent. Und darum begrüßt er die Renaissance als den Heilungsproceß des modernen Geistes von der Krankheit des negativen Supranaturalismus, als die Reinigung des Menschheitsbewußtseins von dem Höllen- und Hexengraus, womit es in den Zeiten der Verfinsterung des wissenschaftlichen und philosophischen Denkens von krankhaft erregter Phantasie erfüllt worden war. Die Helena-Scene, die, den Mittelpunkt des zweiten Theils des „Faust" bildend, die Vermählung des germanischen Geistes mit der Antike symbolisirt, gibt uns in poetischer Verklärung Goethe's Geschichtsphilosophie, im Besonderen seine Deutung der Neuzeit. Er hat das Vertrauen zu dem modernen Geiste, daß er mit seinen hochgemuthen und wohl auch einmal titanenhaft übermüthigen Bestrebungen doch auf dem rechten Wege ist, auf dem Wege zum Höchsten: der vollen Entfaltung des Geistes in vollendeter Humanität.

Den diametralen Gegensatz zu dieser Weltanschauung bildet der nihilistische Pessimismus, dargestellt im Mephistopheles. Er sieht alle Dinge sub specie mali; er ist lauter Verachtung und Haß, und macht Alles zu nichte, wenigstens in Gedanken und Rede; und er trotzt darauf:

Und das mit Recht, denn Alles, was entsteht,
Ist werth, daß es zu Grunde geht:
Drum besser wär's, daß nichts entstände.

So sieht Schopenhauer die Dinge. Es ist seine Kunst und seine Freude, den Unwerth, die Nichtigkeit und Nichtswürdigkeit der Geschöpfe, vor Allem des Zweibeinigen, das sich selbst unter dem stolzen Titel homo sapiens in die Naturgeschichte eingetragen hat, mit immer neuen witzigen oder zornigen Wendungen aufzuzeigen. Durch den Geist, womit er das Geschäft übt, ist er zum großen, viel bewunderten Schriftsteller, zu einem der geistigen Führer des gegenwärtig lebenden Geschlechts geworden.

Auch Goethe war diese Art Geist nicht fremd, er kannte ihn, und doch nicht bloß außer sich, bei Merck etwa, oder auch bei Herder, er fand ihn auch in sich. Es fehlte auch ihm nicht an Scharfsichtigkeit für die Fehler und Schwächen des Menschen, noch an der Gabe, sie mit spöttisch-sarkastischen Witz darzustellen, man denke an die literarischen Satiren aus den Jugendtagen, an die Xenien der Mannesjahre; und wie hätte er sonst die Gestalt des Mephistopheles hervorbringen können? Aber es ist doch nicht sein Geist; er setzte ihn, eben im Mephistopheles ihn objectivirend, außer sich und befreite sich von ihm. Er sah dabei die Nothwendigkeit auch dieses Geistes: der Geist der Verneinung hat ja auch sein Werk in dieser Welt, vor Allem in der literarischen und wissenschaftlichen Welt: die Kritik, das vernichtende Gericht über das mittelmäßige und Kleinliche, Philiströse und Aufgeblasene, ja selbst der Geist der Lästerung, sie sind ja nothwendig. Aber, der Geist der Verneinung ist doch nur eine untergeordnete Kraft; der schöpferisch-productive Geist ist der höhere, ist Geist von Gottes Geist. Nach den Xenien fühlte Goethe etwas wie Scham, als ob er etwas gut zu machen habe; er schreibt an Schiller: „Nach diesem tollen Wagestück müssen wir uns bloß großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und unsere proteische Natur zu Beschämung aller Gegner in die Gestalten des Guten und Edlen wandeln."

Eckermann hat uns ein paar bemerkenswerthe Aeußerungen Goethe's über die negative Richtung in der Poesie aufbewahrt. Von Byron redend, bemerkte Goethe, wie er gegen Shakespeare's heitere Productivität durch sein vielfältig negatives Wesen und Wirken im Nachtheil stehe, er fügt hinzu: „Hätte er Gelegenheit gehabt sich alles Dessen, was von Opposition in ihm war, durch wiederholte derbe Aeußerungen im Parlament zu entledigen, so würde er als Poet weit reiner dastehen. So hat er Alles, was er gegen seine Nation auf dem Herzen hatte, bei sich behalten, und es ist ihm, um sich davon zu befreien, kein anderes Mittel geblieben, als es poetisch zu bearbeiten und auszusprechen." Dann wendete sich die Rede zu Platen, dessen negative Richtung gleichfalls nicht gebilligt wurde. „Es ist nicht zu leugnen," sagte Goethe, „er besitzt manche glänzende Eigenschaften, allein ihm fehlt die Liebe. Er liebt so wenig seine Leser und Mitpoeten als sich selber, und so kommt man in den Fall, auch auf ihn den Spruch des Apostels anzuwenden: Und wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Man wird ihn fürchten, und er wird der Gott Derer sein, die gern, wie er, negativ wären, aber nicht das Talent dazu haben."

Die Schöpfung des Mephistopheles, der Incarnation des negativen Geistes, konnte man hiernach als die poetische Katharsis, als die Selbstbefreiung Goethe's von dem Element der unfruchtbaren Verneinung betrachten, das auch in ihm war und in seiner Jugend ihm vielleicht einmal gefährlich zu werden gedroht hatte.

In einem seiner goldenen Sprüche hat Goethe einmal das letzte Wort seiner Weisheit in die Form gebracht:

Wonach soll man am Ende trachten?
Die Welt zu kennen und nicht zu verachten.

Mephistopheles-Schopenhauer, der klug-erfahrene, strebt auch darnach, die Welt zu kennen, aber um sie zu verachten und verächtlich zu machen. Die wahre Weisheit führt, mit Spinoza, zum amor Dei intellectualis, zur Liebe und Freude an Gott und der Betrachtung seiner Schöpfung. So spricht es der Herr selbst aus, am Schluß des Prologs im Himmel:

Doch Ihr, die echten Götterſöhne,
Erfreut euch der lebendig reichen Schöne.
Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfaſſ' euch mit der Liebe holden Schranken;
Und was in ſchwankender Erſcheinung ſchwebt,
Befeſtiget mit dauernden Gedanken.

Auf dem Thurme.

Novelle

von

Karl Erdm. Edler.

[Nachdruck untersagt.]

„Wie eine Giraffe!“ sagen die Reisenden, wenn sie auf der Landstraße vorüberfahren. Darunter verstehen sie die Kirche mit dem Thurm. Die Kirche ist klein, und der Thurm ist riesig. Wie ein ungeheurer Hals reckt er sich vorn aus dem niedrigen Kirchengemäuer in die Lüfte. Wenn man die Leute fragt, so weiß Niemand, weshalb man in der unbedeutenden Ortschaft zu der bescheidenen Kirche einen so übermächtig emporstrebenden Thurmbau aufgehöht hat. Sie sind es so gewöhnt, und es berührt sie unangenehm, wenn sie anderswo Thurm und Kirche im richtigen Verhältniß erblicken. Der Thurm ist in mehreren Stockwerken aufgeschichtet, welche durch Dielenböden von einander geschieden und nach außen durch Rundbogenfenster über weit ausladenden Gesimsen gekennzeichnet sind. Schmale, steile Holztreppen mit einseitigen Geländern führen zu den einzelnen Stockwerken. Im vorletzten hängen zwei größere und eine kleinere Glocke nebst der Thurmuhr. Das letzte Stockwerk hat einen Umgang mit eisernem Gitter an der Außenseite und an den vier inneren Mauerseiten viereckige Zimmerfenster. Es enthält die Thürmerswohnung: ein kleines Vorhaus, eine winzige Küche, eine Stube und ein schmales Kämmerchen.

Wie der Thurm, ist auch dessen Bewohner absonderlich: der Thürmer ist eine Frau. Ihr Mann war ein Jahr krank gelegen, und sie hatte statt seiner den Dienst ohne den geringsten Verstoß gethan. Dabei hatte sie einmal zur Nachtzeit, indeß der Nachtwächter unten eingeschlummert war, oben ein so laut gellendes Feuerzeichen gegeben, daß die ganze Ortschaft augenblicklich aus dem tiefsten Schlaf auffuhr. Sie selbst staunte nachträglich, wie sie es zu Stande gebracht hatte, mit jeder Hand eine der beiden großen Glocken in Schwingung zu bringen. Es gab nur Eine Stimme darüber, daß sie bei dem starken Sturm alle Gebäude, bei dem Nachtdunkel viele Menschenleben und alles Vieh gerettet habe. Es war deshalb auch nur Eine Stimme darüber,

daß man ihr die Thürmerstelle belassen mußte, als ihr Mann starb. Da ihr einziger Feind, der allmächtige Gemeindevorsteher Jaburek, damals auf dem Todtenbette lag, wurde Brigitta Stürmer auch ohne jeglichen Einspruch als Thürmer angestellt. Der Pfarrer, welcher sie als opferbereite Tochter, selbstlose Frau und gute Christin kannte, gab seine Zustimmung. Unter den jungen Leuten herrschte gleichfalls nur Eine Stimme darüber, daß sie brav, tüchtig, arbeitsam, daß sie überdies das schönste und stattlichste Weib des Ortes sei, leider auch eines der ärmsten. Seitdem übrigens die junge Wittwe den gleichfalls verwittweten Bäcker barsch aus der Thurmstube gewiesen hatte, zu welcher er emporgestiegen war, um ihr den Hof zu machen, fanden sie, Brigitta hause doch gar zu hoch. Hinunter aber kam sie nicht oft, weil sie ihre Einkäufe auf einmal für mehrere Tage abthat. Und den täglichen Wasserbedarf zog sie oben mittelst einer Rolle in Fäßchen hinauf, welche ihr der Küster unten anfüllte. Ihr spärlicher Verkehr mit den Leuten im Orte geschah in einer verhalten widerwilligen Art; man sah, sie konnte nicht viel Gutes von den Menschen erfahren haben. Dabei ging sie gleichwohl so aufrecht und stramm einher, daß man merkte, die Kraft in ihr selbst sei größer als Alles, was von außen sie jemals zu bedrücken oder zu erdrücken versucht haben mochte. Sie hatte eine Kindheit voll thränenreicher Erinnerungen hinter sich und eine Jugend voll Elend, Mißgeschick und böswilliger Verfolgung. In solche überreiche Trübsal hatten bloß karge Sonnenblitze hineingeleuchtet. So war sie stark im Erdulden geworden, und als sie auf den Thurm zog, übte sie längst, was die Mauerinschrift über der Thurmuhr sie lehren wollte:

Tick tack, tick tack, tick tack, tick,
Dies ist bloß ein Augenblick:
Was er auch an Leiden bringt,
Mit dem nächsten schon verstinkt.
Geh' nur, blicke nicht zurück!
Tick tack, tick tack, tick tack, tick.

Dann war sie eine kinderselige Mutter geworden und hatte alles Leid ihres Lebens vergessen. Wenn Mariechen sie mit den runden Aermlein umhalste und so inbrünstig drückte, daß ihr Gesichtchen davon ganz roth wurde, hielt sich Brigitta für die glücklichste aller Frauen. Wenn aber das Kind den Kopf auf ihren Schoß legte und Liedchen sang, die es von Niemandem gehört hatte, dachte Brigitta: ‚Das muß sie von den Engeln gelernt haben.' — Denn das Stimmchen schwebte in der Luft reiner als der Ton der hohen Ave Maria-Glocke und heller als Vogelgesang. Es gab gar nichts auf Erden, was so schön klang, und sobald Mariechen zu singen aufhörte, erschien der Mutter die Erde auch nicht mehr so schön. Noch waren es Lieder ohne Worte. Als das Kind aber einmal unten an der Hand der Mutter einhertrippelte, hörte es einen Jungen auf seinem Steckenpferdchen singen. Heimgekehrt sang sie zum ersten Mal in Worten:

Hop, hop, hop,
Pferdchen, lauf Galopp!

Seitdem dichtete sie sich selbst die Worte zu den selbst gedichteten Weisen und sang sie dem lieben Peterle vor. Der liebe Peterle war außer dem Thurm, der zu hoch, und außer dem Thürmer, der eine Frau war, gleichfalls eine Merkwürdigkeit in dieser Wolkenhöhe. Er entstammte nämlich jenem Riesengeschlechte von Kaninchen mit ungeheuren Hängeohren, wie man es gerne in Frankreich zu züchten pflegt, hierorts aber nie vorher gesehen hatte. Der weitleibige, großohrige Franzose war in den kleinen Ort mit einer durchziehenden Seiltänzerbande verschlagen worden. Da dieselbe in Noth gerieth, erwarb Brigitta's Mann das räthselhafte Thier um ein Geringes und verpflanzte es auf den Thurm, weil Hund und Katze zwischen den Stäben des Umgangsgitters in die schreckliche Tiefe fielen. Der umfangreiche Lapin fiel nicht hinab, war nach dem Tode des Thürmers die einzige Gesellschaft Brigitta's und wurde jetzt Mariechens Gesangschüler. Mariechen sang, und der liebe Peterle saß unbeweglich vor ihr und hörte zu. Nur die Ohren drückten die innere Bewegung aus, indem sie sich bald vor Begeisterung seitwärts aufrichteten, bald gerührt bis auf die Diele herabhingen.

Aber der Thurm, der selbst eine Merkwürdigkeit war, stak voll noch von anderen Merkwürdigkeiten. Es gab da auch ein räthselhaftes, zerlesenes Buch mit vergilbten Blättern voll Stockflecken in einem Umschlag von altersfahlem Grün. Das Titelblatt fehlte, von dem Titelbild war die untere Hälfte schräg weggerissen, die obere zeigte einen Frauenkopf mit veralteter Haartracht. Den Inhalt bildeten Erzählungen, Allegorien, einige Liedercompositionen, vorwiegend aber Gedichte. Es war offenbar ein Almanach aus der Zeit der blauen Wunderblume, die Dichter gehörten durchwegs der romantischen Schule an. Wie das Buch in den Thurm gerathen war, wußte Niemand; wahrscheinlich war es als Erbstück schon durch die Hände mehrerer Thürmer gewandert und hatte als werthloses Ding in verschiedenen Winkeln gelegen. Für Mariechen war es ein Schatz. Schon damals, als sie noch auf allen Vieren herumwanderte, hatte sie den schön gelockten Frauenkopf entdeckt, an welchem der Leib fehlte, und ihn täglich so herzhaft abgeküßt, bis fast nichts mehr von ihm übrig blieb. Später, nachdem sie in der Schule lesen und Kinderlieder nebst Kirchengesängen singen gelernt hatte, wurde der grüne Almanach ihr Textbuch. Alle Gedichte desselben sang sie nach bekannten Melodien, oder wenn diese nicht paßten, machte sie sich selber eine Weise dazu. Ihr Liebling war der Spinnerin Nachtlied von Clemens Brentano:

Es sang vor langen Jahren
Wohl auch die Nachtigall.
Das war wohl süßer Schall,
Da wir zusammen waren.

Ich sing' und kann nicht weinen
Und spinne so allein
Den Faden klar und rein,
So lang der Mond mag scheinen.

Als wir zusammen waren,
Da sang die Nachtigall;
Nun martert mich ihr Schall,
Da Du von mir gefahren.

So oft der Mond mag scheinen,
Denk' ich wohl Dein allein.
Mein Herz ist klar und rein;
Gott wolle uns vereinen!

Seit Du von mir gefahren,
Singt stets die Nachtigall;
Ich denk' bei ihrem Schall,
Wie wir beisammen waren.

Gott wolle uns vereinen!
Hier spinn' ich so allein:
Der Mond scheint klar und rein;
Ich sing' und möchte weinen.

Sie wußte nicht recht, was das Gedicht bedeutete, hatte auch niemals eine Nachtigall gehört, aber die Reime und die Worte klangen ihr schon ohne Melodie so schön im Ohre zusammen. Sie sang das Lied gern am Abend vor dem Einschlafen dem lieben Peterle vor, wenn sie beide draußen auf der Bank des Umganges saßen. Der ungethüme Lapin drückte sich dabei fest an das zarte feine Kinderfigürchen, als fürchte er sich vor dem Nachtdunkel, das aus der Tiefe an dem Thurme heraufkletterte.

Vielleicht erschien Mariechen nur darum so zart und fein, weil sie in dem riesigen Thurme wohnte, wie ein Kolibri in einem Elefantenkäfig. Denn in dem schmächtigen Figürchen war die stählerne Kraft und Ausdauer der Mutter. Zweimal in die Schule, in die Handarbeitenstunde, zum Fleischer oder Kaufmann, um Milch und Brot, stieg sie immer wieder unverdrossen die vielen steilen Stufen des Thurmes hinab und hinan. Daheim ging sie der Mutter überall an die Hand beim Säubern, Aufräumen, Kochen und Stricken, als wackeres Hausmütterchen keinen Augenblick feiernd und immer dabei singend.

‚Sie ist eine Biene,' — dachte Brigitta — ‚immer emsig, immer nach einer Arbeit ausflatternd, immer summend, und wenn sie mir durch das offene Fenster hinausfliegen würde, mich thäte es gar nicht wundern.' — Am Abend aber dachte die Mutter: ‚Sie ist ein Engel.' — Denn wenn alle Arbeit gethan war, erzählte Mariechen so viel und bis ins Kleinste anschaulich vom Paradiese, vom Himmel, von den Heiligen, daß sie offenbar dort daheim gewesen und von dorther gekommen sein mußte. Daß Mariechen gar so gut mit dem lieben Gott und den Heiligen stand, kam vielleicht von dem Siedeln im Kirchthurme, der ja mit der niedrigen Kirche unten ein Ganzes bildete. Sie hatte so den lieben Gott in der Nähe, und in allernächster Nähe, unter ihren Füßen, hingen die geweihten Glocken, die es hinaufriefen, so oft der liebe Gott etwas that, oder so oft man ihn um etwas bat. Die Anderen unten hörten es bloß, ihr selbst dagegen bebte es auch durch die zitternden Dielen in die Füße und den ganzen Leib hinan bis in die Haarspitzen, wenn ein Mensch getauft oder

begraben wurde, wenn ein Tag anbrach oder endete. Die wichtigste Rolle in ihren frommen Betrachtungen spielten indeß jederzeit die Engel. Sie haben nämlich Fittige und können himmelan oder erdwärts fliegen, während sie selber immer die Steiltreppen des Thurmes hinab und hinauf klettern muß. Darin beruht nach ihrer Anschauung die vorzüglichste Ueberlegenheit der Engel über die Menschen.

Aber trotz der mühsamen Steiltreppe, und obzwar sie keine Fittige besaß, hätte sie dennoch niemals in einem Hause der Ortschaft wohnen mögen. Daran waren ihre Augen schuld. Die Lehrerin sagte einmal zu Brigitta: „Mariechen ist ein reizendes Kind, aber das Schönste an ihr sind doch die Augen. Merkwürdige Augen — ich weiß nicht, an was sie mich mahnen!“ — „Ja,“ erwiderte Brigitta, „andere als anderer Leute, viel schöner und ganz anders!“ — Freilich ganz anders als die der Lehrerin oder Brigitta's, weil beide in der Niederung geboren und aufgezogen waren. Der Thurmfalke hat andere Augen als die Gluckhenne. Unter sich den weiten Ausblick ins Land hinein, über sich den vollen Aufblick zu der blauen Glocke oder dem stahlgrauen Schilde oder dem Sternendome des Himmels, mußte Mariechen in ihrem Wolkenheim wohl eigengeartete Augen haben — Thurmfalkenaugen mit einem scharfen, fernsichtigen, weit umfangenden Blick.

Und diese Thurmfalkenaugen waren nun schon seit Wochen in der Handarbeitenschule unabläßig auf ein olivengrünes Wolltuch geheftet gewesen, welches die emsigen Hände strickten. Es war der Mutter als Ueberraschung zum Namensfeste zugedacht. Am Vortage war es endlich fertig und wunderschön geworden, und Mariechen trug es, sorgsam in Papier eingeschlagen, aus der Schule heim. Sie war neugierig, ob an dem Umgangsgitter das weiße Tüchlein wehen würde, welches die Mutter jedesmal als Zeichen anband, daß sie unten im Orte sei. War die Mutter daheim, so konnte Mariechen das Geschenk zum morgigen Brigittatage nicht vor ihr in einer Lade aufheben, sondern mußte es im unteren Stockwerke des Thurmes verstecken. Sie bog um das Eckhaus des Kaufmanns Jaburek, welches das umfangreichste Gebäude des Ortes und so hoch war, daß es ihr in der Gassenenge die Aussicht verstellte. Vor dem Hausthor ergötzte sich das Söhnlein des Kaufmanns am lustigen Knallen seiner Peitsche. Eben führte der Knabe aus allen Kräften einen Hieb in die Luft. Mit einem Pfiff dahin sausend schnitt die Peitsche gerade in die Augen Mariechens ein, welche weit aufgethan zum Thurm emporschauten. Sie strauchelte und sank lautlos zusammen.

Herr Jaburek stand auf der Schwelle des Kaufmannsladens unter dem Gehänge hölzerner Citronen, welches den Thürsturz zierte. Er hatte den ganzen Vorgang gesehen. Die Sache verdroß ihn arg. Daß gerade ihm, dem Gemeindevorstand, Hausherrn, Kaufmann, Grundbesitzer, dem vornehmsten und reichsten Mann des Ortes dergleichen widerfahren mußte! Sein Thomi konnte freilich nichts dafür, aber das verschlug nichts. Ihm, den Alle beneideten, würde man es trotzdem zum Verbrechen anrechnen. Mit steifer Würde, wie es dem Oberhaupt der Gemeinde ziemte, stieg er die zwei Stufen von der Ladenschwelle hinab und trat zu dem liegenden Mädchen. Der Verdruß wurde zum Schrecken: das Kind war bewußtlos. Er rief den Ladengehülfen, welcher

das Mädchen in das Comptoir auf das Sopha trug und dann sagte: „Das ist ja das Thürmer-Mariechen". — Herr Jaburek, der bisher äußerlich seine Fassung bewahrt hatte, verlor sie bei dieser Eröffnung so völlig, daß er sich gegen die Wand lehnen mußte. Dabei stammelte er wirre Befehle, von denen einer dem anderen widersprach. Währenddessen war der Lehrling, ohne einen Befehl abzuwarten, davongeschlichen und auf den Thurm gestiegen. So kam er für ein Weilchen aus dem langweiligen Laden an die Luft und genoß überdies das erhebende Gefühl, als der Erste eine Unglücksnachricht verbreiten zu können. Inzwischen bemühte sich die Wirthschafterin des verwittweten Herrn Jaburek, Mariechen zum Bewußtsein zu bringen, und legte ihr nasse Tücher über die wunden Augen.

Da schlug, wie vom Sturm aufgerissen, der Thürflügel dröhnend gegen die Wand, und Brigitta stürzte herein. Sie war todtenbleich, ihre Lippen zuckten und zitterten wie von einem inneren Weinen. Aber kein Laut rang sich empor. Sie fragte nicht, sie sagte nichts, sie hob ihr Kind in die Höhe, das leise seufzte, und trug es wortlos hinaus. Herr Jaburek sah sie kommen und gehen, ohne ein Wort hervorzubringen, ohne aus dem dunklen Hintergrund des Comptoirs hervorzutreten, ohne sich auch nur zu rühren.

Brigitta trug ihr Kind zum Doctor Wostry. Es gab keinen anderen Arzt im Ort und in der Umgebung. Sie mußte zu ihm gehen, wiewohl sie ihn verabscheute. Denn er hatte ihr einst mit seiner dröhnenden Stimme zugerufen, sie möge ihren kranken Vater vom Thurme zu ihm heruntertragen, hinauf komme er nicht. Freilich, wohlhabende Häuser weidete er täglich ab, hörte die alten Krankengeschichten mit ungemeiner Aufmerksamkeit an, verschrieb große Flaschen abwechselnd von rothen und grünen Medicinen und pries sich selbst jedesmal hinterher als untrüglichen Propheten. Die Armen hingegen ließ er einnehmen, was sie selber wollten, wofern sie ihn nur in Ruhe ließen; und wenn sie sich mit den wunderlichsten Sympathiemitteln curirten, hatte er nie etwas dagegen.

Als Brigitta eintrat, sah ihr Doctor Wostry mit dem Ausdruck entgegen, welchen er als Armenarzt anzunehmen pflegte. Als dies nichts half, stöhnte er auf: „Also was gibt's mit dem Fratzen? Gestern noch auf hohen Rossen, heute durch die Brust geschossen?" — Mit diesem Citat begann unabänderlich jede Ordination. Dann zog er ungeduldig das Tuch von den Augen und sah diese flüchtig an.

„Das thut ja nichts," — rief er und legte das Tuch wieder über die Augen. „Wird schon wieder gut werden!"

„Aber ich bitte Sie um aller Heiligen willen, Herr Doctor, die Augen . . . —"

„Das thut nichts, und wenn ich sage, es thut nichts, so thut es nichts."

Aber die Augen wurden immer wunder, immer schmerzhafter. Dabei sanken auch die Wangen allmählich ein, so daß das Gesichtchen schmäler und kleiner aussah. Die Haut war so durchsichtig geworden, daß man allenthalben die blauen Aederchen herumschweifen sah. Sie sang nicht mehr, redete auch nur im Flüstertone. Zuweilen seufzte sie leise auf, in der Nacht aber, wenn sie glaubte, die Mutter schlafe fest, schluchzte sie bitterlich.

Brigitta trug das Kind täglich die steilen Thurmtreppen hinab zum Arzte und wieder hinauf in die Stube zur Ofenbank. Hier saß dann Mariechen tagsüber mit den verbundenen Augen, die nichts mehr sahen, und dachte an Alles, was sie ehedem gesehen hatten. Nun holte sie hervor, was jeder Blick von der Thurmhöhe ihr in der Tiefe und Ferne gesammelt und heraufgebracht hatte. Das war jetzt ihr Eigenthum, aber auch das Spielzeug ihrer Erinnerung. Denn die Welt dort unten hatte ja immer so zauberhaft verkleinert dagelegen, die Gefilde zu Kindergärtlein zusammengeschrumpft, die Ortschaft schienen Kinderhände aus einer Spielschachtel um den Thurm aufgestellt zu haben. Jenseit des Ortes erging sich der Blick über dunkelnde Waldrücken und glitzernde Wässer, auseinanderlaufende Hügel, niedergehende Gründe, und ein Irrsal grüner Halden, daraus hie und da sich ein Forst abhob, nicht größer als ein Busch erscheinend. Dies alles schien von Kindern für Kinder gemacht. Weiter dann setzten sich die Hochberge scharfkantig am Himmel ab oder hingen am äußersten Saum der Sehweite, wie silbergraue Schleier. Dann waren die Wolken, die als Wanderschatten darüber hinflatterten, und die Nebel, welche muthwillige Kinderhände wie Vorhänge zu lüften schienen. Im Winter hatte sie die ganze Himmelsbreite in weißen Flocken niederschweben sehen und dann die ganze Erdenweite daliegen als ein ungeheures silbernes Schimmern, indeß die Häuser des Ortes als Schneehügel emporstanden, daraus sich feine Rauchsäulchen aufrollten. Am schönsten aber war es doch zur Dämmerzeit gewesen, wenn der Abend alle die Kindergärtlein und Kinderhäuschen nach einander behutsam zusammenraffte und in die schwarze Spielschachtel einpackte. Zuletzt leuchtete er noch einmal mit der Mondlaterne darüber hin, ob auch Alles darinnen und gut aufgehoben sei. Das Alles war in den winzigen, aber nie gesättigten Raum des Auges geströmt, und von solchem Schauen hatte sie den Thurmfalkenblick.

Brigitta behauptete überdies, sie habe Mariechens Augen manchmal durch die finstere Nacht leuchten sehen. Es war vielleicht das fragende, forschende, lauschende Seelchen, welches so aus den Augen in das Dunkel hereinleuchtete. Denn zur Nachtzeit begann der Thurm sein Eigenleben. Es klopfte an der Decke, knarrte im Gebälk, schleifte und wetzte über die Dielen hin, ein räthselhaftes Klappern kroch die Holztreppe herauf, durchstöberte kehrend alle Winkel, als habe es etwas verloren, und schauerte ächzend abwärts. Dann stieß der Wind blindlings gegen die scharfe Thurmecke, brüllte wüthend auf, raunte flach wider die Mauerbreite, rüttelte schnaubend am Galeriegitter, stampfte keuchend und heulend in tollen Sätzen auf dem Kupferdach herum. Auf einmal setzte er sich nieder, begann summend ein Selbstgespräch und sang schließlich ein wehmüthiges Liedchen in den kleinen eisernen Schornstein hinein. Mariechen hatte sich vor den geheimnißvollen Klängen nie gefürchtet. Ihr Seelchen flog mit dem Winde dahin, half ihm suchen, was er verloren hatte, und lauschte ihm seine wildhallenden, wie seine schmerzlich ersterbenden Lieder ab. Davon kam es wohl, daß Brigitta manchmal Mariechens Augen durch das Nachtdunkel zu ihrem Bettchen herüberfunkeln sah.

Und diese Thurmfalkenaugen mit dem scharfen, fernsichtigen Blick, diese Sternenaugen mit dem nächtlichen Leuchten, sie sahen und leuchteten nun nicht mehr. Dann kam eine Zeit, da Mariechen auch nicht mehr daran denken mochte, was sie einst alles gesehen hatte. Denn sie fing an zu glauben, daß sie es niemals wiedersehen würde. Sie lag jetzt auch bei Tage im Bettchen, hatte den lieben Peterle neben sich und streichelte ihn von Zeit zu Zeit. Oder sie streichelte die Hand der Mutter, sobald sich diese zu ihr setzte. Wenngleich sie es nicht sah, sie wußte doch, daß die Augen der Mutter geröthet, ihr Gesicht gebleicht, die Wangen abgemagert waren. Ihr Gehör trat jetzt mit erhöhter Schärfe für die Augen ein. Sie vernahm genau, wie die Mutter gebeugt umherschlich, wie ihr der Athem schwer aus der Brust ging, wie sie Abends vor dem Bettchen hinkniete, in halberstickten Worten betete, leise schluchzte, harmvoll die Hände rang, indeß sie ihr Kind eingeschlummert wähnte. Und das Kind hielt sich still, bis sie endlich auf ein Stündchen die Augen schloß. Dann weinte es sich sachte aus.

„Das thut ja nichts" — sagte Dr. Wostry, als Brigitta ihm unter Thränen vorstellte, Mariechen schwinde ihr ja in den Armen dahin und sei bereits so leicht zu tragen wie ein Säugling. — „Das thut ja nichts" — wiederholte er, schrieb ein Recept und schob sie zur Thür hinaus. Auf der Gasse holte sie einen Fuhrmann ein, der ihren Vater mitunter an Sonntagen heimgesucht, eine Pfeife Tabak mit ihm geraucht und sie selbst als Kind auf den Knieen geschaukelt hatte. Er ging neben ihr her und sagte: „Thut mir recht leid, das Mariechen. Thut allen Leuten recht leid. Und dem Jaburek wünschen sie dafür alles Böse auf den Hals. Sein Thomi kommt schon noch einmal an den Galgen — sagen Alle —, wenn er schon jetzt den Leuten die Augen ausschlägt. Aber daran hast Du doch nicht gut gethan, Gitta, daß Du vom Jaburek das Geld nicht genommen hast. Freilich, das Gesicht von unserem hochnäsigen Herrn Gemeindevorstand hätte ich sehen wollen, wie ihm die Wirthschafterin seinen Brief wieder zurückgebracht hat. Aber gut hast Du doch nicht damit gethan."

„Sein Haus und Laden, seine Grundstücke und Säcke voll Silbergeld sind mir alle zusammen nicht ein einziges Thränlein meines Mariechens werth. Soll ich mir etwa die Schmerzen meines Kindes von ihm bezahlen lassen?"

„Nein, aber daß Dein Kind wieder gesund wird und wieder sieht."

Brigitta blickte ihn verständnißlos an.

„Ich hab' auch einmal kranke Augen gehabt, und hier hat mir der Dr. Wostry gesagt: ‚Das thut ja nichts.' — Wie ich aber einmal mit meiner Fuhre in die Stadt gekommen bin, hab' ich mir das Spital weisen lassen, wo die Studenten das Curiren an den Kranken selber lernen, und bin hingegangen. Sie haben mich gleich dort behalten. Die Fuhre hat mein Vetter heimgebracht. Nach drei Wochen bin ich mit gesunden Augen herausgekommen. Und doch war ich nahe daran, zu erblinden, haben sie mir beim Fortgehen gesagt. Natürlich, auch Dir sagt der Dr. Wostry: ‚Das thut ja nichts.' Warum? Weil er's nicht versteht. Und woher sollte er's auch? In unserem Ort passirt so etwas vielleicht in ein paar hundert Jahren einmal; dort in

das Spital, wo die Studenten lernen, kommen jahraus jahrein viele Hunderte mit wehen Augen, und ein solcher Doctor hat zeitlebens viele tausend kranke Augen gesehen und curirt. Du solltest mit Deinem Mariechen auch hingehen, Gitta, und dazu wäre das Geld Jaburek's gerade recht gewesen."

Brigitta ging mit Mariechen auf dem Arme nicht erst auf den Thurm, sondern geradewegs in die Pfarrei. Sie bat den Pfarrer um ein paar Tage Urlaub und um die Erlaubniß, daß indessen anstatt ihrer der Küster den Thurmdienst versehen dürfe, weil sie mit Mariechen in die Stadt zu den Doctoren müsse. Dann stieg sie, vor Eile athemlos, in die Thurmstube und zählte hastig vor der offenen Truhe die Ersparnisse ihres ganzen Lebens zusammen. Es schien nicht zu reichen. Denn sie nahm das Goldkreuzchen von ihrer Brust und den Ehering vom Finger und holte aus der Truhe einen silbernen Kaffeelöffel nebst einem Taufdukaten hervor. Das trug sie zum Händler, um es zu veräußern, und übergab zugleich Peterle der Küstersfrau zur Obsorge.

Am nächsten Morgen fuhr sie der greise Fuhrmann in seinem Frachtwagen nach der Hauptstadt und führte sie auf die Augenklinik. Als sie das Tuch von Mariechens Augen löste, fragte der Arzt nicht, untersuchte auch nicht, sondern sagte nach einem kurzen Blicke: „Das Kind ist verloren." — Er sagte dies in ruhigem, kühlem Gesprächston, wie man etwa äußert: „Heute wird es regnen." — Und schon hatte er sich einem anderen Kranken zugewendet.

Brigitta faßte seinen Arm, um ihn zurückzuhalten und von ihm ein anderes Wort zu vernehmen. Feuer quoll in ihre Augen empor, die Brust bebte von dem Zerren und Brennen im Innern, und wie ein Geheul brach es hervor: „Helfen Sie — Jesus, Maria und Joseph — helfen Sie!"

„Zu spät!" — entgegnete er und wollte seinen Arm losmachen. Aber Brigitta hielt ihn noch immer, und die Mediciner mußten sie mit Gewalt fortführen. Im Stiegenhause stieß sie einen schrecklichen Fluch aus, verstummte jedoch plötzlich, als das Kind auf ihrem Arm leise aufseufzte. Dann bettete sie es unter das Leinwanddach des Wagens, und der alte Fuhrmann fuhr sie wieder heim. Während sie die Thurmtreppe emporstieg, erschien ihr dies wie der Gang nach Golgatha.

Aber die eigentliche Leidenszeit kam erst noch und der wahre Aufstieg nach Golgatha. Brigitta mußte es sogar endlich anhören, wie durch die Nachtstille Mariechen in herzzerreißendem Tone wimmerte: „Heilige Mutter Gottes, laß mich doch schon sterben — mein Kopf thut so weh, ach, so weh! Heiliger Schutzengel mein, nimm mich doch schon in den Himmel — mein Kopf thut so weh, so weh!"

Und die Engel mußten sie gehört haben. Denn am Morgen darnach war die Stube voll von ihnen, und Mariechen redete mit ihnen. Sie freute sich über ihre schönen Silberflügel und über die schneeweißen Gewänder, durch welche sie das Herz sah, das rosenrothe Engelsherz mit einem goldigen Flämmchen, welches oben herausbrannte. Sie blieben den ganzen Tag da und fächelten mit den Fittigen. Am Abend flüsterte Mariechen wehmüthig: „Sie

sind fort." — Aber wenn sie emporfliegend die Himmelspforte aufmachen, sollten sie wenigstens einen schmalen Spalt offenstehen lassen, damit sie auch mit hineinschlüpfen könne. Sie rief ihnen nach, und damit es besser bis zum Himmel empordringe, begann sie auf einmal laut zu singen. Alle Mattigkeit schien überwunden: die Stimme, welche kaum mehr vernehmbar geflüstert hatte, klang rein und voll wie eine Silberglocke. Sehnsüchtig flatterte in solchem wunderbar hellen Getöne das Seelchen himmelwärts den Engeln nach. Es schien Ton und Licht zugleich, was so durch die Nachtstille ging. Sie sang ununterbrochen fort, alle Weisen nach einander, die sie kannte und je gesungen hatte. Dabei griff sie immer weiter zurück, bis zu den Spielliedchen aus der frühesten Kindheit. Als der Morgen aufdämmerte, sang sie noch. Es war das erste Liedchen, welches sie als Kind erlernt hatte:

Hop, hop, hop,
Pferdchen, lauf Galopp!
Hop . . . .

Da erloschen Ton und Licht. Die Engel mußten den Sang gehört und der armen kleinen Märtyrerin das Pförtlein ein wenig offen gelassen haben zum Reiche des Friedens.

Brigitta wußte nicht, was dann geschah. Sie hörte und sah auch nicht, was der Küster sammt seiner Frau oben thaten, nachdem er heraufgeeilt war, weil die Morgenglocke nicht geläutet hatte. Das Erste, was sie mit Besinnung vor sich erblickte, war eine schwarze Grube und auf deren Grund ein weißes Särglein. Der Gesang der Schulkinder am Grabe hatte sie aus dem Hinbrüten für einen Augenblick aufgestört. Dann polterten die Schollen auf den Sargdeckel, und die knospende Menschenblüthe war von der Erde verschwunden. Als man Brigitta weggeführt hatte, trat Herr Jaburek aus dem Hintergrunde des Grabgeleites, indem er den kleinen Thomi an der Hand führte. Er hatte schwarze Handschuhe an und einen Flor auf dem Hute. Langsam, mit steifer Würde warf er seine drei Schäuflein Erde zu den anderen. Thomi hatte sich indessen gebückt, eine Faust voll brauner Erde zusammengerafft und in das Grab geworfen. Er lachte dabei und wartete hinter einer Eiche versteckt, ob Jene dort unten zurückwerfen werde. Aber sie warf nicht. Da kam er hervorgeschlichen und horchte. Aber es blieb still. Schweigend, mit betretener Miene schaute er in die halbgefüllte Grube hinunter, bis ihn der Vater fortzog. Zum ersten Mal in seinem übermüthig-ausgelassenen Lebenslauf ging er züchtig und nachdenklich durch die Gassen des Ortes dahin.

Die Leute hatten Brigitta bis zum Pförtchen des Thurmes geleitet. Für den ebenen Boden hatte das Mitleid gerade ausgereicht; das mühselige Emporklimmen mit dem Leide ging über die Christenpflicht. Brigitta stieg langsam empor. Die Holzstufen knarrten unter ihrem Tritt. Es war ihr, als ob sie sie zur Rede stellen: „Warum kommst Du denn allein? Wo hast Du denn Mariechen gelassen?" — ‚Ja, wo?' dachte Brigitta. ‚Wenn die Holztreppen so weiter gingen, höher als der Thurm in die Luft hinein und weiter dann in die Wolken — vielleicht dort! Jahre lang wollte ich so fortsteigen,

ohne Rast immer weiter und weiter, wenn ich am Ende nur zu ihr käme. Aber nein — ich käme doch nicht zu ihr!'

Die Holztreppe führte jedoch nicht weiter, und auf der letzten Stufe saß Peterle und wartete. Er schaute sie an, und es war, als frage er vorwurfsvoll: „Warum kommst Du denn allein? Wo hast Du denn Mariechen gelassen?" — „Ja, wo?" — rief in der Stube das braune Basthütchen, daneben die Schultasche, auf dem Wandbrette das grüne Buch, im Kasten die wenigen fadenscheinigen Fähnlein, welche Mariechen getragen hatte. Die Dielen waren so still, welche unter ihrem emsigen Trippeln geknistert, die Luft war so lautlos, die von ihren Liedern geklungen, das Bettchen war so stumm, darin ihr halbersticktes Schluchzen, ihr leises Seufzen, ihr Flüstergebet um schmerzloses Ruhen emporgehaucht hatten. Und über dem Märtyrerbettchen hing das olivengrüne Wolltuch, das sie der Mutter zum Namenstage gestrickt hatte.

Brigitta ließ die Augen von einem Ding zum anderen gehen. Plötzlich hob sich ein Rasseln aus der Tiefe, ein schnarrender Ansatz, dann dumpfes Schlagen. Es war die Thurmuhr. Brigitta wußte nicht, daß sie sich erhob, die Laterne anzündete, in den Unterstock hinabstieg und die Ave Maria-Glocke in Schwingung versetzte. Es war das zur Gewohnheit verhärtete Pflichtgefühl, welches den schmerzzerrütteten Leib vorwärts stieß. Sie dachte bloß: ‚Wenn ich jetzt die Glocke ziehe, so hört Mariechen es nicht. Es ist eine helle, laute Glocke, aber dorthin reicht der Klang doch nicht. Ja, wenn ich wüßte, daß der Klang bis da hinauf geht, dann möchte ich die zwei großen Glocken mit beiden Armen gleichzeitig läuten wie damals beim Feuer — nein, noch viel lauter. Ich möchte sie hin und her reißen, daß sie nur so in der Luft fliegen und die Schwengel an das Erz sausen, fort und immer fort, solange mir die Kraft aushielte, und bis ich todt hinfiele. Aber nein — sie würde mich doch nicht hören.'

Sie stieg wieder aufwärts und trat auf den Umgang hinaus. Die Gassen unten waren finster. Aus dem Himmel blitzten da und dort die Sterne hervor wie Laternen, die nach einander angezündet werden. ‚Vielleicht' — dachte Brigitta — ‚stehen sie rechts und links an dem Wege, den jetzt mein Kind dahinwandert, und leuchten ihm ins ewige Leben hinein. Aber nein — das braucht keine Laterne mehr. Todt ist todt.' —

Dann saß sie neben dem leeren Bettchen, schaute auf die Thür und horchte. Wenn jetzt Mariechen mit den hurtigen Schritten die Treppe herauf kommt, die Thüre ein wenig aufmacht, hereinlächelt . . . Die Uhr schlägt und schlägt wieder, es muß schon sehr spät sein. Wenn sich das Kind verirrt hätte, daß es so lange nicht heimkommt? Und Brigitta eilte auf den Umgang hinaus, um an den Gitterstab das weiße Tüchlein zu binden, welches Mariechen zurufen soll: „Komm schnell, ich bin zu Hause!" — Der Nachtwind umirrte wimmernd den Thurm und weckte sie aus ihrer traumhaften Betäubung. Das Gärtchen in der Tiefe dort drüben ist der Friedhof. Er liegt so blaß da im Mondscheine. Seine hohen Eichen sehen so winzig aus und hocken niedergedrückt in dem silberblauen Geisterlicht. Oder sind dies die kleinen todten Kinder, welche aus den Gräbern gestiegen sind und sich am kalten Mondlicht wärmen?

So verspann die Nacht Schmerz, Erinnerung und Traum in Eines. Endlich dämmerte es, und dann glühte der Himmel purpurn auf. — ‚Er blutet inwendig wie ein Mutterherz' — dachte Brigitta. — ‚Oder vielleicht ist er roth wie Mutteraugen, welche die ganze Nacht geweint haben. Ob sie das sieht?' — Als aber der Purpurschein über den Friedhof hinhauchte, schlug sie die Hände vor das Gesicht. Sie wußte nicht, warum es so entsetzlich traurig war und nicht zu ertragen: Morgenröthe auf dem Grabhügel Mariechens.

Die Uhr schlug. Brigitta ließ die Hände von den Augen sinken und ging die Morgenglocke läuten. Später läutete sie auch zur Frühmesse — Alles im dumpfen Triebe der Gewohnheit. Dann ging sie auf den Friedhof. Der Todtengräber rauchte sein Morgenpfeifchen auf einem Grabhügel und nickte ihr zu. Sein Weib breitete Wäsche zum Bleichen über eine alte Gräberreihe aus. Eine Schar eben ausgeschlüpfter Enten wackelte, von der Hennenmutter geleitet, zwischen umgestürzten Denksteinen und Kreuzen umher. Brigitta schritt längs der kleinen Hügel hin an den Eichen vorüber, die rechts und links den Friedhofsweg besäumen. Es sind seltsame Bäume, in sich geschlossen, starr wie dunkle Krystalle emporgereckt. Alles sehnsüchtig abschweifende Herumlangen des Gezweiges hat sich bei ihnen in den Wurzeln gesammelt zur innigen Umarmung eines Fleckchens Erde und dessen, was darunter ruht.

Brigitta hält vor der Eiche an, in deren Schattenfeld Mariechen gebettet ist. Dem Baume entschweben Töne, leise wie der Flügelschlag einer Taube. Ein süßes Stimmchen flüstert aus ihm. Brigitta lehnt den Kopf an den Stamm und umschlingt ihn mit dem Arme. Nun hört sie deutlich ein sanftes Klingen. Sie steht und regt sich nicht und horcht. Selbstvergessen, weiß sie nicht, daß es von ihren eigenen Lippen gleitet:

Es sang vor langen Jahren
Wohl auch die Nachtigall.
Das war wohl süßer Schall,
Da wir zusammen waren.

Gleich einzelnen Tröpflein entsickern ihr die Worte der Weise, weil sie immer wieder hinhorcht nach der geheimnißvollen Stimme.

Der Todtengräber trat heran und fragte, ob Brigitta ein Kreuz auf das Grab setzen werde oder nur Blumen. Sie ließ den Arm von dem Eichenstamm gleiten und schaute den Mann verwundert an. Dann wandte sie sich plötzlich und ging ohne Antwort davon. Er blickte ihr kopfschüttelnd nach. Als sie an der Friedhofscapelle vorüberschritt, sank sie auf den ausgekneten Stufen nieder und hob die gefalteten Hände empor, gewohnheitsgemäß, weil sie so jedesmal an dieser Stelle gethan hatte. Auf dem Altar stand das Bildniß der schmerzensreichen Mutter Maria, die sieben Schwerter im Busen. Brigitta's Augen waren darauf gerichtet, aber sie sahen nicht. Erst nach einer Weile dämmerte ihr das Verständniß auf. — „Du hast Dich an Deinem Kind dreiunddreißig Jahre erfreut, ich nur acht" — sagte sie zornig auffahrend, kehrte sich ab und ging mit großen Schritten heim.

Vor dem Thurme blieb sie stehen, blickte hinauf und dachte: .Wenn er jetzt so zusammenstürzen wollte? Ich möchte mich gar nicht darüber wundern und ihm nicht ausweichen, auf daß er mich verschüttet. Warum sollen denn die Alten leben, wenn die Jungen sterben? Warum soll er denn nicht die ganze Ortschaft in seinem Zusammenbruch verschütten, den Buben mit seiner Peitsche, seinen Vater, dazu den Doctor . . . . ja, die Menschen alle? — Warum soll er nicht auch die Kirche verschütten sammt allen Heiligen, welche Mariechens Tod zugelassen haben und vorher ihr Siechthum? Wenn ich so mit einem Stoß den Thurm umstürzen könnte, ich thät' es gerne.' —

Dann stieg sie hinauf. Der tönende Eichenbaum wollte ihr nicht aus dem Sinn. Die erste Strophe hatte sie erlauscht – wie ging es nur weiter? In der Stube angelangt, holte sie das grüne Buch herbei und blätterte nach dem Liede. Auf einmal stockte sie. Ihre Augen hafteten auf der Ueberschrift: „Trost." Laut las sie sich die Verse von Fouqué vor:

Wenn Alles eben käme,
Wie Du gewollt es hast,
Und Gott Dir gar nichts nähme
Und gäb' Dir keine Last:
Wie wär's dann um Dein Sterben,
Du Menschenkind, bestellt?
Du müßtest fast verderben,
So lieb wär' Dir die Welt!

„Als ob mir je etwas gekommen wäre, wie ich gewollt habe!" murmelte sie bitter. — „Als ob mir Gott je etwas gelassen hätte, was mir lieb war, oder je eine Last erspart! So lieb wär' . . . ." — Ingrimmig schleuderte sie das zerlesene Buch zu Boden, daß das morsche Gefüge auseinanderstob und die Blätter über alle Dielen hin zerstreut lagen. Aber gleich darnach kniete sie nieder, sammelte dieselben wieder und küßte eine eingebogene Blattecke, das letzte Merkzeichen Mariechens.

Dabei hatte sie überhört, daß die Treppe knarrte und an die Thüre geklopft wurde. Als sie von dem grünen Buch aufblickte, stand Herr Jaburek mit Thomi in der Stube. Er hatte schwarze Handschuhe an und einen Flor um den Hut. Diesen hielt er in der linken Hand, mit der rechten führte er das Kind. — „Guten Tag, Brigitta!" — sagte er, nahm dem Kleinen den Hut ab, steckte ihm denselben in die Hand und strich ihm die ordnungswidrigen Haare zurecht. Weil aber Thomi den Hut verknüllte, nahm er ihm denselben wieder ab. Er hatte jetzt in jeder der schwarzbehandschuhten Hände einen Hut und blickte bald auf den einen, bald auf den anderen mit der vorwurfsvollen stummen Frage, was eigentlich da nicht in der Ordnung sei. Dann blies er ein Federchen von dem Aufschlag seines schwarzen Gehrockes, verfolgte dessen Flug durch die Stube mit einem strafenden Blick und reckte sich nun erst aus seiner kleinlich zusammengesunkenen Haltung höher und breiter zur gewohnten würdevollen Steifheit zurecht.

„Guten Tag, Brigitta" — wiederholte er in herablassendem Ton. Daß sie nichts erwiderte, wunderte ihn nicht. Er war es gewohnt. Wenn er in

der Gemeinderathssitzung etwas vorbrachte, wagte auch Keiner eine Gegenrede. „Brigitta, Du hast meine Hülfe zurückgewiesen, als . . ."

„Ich heiße Frau Stürmer, und die Leute sagen ‚Sie' zu mir."

Es war doch nicht wie in der Gemeinderathssitzung. „Du weißt" — sagte er kleinlaut — „daß Du Frau Jaburek heißen würdest, wenn es auf mich allein angekommen wäre, und wenn mein Vater mich nicht gezwungen hätte, die jetzt selige Martha zu heirathen."

„Ob ich's weiß!" fuhr sie auf. „Ob ich's weiß, wie der alte Herr Jaburek meinem greisen Vater den Dienst als Gemeindediener wegnahm, deshalb, weil der junge Herr Jaburek mir die Ehe versprochen hatte! Ob ich's weiß, wie wir dann aus der Noth ins Elend geriethen, und der alte Herr Jaburek mir jeden Verdienst als Näherin, als Verkäuferin, als Kindsmagd verdorben und unmöglich gemacht hat! Fortgehen und in der Fremde verdienen aber konnte ich nicht, weil der Vater vor Kummer und Entbehrung krank lag. Ob ich's weiß, wie der Thürmer sich am Ende unser erbarmte, wie ich sein Weib geworden bin, weil er sich meines Vaters erbarmte und ihn auf den Thurm mitnahm, wo er wenigstens nicht verhungerte, wie unten der alte Herr Jaburek am liebsten gesehen hätte!"

„Nun, das sind alte Geschichten, und mein Vater ist längst todt. Seitdem ist viel Wasser im Dalinkafluß hinabgelaufen . . ."

„So viel wird niemals hinablaufen, um alles das wegzuschwemmen und reinzuwaschen: die Schlechtigkeit des alten Jaburek und die Feigheit des jungen."

„Frau Stürmer, Sie . . . Brigitta, Du weißt nicht, was Du redest, weil Du erst gestern das Kind begraben hast. Ich bin ja nicht schuld daran, und hier der unvernünftige Knabe auch nicht, daß Dir das große Unglück geschehen ist. Es drückt mich aber doch, weißt Du, und hat mich gleich gedrückt . . . nun, Du hast damals meine Hülfe nicht annehmen wollen. Freilich bloß eine Geldhülfe, nur so vor der Hand, weißt Du. Jetzt bin ich gekommen, Dir ganz zu ersetzen . . . Alles, das Frühere und auch das Neue. Also, Brigitta, ich will Dich zur . . . . das heißt: Du mußt mich heirathen."

Brigitta sah ihn mit großen, starren Augen an.

„Nicht gleich, natürlich. Aber ich habe doch gleich kommen müssen, während Dein Leid noch ganz frisch und groß ist, um es Dir zu erleichtern . . . ."

„Erleichtern? Damit glaubst Du es zu erleichtern?" unterbrach sie ihn in unheildrohendem Tone.

„Nicht gleich, Brigitta, natürlich, nicht gleich. Bis Dein ärgster Schmerz gestillt und das Leid halbwegs vergessen ist. Weißt Du, wenn erst Gras darüber gewachsen ist, wie die Leute sagen. . . ."

„Wie die Leute sagen! Nicht über jedes Grab wächst Gras und nicht über jedes Leid das Vergessen. Und vom Erleichtern, vom Gutmachen redest Du? Du hochmüthiger Narr! Weil Du der reiche Kaufmann bist und ich eine arme Wittwe? Wenn Du der König wärest und ich eine verhungernde

Bettlerin, ich möchte doch keinen Bissen Brot von Dir. Und da getraust Du Dich, mich zum Weib zu begehren?"

„Gutmachen, gutmachen — das darfst Du ja nicht so nehmen. Ich meine, Du thust auch mir etwas Gutes damit, daß Du mein Weib wirst. Wenn ich auch die Martha habe heirathen müssen, so hab' ich doch immer Dich lieb behalten. Und daß ich Dich heirathe, thu' ich ja auch, weil ich Dich, wie damals, gern habe . . . ."

„Schweig Du und rede mir nicht vom Gernhaben, Du nicht und Niemand! Ich habe nur noch einen großen Zorn in mir, sonst nichts. Einen Zorn auf die da oben, weil sie es zugelassen haben, und auf alle Menschen, weil es unter ihnen Leute geben kann wie den Doctor Wostry und Kinder wie Deinen Thomi."

„Wenn Du den Thomi also durchaus nicht magst und seinen Anblick nicht verträgst, so will ich ihn zu meinem Bruder nach Ober-Roschitz geben. Es wird mir nicht leicht, aber ich thu's Dir zu Liebe."

„In die Fremde willst Du ihn geben, weil ich seinen Anblick nicht vertrage? Ich vertrage nicht, daß er lebt. Daß er lebt — verstehst Du? Daß er lebt, während mein Mariechen todt ist durch ihn. Und wenn er todt wäre, dann würde ich Dich nicht vertragen, weil Du sein Vater bist. Schaff mir ihn aus den Augen, gleich!" —

Thomi hatte bei den heftigen Reden der großen Frau verdutzt dreingeschaut. Jetzt führte ihn Herr Jaburek vor die Stubenthüre, ließ ihn auf der Bank im Vorhaus niedersitzen, und verbot ihm, die hinabführende Thurmstiege zu betreten. Dann ging er wieder in die Stube zurück, wobei er die Thüre offen stehen ließ. Er traute der quecksilbernen Beweglichkeit des Knaben doch nicht und wollte ihn in der gefährlichen Nähe der Steiltreppe nicht aus den Augen verlieren. Aber es geschah dennoch, weil er sie nicht von Brigitta losreißen konnte, während er ihr mit eindringlichen Vorstellungen und Bitten zusetzte. Sie machte keinen Einwurf mehr, woraus er die sichere Hoffnung schöpfte, ihren Widerstand durch seine Beredsamkeit brechen zu können.

Sie hörte ihn gar nicht. Sie sah durch die offene Thüre, wie Thomi auf den Umgang hinausschlich und durch die Stäbe des Eisengitters in die Tiefe schaute. Plötzlich funkelte es in ihren Augen auf. Thomi war auf das Fäßchen gestiegen, darin das Wasser heraufgezogen wurde, und beugte sich über die Brüstung des Gitters. Immer heller entglomm es in ihren Augen, gleich Flämmchen, die der Wind anfacht. ‚Laß ihn doch, laß ihn!' dachte sie. Und mit einer ungeduldigen Gier, welcher alles dies viel zu langsam ging, verfolgte sie des Kindes Thun. Jetzt brannte in ihren Augen eine wilde Lohe. Thomi war auf die Brüstung geklettert. Er ritt über dem grauenhaften Abgrund, wie er es daheim auf dem Stiegengeländer gewohnt war. — ‚Endlich!' dachte Brigitta, und ihre starre Miene durchzuckte das erste Lächeln, und das bleiche Gesicht war dabei auf einmal ganz roth geworden. Alles Blut schien aus dem Herzen empor gesprudelt zu sein und hämmerte in den Schläfen laut den Tact zu dem Liede, mit welchem Mariechen hinüber gegangen war in die Ewigkeit:

Hop, hop, hop,
Pferdchen, lauf Galopp!

So sang ein frisches, helles, reines Stimmchen dort bei dem entsetzlichen Todesritt.

Brigitta stieß Herrn Jaburek plötzlich beiseite. Unhörbar, unsichtbar, schnell wie der Blitz glitt sie an der Mauer hin.

„Hop, hop . . .“ sang Thomi und verlor bei seinen Reiterkünsten das Gleichgewicht. Mit Einem Griff riß ihn eine feste, starke Hand zurück, da er, seitwärts überhängend, eben der furchtbaren Tiefe zustürzen wollte.

Einen Augenblick stand Brigitta mit Thomi auf dem Arme. Dann trug sie ihn hinein, wo Herr Jaburek vor Entsetzen wie versteinert gegen den Thürpfosten lehnte. „Da!“ sagte sie, ihm das Kind auf den Arm setzend. „Und jetzt geh' und komm' niemals wieder!“

Er ging. Sie stand regungslos, so lange das Knarren der Holzstufen hörbar war. Dann strich sie mit der Hand über das Gesicht, und es war, als habe sie damit einen dichten Schleier weggestreift. So klar blickten die Augen. Sie sahen erst jetzt, wie alle Dinge in der Stube wirr durch einander lagen. Das Hindämmern und Träumen der letzten Tage wurde ihr, die sonst keine Stunde ihres Lebens müßig gefeiert hatte, auf einmal zur Angst. Die Hände hielten es nicht länger aus: sie mußten zugreifen, ordnen, säubern, Feuer anmachen, bürsten, waschen. Nachdem sie die Abendglocke geläutet und die Uhr aufgezogen hatte, trat sie auf den Umgang hinaus und machte die Runde. Zuletzt blieb sie neben dem Wasserfäßlein stehen, dort wo Thomi dem Tode zureiten wollte. Aber sie schaute nicht auf die Gitterbrüstung noch auf den Abgrund unter derselben. Sie sah sich nur noch einmal um am Himmel oben und auf dem Friedhof unten. Dann ging sie in die einsame Stube, setzte sich zur Lampe und betrachtete eine Weile ihre abgearbeiteten Hände. Nun nahm sie das grüne Buch vom Wandbrett und las sich daraus halblaut als Abendsegen vor:

Seit Du von mir gefahren,
Singt stets die Nachtigall;
Ich denk' bei ihrem Schall,
Wie wir beisammen waren.

Gott wolle uns vereinen!
Hier winn' ich so allein,
Der Mond scheint klar und rein;
Ich sing' und möchte weinen.

Sachte rollten die Tropfen über ihre Wangen nieder, die ersten seit der Sterbestunde Mariechens. Gleich einer harten Kruste bröckelte es sich von ihrer Seele ab, und es wurde ihr unsäglich weich um das Herz. So nahte ihr zum ersten Male seit jener Stunde der Schlummer. Und sie schlief friedvoll ein, wie ein beruhigtes Herbstfeld, das dankbar seinen Erntesegen hergegeben hat dem Manne mit der Sense.

Ein Besuch bei Arthur Schopenhauer.

Aus dem literarischen Nachlaß

von

Carl Hebler*).

[Nachdruck untersagt.]

Auf einer Urlaubsreise langte ich Montag, den 27. August 1855, in Frankfurt a. M. an. Am folgenden Morgen, nachdem ich im Adreßkalender die Wohnung Schopenhauer's erkundet und eine Visitenkarte gerüstet hatte, auf welcher ich ihn vorläufig nur bat, mich wissen zu lassen, ob und wann im Verlauf des Tages ich ihm meine Aufwartung machen dürfe, befand ich mich um 9½ Uhr an Ort und Stelle: „Schöne Aussicht", Nr. 17, bei der Sachsenhauser Brücke, gleich zur Linken, wenn man aus der Fahrgasse kommt, die Wohnung zu ebener Erde. Hier antwortete mir eine Frauensperson, der ich sofort die Stellung einer Haushälterin zuerkannte, auf die Frage, ob Herr Dr. Schopenhauer zu Hause sei: Ja, aber er sei jetzt mit Schreiben beschäftigt, ich solle um 10 oder noch besser 10½ Uhr wiederkommen, meine Visitenkarte jedoch wolle sie ihm hinein bringen, sie sehe gleich, ob sie ihm dieselbe vorlegen dürfe[1]). Die Person hatte ihren Bescheid mit einem gewissen Lächeln gegeben, wie wenn sie ihren Herrn als ein bißchen wunderlich entschuldigen wollte. Während unseres Sprechens hatte sich ein großer Pudel blicken lassen, der einem Leser Schopenhauer's nicht gleichgültig sein konnte. Genau um 10½ Uhr war ich wieder zur Stelle. Die Haushälterin fragte mich jetzt, ob ich nicht dem Herrn vor einem Jahre ein Buch geschickt hätte; er habe es gleich gesagt. Ich hatte ihm nämlich mein Schriftchen über den „Kaufmann von

*) Der Verfasser, geboren zu Bern 1821, seit 1854 Privatdocent, 1863 außerordentlicher, 1872 ordentlicher Professor der Philosophie an der Universität seiner Vaterstadt und verstorben daselbst am 4. September 1898, hat sich über den Kreis seiner Fachgenossen hinaus durch seine „Lessing-Studien" (1861) und „Aufsätze über Shakespeare" (1865 74) einen weit geachteten Namen erworben. Die zahlreichen Freunde, die der liebenswürdige, meist still in sich gekehrte schweizerische Gelehrte auch in Deutschland zurückgelassen hat, werden ihm gern in obiger Publication noch einmal begegnen. Hebler's darin erwähnte Schrift: „Shakespeare's Kaufmann von Venedig" ist 1854 erschienen. Die Redaction.

Venedig' zugesandt und darauf einen kurzen Brief von ihm erhalten, welcher zwar freundlich lautete, jedoch meinen ästhetischen Bestrebungen einen noch höheren Aufschwung und mir selbst einen höheren Standpunkt wünschte. Die Vermittlerin führte mich nun an die erste Thür links vom Hauseingang und klopfte an. Es wurde aufgeriegelt, und vor mir stand ein Greis von mittlerer Größe, mit großem Kopf, weißen, vom Schädel wegstrebenden Haaren und ebensolchem Backenbart, in leichtem Hauskleid, eine Binde lose um den Hals gelegt. Er empfing mich artig, mich als den Zusender jener Schrift bezeichnend, hieß mich zu ihm aufs Sopha sitzen und sprach dann zwei Stunden lang mit mir. Ich zeichne hiemit eine möglichst getreue und vollständige Erinnerung an dieses Gespräch für meine späteren Tage auf, wenige Wochen nach dem Besuch und mit Benutzung noch an demselben Tag gemachter Notizen. Nur die Reihenfolge des Gesprochenen vermag ich nicht mehr genau innezuhalten; hingegen bürge ich für die volle Echtheit nicht bloß des Inhalts aller mitgetheilten Aeußerungen, sondern auch jeder irgendwie eigenthümlichen Ausdrucksweise.

Die Physiognomie ist die eines Mannes, der ein langes Leben hindurch die Welt erforscht und sie erbärmlich gefunden hat, kaum gut genug, um sie zu belehren und zu schelten. Ein altes Männchen aus Erde und Feuer, so ungefähr erschien mir Schopenhauer, im Ganzen die Vorstellung bestätigend, die ich auch seinen Werken mitgebracht hatte. Es ist ein ehrlicher Geist, der sich in seinen Schriften gibt wie auf seiner Stube; namentlich in den Stellen über das Genie hat er bis auf Körpereigenthümlichkeiten hinaus sich selbst geschildert. Seine Rede ist fließend und sehr lebhaft. Beständig von kräftigem Mienenspiel begleitet, voll Leben und Affect, nimmt sie nicht selten einen dramatischen Ausdruck an.

Es war eben ein Porträt des Philosophen von Lunteschütz, einem, wie er mir sagte, trotz seines deutschen Namens französischen, aber in Frankfurt sich aufhaltenden Maler, im Kunstverein ausgestellt, welches ich Tags zuvor gleich nach meiner Ankunft, durch eine Zeitung darauf aufmerksam gemacht, besichtigt hatte. Es war mir lieb, die bald an mich gestellte Frage des Originals, ob ich das Bild gesehen habe, bejahen zu können. Auf die weitere Frage, wie ich es fände, antwortete ich nicht ganz so befriedigt, als er erwartet haben mochte. Es lag mir auf der Zunge: es sei, als ob der Maler ihn nicht gelesen und auch nicht genug sprechen gehört und gesehen hätte. Ich unterdrückte jedoch die Bemerkung, um nicht den Anschein von Schmeichelei auf mich zu laden. Er entgegnete, Jedermann finde das Bild gut, nur er selbst und sein bester Freund, sein Arzt, nicht[2]). Uebrigens lobte er sonst seinen Maler sehr — die Maler seien überhaupt noch die menschlichsten Menschen, die er gefunden —, derselbe habe ihn über Tisch um die Erlaubniß, ihn malen zu dürfen, gebeten, er würde ihm aber ungeachtet seines einnehmenden Wesens nicht zugesagt haben, wenn er gewußt hätte, wie lange er hätte sitzen müssen, nämlich zwanzigmal zwei Stunden. Ein Gutsbesitzer im Brandenburgischen habe das Bild bereits gekauft, um schweres Geld, 250 Gulden, und wolle demselben sogar ein eigenes Haus bauen. „Wohl ein Capellchen wie für ein

Heiligenbild?" meinte ich. Die Verehrung, fügte Schopenhauer hinzu, werde dann vermuthlich darin bestehen, daß man ein Tischchen, mit seinen Werken darauf, vor dem Bild aufstelle. Ich fragte, ob es auch gestochen würde. Ja, eben, war die Antwort, das werde wahrscheinlich geschehen, doch werde er es nicht vor eines seiner Bücher setzen lassen und auch kein Autograph dazu geben, wie Dove vor seiner Farbenlehre. Diese Leute von den Realwissenschaften seien überhaupt nicht werth, daß ihre Physiognomien verewigt würden, wiewohl ihnen, nach einem Epigramm, das er mir hersagte, die Lust dazu nicht zu verübeln sei, weil sonst gar nichts von ihnen auf die Nachwelt käme. Ohne das geringschätzige Urtheil über Dove im Mindesten theilen zu können, gab ich Schopenhauer doch darin Recht, daß die Porträts von Gelehrten, weil diese ihre Person eher für sich behalten können, weniger Interesse hätten als z. B. die von Dichtern. „Und auch als die von Philosophen!" setzte er sorglich hinzu; „nur Philosophen und Dichter sollten eigentlich porträtirt werden." Auch eine Büste von ihm sei im Plan; ein Bildhauer habe sich ihm durch einen Dritten dazu anerboten, und er habe eingewilligt unter der Bedingung, daß es ihn nichts koste. Da er schon siebenundsechzig Jahre alt sei, so dürfe er nicht säumen; Kant's Büste, auf die er hinzeigte (eine Copie der Hagemann'schen?) sei zu gut gemacht worden. Der Bildhauer habe ihn einladen lassen, zu dem fraglichen Zwecke einmal in sein Atelier zu kommen; derselbe könne zu i h m kommen, habe er darauf geantwortet, und dabei sei es einstweilen geblieben[3]).

Auch sonst erhalte er von überall her eine Menge Huldigungen, durch Besuche, Briefe u. s. w., sogar von Damen und Pfaffen. Da er von den Damen in seinen Schriften so wenig Gutes sage, so müsse ihn deren Huldigung besonders überraschen. Besonders in Dresden, wie er vernommen habe, sollen sie sich närrisch mit ihm machen. Auch einen kürzlich erhaltenen Brief eines schlesischen Fräuleins wies er mir vor und gab mir ein demselben beigelegtes, wie mir schien, ihm nicht übel gefallendes Gedicht von ihr zu lesen, welches sich über sein langes Verkanntsein ausließ[4]). Sie schreibe ihm, sie sei durch einen Aufsatz des jüngeren Fichte auf ihn aufmerksam geworden, was ihm aber bei der bekannten Gesinnung desselben gegen ihn auffalle, weshalb er einen Irrthum des Fräuleins vermuthe. — Ein Prediger bei Wiesbaden habe ihm geschrieben, er wolle ihm nächstens eine Predigt über Thierquälerei widmen. Ob er diese Widmung erlaubt habe, fragte ich. „Versteht sich; das bringt mich zu Ehren; wenn sich die Damen und Pfaffen meiner annehmen, so kann mir's nicht mehr fehlen. Einer freilich, ein katholischer, hier in Frankfurt — wie heißt er doch?" — „Beda Weber?" rieth ich — „richtig, der hat mich in so einem kirchlichen Blatte, das er herausgibt, greulich mitgenommen, als einen echten Höllenbrand," was er mir mit lächelnder Gleichgültigkeit erzählte. — Ein Kaufmann in Frankfurt besitze drei Exemplare seines Hauptwerks, eines für sich, eines für seinen Sohn, das dritte zum Ausleihen. Umsonst habe sich derselbe alle Mühe gegeben, ein Exemplar der ersten Auflage zu bekommen, die von Brockhaus zu Maculatur gemacht worden. — Ein Leipziger Buchhändler habe neulich eine Fensterscheibe aus Rudolstadt, auf welche er bei

seinem dortigen Aufenthalt etwas geschrieben, kommen lassen — gleichfalls ein Zeichen, daß man anfange, nach ihm zu fragen. — Auch in der Schweiz, in Zürich, habe er schon eine kleine Gemeinde, als deren Glieder er Richard Wagner, den er mir zu besuchen empfahl, Dr. Wille und einen ungarischen Flüchtling nannte. Der Letztere habe ihn einmal besucht, in ganz verschlossener Kalesche, um nicht entdeckt zu werden[5]). Man wird hierdurch an die gefährlichen Besuche des Eukleides bei Sokrates erinnert. Beim Abschied trug Schopenhauer mir auf, wenn ich den Rückweg über Zürich nähme (wie ich es vorhatte, aber nicht ausführen konnte), der dortigen Gemeinde seinen apostolischen Segen zu bringen, was er die Arme über der Brust gekreuzt und mit einem mich halb priesterlich, halb mephistophelisch anmuthenden Ton und Gesichtsausdruck sagte. — Nur Eines scheint ihm den frohen Genuß des endlich doch errungenen Erfolgs ein wenig zu verbittern: die Befürchtung, einem Alter ähnlich dem Kant's entgegenzugehen. Als wir uns trennten, rief er aus: „Wenn ich nur meine Sinne nicht verliere! *Τὸ γῆρας!*" (Das Alter!)

In Bezug auf seine Schriften äußerte er: Im zweiten Bande seines Hauptwerkes, da stehe er auf seiner Höhe. Mit Wohlgefallen erwähnte er, wie einer seiner Verehrer sich in gleichem Sinne gegen einen Dritten ausgesprochen habe: man könne da aufschlagen, wo man nur wolle, man werde immer etwas Rechtes finden. Die erste Auflage betrachtet er seinerseits natürlich als durch die zweite entbehrlich geworden und deshalb das Bemühen jenes Kaufmanns als unnöthig, was er mir ebenso in Betreff meiner Absicht, noch die erste Auflage der Schrift „vom Grunde" zu lesen, erklärte. Hinsichtlich seiner literarischen Projecte sagte er: das Nächste werde wohl eine neue Auflage der „Ethik" sein. Da er in der Vorrede zur kürzlich erschienenen zweiten Auflage der Schrift „über das Sehn und die Farben" bemerkt, er habe in dieser Auflage Einiges aus den Parerga aufgenommen, was er dann in der neuen Auflage der letzteren weglassen werde, so fragte ich, wann diese erscheine. „O, davon ist einstweilen nicht die Rede. Ich habe nur den Philosophieprofessoren Angst machen wollen, ich würde nächstens wieder einen von ihnen fassen, wie ich neulich mit einigen gethan habe."

Wer sich als einen Mann der Gegenwart oder Zukunft fühlt, hat natürlich kein besonderes Vergnügen daran, sich als das Product eines vergangenen Zeitalters construirt zu sehen. Kuno Fischer in der „Geschichte der neueren Philosophie", bemerkte Schopenhauer, stelle seinen Pessimismus als das andere Extrem dar zu Leibniz' Optimismus und erkläre dies nach der bekannten Hegel'schen Ansicht, wonach jede Philosophie der Gedanke ihrer Zeit wäre, daraus, daß zu Leibniz' Zeiten die deutschen Zustände gut gewesen seien, jetzt aber, besonders seit 1848, schlecht. „Er hat nicht bedacht, daß Leibniz zur Zeit Ludwig's XIV. lebte, nach dem Dreißigjährigen Krieg, und ich vor vierzig Jahren"[6]). Ich erlaubte mir, zu sagen, in gewissem Sinne seien gerade die schlechtesten Zeiten die hoffnungsvollsten, diejenigen, in welchen man am meisten hofft. Er nickte beifällig und fand sich zu seiner Freude durch meine Bemerkung an einen Spruch erinnert, den er einst in Rudolstadt an einem Fenster gelesen habe: Sperate, miseri; timete, felices! „Das ist hübsch, nicht wahr? Es sind jetzt vierzig Jahre her; das ist mir geblieben."

An die Aeußerungen Schopenhauer's über sich selbst schließe ich diejenigen über einige bedeutende, mit ihm zeitgenössische Philosophen. In Fichte will er schon damals, als er denselben in Berlin hörte, einen „Charlatan" gesehen haben. In dem philosophischen Conversatorium, das Fichte hielt, habe er (Schopenhauer), vierundzwanzig Jahre alt, ihn auf den Hund gesetzt, worauf Jener (wenn ich recht verstanden habe) sich durch Verlegung der Stunde zu helfen gesucht, dann aber Schopenhauer wieder eingeladen habe, was aber abgelehnt worden sei. Ueber dessen Sohn, mit dem zusammen er später Privatdocent in Berlin war, äußerte er: „Wir haben ihn schon in Berlin nur den Simplicissimus genannt."

Wo möglich mit noch größerer Verachtung als über die Wissenschaftslehrer sprach sich Schopenhauer über Hegel aus, welchen er jetzt nicht mehr, wie früher wohl, als einen gehaßten und wenigstens in der Meinung der Leute mächtigen Gegner, sondern wie ein stolzer Sieger einen elenden Besiegten behandelte. Es schien, als ob er denselben jetzt sogar bemitleiden könnte, wenn er ihn dessen nur würdiger fände. Als er im Verlauf unseres Gesprächs einmal auf die „Zauberflöte" zu reden kam und bemerkte, sie enthalte so viel schöne Allegorien, und ich, nicht unabsichtlich, dazwischen warf, in der Hochstellung dieser Oper stimme er zufällig mit Hegel überein, so fuhr er zusammen und beruhigte sich erst wieder, als ich erklärte: ich meinte nur insofern, als auch Hegel sich des Schikaneder'schen Textes annehme. „Ach so! Man muß ordentlich erschrecken, wenn man hört, daß man mit Hegel in einem Punkte gleicher Ansicht sei."

Der Gescheidteste von den dreien sei immer noch Schelling gewesen, wenn derselbe nur nicht in seiner letzten Zeit gar so herunter gekommen wäre. Der König von Bayern hätte mit der Büste in Ragaz noch fünfzig Jahre warten sollen, so lange als auch Kant auf seine Statue habe warten müssen — dann nämlich werde von Schelling nicht mehr die Rede sein. Die Statuette Kant's am Friedrichsdenkmal in Berlin, bemerkte er beiläufig, sei ungeschickt angebracht, unter dem Pferdeschweif. Ich erwähnte bei der Gelegenheit, daß ich seiner Zeit als junger Student der berühmten Berliner Antrittsvorlesung Schelling's beigewohnt. „Nun, was für einen Eindruck hat sie auf Sie gemacht?" Ich konnte nur antworten: „Einen verblüffenden!" — „Mich hat Fichte nicht verblüfft!" —

Als ein Zeichen, daß seine Zeit gekommen sei, betrachtete Schopenhauer auch den Streit zwischen Carl Vogt und Rudolph Wagner über die Seelenfrage. Die Entfernung Moleschott's und Büchner's vom Lehramt billigte er; man solle sie ungehindert schreiben lassen, aber ihnen nicht einen verderblichen Einfluß auf die Jugend gestatten. Er nannte Büchner einen „rohen Barbiergesellen", und verspottete namentlich dessen Behauptung, die Unsterblichkeit des Stoffes sei durch Versuche bewiesen, da sie vielmehr apriori gewiß sei[1]).

Ludwig Feuerbach wollte er nur das Verdienst zugestehen, daß er den asketischen Charakter des Christenthums richtig erklärt habe; mit großem Unrecht aber sehe derselbe darin den Fehler dieser Religion; das Asketische sei gerade das Wahre an ihr. Auch in der in diesem Sinne sich aussprechenden

Stelle der Parerga, die von neueren Gegnern des Christenthums redet, werde vor Allen Feuerbach gemeint sein, bemerkte ich, was Schopenhauer bestätigte.

Am Christenthum tadelte Schopenhauer als einen Hauptmangel die geringe Sorge für die Thiere, und als ich bemerkte, in der That würden sie im Neuen Testament fast ignorirt, fuhr er fort: „Auch im Alten Testament kommen sie nicht besser weg. Da heißt es: ‚Der Gerechte erbarmet sich auch seines Viehs.' Was Erbarmen! Der Mensch soll anerkennen, daß in den Thieren das gleiche Wesen ist wie in ihm selbst, und demgemäß soll er sie auch behandeln, nicht aber nur so um Gottes willen sich ihrer erbarmen. Die Thiere sind gar nicht so von uns geschieden, wie man gewöhnlich meint." Jener Pfarrer wolle zu seiner Predigt gegen Thierquälerei Gen. 1, 28 als Text gebrauchen. „Diese Stelle ist eigentlich eine Infamie." Da übergibt der Judengott dem Menschen die Thiere, damit derselbe über sie herrsche. Herrsche! Jeder Hundehändler sorgt besser für seine Thiere. Er verkauft mir keinen Hund, ohne beim Weggehen zu sagen (was Schopenhauer mit sehr bewegter Stimme und entsprechender Gebärde täuschend nachmachte): ‚Aber behandeln Sie ihn auch gut!' „Der alte Judengott sagt nichts dergleichen, der Jud'[s]); nur herrschen soll der Mensch über die Thiere und ihnen Namen geben, wie ein Professor der Zoologie."

Bei Shakespeare findet er seine Lehre von der Unveränderlichkeit unseres Charakters belegt, und zwar in der auffallendsten Weise; wenn z. B. (was auch in den Parerga angeführt ist) der Earl von Northumberland im „Heinrich IV." zweimal nach einander in ganz ähnlicher Art sich der Theilnahme an einer Hauptschlacht, zu der er erwartet wird, durch einen kurz vorher gesandten Brief entzieht und dadurch seine Partei zu Grunde richtet. Wenn ich älter werde, würde ich erstaunen, einen Bekannten oft ganz auf den gleichen Schlichen wiederzufinden, auf welchen ich ihn vor vielen Jahren getroffen. Ich fragte Schopenhauer (was ich eigentlich hätte wissen sollen), ob Shakespeare wohl noch öfters auf solche Art verdoppelt habe, also nicht bloß in der bekannten Weise durch Nebeneinanderstellung analoger Handlungen *verschiedener* Personen. Das wüßte er nicht zu sagen; es käme darauf an, dies besonders zu untersuchen. Ich würde mich nicht wundern, äußerte ich, wenn ein neuerer Shakespeare-Erklärer darin eine bloße Nachlässigkeit, Vergeßlichkeit des Dichters sähe. „Ganz recht, man wird sagen, es habe ihm an Erfindung gefehlt."

Sehr ungünstig äußerte sich Schopenhauer über die deutschen Literaten, besonders sofern sie sich mit der englischen Literatur und namentlich mit Shakespeare abgeben. Da die Schweiz nicht zum Deutschen Bund gehört, so machte ich ein Gesicht, wie wenn mich das nichts anginge. „Sie verstehen kein Englisch, die Schweine." Schopenhauer, der Freund der Thiere, entlehnte doch gern seine Schimpfnamen von ihnen. Letzthin habe er, fuhr der Kritiker fort, in einer von Stahr gemachten Uebersetzung aus dem Englischen eine „luftige Pyramide" gefunden und, da er dies nicht verstanden, im Original nachgesehen; da habe es geheißen: „lofty pyramid"; lofty enthalte offenbar das Grundwort für unser „Luft", im Englischen habe es aber den ursprünglichen Sinn behalten. „Ein andermal las ich von einer Versammlung von

fünfhundert Mechanikern. Wie Teufels, dachte ich, kommen so viele Mechaniker zusammen? Es mußte heißen: Handwerker (mechanicians)." — „Da schreiben sie in Deutschland seit achtzig Jahren dem Shakespeare ein Stück zu: ‚Der Sommernachtstraum'. (Dabei fuhr Schopenhauer mit Entrüstung zurück und wieder hervor). ‚Midsummer-night's dream'! Was heißt das? Schwein! Schlag auf in Deinem Wörterbuch! Midsummer heißt Johannistag und nichts Anderes, so sicher, daß, wenn Jemand einen Wechsel auf diesen Tag ausstellt, es gleich ist, ob er midsummer schreibt oder das gewöhnliche Datum." Ein Irrthum war es, wenn Schopenhauer hinzufügte, es sei derselbe Tag, von welchem Shakespeare irgendwo sage: „so gnädig und so heilig ist die Zeit." Diese Worte im „Hamlet" gehen auf Weihnachten. — „Auch Heißsporn ist nichts: es klingt schon so häßlich: Heißsporn! — Laßt doch diese Namen unübersetzt! Hotspur!" — Man müsse, fuhr er fort, englisch sprechen können, um es zu verstehen. Aber selbst Tieck, mit dem er jenes einmal habe thun wollen, habe erklärt: ja, englisch sprechen könne er nicht. Mich hat Schopenhauer nicht einmal auf die Probe gestellt. Die bekannten, von Collier herausgegebenen Correcturen des Shakespeare'schen Textes hatte er noch nicht gesehen, aber bestellt. Als ich erwähnte, ich besäße dieselben in einer in Deutschland erschienenen Ausgabe, behauptete er a priori, die werde nichts nutz sein, er möge das Ding nicht, nachdem es durch die Pfoten eines deutschen Schmierers gegangen, so eines cigarrenrauchenden . . . Ich bemerkte, in jener Ausgabe seien die fraglichen Correcturen vollständig im Originaltext vom Herausgeber mitgetheilt. — „Ist aber doch durch seine Pfoten gegangen! Diese Kerle können nicht einmal englisch abschreiben." — Auch von der Delius'schen Ausgabe, für die unsereiner so dankbar ist, versprach er sich nichts Gutes. — Es sei bloße Prahlerei, daß Shakespeare in Deutschland eine neue oder gar erst die wahre Heimath gefunden habe. — Den Samuel Johnson freilich mit seiner hausbackenen Behandlung des Dichters wollte er auch nicht loben; diese sei wirklich merkwürdig in ihrer Art, weshalb er bedaure, die Ausgabe wegen Ueberfüllung seiner Bibliothek weggegeben zu haben. Wenn er jedoch über Johnson's Shakespeare nur spottete, so gedachte er hingegen bei der Gelegenheit mit Verachtung und Entrüstung der „echt englisch abergläubischen" Art, wie derselbe einen Priestley und den großen David Hume heruntermache, weil er sie nicht verstanden. Johnson's Verdienste seien bloß lexikalische.

Es war gerade Goethe's Geburtstag, was jedoch von Schopenhauer nicht erwähnt wurde und auch mir erst nachher einfiel, da ich froh war, eine Weile den Kalender vergessen zu dürfen. Wie freute es mich aber hinterdrein, den Tag, den ich auch sonst nicht leicht zu feiern unterlasse, diesmal unabsichtlich in so vielfältiger Erinnerung an Ihn, in seiner Vaterstadt, an seiner Statue, vor seinem Geburtshause, im Gespräch mit einem Manne, der ihm nahe gestanden und ihm ein treues Andenken bewahrt hat, verlebt zu haben. Schopenhauer fing an, vom „Tasso" zu reden. Mit Unrecht werde dieser von Vielen für eine Selbstschilderung des Dichters genommen. Diese Auffassung sei gewiß irrig, äußerte ich: aber im Allgemeinen, als Dichtergenie, und in einzelnen, wohlverarbeiteten Zügen zeichne sich Goethe doch in dem Stücke.

Hierwider hatte Schopenhauer nichts. Er fügte hinzu, besonders auch die Hingebungsfähigkeit seines Tasso habe Goethe gehabt, und sagte mir hiermit nichts Ueberraschendes, da ich das Geschwätz von Goethe's Egoismus längst auf seinen Werth zurückzuführen wußte. Mit äußerster Rührung gedachte Schopenhauer namentlich, wie der herrliche Mann im Jahre 1806, als die Franzosen seinen Herzog bedrängten, sich gegen Falck aussprach: „Was wollen sie denn von ihm? Er wird sein Land verlassen müssen; dann will ich ihm ins Elend folgen und den Leuten zurufen: das ist der Herzog von Weimar!" Die Sache steht ausführlich in Falck's Buch; Schopenhauer hat sie noch mündlich vom Verfasser gehört. In Turin habe er einst den „Tasso" von Goldoni, eine Komödie, gesehen. Die Schlußscene sei so gut, daß Goethe sie gewiß gern aufgenommen hätte, würde er nicht den Vorwurf der Nachahmung gescheut haben: Tasso zieht den Degen, der Fürst befiehlt, ihn ins Irrenhaus zu bringen, da erscheinen drei römische Gesandte und bitten sich ihn zur Krönung aus, worauf der Fürst ihn cedirt (eine Aenderung freilich, von welcher der Kritiker gewiß ohne Weiteres zugegeben haben würde, daß sie sich nicht auf den Schluß hätte beschränken können). Wenn man im „Tasso" eine allgemeine Idee sehen wolle, die jedoch, wie immer bei Kunstwerken, ungenügend sei, so könne man sagen: der Weltmann und der Dichter. Er habe neulich das so betitelte Werk Klinger's wieder vorgenommen und ziemlich Gefallen daran gefunden.

Ganz kürzlich hatte er das neueste Werk Richard Wagner's, das dieser ihm zugeschickt, gelesen, den „Ring des Nibelungen". Er stellte Wagner überhaupt hoch als Dichter, dagegen mit der „Gütergemeinschaft", die derselbe zwischen Poesie und Musik einführen wolle, sei er nicht einverstanden; jede der beiden Künste habe ihre eigene Wirkung. Er hatte eine Wagner'sche Oper in Frankfurt gehört und gedachte deren noch andere zu besuchen. Auch den „Ring des Nibelungen" lobte er als poetisches Werk; die Sprache sei durchgehends des Gegenstandes würdig, was bei diesem Stoffe viel sagen wolle. Die Aufführung jedoch werde sehr schwierig sein, da die Scene zum Theil unter dem Rhein spiele und viererlei Personen vorkämen: Riesen, Zwerge, Götter und Menschen. Das Gedicht enthalte übrigens Unmoralisches: eine Frau gebe dem Feinde ihres Mannes, der Jenen gastfreundlich aufgenommen, Waffen in die Hand, ja sich selbst gebe sie ihm hin, in welcher Hinsicht es zum Aeußersten komme, wo es dann heiße: der Vorhang fällt schnell. Die Poesie solle nicht moralisiren, aber auch nicht unmoralisch sein.

Von Politik war nicht unter uns die Rede. Nur ein Wort meines Pessimisten über die Schweiz gehört hierher: sie sei wie zurecht gelegt zum Tranchiren, wegen der Verschiedenheit ihrer Nationalitäten; nur ihre Armuth schütze sie und daneben die Absicht, ein republikanisches Warnungsbeispiel zu conserviren.

Ich führe zum Schlusse an, was Schopenhauer mir über mich selbst und meinen „Kaufmann" sagte. Schon was er vorhin gegen das Aufsuchen allgemeiner Ideen und das Moralisiren bei Kunstwerken bemerkte, sollte eine Beziehung auf mich haben, und ausdrücklich sagte er mir in Betreff des Moralisirens: „In dieser Hinsicht haben Sie's versehen. Der Dichter stößt auf irgend einen Stoff, z. B. Shakespeare auf die Geschichte vom Shylock,

und denkt: daraus läßt sich etwas machen, und macht nun daraus sein Stück, ohne dabei an einen moralischen Satz zu denken." Ich entgegnete, meine Meinung sei nur, daß der Dichter den Stoff in einer gewissen einheitlichen Stimmung behandelte — was mein Kritiker zugab —, einer Stimmung, der ich nur insofern einen moralischen Bezug zuschrieb, als ich sie für eine gegen das Scheinwesen, wie es sich im menschlichen Treiben so breit macht, gerichtete erklärte — worüber nun nicht weiter gesprochen wurde[9]). Ich erwähnte nebenbei, daß Aristoteles in der Poetik zum Beleg, daß die Geschichte zuweilen selbst schon poetisch sei, sogar die Erschlagung eines Mörders durch die Statue des Ermordeten anführe. Das wäre freilich stark, erwähnte mein Kritiker, es stehe aber nicht in der Poetik und überhaupt nicht im Aristoteles; er habe diesen mit Ausnahme einiger naturwissenschaftlichen Sachen ganz gelesen. Die Stelle findet sich jedoch am Ende des neunten Capitels. Schopenhauer fand die Erzählung mit der Don Juan-Sage verwandt[10]).

Schopenhauer erkundigte sich auch nach meiner Amtsthätigkeit. Erziehungsdirection (ich war damals Secretär einer solchen) werde sein, was in Deutschland ein Unterrichtsministerium; es sei fatal, daß die Stellen bei uns von so kurzer Dauer seien; ich solle suchen, mich zu behaupten, man habe da doch einige Gelegenheit, auf die gelehrte Welt einzuwirken. „Hiervon habe ich bis jetzt wenig gemerkt," entgegnete ich, „und ich würde mir auch nicht gratuliren, wenn ich die Stelle lebenslänglich behalten müßte." Er fragte mich ferner, ob ich schon docirt hätte; ich mußte das — in Erinnerung an sein Urtheil über die Universitätsphilosophen — zu meiner Schande gestehen; doch wird es meine Strafbarkeit in seinen Augen gemildert haben, daß ich nur Philosophiedocent, nicht Philosophieprofessor, also nur des Versuchs, nicht des vollendeten Verbrechens schuldig bin und bis jetzt nur ein einziges Mal gelesen habe: aristotelische Logik zur Einleitung in die Philosophie, was er zu billigen schien. Auf seine Frage, ob ich seit der Schrift über den „Kaufmann" etwas Weiteres geschrieben habe, antwortete ich: Nein, es pressire mir auch nicht.

Als ich mich beim Abschied entschuldigte, ihn so lange in Anspruch genommen zu haben, nachdem ich übrigens schon früher hatte aufbrechen wollen, er mich aber zu bleiben eingeladen, so hatte er die Freundlichkeit, mir zu erwidern: „Bitte, Sie übertreffen meine Erwartungen." Dadurch würde ich mich nun bedeutend geschmeichelt gefunden haben, wenn ich mich nicht sogleich gefragt hätte, was er denn wohl von mir erwartet habe. Auch hatte ich ja in einer seiner Schriften (Parerga, I, 428) gelesen: „Jedenfalls soll man sich sorgfältig hüten, von irgend einem Menschen neuer Bekanntschaft eine sehr günstige Meinung zu fassen, sonst wird man in den allermeisten Fällen zu eigener Beschämung oder gar Schaden enttäuscht werden."

Es war $12^1/_2$ Uhr vorbei, als wir uns die Hand zum Abschied reichten. Ich ging den Fluß entlang zum Mittagessen in die „Mainluft". Hier kam über Tisch ein Herr, ohne die mindeste Veranlassung von meiner Seite, mit seiner Gesellschaft — es schienen Badegäste aus Soden zu sein — auf Schopenhauer zu reden und erzählte von ihm als einer Stadtmerkwürdigkeit, einem Sonderling, der fast nur mit seinem Pudel Umgang habe und mit ihm wie mit einem Menschen spreche. Um zu sehen, bis in welche Kreise diese Bekanntheit

reiche, sagte ich am Abend zu meinem Wirth, einem behäbigen, ehrsamen Sattlermeister, bei dem mir vom überfüllten Gasthof aus (es war Messezeit) ein Zimmer angewiesen worden war: ich sei den Morgen bei Herrn Dr. Schopenhauer gewesen. Aber so weit, d. h. um die Ecke herum in das erste beste Haus der Fahrgasse hinein, war sein Ruhm noch nicht gedrungen. Der Mann that sich etwas darauf zu gute, daß er „diesen Herrn" nicht kenne: „Die vornehmsten Leute können hier wohnen, Prinzen und Könige aus- und einfahren, der Frankforter Borjer kümmert sich nichts drum. Das macht, wissen Sie, weil wir eine republikanische Verfassung haben."

Anmerkungen.

Hinzugefügt nach dem Erscheinen des Buches von Lindner und Frauenstädt: „A. Schopenhauer". Berlin 1863 (die im Folgenden citirten Briefe an Frauenstädt sind alle diesem Buche entnommen).

[1] Sie verfuhr nach ein für allemal erhaltener Weisung. Schopenhauer erzählt in dem Briefe an Frauenstädt vom 23. September 1855 mit einem gewissen Triumph in Betreff eines Philosophieprofessors, der ihn kennen lernen wollte: „Meine Alte weiß Bescheid und brachte mir erst seine Visitenkarte herein (sie spielt jetzt die Rolle der Haushälterin Haydn's im Schiemenuett) und er wurde nicht vorgelassen."

[2] Vergl. Brief an Frauenstädt vom 23. December 1855. Das Bild ist nach dem Tode Wiesete's (1883) in das Germanische Museum in Nürnberg gekommen.

[3] Gemeint ist (Brief an Frauenstädt vom 7. September 1855) der Bildhauer Eduard Schmidt von der Launitz, der, ein Schüler Thorwaldsen's, das Denkmal Gutenberg's in Frankfurt a. M. schuf, wo er am 12. December 1869 gestorben ist.

[4] Wenn ich nicht irre, war es das einige Jahre darauf in Gutzkow's „Unterhaltungen am häuslichen Herd", 1860, Nr. 58, veröffentlichte: „An A. Schopenhauer. Der Fremdling im Vaterlande". Von Marie v. Gayette.

[5] Vermuthlich Derselbe, von dem er Frauenstädt am 29. Juni 1855 erzählt hatte.

[6] Vergl. Brief an Frauenstädt vom 15. Juli 1855. Die Zeitangabe lautet hier bestimmter so: „Mein Pessimismus ist von 1814—1818 (da er complett erschien) erwachsen, welches die hoffnungsreichste Zeit nach Deutschlands Befreiung war."

[7] Ebenso Brief an Frauenstädt vom 29. Juni 1855.

[8] Derselbe Titel in den Briefen an Frauenstädt vom 21. August 1852 und 17. August 1855.

[9] Schopenhauer hatte den Tadel in dem Briefe an Frauenstädt vom 11. Mai 1854 so formulirt: „So in der Manier Gervini dem Shakespeare abstracte, moralische Begriffe untergelegt." Hierüber glaube ich mich mit meinem Kritiker in dem Gespräch einigermaßen verständigt zu haben. Und speciell dem Vorwurf des „Abstracten" glaube ich schon in meinem Schriftchen (siehe z. B. S. 121) zur Genüge vorgebeugt zu haben. Es folgte dann noch die wunderliche Bemerkung: „Studium meiner Philosophie, meint er? — Keine Spur." Wunderlich darum, weil es doch viel wunderlicher gewesen wäre, wenn ich in der Welt des Shylock, der Portia u. s. w. an die „Welt als Wille und Vorstellung" gedacht hätte. Gleichwohl bekenne ich mich hier schuldig, da ich in meinem kurzen Begleitschreiben zu der Zusendung die Hoffnung ausgesprochen hatte (des Wortlauts erinnere ich mich nicht genau), daß der Empfänger das Studium seiner Philosophie nicht ganz verkennen werde, wobei ich einfach daran dachte, daß den pessimistischen Philosophen meine Behandlung des Antonio ein wenig anheimeln werde. Er seinerseits glaubt offenbar — was ihm freilich näher lag — daß ich damit meine Arbeit als eine überhaupt im Geiste seines Systems geschriebene bezeichnen wolle. Nach meinem Besuche bei ihm hat er mich wenigstens für „sehr belesen in seinen Werken" erklärt (Brief an Frauenstädt vom 7. September 1855).

[10] Haben wir hier vielleicht gar die Urgestalt des steinernen Gastes? Auch Dion Chrysostomos, or. XXX, S. 96, erzählt von einem solchen Falle.

Griechenland unter den Römern[1]).

Von

L. Friedlaender.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Der lang und heiß ersehnte Friede, den Augusts Alleinherrschaft endlich der bis zum Tode erschöpften Welt gab, wurde nirgends mit so großer Freude und Dankbarkeit begrüßt als in Griechenland. Kein anderes Land schmachtete in einem so tiefen Abgrunde des Elends. Die Verheerungen, die Griechenland in den mithridatischen und den Bürgerkriegen erlitten hatte, konnte es nie völlig verwinden. Fast drei Jahre lang war es das Schlachtfeld der auf beiden Seiten mit äußerster Anspannung aller Kräfte geführten Kämpfe zwischen Sulla und den Feldherren des Königs von Pontus und wurde von beiden Parteien gleich schonungslos ausgebeutet, mißhandelt und verwüstet. Wenn die meisten zu Mithridates übergetretenen griechischen Kleinstaaten ihren Abfall von Rom schwer zu büßen hatten, so verfuhren die Führer der königlichen Heere nicht minder hart und grausam mit den den Römern treu gebliebenen. Einer derselben, Menophanes, ließ nach der Einnahme von Delos gegen 20000 Menschen niedermetzeln, verkaufte die Uebrigen als Sklaven und machte die Stadt dem Erdboden gleich. Von dieser Zerstörung hat sich die einst als Hauptstation des Handels zwischen Orient und Occident blühende Insel nicht mehr erholt. Ein Reisender, der sie etwa 250 Jahre später besuchte, fand sie (außer der dort zur Bewachung des Apollotempels liegenden athenischen Garnison) so gut wie menschenleer. Nur eine kurze Periode des Aufathmens war dann dem ruinirten und entvölkerten Lande gegönnt. Aufs Neue hatte es während der fast zwanzig Jahre währenden Kriege der ersten und zweiten Triumvirn aufs Schwerste zu leiden, deren Entscheidungen an seinen

[1]) Mommsen hat diesen Gegenstand im fünften Bande seiner „Römischen Geschichte" mit der ihm allein eigenen Meisterschaft und für seinen Zweck erschöpfend behandelt. Ich habe hier vorzugsweise Erscheinungen und Zustände in Betracht gezogen, die er ausgeschlossen oder nur flüchtig berührt hat, weil ihre Darstellung für das von ihm gegebene, in jeder Beziehung vollendete Gesammtbild entbehrlich oder ungeeignet war.

Grenzen und an seiner Küste fielen. Plutarch hatte noch von seinem Urgroßvater gehört, wie die sämmtlichen Bürger seiner Vaterstadt Chäronea gezwungen worden waren, unter Geißelhieben ihr letztes Korn auf dem Rücken zur Verladung für das Heer des Antonius nach dem nächsten Hafen zu tragen, da sie Sklaven und Lastthiere nicht mehr besaßen; wie dann, als der zweite Transport abgehen sollte, die Nachricht von der Schlacht bei Actium als erlösende Freudenbotschaft eingetroffen war, und wie Octavian nach seinem Siege vor Allem die in seine Hände gefallenen Getreidevorräthe unter die hungernde Bevölkerung Griechenlands vertheilt hatte.

Auf die entsittlichenden, die schlimmsten Instincte und Leidenschaften entfesselnden Wirkungen dieser entsetzlichen Zeiten, die Greuelthaten der Bedrücker, die Leiden, die Verwilderung und die Verzweiflungsthaten der Unterdrückten fällt nur ein einziges flüchtiges Streiflicht durch einen ebenfalls aus der Localtradition von Chäronea stammenden Bericht Plutarch's. Dort war in der Zeit der mithridatischen Kriege von einem alten, schon in den Perserkriegen durch Tapferkeit ausgezeichneten Geschlecht nur noch ein verwaister, schöner Jüngling übrig, Damon, nach einem Ahnherrn auch Peripoltas genannt. Als diesem von einem Führer einer in Chäronea überwinternden römischen Cohorte die äußerste Schande drohte, verband er sich mit fünfzehn Genossen; sie schwärzten ihre Gesichter bei Nacht mit Ruß, und nachdem sie starken Wein getrunken, überfielen sie bei Tagesanbruch den auf dem Marktplatz opfernden Römer, tödteten ihn und viele der Seinigen und verließen die Stadt. Um nicht von den Römern als mitschuldig zur Rechenschaft gezogen zu werden, verurtheilte der Rath von Chäronea sie zum Tode. Aber als die städtischen Beamten Abends beim Mahle saßen, brach Damon mit seinen Genossen ins Rathhaus ein, tödtete Alle und floh abermals aus der Stadt. Zufällig berührte bald darauf Lucullus auf einem Marsche den Ort; er untersuchte den Fall und überzeugte sich von der Unschuld der Stadtbewohner. Damon, der die Umgegend mit Raub und Plünderungen heimsuchte, wurde von ihnen durch Versprechungen in die Stadt gelockt und, nachdem man ihn durch Uebertragung eines Ehrenamtes in Sicherheit eingewiegt hatte, in einem Dampfbade getödtet. Da man dort lange Zeit ein Stöhnen hörte und Gespenster sah, vermauerte man die Thür des Dampfbades, aber noch in Plutarch's Zeit wurden die Anwohner durch die unheimlichen Laute und Erscheinungen beunruhigt. In Phokis lebten damals noch Einige von Damon's Geschlecht, die man die Verußten nannte. Nach seiner Ermordung hatte die Nachbarstadt Orchomenos einen römischen Rabulisten gemiethet, um die mit ihnen verfeindete Gemeinde von Chäronea wegen jener Ereignisse beim Statthalter von Macedonien zu verklagen. Glücklicher Weise konnte diese sich auf das Zeugniß Lucull's berufen und entging so einer großen Gefahr. Man errichtete dem römischen Feldherrn, dessen zufälligem Durchzuge die Stadt ihre Rettung verdankte, eine Statue auf dem Markt neben dem Standbilde des Bacchus und bewahrte ihm ein pietätvolles Andenken; als Plutarch zweihundert Jahre nach jenen Ereignissen seine Biographie verfaßte, hoffte er, ihm ein zweites schöneres Denkmal zu stiften. Eine solche von Geschlecht zu Geschlecht auf so

spätе Nachkommen vererbte Dankbarkeit für die bloße Ablegung eines Zeugnisses läßt ermessen, was Chäronea ohne diese zu befürchten gehabt hätte. Plutarch berichtet übrigens ein Beispiel einer noch länger bewahrten Dankbarkeit. Die Stadt Chalcis auf Euböa hatte im Kriege der Römer mit König Antiochus von Syrien auf der Seite des Letzteren gestanden. Das harte Loos, das ihr deshalb bevorstand, wendete Titus Quinctius Flamininus durch seine Fürbitte ab. Noch nach dreihundert Jahrhunderten wurde er in Chalcis wie ein Gott verehrt; man ernannte ihm einen Priester und brachte ihm Opfer, bei welchen ein Lobgesang auf ihn angestimmt wurde; die Schlußworte lauteten: „Singt ihr Mädchen den großen Zeus und Rom und Titus und die römische Treue! Heil Dir, Titus, Erretter!"

Wie sehr sich Griechenland auch während der beiden ersten nachchristlichen Jahrhunderte erholte, so blieben doch ganze Landschaften, wie Aetolien, verödet, und auch in den bewohnten erreichte die Bevölkerung nicht mehr die Höhe der Zeit vor den mithridatischen Kriegen. An der allgemeinen Entvölkerung, sagt Plutarch, die durch die früheren Umwälzungen und Kriege in der ganzen Welt herbeigeführt sind, hat Griechenland den größten Antheil gehabt. Freilich hat er sehr übertrieben, wenn er behauptet, das Land vermöge nicht mehr 3000 Hopliten aufzustellen, so viel als das kleine Megara einst zur Schlacht von Platää entsandte. Das Festland der Provinz Achaja (d. h. Griechenland bis zum Achelous und den Thermopylen, also ohne Thessalien und Epirus) zählte außer zahlreichen Dörfern und kleinen Orten noch hundert größere, in denen ein städtisches Leben bestand.

Zu der Entvölkerung Griechenlands gesellte sich die äußerste Verarmung. Zur Aussaugung des Landes hat das römische Regiment während der Zeit der Republik mittelbar und unmittelbar kaum weniger beigetragen als die Kriege. Die Leiden der unterworfenen Länder unter der scheußlichen Satrapenwirthschaft jener Zeit kann man sich kaum groß genug vorstellen. Griechenland gehörte damals zur Provinz Macedonien. Dem L. Piso Cäsoninus, der sie fast drei Jahre lang (57 56 v. Chr.) verwaltete, wirft Cicero Schandthaten jeder Art vor, besonders aber Erpressungen und Plünderungen im größten Maßstabe. Zu diesen habe er auch die Waarenzölle und die Getreidelieferungen benutzt; drei Jahre lang sei er in der Provinz der einzige Besitzer, Abschätzer und Verkäufer von Getreide gewesen. Das ganz erschöpfte Byzanz habe er mit einer Garnison belegt, um den unglücklichen Einwohnern das Letzte abzupressen. Das Recht habe er an die Meistbietenden verkauft, mehrfach Hinrichtungen Unschuldiger für Geld vollstreckt, einen alten Mann zu Tode peitschen lassen, die vornehmsten Mädchen gezwungen, sich in Brunnen zu stürzen, um ihre Ehre zu retten. Alle Tempel, Haine und heiligen Orte in Achaja habe er ihres Schmuckes und ihrer Bildwerke beraubt. Als sogenannte freiwillige Beisteuer zu einem ihm niemals bewilligten Triumph habe er von den Griechen 100 Talente (471500 Mark)[1]) eingetrieben. Das ganze Land sei zerfleischt, geplündert, entvölkert, zu Grunde gerichtet. Mögen nun auch

[1]) 1 Talent = 6000 Drachmen = 4715 Mark, 1 Drachme = 79 Pf.

diese Anklagen eines leidenschaftlichen Gegners (von denen hier nur ein Theil wieder gegeben ist), vielfach übertrieben sein, so wirft doch Cicero dem Piso kein Verbrechen vor, wovon es nicht feststeht, daß andere Statthalter es begangen haben. In der That waren unter den Beilen der meisten römischen Proconsuln die Bewohner der Provinzen niemals ihrer Ehre, ihres Vermögens und ihres Lebens sicher.

Am meisten aber trug zum Ruin der Provinzen das unselige System der Verpachtung der Steuern bei. Wo ein Steuerpächter ist, sagt Livius, gibt es für die Unterthanen weder Recht noch Freiheit. Ihre unter dem Schutz der Statthalter durch die härtesten Zwangsmaßregeln verübten Erpressungen waren es hauptsächlich, die die Provinzialen den römischen Wucherern in die Hände trieben. Diese siedelten sich sofort in jedem neu eroberten Lande an, monopolisirten so viel als möglich das Geldgeschäft und beuteten die Bevölkerung, oft genug unter Betheiligung der Statthalter, aufs Erbarmungsloseste aus. Zu welchen Abscheulichkeiten es dabei kommen konnte, würden wir uns kaum vorzustellen vermögen, wenn wir nicht zufällig über einen einzelnen Fall durch einige Briefe Cicero's unterrichtet wären. Marcus Brutus, der Mörder Cäsar's, hatte der Stadt Salamis auf Cypern unter fremdem Namen eine Summe Geldes zu 48 Procent geliehen, obwohl das gesetzliche Maximum des Zinsfußes in der Provinz Cilicien, zu der Cypern gehörte, 12 Procent war. Sein Agent M. Scaptius verlangte von den Salaminiern, Zins auf Zins gerechnet, 200 Talente statt 106 und erhielt zur Eintreibung dieser Forderung von dem Statthalter von Cilicien, Appius, ein Commando und eine Reiterabtheilung, mit deren Hülfe er die Einwohner mißhandelte und die Rathsherren so lange einsperrte, bis fünf Hungers gestorben waren. Cicero, der 51 v. Chr. an die Stelle des Appius trat, nahm dem Scaptius das Commando und die Reiter, obwohl Brutus in anmaßenden und schroffen Briefen die Erwartung aussprach, daß er ihm beides lassen würde, und Cicero's Freund, Atticus, diesen Wunsch befürwortete. Die Salaminier erboten sich, das Capital nebst 12 Procent, den auch nach Cicero's Edict höchsten zulässigen Zinsen, abzuzahlen und zu deponiren. Cicero konnte nicht umhin, ihnen Recht zu geben, wagte aber nicht, Brutus zu erzürnen; er nahm die Deposition des Geldes nicht an und ließ Brutus auf die Zukunft, d. h. einen gewissenloseren Statthalter, hoffen. Dies war der Schutz, den die Provinzialen unter einer musterhaften Verwaltung genossen.

Ob dieser Fall ein ganz ungewöhnlicher war, muß dahingestellt bleiben. Cicero verräth mit keinem Wort, daß er über das Verfahren des Brutus besonders erstaunt war, und dieser war ein durch seine Tugend und Rechtschaffenheit berühmter Mann. Atticus, der seine Schandthaten nicht einmal gemißbilligt zu haben scheint, wurde von den Athenern durch Ertheilung des Bürgerrechts und eine Statue geehrt, hauptsächlich weil er für ein der Stadt vorgestrecktes Capital nur mäßige Zinsen verlangte, die er aber zur Verfallzeit unerbittlich eintrieb. Uebrigens sollte Cicero noch gegen einen anderen Schuldner des Brutus einschreiten, den König Ariobarzanes von Cappadocien, der durch die Erpressungen und den Wucher der Römer verarmt war und dem Pompejus

allein monatlich 33 attische Talente (155 610 Mark) zahlte, die nicht einmal zur Abtragung der Zinsen genügten. Dem Brutus versprach er innerhalb sechs Monaten 200 Talente zu zahlen und zahlte während der Statthalterschaft Cicero's wirklich 100.

In der Kaiserzeit besserte sich die Lage aller Provinzen erheblich durch die Wiederherstellung der Ruhe, Ordnung und Sicherheit, eine strengere Beaufsichtigung der Statthalter, eine bessere Vertheilung der Lasten, eine wesentliche Beschränkung und Modificirung des Systems der Steuerverpachtung, endlich durch oft aufs Freigebigste gewährte Unterstützungen und Zuwendungen aus der Reichskasse. In mehr als einer Beziehung wurde Griechenland von allen übrigen Provinzen bevorzugt. Die Römer vergaßen nie, was sie ihm verdankten. So geringschätzig sie meistens von den Griechen, als entarteten Nachkommen edler Ahnen, reden, so haben sie doch der Nation viel von der Pietät und Ehrfurcht dankbarer Schüler gegen ihre Lehrer bewahrt, und ebenso haben die Griechen nie das Bewußtsein der unermeßlichen Ueberlegenheit ihrer Cultur über die römische wie jede andere verloren und bei aller sklavischen Unterwürfigkeit gegen ihre Herren sich immer noch als das erste Volk der Welt, als „die Aristokraten des Menschengeschlechts“[1]) gefühlt. Diese Ansprüche fanden bei den Römern im Laufe der Zeit immer willigere und allgemeinere Anerkennung, und in der Kaiserzeit wurde der Philhellenismus vielfach als Beweis seiner Bildung zur Schau getragen. Der jüngere Plinius schreibt an einen Freund, der mit dem Auftrage, in den freien Städten (besonders Athen und Sparta) geordnete Zustände herzustellen, nach der Provinz Achaja ging: er möge bedenken, daß er nach jenem wahren und eigentlichen Griechenland gesandt sei, wo zuerst Cultur und Wissenschaft entstanden, selbst der Ackerbau eingeführt sein solle, zu Menschen und zu Freien, die beides im höchsten Sinne des Wortes seien. Er möge den alten Ruhm verehren und auch das Alter selbst, das an Menschen ehrwürdig, an Städten heilig sei. Er möge selbst für die Legenden Achtung zeigen und Keinen in seiner Würde, seiner Freiheit, selbst in seiner Großthuerei verkürzen. Er möge im Auge behalten, es sei Athen, das er betrete, Sparta, das er regiere: beiden den ihnen noch gebliebenen Schatten und Namen der Freiheit zu entreißen, würde hart, grausam, barbarisch sein. Bei der Erinnerung, was jene Staaten einst gewesen, möge er nicht Verachtung empfinden, weil sie es nicht mehr seien. Hochmuth und Schroffheit mögen ihm fern bleiben. Es sei traurig, wenn die Macht ihre Stärke durch Mißhandlungen Anderer erweise, wenn Ehrfurcht durch Schrecken erworben werde; viel mehr als die Furcht vermöge zur Erreichung dieses Zweckes die Liebe.

Offenbar waren auch diese letzten Ermahnungen nicht überflüssig. Auch damals waren nicht alle Statthalter Griechenlands von dem Gefühl beseelt, auf geweihtem Boden zu stehen, und Uebergriffe der römischen Beamten, die straflos blieben oder sehr gelinde bestraft wurden, werden auch in dieser Provinz schwerlich selten gewesen sein. Etwa zehn oder zwölf Jahre später, als

[1]) Ein Ausdruck Turgenjew's.

Plinius seinen Brief schrieb, ermahnt Juvenal die Abkömmlinge hoher Ahnen, denen eine Statthalterstelle zu Theil wird, mit den Provinzialen Mitleid zu haben, denen das Mark bereits aus den Knochen gesogen sei, ihr Gefolge und ihre Gemahlinnen von Plünderungen abzuhalten, nicht durch schöngelockte Pagen die Urtheile ihrer Tribunale verhandeln zu lassen. Jedenfalls sei es rathsam, die rauhen und tapferen Bevölkerungen Galliens, Spaniens, Illyriens und Afrika's nicht zu sehr zu reizen; die unkriegerischen Rhodier und das üppige Korinth könne man ungestraft verachten; von Leuten, die sich die Haut mit Harz glatt rieben, sei nichts zu befürchten. Wenn er sagt, es gebe nicht mehr viel zu plündern, hatte er vorzugsweise die Länder griechischer Zunge im Auge. Die Bilder, Statuen und Silberarbeiten der größten Meister hätten schon Verres und dessen Zeitgenossen entführt; jetzt sei höchstens etwa noch ein gutes Bild eines Hausgottes in einer kleinen Capelle übrig. Juvenal unterschätzte den Reichthum Griechenlands an Kunstwerken sehr. Er blieb auch nach einer systematischen Plünderung Nero's, dessen zum Kunstraube ausgesandter Commissar „kein Dorf überging", noch erstaunlich groß, und diese Schätze werden die Gier der Römer immer am meisten gereizt haben.

Selbst die Ehre des Besuchs ihrer römischen Bewunderer mußten die Griechen zuweilen theuer bezahlen. Die Städte, die vornehme oder hochgestellte Römer berührten oder für einige Zeit zum Aufenthalt wählten, konnten in der Regel nicht umhin, sich mindestens durch feierliche Einholungen, Adressen und Ehrendecrete, die Errichtung einer oder mehrerer Statuen für diese Bevorzugung erkenntlich zu zeigen. Aber auf eine so wohlfeile Weise konnten sie sich nicht immer abfinden. Als Marc Anton 32 v. Chr. mit Cleopatra in Athen einen glänzenden Hof hielt, wurden ihm die ausschweifendsten Huldigungen dargebracht; man verehrte ihn unter dem Namen des neuen Dionysos als Gott und verlobte ihn mit der Stadtgöttin Athene, worauf er ein Hochzeitsgeschenk von einer Million Drachmen oder 1000 Talenten verlangte und erhielt. Das ungeheure Gefolge, das Nero auf seiner Kunstreise durch Griechenland im Jahr 67 v. Chr. begleitete, und zu dem auch Tausende von geschulten Beifallrufern und -klatschern gehörten, wird mit einem gegen die Parther ausziehenden Heere verglichen und soll in Griechenland wie das Heer des Xerxes gehaust, Erpressungen, Plünderungen und Gewaltthaten jeder Art verübt haben. Am meisten Uebles wurde dem Eunuchen Sporus und einer Gavia Crispinilla nachgesagt; von dieser, der Oberaufseherin der kaiserlichen Anzüge, hieß es, sie habe alle Griechen nackt ausgezogen.

Die damalige Natur des Landes war von der heutigen nicht sehr verschieden. Es hatte schon im Alterthum wenig Wald. Schon Eupolis, ein Zeitgenosse des Aristophanes, ließ in einer Comödie einen Chor der Ziegen ein langes Verzeichniß von Baum- und Straucharten vortragen, deren Gedeihen sie durch Abrupfen von Zweigen und Blättern unmöglich machten. Der Getreidebau war in dem kleinen, gebirgigen Lande zu allen Zeiten gering. Von den jetzt angebauten Culturpflanzen waren Reis, Mais, Tabak und die

Agrumi dem Alterthum unbekannt; auch der Bau der Korinthen (Beeren von verwildertem Wein, den die Venetianer in der Gegend von Korinth weit verbreitet fanden und seit 1580 anbauten, und mit dem 1875 36 000 Hektar bepflanzt waren) ist modern; auch die charakteristischen Gestalten des Cactus und der Aloe fehlten der antiken Landschaft. Der Export des Oels kann bei dem Umfang und der Ergiebigkeit der Olivencultur in Italien, Istrien, Südfrankreich und Spanien kaum von Belang gewesen sein. Von den Weinen scheinen nur die von Chios und Lesbos ihren Ruf behauptet zu haben; dagegen blieb der attische Honig bis ins späteste Alterthum gesucht, und die wohlriechenden Essenzen aus Griechenland waren sehr beliebt. Der nur in Elis gedeihende und dort fleißig angebaute gelbe Byssus (eine Art feinen Flachses) wurde in Paträ zu Haarnetzen und anderen Stücken der weiblichen Kleidung von Frauen verarbeitet, deren Zahl so groß war, daß die weibliche Bevölkerung dort das Doppelte der männlichen betrug. Die lakonische und attische Wolle wurde sehr geschätzt; lakonische Mäntel wurden auch im Auslande getragen; die Wolle der attischen Schafe, die man zum Schutz gegen schädliche Einflüsse mit Fellen bedeckte, gehörte zu den feinsten Sorten und scheint namentlich zu Winterkleidern verarbeitet worden zu sein; auch attische Schuhe waren berühmt. Da in Folge der Verödung weite, ehemals bebaute Landstrecken als Weide benutzt wurden, hob sich die Pferdezucht, namentlich in Thessalien, Aetolien, Acarnanien, Epidaurus und Sparta. Die wichtigsten Landesproducte waren Purpur und Marmor. Den besten Purpur lieferten die an den Küsten von Sparta gefischten Schnecken; der doppelt gefärbte spartanische gehörte zu den theuren Sorten; kaiserliche Purpurfabriken in Achaja, Thessalien und Epirus scheinen unter Alexander Severus errichtet zu sein. Die sehr zahlreichen und verschiedenartigen Marmorbrüche (von denen Griechenland 1878 zur Weltausstellung in Paris 54 Proben sandte) gehörten mindestens größtentheils zum Domanialbesitz und wurden von kaiserlichen Sklaven und zur Zwangsarbeit verurtheilten Verbrechern ausgebeutet. Seit der Luxus der verschwenderischen Anwendung farbiger Steinarten in der Architektur aufgekommen war, der unter Hadrian seine größte Höhe erreichte, muß der Export des grüngeäderten Marmors von Karystos auf Euböa (Cipollino) und des grünen Serpentins von Tänaron, zweier in Rom sehr beliebter Sorten, sehr bedeutend gewesen sein; freilich kam er aus dem angegebenen Grunde der Bevölkerung wenig zu Gute. Dagegen wurde der Statuenmarmor großentheils im Lande selbst verarbeitet. Bei den Brüchen, die den besten Statuenmarmor lieferten, besonders am Pentelicon in Attica und auf der Insel Paros, werden sich Bildhauer und Steinarbeiter jeder Art vielleicht in nicht geringerer Zahl wie jetzt in Carrara angesiedelt haben. Noch ein Reisender des 15. Jahrhunderts, Cyriacus von Ancona, spricht bewundernd von der erstaunlichen Menge alter Kunstwerke auf Paros, und wie hier werden überall Sculpturen in Menge in den Brüchen von Statuenmarmor selbst ausgeführt worden sein; in denen von Naxos liegt noch heute ein 10,6 Meter langer Coloß des Apollo, den ebenfalls schon Cyriacus sah, unvollendet. Ueberhaupt muß die künstlerische wie die handwerksmäßige Arbeit in Marmor einem verhältnißmäßig

nicht kleinen Theil der einheimischen Bevölkerung lohnenden Erwerb geboten haben, wenn auch wohl die große Mehrzahl der griechischen Bildhauer und Steinmetzen ihn im Ausland suchte und fand. Denn nicht bloß war auch in Griechenland fort und fort ein großer Bedarf an Sculpturen aller Art, namentlich Ehrenstatuen, Grabdenkmälern, Votiv- und Cultusbildern und decorativen Bildwerken zu decken, sondern es wurde auch für den Export gearbeitet. In Philostrats Roman trifft Apollonius von Tyana im Piräus ein nach Jonien bestimmtes Schiff, das mit kostbaren Götterbildern, theils von Gold und Marmor, theils von Gold und Elfenbein, befrachtet ist.

Der Großhandel war im ganzen römischen Reich in den Händen von orientalischen (namentlich Syrern), alexandrinischen und italischen Kaufleuten; Genossenschaften der letzteren finden wir in Griechenland auch an Plätzen zweiten Ranges, wie Argos, Elis und Mantinea. Als Handelsstadt war nur das an zwei Meeren gelegene Korinth bedeutend, das an Gütern aus allen Ländern und Meeren reich war. Der Piräus war so verödet, daß in der Zeit des größten Wohlstandes Athens unter Marc Aurel ein dorthin verschlagener ägyptischer Dreimaster, die „Isis", als ein seltenes Schauspiel eine Menge von Neugierigen aus der Stadt herbeilockte.

In einer kaufmännischen Länderbeschreibung aus der Zeit Constantin's heißt es, Griechenland habe viel Gelehrsamkeit, erzeuge aber sonst wenig und sei hauptsächlich wegen seiner Schulen und seiner Beredsamkeit zu loben. In der That waren es die Wissenschaften, Künste, Kunsthandwerke und technischen Fertigkeiten, durch die ein unverhältnißmäßig großer Theil der griechischen Bevölkerung seinen Lebensunterhalt gewann, und zwar, da das kleine Land keine große Zahl von Künstlern, Gelehrten und Technikern ernähren konnte, meistens außerhalb der Heimath. Die geistige Ueberlegenheit Griechenlands über die Länder des Westens war ebenso unbestritten als die Italiens über den Norden schon im Mittelalter und der neueren Zeit und übte ähnliche Wirkungen. Wie die Italiener für die nordischen Länder, namentlich Deutschland, bis tief ins 18. Jahrhundert im Handel, der Fachgelehrsamkeit, den bildenden Künsten, der Diplomatie und Finanz, in den Geheimwissenschaften, in Musik und Schauspiel die Meister und Vorbilder waren, so die Griechen im späteren Alterthum, theils auf denselben, theils auf anderen Gebieten, für die westlichen Länder; und auch griechische Abenteurer, Glücksritter und Schwindler waren im kaiserlichen Rom ebenso stehende Figuren als italienische in den modernen Hauptstädten. Jahrhunderte lang fluthete der Strom der griechischen Emigration nach Westen. In Gallien, Spanien, Italien und Nordafrika lebten Griechen als Lehrer der für die höhere Bildung unentbehrlichen Wissenschaften, besonders Grammatik, Rhetorik und Mathematik, als Techniker, Ingenieure, Architekten, Bildhauer und Maler, als Virtuosen und Lehrer des Gesanges, der Zither und Flöte, als Tragöden, Comöden, Pantomimen, Seiltänzer und Gaukler, als Aerzte und Philosophen, als Astrologen, Wahrsager und Zauberer. Am zahlreichsten waren sie natürlich in Rom, der Stadt, die für Tugenden wie für Laster die höchsten Preise zahlte. Auch den kaiserlichen Höfen machten sie ihre angeborne Feinheit, ihre reiche Bildung, die An-

muth ihres Wesens, ihre Erfindungsgabe und Geschäftsgewandtheit ebenso unentbehrlich wie einst den Höfen von Susa und Persepolis; sie waren dort theils in officiellen, theils in halbofficiellen Stellungen oft genug einflußreiche und wichtige Personen. Mehrere kaiserliche Hausämter waren in der Regel mit Griechen besetzt oder immer, wie die griechische Kanzlei, das Studienamt, die Verwaltung eines Theils der Bibliotheken, und unter den ständigen Gesellschaftern der Kaiser werden sie meistens die Mehrheit gebildet haben. Seit dem Ende des ersten Jahrhunderts wurden auch Männer aus den angesehensten Familien der Provinz Achaja, sowie die weltberühmten Virtuosen der Beredsamkeit immer zahlreicher in den römischen Senat aufgenommen und bekleideten in Rom die höchsten Würden.

Unter Trajan klagt Juvenal, Rom sei eine griechische Stadt geworden: so sehr sei es von diesem fremden Gesindel überschwemmt, das übrigens nur zum geringsten Theil aus Achaja, zum größten von den Inseln oder aus Kleinasien stamme. Seine Erbitterung gegen diese Eindringlinge, die sich in allen Palästen einnisteten und die Gunst der Großen gewannen, war allem Anschein nach durch persönliche Erfahrungen geschärft. Wo ein Tiphilus oder Hermarchus regiert, sagt er, ist für Römer kein Platz, da jene nach dem Fehler ihrer Nation einen Freund und Gönner niemals mit einem Anderen theilen, sondern immer allein besitzen wollen; haben sie in dessen nur zu bereitwilliges Ohr etwas von ihrem heimischen Gift geträufelt, so wird einem durch langjährige Anhänglichkeit bewährten Hausfreunde die Thür gewiesen. Daß sie die Lieblinge und oft die Gebieter ihrer Herren wurden, das verdankten sie nach Juvenal nicht bloß ihrer geistigen Gewandtheit, Schlagfertigkeit und Beredsamkeit, sondern weit mehr ihrer Dreistigkeit und Frechheit, ihrer Scrupellosigkeit und Ruchlosigkeit, ihrer Auskundschaftung der Geheimnisse des Hauses, vor Allem ihrer Meisterschaft im Heucheln und Schmeicheln. Sie verstanden es, die Rede eines Ungebildeten, das Gesicht eines Häßlichen zu loben, den langen Hals eines Schwächlings dem Stiernacken des Hercules zu vergleichen, eine abscheulich klingende Stimme zu bewundern, und das Alles so, daß man ihnen glaubte. Es war eine Nation von Comödianten, und ihr Spiel kam der Wirklichkeit völlig gleich. Lachte man, so brachen sie in ein schallendes Gelächter aus; sahen sie im Auge eines Freundes eine Thräne, so weinten sie; fror man, so zogen sie einen Wintermantel an; klagte man über Hitze, so schwitzten sie.

Während die Römer ihre Cultur so gut wie ganz den Griechen verdankten, ist der Einfluß der römischen Cultur auf die griechische, während der sechs bis sieben Jahrhunderte, in denen Griechenland eine römische Provinz war, wo zahlreiche Römer für die Dauer oder vorübergehend lebten und zahlreiche Griechen das römische Bürgerrecht erwarben, fast gleich Null gewesen. Während seit dem Beginn der außeritalischen Beziehungen Roms die Beherrschung der griechischen Sprache für jeden gebildeten Römer unentbehrlich war und blieb, war die Kenntniß des Lateinischen im ganzen Osten, wo das Griechische auch Amts-

sprache war, bis in die letzten Zeiten des Alterthums selten. Selbst Plutarch, der lange in Rom gewesen war und es sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, jeder der beiden Nationen das Verständniß der anderen zu erleichtern, lernte erst spät und sehr mangelhaft Latein; und noch gegen Ende des 4. Jahrhunderts bedurfte Libanius, der Freund Julian's des Abtrünnigen, wenn er einen lateinischen Brief empfing, eines Dolmetschers. Während die römische Religion durch den Einfluß der griechischen bis zur Unkenntlichkeit umgewandelt, die schattenhaften und unbestimmten Gestalten der römischen Götter von den lebensvollen Persönlichkeiten der griechischen so völlig verdrängt oder absorbirt wurden, daß ihr eigentliches Wesen schon in Cicero's Zeit ein Gegenstand der gelehrten Forschung war, findet sich in Griechenland (wo thrakische, orientalische, ägyptische Culte bereitwillige Aufnahme gefunden hatten), auch in der Zeit der Culmination der Göttermischung keine Spur der Verehrung von nationalen Göttern des herrschenden Volkes, wie des Janus, Silvanus, der Laren, Penaten und Genien. Selbst auf dem Gebiet, wo die Griechen am meisten Grund gehabt hätten, bei den Römern in die Schule zu gehen, in der Verwendung der Architektur zu bürgerlichen Zwecken, haben sie es nicht gethan; sie haben den Straßenbau sowie den der Wasserleitungen und Cloaken vernachlässigt. Die Frage Frontin's, ob mit den römischen Aquäducten die nutzlose Herrlichkeit griechischer Bauwerke zu vergleichen sei, ist der Ausdruck einer zwar einseitigen, doch nicht völlig unberechtigten Anschauung.

Doch daß römische Sitten und Unsitten hier und da in Griechenland eindrangen, war bei dem fortwährenden Wechselverkehr beider Nationen unvermeidlich. Es fehlte auch dort nicht an ungebildeten Emporkömmlingen, die die Prunksucht und das Protzenthum, das sich in Rom breit machte, zum Vorbilde nahmen. Ihre Purpurkleider und kostbaren Ringe, ihr großes Gefolge auf der Straße, ihre Wagen, Pferde und schönen Pagen, ihre Tische mit Elfenbeinfüßen, ihre kostbaren Pokale und Silbergeschirre, das Gedränge an ihren Thüren vom frühen Morgen an, die Unterwürfigkeit der ihnen Nahenden und die Grobheit ihrer riesigen Pförtner, die vor Geringeren die Thür zuwarfen — alles dies erinnerte an römische Muster. Doch in dem Lande, wo die Vermeidung aller Maßlosigkeit immer noch als höchste Norm der Lebensführung galt, blieben solche Erscheinungen vereinzelt und behielten etwas Exotisches. In Athen, wo man Bedürfnißlosigkeit als einen wesentlichen Bestandtheil der Lebensweisheit betrachtete und sich im Hinblick auf die aufreibende Ruhelosigkeit Roms der friedlichen Stille des Daseins doppelt freute, rühmte man sich, einen erzieherischen Einfluß auf die Fremden zu üben, die durch Breitspurigkeit ihres Auftretens zu imponiren glaubten und bald einsehen mußten, daß sie mit ihren Prachtgewändern und Scharen von Sklaven sich nur lächerlich machten. In dem zugleich als Luftort am meisten (besonders im Frühling) besuchten Badeorte Aedepsus in Euböa waren Schwelgerei und Ueppigkeit nicht so wie in dem römischen Luxusbade Bajä an der Tagesordnung; man fand dort eine angenehme Geselligkeit und vielfache Gelegenheit zu edleren Vergnügungen.

Die Gladiatorenkämpfe haben sich von dem mehr römischen als griechischen Korinth (der einzigen griechischen Stadt, in der sich ein Amphitheater nachweisen

läßt) auch nach anderen Orten verbreitet, und wurden unter Trajan in Athen in demselben Theater aufgeführt, über dessen Bühne zuerst die Gestalten des Aeschylus und Sophokles geschritten waren. Ein berühmter Philosoph soll seitdem Athen für immer gemieden haben. In der Verdammung des blutigen Schauspiels waren die Gebildeten einig, und niemals wurde es in Griechenland so allgemein als in dem nur halbhellenisirten Kleinasien oder vollends den westlichen Ländern.

Die Ablehnung des Fremden hing bei den Griechen mit dem Festhalten an allen alten Traditionen zusammen, und dies entsprang aus der auch in ihren Uebertreibungen verständlichen Pietät für ihre unvergleichliche Vergangenheit. Das Bewußtsein, dem Lande anzugehören, das einst so herrlich und groß gewesen war, und dem die Welt das Höchste und Beste verdankte, was sie besaß, ließ die Epigonen, anstatt ihnen ihre Herabgekommenheit noch fühlbarer zu machen, bis auf einen gewissen Grad die Kleinheit und Bedeutungslosigkeit ihres gegenwärtigen Daseins vergessen. Das Bedürfniß und die Fähigkeit, sich in die große Vorzeit zurückzuträumen, führte zu einer Art von geistigem Doppelleben, in dem Gegenwart und Vergangenheit in einander flossen, und die leidenschaftliche Sehnsucht nach der alten Herrlichkeit war mächtig genug, um selbst Einsichtigen die Möglichkeit ihres Wiedererstehens vorzutäuschen, den heraufbeschworenen Schattenbildern den Schein der Realität zu leihen und den Wahn zu nähren, daß mit der Beibehaltung und Wiederherstellung alter Formen und Namen auch deren Bedeutung und Inhalt wieder gewonnen werden könne. Obwohl das theuerste Gut des alten Hellas, die Freiheit, für immer dahin war, behielt ihr Name für griechische Ohren einen zauberischen Klang, und den beiden Römern, die die Freiheit Griechenlands verkündet hatten, ohne sie wirklich herstellen zu können, T. Quinctius Flamininus und Nero, blieben noch die spätesten Nachkommen dankbar wie für die größte Wohlthat. Einer gewissen Zuneigung für Nero konnte sich selbst Plutarch nicht erwehren, der so wenig in Illusionen befangen war, daß er meinte, ein größeres Maß von Freiheit, als die Römer dem Lande zu gewähren für gut fänden, würde ihm vermuthlich nicht zuträglich sein. Er hat in der Vision eines zum Leben zurückgekehrten Todten, dessen Seele schon dem Jenseits angehört hatte, die von ihr geschauten Qualen der Verdammten ausführlich geschildert. Die Seele Nero's, die (außer anderen Strafen) mit glühenden Nägeln durchschlagen war, sollte zu neuen Peinigungen eine zweite Geburt in einem Vipernleibe erdulden. Aber auf das Gebot einer Stimme, die plötzlich aus einem gewaltigen Lichte erscholl, ward ihr der Leib eines zahmen Thieres zum Aufenthalt angewiesen, das singend in Sümpfen und Seeen lebt; „denn die Götter seien dem Nero auch eine Belohnung schuldig, da er die Hellenen, das beste und gottgeliebteste Volk unter seinen Unterthanen, in Freiheit gesetzt habe". Pausanias sah in Nero's Entschluß, Griechenland für frei zu erklären, einen Beweis für die Wahrheit des Plutarchischen Satzes, daß die größten Verbrechen nicht von gewöhnlichen Menschen begangen werden, sondern einer edlen, aber durch schlechte Erziehung verderbten Natur entspringen. Natürlich verband sich mit der Sympathie für Nero eine

Abneigung gegen Vespasian, der Nero's Verleihung mit der Erklärung zurückgenommen hatte, die Griechen (die sofort in Hader und Parteiungen verfallen waren) seien unfähig, die Freiheit zu ertragen. Philostrat läßt seinen Apollonius von Tyana Vespasians dringende Einladungen in groben Briefen abweisen, worin er ihm vorwirft, Griechenland, das Nero eine neue Jugend verdankte, als ein zweiter Xerxes geknechtet zu haben.

Am theuersten blieben den Griechen, bis zum Ausgange des Alterthums, ein volles Jahrtausend hindurch, die Erinnerungen an die Schlachten der Perserkriege, durch die sie, wie Plutarch sagt, die ehernen Fundamente ihrer Freiheit gelegt und sie auch der ganzen übrigen Welt geschenkt hatten. Ihr Verlangen, sich im Glanz dieser Ruhmesthaten zu sonnen, war unersättlich, und die unzählige Male wiederholte Verherrlichung der Schlachten bei Marathon und den Thermopylen, des Leonidas und Miltiades fand bei griechischen Zuhörern stets eine ebenso begeisterte Zustimmung als bei einem schweizerischen Publicum der Preis der Siege von Murten und Sempach, Arnold's von Winkelried und Tell's.

Bei Marathon, wo man auf einem gemeinsamen Denkmal alle Namen der dort gefallenen Athener las, vernahm man in jeder Nacht ein Wiehern von Pferden und ein Getöse kämpfender Männer; wer mit der Absicht, es zu hören, dorthin kam, blieb nicht ungestraft; wer, ohne davon zu wissen, zufällig anwesend war, dem zürnten die Geister nicht. Der Tag der Schlacht wurde jährlich gefeiert, und außerdem ehrte die junge Mannschaft von Attica (die Epheben) die Todten durch Opfer und Niederlegung von Kränzen an dem Massengrabe. Am Tage der Schlacht von Salamis hielten die Epheben dort eine Regatta ab, betheiligten sich auch an dem dortigen Feste des Ajax, der den Griechen in der Schlacht zu Hülfe gekommen war, und rangen bei den dabei veranstalteten Kampfspielen mit den jungen Salaminiern um den Preis. Auf dem Marktplatz zu Sparta sah man Denkmäler des Leonidas und des Pausanias, der die Griechen bei Platää geführt hatte; an beiden wurden jährlich Reden gehalten und ein Kampfspiel gefeiert, an dem nur Spartiaten Theil nehmen durften. Die Gebeine des Leonidas, die Pausanias nach Sparta gebracht hatte, waren dort bestattet, und auf dem Denkmal waren die Namen der dreihundert bei den Thermopylen Gefallenen und ihrer Väter verzeichnet. Die bei Platää gegen die Perser gefallenen Griechen außer den Spartanern und Athenern ruhten in einem gemeinsamen Grabe gleich vor dem Thor, in dessen Nähe sich ein Altar Zeus' des Befreiers befand. An diesem brachte das vom Kaiser Hadrian zur Vertretung aller Städte der Provinz Achaja gestiftete Collegium der Panhellenen jährlich am Tage der Schlacht ein Opfer, wobei, wie es scheint, häufig zwischen Athen und Sparta Streit entstand, wem von beiden die Leitung der Feierlichkeit gebühre. In jedem fünften Jahre wurden Festspiele veranstaltet; für die Sieger beim Wettlauf in voller Waffenrüstung waren die werthvollsten Siegespreise ausgesetzt. Außerdem erfüllte die Stadt Platää die von ihr übernommene Verpflichtung, den auf ihrem Boden begrabenen Helden des Befreiungskampfes jährlich ein Todtenopfer zu bringen, und zwar in Plutarch's Zeit (600 Jahre nach der

Schlacht) in folgender Weise. An dem bestimmten Tage veranstaltete sie eine Procession, der ein das Kriegssignal blasender Trompeter voranging; dann folgten Wagen voll von Myrtenzweigen und Kränzen, ein schwarzer Opferstier und freie Jünglinge, die Spenden von Milch und Wein in Henkelgefäßen und Krüge voll Oel und wohlriechendem Wasser trugen, „denn kein Sklave," sagt Plutarch, „darf an diesem Dienst Theil nehmen, da jene Männer für die Freiheit gestorben sind." Den Zug beschloß der oberste Beamte von Platää (der in der ganzen übrigen Zeit weder Eisen berühren noch ein anderes als ein weißes Kleid anziehen durfte); mit einem Purpurchiton angethan, eine aus dem städtischen Archiv genommene Wasserurne tragend und ein Schwert in der Hand, ging er mitten durch die Stadt zu den Gräbern. Dann holte er Wasser aus der Quelle, wusch die Grabsteine ab, bestrich sie mit wohlriechenden Essenzen, schlachtete den Stier auf dem Scheiterhaufen, und zu Zeus, dem Befreier, und dem Todtenführer Hermes betend lud er die tapferen für Hellas gefallenen Männer zum Mahl und zur Blutspende. Dann mischte er den Wein im Krater, goß aus und sprach: „Ich trinke den Männern zu, die für die Freiheit von Hellas gefallen sind."

Es versteht sich, daß außer den Gedenktagen der Perserkriege noch zahlreiche andere gefeiert und neben den nationalen überall auch die localen Erinnerungen in Ehren gehalten wurden. So feierten die Thebaner den Sieg bei Leuktra, die Athener den Tag, an dem die Demokraten unter Thrasybul von Phyle aus die Stadt eingenommen und die Freiheit wiederhergestellt hatten, die Phoker in Plutarch's Zeit einen Sieg, den sie vor 500 Jahren über die Thessalier davongetragen hatten. An dem Grabe des Aratos in Sikyon wurde an seinem Geburtstage und an dem Tage geopfert, an dem er die Stadt von der Tyrannenherrschaft befreit hatte. Das Gefühl der Dankbarkeit gegen die großen Männer der Vorzeit vererbte sich von Geschlecht zu Geschlecht und erlosch niemals; noch in den spätesten Zeiten suchte man durch Fürsorge und Ehrenbezeigungen für ihre Nachkommen die Dankesschuld gegen sie abzutragen. Die Nachkommen des Antikrates, der Epaminondas in der Schlacht bei Mantinea verwundet hatte, genossen noch in Plutarch's Zeit (nach mehr als 400 Jahren) in Sparta Abgabenfreiheit. Die Nachkommen Pindar's wurden bei einem Götterfest in Delphi durch einen besonderen Antheil am Opferschmause geehrt. Plutarch, der diese Pietät gegen die Vorzeit echt hellenisch nennt, hatte sich bemüht, die Ansprüche eines von Herakles abstammenden Geschlechts auf die ihnen gebührenden Auszeichnungen zur Geltung zu bringen; denn man müsse die Nachkommen des Heroen aus Dankbarkeit für die Wohlthaten ehren, die er Griechenland erwiesen und für die er selbst weder Dank noch Vergeltung erhalten habe.

II.

Auch die Heroen galten als historische Personen, und Stammbäume wurden gern auf sie zurückgeführt. Ein Spartaner der römischen Kaiserzeit rühmt sich, in der 39. Generation von den Dioskuren, in der 41. von Herakles abzustammen; der große Redner Herodes Atticus, der 143 n. Chr. das Consulat

bekleidete, war ein Abkömmling des Hermes und der Tochter des Kekrops Herse, ein Messenier T. Flavius Polybius wird in einer Inschrift ein „wirklicher" Heraklide genannt. Die übermenschlichen Gestalten der als geschichtliche Ueberlieferung geltenden Sage, die durch Poesie und bildende Kunst eine so greifbare Lebendigkeit erhalten hatten, beschäftigten die Phantasie so viel und so lebhaft, daß man mit einigem guten Willen sich einbilden konnte, ihresgleichen wieder unter den Menschen wandeln zu sehen. Dio von Prusa sagt von einem hochgepriesenen Faustkämpfer, er habe den vielbesungenen Helden von Troja oder denen der Perserkriege nicht nachgestanden; hätte er damals gelebt, so würde er vollbracht haben, was jene vollbrachten. Die Cyniker suchten Herakles, ihr Vorbild und ihren Schutzheiligen, zuweilen auch in der äußeren Erscheinung zu copiren, wie z. B. einer ein Bärenfell und eine Keule trug, und Peregrinus Proteus endete sein Leben, in dem er ihm nachgeeifert hatte, wie er mit einer Selbstverbrennung. Wenn es auch Zufall ist, daß wir aus der Zeit der Antonine zwei Berichte von der Erscheinung eines neuen Herakles besitzen, so zeigt es doch, daß der Wunsch, die Wunder der Heroenzeit noch einmal zu erleben, stark genug war, um in empfänglichen Gemüthern den Glauben an die Wirklichkeit ihrer Wiederkehr zu erzeugen. Den Böoter Sostratos, heißt es in einer dem Lucian beigelegten Schrift, nannten alle Griechen Herakles und glaubten, daß er es sei. Riesenhaft war seine Gestalt und Stärke, er lebte auf dem Parnaß unter freiem Himmel, schlief auf hartem Lager, suchte und fand seine Nahrung im wilden Gebirge, und zu dem Namen, mit dem man ihn benannte, stimmten auch seine Thaten, die Vertilgung von Räubern, die Bahnung von Wegen, die Herstellung von Brücken. Den zweiten Herakles kennen wir aus der Beschreibung des Herodes Atticus, der in der damals beliebten Idealisirung des von keiner Cultur entstellten Urmenschenthums ein rhetorisches Cabinetstück liefern und zugleich mit einem außerordentlichen Erlebniß prunken wollte; bei der Ausmalung des von ihm entdeckten Kraftmenschen ins Uebernatürliche hat er offenbar auch Züge aus dem Volksglauben aufgenommen. Es war ein Jüngling, dem der erste Bart keimte, einem großen Kelten gleich, an acht Fuß groß, mit struppigen Augenbrauen, feurigem Blick, starkem Nacken, schöngewölbter Brust und festem Gang. Er kleidete sich in zusammengenähte Wolfsfelle, jagte Wildsäue, Schakale, Wölfe und wilde Stiere und zeigte Wunden aus Kämpfen mit solchen Thieren. Man sagte, er sei in Delion aus Böotien aus der Erde hervorgegangen; Herodes hatte gehört, seine Mutter sei ein Weib von solcher Stärke gewesen, daß sie Rinder weiden konnte, sein Vater aber der Heros, der in der Gestalt eines Bauern bei Marathon mit einem Pfluge viele Perser erschlug und dann verschwand, und dessen Bild man in Marathon sah. Auf die Frage, ob er unsterblich sei, hatte dieser Herakles geantwortet: langlebiger als ein Sterblicher. Er lebte von der Milch der Kühe, Stuten und Eselinnen und genoß von Zeit zu Zeit eine gewaltige Portion Mehl, die ihm die Bauern von Marathon und Böotien brachten; sie nannten ihn „Gutmann", weil er freundlich zu ihnen war. Er sprach ein reines Attisch (ohne diese Eigenschaft hätte ihn Herodes nicht als Heroen anerkennen können)

und sagte, daß dies nicht mehr in dem von Fremden überschwemmten Athen, sondern nur noch im Innern von Attica gesprochen werde. Ob er einer Festversammlung beigewohnt habe? Er habe am Gipfel des Parnaß den Wettkampf in der Musik bei den pythischen Spielen angehört; es sei nicht weise von den Griechen, Gesänge anzuhören, deren Texte die qualvollen Schicksale der Pelopiden und Labdakiden zum Gegenstande hätten; solche Mythen gäben, wenn sie Glauben fänden, Gedanken zu scheußlichen Thaten. Die gymnischen Wettkämpfe kamen ihm lächerlich vor; man möge einen Athleten bekränzen, wenn er einen Hirsch oder ein Pferd im Lauf besiege oder Bären und Stiere; mit diesen kämpfe er täglich, da es leider keine Löwen mehr in Akarnanien gebe. Als ihn Herodes zu einer Mahlzeit lud, sagte er zu, am anderen Tage in einen bestimmten Tempel zu kommen; dort solle ein großes Mischgefäß mit Milch gefüllt sein, die kein Weib gemolken habe. Er kam, beroch die Milch und erklärte, sie sei nicht rein, sondern rieche nach der Hand eines Weibes, und ging fort, ohne zu trinken. Herodes ermittelte, daß wirklich ein Weib gemolken habe, und erkannte, daß in dem Mann eine dämonische Natur sei.

Ueberall war man bestrebt, die alten Einrichtungen, Sitten und Gebräuche wieder herzustellen oder doch den Schein ihrer Fortdauer aufrecht zu erhalten; hier und da wurden sogar verschollene und unverständlich gewordene Benennungen wieder vorgesucht oder die Lettern einer vor Jahrhunderten außer Gebrauch gekommenen Schrift angewandt.

Kaiser Hadrian, ein ebenso großer Alterthümler als Philhellene, redigirte für die Athener auf ihre Bitte ein Landrecht aus den Gesetzen des Drako, Solon „und der Uebrigen“. In Sparta muß in römischer Zeit die lykurgische Verfassung aufs Neue eingeführt worden sein, es gab sogar einen besonderen Interpreten für die Gesetze Lykurg's. Ihre Bestimmungen bestanden wenigstens dem Namen nach fort, besonders in der Jugenderziehung. Die ihr Amt antretenden Ephoren machten jedesmal bekannt, daß kein Spartaner einen Schnurrbart tragen und jeder den Gesetzen gehorchen solle; in einer Ehreninschrift wird die Correctheit des Gefeierten in der Beobachtung der väterlichen Sitten gerühmt. In der Literatur führte das Streben, die classische Prosa der besten Zeit wieder ins Leben zu rufen, zu dem sogenannten Atticismus, einer Schreibweise, in der jedes Wort verpönt war, das nicht aus den mustergültigen alten Autoren belegt werden konnte. Vielleicht ist auch der Archaismus in der bildenden Kunst in Griechenland entstanden.

In der Jugenderziehung behielt die Gymnastik ihre alte Bedeutung; „die guten Griechen,“ schreibt Trajan an Plinius, „hängen an den Gymnasien.“ Nach wie vor war die systematische Betreibung der Leibesübungen als eins der wichtigsten Bildungsmittel anerkannt, sie der hauptsächliche oder ausschließliche Zweck der Ephebeninstitute, die in allen bedeutenden griechischen Gemeinden von Massilia bis Berytus fortbestanden.

Am erstaunlichsten ist die Zähigkeit, mit der im Cultus die alten Traditionen festgehalten wurden. Die sehr verbreitete Annahme, daß der Götterglaube in den letzten Zeiten des Heidenthums bereits im Verfall gewesen

sei ist völlig grundlos, und man begreift schwer, wie sie den das Gegentheil aufs Schlagendste beweisenden Zeugnissen der Literatur und der Denkmäler zum Trotz noch immer festgehalten werden kann. Die beiden dafür angeführten Erscheinungen, der Kaisercultus und das massenhafte Eindringen fremder Culte, sind keineswegs Symptome einer Abnahme des Glaubens. Jener konnte den frommen Verehrern der alten Götter, denen er als eine Entweihung des Heiligen widerstrebte, niemals Zweifel an der Wahrheit ihrer religiösen Ueberzeugungen erregen. Fremde und heterogene Culte hatten in Griechenland von jeher eine bereitwillige Aufnahme gefunden: daß sie seit der Entstehung des römischen Universalreichs in größerem Umfange eindrangen, war eine nothwendige Folge der gesteigerten Völkermischung und that der Landesreligion keinen Eintrag. Ein Verfall des Polytheismus hätte einen schnellen Sieg des Christenthums herbeiführen müssen, dem das Heidenthum gerade in Griechenland am längsten und hartnäckigsten widerstanden zu haben scheint; auf dem Taygetos behauptete es sich bis ins neunte Jahrhundert. Ja, der Polytheismus vermochte sogar die Christen in gewissem Sinne zur Anerkennung seiner Wahrheit zu zwingen, denn auch sie glaubten an die Existenz der Heidengötter, freilich als böser Dämonen: eine solche Wirkung vermochte nur ein Glaube zu üben, dessen Herrschaft allgemein und fest begründet war.

Wenn schon die Menge und Mannigfaltigkeit der in Griechenland fortbestehenden alten Götterculte erstaunlich ist, so ist noch viel erstaunlicher, daß einige darunter sind, die durch ihre Roheit, ja Entsetzlichkeit ihre Abstammung aus barbarischen Urzeiten verrathen. Die Bacchusverehrer zerrissen in ihrer Extase Schlangen und zerfleischten lebende Opferthiere mit den Zähnen. Das bei einigen Culten obligate Vergießen von Menschenblut war ein Ueberrest aus der Zeit der Menschenopfer. Das Bild der Artemis Orthia in Sparta galt für dasselbe, das Orest aus Tauris entführt hatte; immer noch forderte die Göttin die Bespritzung ihres Altars mit Menschenblut; daher wurden an demselben Jünglinge blutig gegeißelt. Die Priesterin hielt das kleine Holzbild der Göttin im Arm; wenn die Geißelnden einen Knaben wegen seiner Schönheit oder seines Standes schonten, wurde es ihr so schwer, daß sie es nicht tragen konnte; Plutarch sagt, man habe auch in seiner Zeit Viele unter den Hieben sterben sehen. Diejenigen, welche sich durch Standhaftigkeit vor den Anderen auszeichneten, führten lebenslänglich den Titel „Altarsieger". In Orchomenos verfolgte jährlich bei einem Fest der Priester des Dionysos die angeblich von den fluchbeladenen Minyastöchtern stammenden Frauen; die Frau, die er einholte, durfte er tödten, und dies hatte in Plutarch's Zeit der Priester Zoilos wirklich gethan. Zur Verantwortung wurde er nicht gezogen, denn der Zorn der Götter über seine fromme Wuth offenbarte sich darin, daß er an einer scheußlichen Krankheit starb.

Als die Römer Griechenland als Provinz Achaja einrichteten, schafften sie in allen anerkannten Stadtgemeinden die Demokratie ab und machten das active Bürgerrecht von einem Census abhängig, so daß nur die Besitzenden

Vollbürger waren. Mit Ausnahme einer Anzahl von bevorzugten, sogenannten freien Städten (zu denen namentlich Athen und Sparta gehörten) standen alle Stadtgemeinden unter dem Regiment des in Korinth residirenden Statthalters, doch behielten sie Selbstverwaltung durch einheimische, von den Bürgerschaften gewählte Beamte. In die inneren Zustände der griechischen Städte gewähren außer sehr zahlreichen, überall an Ort und Stelle erhaltenen inschriftlichen Denkmälern auch Aeußerungen einiger Schriftsteller interessante Einblicke, namentlich Plutarch's und Dio's von Prusa, dessen in kleinasiatischen Städten gehaltene Reden man als Quellen für das Städtewesen des griechischen Europa unbedenklich mitbenutzen darf. Plutarch wollte trotz seiner Berühmtheit auch in der westlichen Welt und seinen Beziehungen zu den hervorragendsten Männern Roms seine Vaterstadt Chäronea nicht verlassen, um, wie er sagte, die kleine Stadt nicht noch kleiner zu machen; noch jetzt wird in der dortigen Kirche ein Marmorsessel als Thron Plutarch's gezeigt. Er verschmähte es nicht, dort auch kleinere Communalämter zu bekleiden, namentlich die Bau-, Straßen- und Marktpolizei zu verwalten. Reisende, die ihn aufsuchten, waren erstaunt, zu sehen, daß er die Abfuhr von Unrath aus den Straßen, die Ableitung von Wässern, die Herbeischaffung von Steinen und Mörtel beaufsichtigte, bei der Abmessung von Mehl, gepreßten Oliven, Schafwolle zugegen war; er thue dergleichen ja nicht für sich, sagte er, sondern für seine Vaterstadt.

Wie ganz die Griechen in vielen Beziehungen die Alten geblieben waren, sieht man aus seinen Schriften wie aus Dio's Reden. Trotz der antidemokratischen Reorganisation der Gemeindeverfassung waren die Stadtgemeinden immer noch Demokratien, schwer lenkbar und oppositionslustig, höchst veränderlich in ihren Neigungen und Abneigungen, voll Mißtrauen und Argwohn gegen die durch Geburt und Reichthum hervorragenden Mitbürger, nicht bloß stets zu Zwietracht und Spaltungen (zwischen Rath und Bürgerschaft, Alten und Jungen, Vornehmen und Geringen), sondern auch zum Aufruhr gegen die selbstgewählten Obrigkeiten geneigt und demagogischen Einflüssen nur zu sehr zugänglich. Mit erstaunlicher Naivetät sagt Dio: dreier Classen von Leuten bedürfen die Städte, besonders die großen: der Reichen, die die Mittel zum nöthigen Aufwande hergeben; der Berather, die das Beste der Gemeinde wollen, und der Schmeichler, an deren Demagogie sie sich erfreuen können. Plutarch fand sogar eine gewisse sanfte Demagogie zur Erreichung löblicher Zwecke unentbehrlich. Er empfiehlt den Communalbeamten, dem Volke gegenüber nicht streng und genau zu sein, bei minder wichtigen Dingen nachzugeben, zu übersehen und zu überhören, damit die freimüthigen Ermahnungen bei wichtigen Dingen nicht, wie ein Medicament durch zu häufigen Gebrauch, an Wirksamkeit verlieren. Den Volkswünschen die Richtung auf das Nützliche und Zweckmäßige zu geben, sei auf geradem Wege nicht immer möglich. Unnütze Gesandtschaften solle man dadurch vereiteln, daß man Solche dazu vorschlägt, denen ihre zu geringen Mittel die Theilnahme unmöglich machen, unnütze Bauten durch Aufforderungen zu Beiträgen, unerwünschte Processe durch die Aufforderung, persönlich mit einzutreten und zu

reisen. Wenn in solchen Fällen die Antragsteller sich zurückzögen, schienen sie selbst die Sache vereitelt zu haben; wo nicht, so hätten sie wenigstens ihren Antheil an den damit verbundenen Unannehmlichkeiten. Aufs Dringendste empfiehlt Plutarch, Alles zu vermeiden, was Neid erregen könne. Man möge sich nicht zu oft um Aemter bewerben, geringe nicht ablehnen, bei der Führung wichtiger Mäßigung zeigen, auch den kleinsten Beamten Gehorsam leisten, ihnen den ersten Besuch machen, sie bei Spaziergängen in die Mitte nehmen, ihren Zorn und ihre Scheltreden geduldig ertragen. Man möge Ehrenbezeugungen so viel als möglich ablehnen oder sich doch mit den geringeren begnügen, nicht durch eine Menge von Sklaven im Bade, durch Belegen von Plätzen im Theater sich lästig machen, in Kleidung, Lebensweise, Kindererziehung, Dienerschaft der Frau sich der großen Mehrheit gleichstellen und ihr zu Gefallen leben.

Das Herkommen verpflichtete die Vermögenden zu so zahlreichen und kostspieligen freiwilligen Leistungen, daß sie wahrscheinlich in der Regel schwerer belastet waren als durch die höchsten Einkommensteuern und sich oft genug zu Grunde richteten. Dazu gehörten die Bekleidung unbesoldeter und oft mit großen Ausgaben verbundener Ehrenämter und Priesterthümer, Gesandtschaften an Statthalter und Kaiser (die letzteren immer mit Seereisen und, wenn die Kaiser sich in fernen Provinzen befanden, auch weiten Landreisen verbunden, zuweilen gefahrvoll, immer beschwerlich und kostspielig), Verschönerungs- und Nützlichkeitsbauten, Schenkungen und Zuwendungen verschiedenster Art, z. B. zum Ankauf von Getreide bei Theuerungen, Gewährung von Oel zur Einreibung bei gymnastischen Uebungen, von Bädern zu freier Benutzung, besonders aber Opferschmäusen und Bewirthungen der ganzen Bürgerschaft (zuweilen selbst der Sklaven und Sklavinnen), Geldvertheilungen und Ausrichtung von Festspielen auf eigene Kosten.

Die Nothwendigkeit eines großen Aufwandes bei diesen freiwilligen Leistungen für die Wohlhabenden erkennt Plutarch unbedingt an; „denn," sagt er, „die Menge haßt mehr den Reichen, der von seinem Vermögen nicht mittheilt, als den Armen, der öffentliche Gelder stiehlt; dies entschuldigen sie mit der Noth, in jenem erblicken sie eine hochmüthige Verachtung des Volkes." Aber der Arme müsse es dem Reichen nicht gleich thun wollen; lieber möge man seine Armuth bekennen, als Schulden machen, wodurch man zugleich beklagenswerth und lächerlich werde. Diese Rathschläge waren nicht immer leicht zu befolgen, besonders für Solche, deren Vorfahren sich bereits durch Munificenz ausgezeichnet hatten, in deren Familie gewisse Aemter oder Leistungen wie eine erbliche Verpflichtung seit einer Reihe von Generationen übernommen worden waren. Aber auch der Wunsch, Standesgenossen und Mitbewerber zu überbieten und in Schatten zu stellen, verführte Viele zu einer Freigebigkeit über ihre Mittel, die sie in Schulden stürzte und zur Beute der Wucherer machte. In einer eigenen Schrift hat Plutarch die Verschuldung als eine Landescalamität geschildert und als deren Ursachen außer thörichtem Luxus ein Uebermaß freiwilliger Leistungen für die Gemeinde der Vaterstadt angegeben. Die Agenten der Wucherer, die ganze Tonnen voll von Schuld-

verschreibungen besaßen, bereisten alle Städte Griechenlands und waren unersättlich in der Aufspürung und Jagd immer neuer Opfer ohne einen anderen Gewinn, als daß sie in ihren Büchern lesen konnten, auf welche Weise und um wieviel ihr Kapital gewachsen sei, wie viele sie verkauft und ausgetrieben hatten. Das Uebel verbreitete sich wie eine von ihnen angefachte und genährte Feuersbrunst. Wer einmal in ihre Schlingen gefallen war, kam nicht wieder los und ging aus den Händen des Einen in die des Anderen über; er wurde nach einander der Schuldner des Banquiers in Korinth, dann in Paträ, dann in Athen, bis sein ganzes Vermögen von den Zinsen verschlungen war. Er mußte Verschreibungen über größere Summen ausstellen, als er empfangen hatte. Er mußte das Korn vor der Ernte, das Oel vor dem Fall der Oliven, den Wein, wenn die Traube noch am Stock hing, verkaufen. Er mußte den unverschämten und barbarischen Sklaven seines Gläubigers schmeicheln, sie bewirthen, ihnen Tribut zahlen. Lieber als borgen möge man die niedrigsten Dienste thun: Kinder beaufsichtigen, sie die Buchstaben lehren, die Stelle eines Thürstehers, eines Matrosen oder Handlungsdieners auf einem Kauffahrteischiff annehmen.

Es versteht sich, daß die großen Geldopfer für die Gemeinden, von den Reichen sehr häufig in der Erwartung einer entsprechenden Vergeltung gebracht wurden, einer Befriedigung der Eitelkeit des Ehrgeizes und der Ruhmsucht, die noch immer zu den hervorstechendsten Eigenschaften der Griechen gehörten. Den edlen Männern, sagt Dio von Prusa, erscheint die Steintafel, die Inschrift, die Bronzestatue als etwas Großes, und als würdigen Lohn der Tugend, daß der Mann nicht mit dem Leibe stirbt, sondern, daß man eine Spur und ein Denkmal eines edlen Strebens zurückläßt. Die Bürgerschaften konnten oft nicht umhin ihren freigebigen Mitgliedern Einfluß auf die Leitung der städtischen Angelegenheiten zu gewähren und ihnen wichtige Aemter zu übertragen, und so fielen diese oft genug Unfähigen zu, die nur nach dem Beifallsgeschrei der Menge trachteten, gleich Solchen, sagt Dio, die im Finstern wandelnd, sich in der Wahl ihrer Richtung durch ein vernommenes Geräusch bestimmen lassen. Doch die häufigsten Belohnungen der freiwilligen Leistungen waren Ehrendecrete, Laub- oder Goldkränze, Purpurgewänder, Ehrenplätze bei Schauspielen und Festen, Statuen, Büsten und gemalte Bildnisse, Bevorzugung bei Opferschmäusen, Speisung im Prytaneum, Ehrentitel (wie „Sohn der Stadt"), für Verstorbene ein Begräbniß auf Gemeindekosten oder an einer besonders ehrenvollen Stelle. Auch diese Ehrenbezeugungen waren in vielen Familien erblich, so lange ihr Wohlstand dauerte. Dios Großväter und andere Vorfahren, so wie sein Vater, der lange Zeit der Stadt vorgestanden hatte, waren geehrt worden durch viele Statuen, öffentliche Begräbnisse, Kampfspiele an ihren Gräbern und viele andere Auszeichnungen; seiner Mutter war nach ihrem Tode nicht bloß ein Standbild, sondern auch ein Tempel errichtet worden. Wie Ordensdecorationen konnten diese Auszeichnungen kumulirt und beliebig oft wiederholt werden, wie z. B. eine siebenmalige Verleihung des goldenen Kranzes vorkommt. Ihre große Zahl und ihr verschiedener Werth hatte in Kleinasien schon in August's Zeit zu einer Eintheilung in sechs Classen geführt.

Zu den Ehren erster Classe gehörte z. B die Aufstellung einer Bronzebüste, oder eines gemalten Porträts in einem goldenen Medaillon und einer Statue; zu denen zweiter Classe ein goldener Kranz und ein Ehrenplatz bei den Schauspielen u. s. w. Durch die Verleihung mehrerer Classen auf einmal waren die verschiedensten Combinationen möglich; übrigens war die Classification wohl nach Zeit und Ort verschieden. Da es vielfach bezeugt ist, daß die Kosten der Ehrenstatuen oft, vielleicht in der Regel von den Gefeierten oder deren Angehörigen getragen wurden, darf man dies auch bei den anderen kostspieligen Auszeichnungen vermuthen (zur Herstellung eines Goldkranzes waren einmal fünfzig Goldstücke erforderlich).

Die zu Hunderten erhaltenen Ehrendecrete und Inschriften der Postamente von Ehrenstatuen geben die Verdienste des Gefeierten an, theils kurz und summarisch (z. B. er habe sämmtliche Aemter und Priesterthümer bekleidet, drei Festspiele ausgerichtet, viermal die Bürgerschaft bewirthet, mehrmals an Gesandschaften Theil genommen), theils ausführlich und mit Hervorhebung von Einzelheiten; z. B. daß Jemand im Alter von mehr als siebzig Jahren auf eigene Kosten als Gesandter an den Kaiser Hadrian nach Rom gereist sei. Ein Anderer hatte sämmtlichen Zuschauern eines Festspiels im Theater große und theure Kuchen reichen lassen. Von einem Marktmeister auf der Insel Paros heißt es, daß er der Bürgerschaft den reichlichen Genuß des besten und preiswürdigsten Gerstenbrotes verschafft: außerdem, daß er gleichmäßig für die Lohnarbeiter, wie für die Arbeitgeber gesorgt habe; indem er jene anhielt nicht kontraktbrüchig zu werden, sondern zur Arbeit zu gehen, diese, den Arbeitern ihren Lohn ohne Chicanen zu geben. Oft wird den Belobten neben ihrem Patriotismus Liebe für Rom und den Kaiser nachgerühmt, zuweilen ihr feines, freundliches und rücksichtsvolles Benehmen gegen ihre Mitbürger gepriesen, die Milde ihres Charakters, die Schicklichkeit ihrer Lebensführung, ihre Bildung und Bravheit. Auch Frauen fehlte es nicht an Gelegenheit, Belobungsdecrete und Ehrenstatuen oder Ehrentitel, (wie „Tochter der Stadt, Vesta der Stadt") zu erwerben, indem sie bei der Bewirthung der Bürger durch ihre Männer die der Frauen und Mädchen (zuweilen mit Einschluß der Mägde) übernahmen, Oel in Frauenbäder spendeten, als Priesterinnen bei Ausrichtung von Opfern und Ceremonien großen Aufwand machten. In den Decreten wird ihre edle Abkunft, ihre Liebe zu Mann und Kindern und zur Vaterstadt, ihre Züchtigkeit und Frömmigkeit, auch ihre philosophische Bildung gerühmt. Eine Frau in Sparta erhielt eine Statue, weil sie sechzig Jahre untadelhaft mit ihrem Gatten zusammengelebt hatte. Bei Todesfällen in angesehenen Familien erfolgten officielle Beileidsbezeugungen von Seiten des Rathes und der Bürgerschaft, auch errichtete man Ehrenstatuen Verstorbener, um die Hinterbliebenen zu trösten.

Wie sehr die freiwilligen Leistungen als drückende Verpflichtungen empfunden wurden, zeigt nichts so sehr als eine Aeußerung Plutarch's. Unter den Trostgründen für das Unglück der Verbannung führt er an, daß der Verbannte sich einen Wohnort wählen kann, der ihm keine Lasten auferlegt, ihn nicht sich selbst entzieht, ihm keine Befehle ertheilt, wie: Zahle, gehe als Gesandter nach

Rom, empfange den Statthalter als Gast in deinem Hause, übernimm Leistungen für die Gemeinde. Und oft genug wurden die größten Opfer mit schnödem Undank belohnt. Die Reichen, meinte man, thäten durch Mittheilung von ihrem Ueberflusse nicht mehr als ihre Schuldigkeit, und zu einer nachsichtigen Beurtheilung ihrer Gaben und Leistungen fühlte man sich keineswegs verpflichtet. Niemand, sagt Dio, könne erwarten, Allen zu gefallen, es liege nicht in der Art der Bürgerschaft, sich der Opposition und des Tadels selbst gegen diejenigen zu enthalten, die Alles gut machen, allgemeiner Beifall pflege eher dem Tyrannen als dem Wohlthäter zu Theil zu werden. Neider, Unzufriedene und Sykophanten lauerten stets auf eine Gelegenheit, die Reichen bei der Bürgerschaft anzuschwärzen, und diese war nur zu geneigt, den Anklagen wegen tyrannischer Uebergriffe Gehör zu geben. Im Grunde aber, meint Lucian, übten oft die Armen als die Mehrheit in der Volksversammlung eine Tyrannenherrschaft über die Reichen aus. Diese mußten für jene Bäder bauen, Wettkämpfe und andere Schauspiele veranstalten, sie durch Geldvertheilungen günstig stimmen, und lebten doch immer in Angst und Schrecken vor der Unzufriedenheit ihrer Mitbürger, die strenge und bittere Prüfer und Richter waren, und ihren Zorn wohl gar durch Steinwürfe oder Confiskation des Vermögens zu erkennen gaben.

Daß Lucian nicht übertrieben hat, beweisen die (später zu erwähnenden) Erfahrungen, die Herodes Atticus in Athen und Dio in Prusa, beide hochberühmte und notorisch in der Gunst der Kaiser stehende Männer, zu machen hatten. Der Letztere hatte Niemandem Grund zum Hasse gegeben, und so viel Opfer für die Stadt gebracht, als irgend ein Anderer, obwohl Viele reicher waren. Einer Gesandtschaft, die er geführt zu haben scheint, hatte der ihm sehr gewogene Kaiser Trajan Alles bewilligt, worum er bat: dennoch behaupteten Uebelwollende, der Kaiser habe die Gesandtschaft ungnädig empfangen, und sie hätte mehr erreichen können. In einem anderen Falle, wo Dio zum Besten der Stadt weder Mühe noch Kosten gescheut hatte, zog er sich nicht bloß viel Verdruß, sondern auch ernstliche Gefahr zu. Auf seinen Vorschlag hatte die Stadt einen großen Bau von Säulenhallen bei einem warmen Bade nebst Verkaufsläden beschlossen; viele Bürger hatten sich zu Beisteuern bereit erklärt, Rath und Volksversammlung den Bau wiederholt gut geheißen, der Statthalter (Plinius) und auf dessen Befürwortung der Kaiser ihn genehmigt, Niemand widersprochen. Dio, der die Leitung behielt, scheint einen großen Theil der Kosten getragen zu haben; jedenfalls kaufte er den Boden für 50000 Drachmen; er hatte viel Arbeit und Mühe mit Messungen, Berechnungen und Reisen in die Steinbrüche. Behufs dieses Baues waren einige häßliche, baufällige und gestützte Häuser eingerissen worden, niedriger als Schafställe, namentlich eine Schmiede, in die man nicht aufrecht eintreten konnte. Der Abbruch dieser Ruinen, deren Anblick für die Stadt eine Schande war, wurde von Dios Gegnern als ein Verbrechen verschrieen: er demolire die Stadt, kehre das Unterste zu Oberst, mache die Bürger obdachlos, kurz, man sprach von ihm, wie von einem Städteverwüster. Förderte er den Bau, so hieß es, er behandle die Stadt wie ein Tyrann: machte er eine Pause, so

erhob sich ein Geschrei, entweder solle die Arbeit ihren Fortgang nehmen oder das schon Fertige eingerissen werden. Die Unzufriedenheit steigerte sich bei einer (nicht einmal sehr großen) Theuerung, und Dio wurde für die hohen Kornpreise mit verantwortlich gemacht, obwohl er auf seinen Gütern nur ausnahmsweise so viel Korn baute, um verkaufen zu können, und seine Erträge fast ganz aus Weinbau und Viehzucht flossen. Es kam dahin, daß man drohte, ihn zu steinigen und sein Haus anzuzünden, und er hatte mit Frau und Sohn in Gefahr geschwebt. Nach der Vollendung jenes Baues wurde Dio noch wegen Majestätsbeleidigung angeklagt, weil er angeblich darin eine Statue des Kaisers (Trajan) in demselben Raume aufgestellt hatte, wo sich die Gräber seiner Frau und seines Sohnes befanden, während in der That die Gräber auf einem freien Platz lagen, die Statue in einer Bibliothek stand, wie Plinius als Statthalter von Trajan berichtet. Es ist nur zu begreiflich, daß Dio nach solchen Beweisen des schnödesten Undanks ernstlich daran gedacht hatte auszuwandern, wie so manche andere Philosophen, denen Neid und Unverstand das Leben in ihrer Vaterstadt unerträglich gemacht hatte. Sollte er, der in den größten Städten mit Freude empfangen und hoch geehrt werden würde, der sich der Freundschaft des Kaisers und der mächtigsten Römer rühmen durfte und bei diesen geschätzt und bewundert leben konnte, sich hier von Jedermann zur Rechenschaft ziehen, schmähen und bedrohen lassen?

Wenn Nichts so sehr den demokratischen Charakter der griechischen Städte zeigt als die allgemeine Anerkennung einer Pflicht der Reichen, einen erheblichen Theil ihres Vermögens zum Nutzen und Vergnügen der Gesammtheit zu verwenden, so ergibt sich zugleich aus dieser Munificenz (deren Uebermaß freilich für so Viele verderblich wurde), wie sehr der Wohlstand in Griechenland unter der Kaiserherrschaft gewachsen war. Dies wie jenes tritt ganz besonders auch in den von den Communen und von Einzelnen veranstalteten öffentlichen Festlichkeiten hervor, und zugleich jener streng conservative, die alten Ueberlieferungen festhaltende Sinn: denn die gymnischen und musischen Wettkämpfe, ohne die nie ein Fest gefeiert wurde, blieben in der Hauptsache länger als ein Jahrtausend dieselben. Nach der Vernichtung der Freiheit und politischen Macht gewannen sie neben den Götterfesten, mit denen sie oft verbunden waren, eine neue Bedeutung als Mittel zur Ausfüllung der durch den Verlust höherer und edlerer Interessen entstandenen Leere, wie im neueren Italien vor seiner politischen Wiedergeburt Kirche und Theater. Ihre Zahl nahm in der römischen Zeit sehr zu, und die beiden ersten Jahrhunderte nach Christus waren die Zeit ihres größten Glanzes. Die Feste der Städte bestanden überall fort und wurden vielfach mit noch größerer Pracht gefeiert als früher: die vier großen Nationalfeste (Olympien, Pythien, Isthmien, Nemeen) zogen noch immer Theilnehmer und Zuschauer aus der ganzen griechischen Welt an. Ein fünftes sehr reich ausgestattetes Fest, die in Athen gefeierten Panhellenien fügte Hadrian hinzu. An vielen Orten richtete man Spiele im Stil der Olympien und Pythien ein, um ihnen auch den gleichen Rang in der allgemeinen Anerkennung zu verschaffen. Seit der römischen Herrschaft gab es auch Feste zu Ehren Roms und römischer Feldherren, in der Zeit der

Monarchie allgemeine Kaiserfeste, Feste zu Ehren der regierenden Kaiser, ihrer Gemahlinnen oder anderer Personen des Kaiserhauses; daneben sehr zahlreiche von Reichen gestiftete und nach ihnen benannte (wie die Eurykleen in Sparta) und sogenannte städtische, an denen sich nur die Bürger der Feststadt betheiligen durften.

Da nun die griechischen Spiele auch in den westlichen Ländern allmählich immer mehr Eingang fanden, war der Bedarf an musischen und gymnischen Künstlern in stetem Wachsen begriffen, und die griechischen und halbgriechischen Länder waren es fast allein, die das ganze Reich mit beiden Gattungen versorgten; während die Provinz Achaja fast gar keine Soldaten lieferte und bei der Aushebung so gut wie ganz unberücksichtigt blieb, war dort die Zahl der Athleten um so größer. Die Betheiligung an den gymnischen Wettkämpfen, in denen einst die Edelsten der Nation um den Preis zu ringen nicht verschmäht hatten, war jetzt nur noch vermöge einer berufsmäßigen Ausbildung möglich, die jede andere Thätigkeit ausschloß. In gebildeten Kreisen beurtheilte man die Athleten im Allgemeinen geringschätzig. Galen fand ihr Leben wegen des unaufhörlichen Zwanges zum Essen und Schlafen und gewaltsamen Körperanstrengungen schlimmer als das der Schweine. Aber es fehlte auch nicht an Enthusiasten, die wie Dio in ihnen Verkörperungen der Ideale von Mannheit, Kraft, Muth, Schönheit und Keuschheit erblickten. Daß der Beruf eine große Anziehungskraft übte, ist vollkommen begreiflich. Der Ruhm der damaligen Athleten reichte über den der früheren weit hinaus. Von Land zu Land, von einem Festplatz zum anderen ziehend, gewannen sie Kränze im ganzen Reich, mindestens in Griechenland, Kleinasien und Italien. Es gab nun wirkliche „ökumenische", von der ganzen Welt beschickte und Zuschauer aus allen Ländern anziehende Kampfspiele, und die sogenannten heiligen (d. h. Diejenigen, denen der Kaiser das Privilegium der feierlichen Einholung der Sieger und ihres lebenslänglichen Unterhalts verliehen hatte) wurden als Reichsinstitute behandelt. Berühmte Kämpfer wurden in den Städten, wo sie auftraten, durch Büsten und Statuen, Decrete, Ertheilung des Ehrenbürgerrechts und der Rathsherrnwürde geehrt. Ihre Einnahmen waren sehr groß. Olympiasieger wurden von Festgebern mit hohen Summen zur Mitwirkung in ihren Schauspielen angeworben; Dio gibt als Bezahlung 5 Talente an. Es gab auch Kämpfe mit Geldpreisen, die für minder ehrenvoll galten als die Laubkränze der „heiligen" Spiele, im Betrag von einem halben und einem ganzen Talent.

Auch die Zahl der musischen Spiele (Wettkämpfe in Vokal- und Instrumentalmusik, Poesie, Beredtsamkeit und dramatischer Kunst) nahm in der römischen Zeit in und außerhalb Griechenlands überall zu, und sie fanden nun auch bei manchen Festen statt, denen sie früher gefehlt hatten, wie den Nemeen und Isthmien. Die dionysischen Künstler, wie sie nach ihrem Schutzgott genannt wurden, waren ohne Zweifel eben so zahlreich als die Athleten, wie diese in ständigen Verbänden (Synoden) vereint, die von Ort zu Ort zogen, und erwarben wie diese Ehren und Reichthum. Bei den musischen Spielen wechselten Gesänge von Chören und Solisten, von denen die Letzteren je länger je mehr das Uebergewicht gewannen; Virtuosen auf den beiden einzigen, der eigent-

lichen Kunst dienenden Instrumenten, der (harfenartigen) Cither und der Flöte (einer Art Clarinette) ließen sich hören; Lobreden auf Gottheiten, Kaiser, Stifter des Festspiels wurden in Vers und Prosa gehalten, Tragöden und Komöden führten Scenen aus älteren und neuen Stücken auf; zuweilen waren die musischen Wettkämpfe eine Art von historischen Concerten. Auch die durch Stimmübungsmeister systematisch ausgebildeten Herolde, die sie ankündigten, die Tubabläser, die das Signal zum Anfang bliesen, wurden (wie schon in alter Zeit) zum Wettbewerbe zugelassen. Die Kosten dieser Spiele waren sehr hoch, zumal wenn die Festgeber den Ehrgeiz hatten, ihren Mitbürgern die ersten Virtuosen vorzuführen; bei einem solchen Fest in einer kleinasiatischen Stadt waren (um die Wende des zweiten und dritten Jahrhunderts n. Chr.) für die Preise allein mehr als 20000 Drachmen ausgesetzt. Wie sehr übrigens die gymnischen und musischen Spiele in mancher Beziehung ausgeartet sein mochten, es waren doch sehr viel edlere Unterhaltungen als die im Westen so beliebten Wagenrennen im Cirkus, die Thierhetzen und Gladiatorenkämpfe des Amphitheaters, die groben Possen und schlüpfrigen Pantomimentänze des Theaters.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Nonnenwerth.

Eine rheinische Klosterschule.

Von

Christine von Hoiningen-Huene.

[Nachdruck untersagt.]

Eins der schönsten Fleckchen deutscher Erde ist das Rheinthal zwischen Königswinter und Remagen, und der Mittelpunkt dieser lachenden Landschaft ist die Insel Nonnenwerth. Das Kloster, das auf dieser Insel steht, ist der Schauplatz, auf den Auerbach den Anfang seines Romans „Das Landhaus am Rhein" verlegt hat. In früheren Jahrhunderten war Nonnenwerth eine Benedictinerinnen-Abtei, die während der französischen Herrschaft säcularisirt wurde. Das Kloster diente dann eine Zeitlang zu Gast- und Landwirthschaft, bis es in den Besitz einer Mainzer Familie von Cordier gelangte. Als zwei von deren Mitgliedern sich dem geistlichen Stande zuwandten, wurde die Insel ihrer früheren Bestimmung zurückgegeben. Die einzige Tochter jener Familie, Auguste von Cordier, und ihre Freundin, Amalie von Faber, gründeten hier in den fünfziger Jahren eine Erziehungsanstalt für junge Mädchen. Sie beriefen zu diesem Zwecke holländische Klosterfrauen aus dem Mutterhause Heydhuyzen und traten selbst, nicht mehr jung, in deren Orden ein. Aus Fräulein von Cordier wurde „Mutter Angela", aus Fräulein von Faber „Schwester Hildegard"; die Erstere wurde Oberin, die Letztere deren Assistentin. Beide behielten, trotz des Ordenshabits: der dicken, braunen Kutte, dem dreifach geknoteten, weißen Strick, dem langen Rosenkranz und dem Ordensschleier, in ihrem ganzen Wesen das Gepräge vornehmer Damen aus der Welt. Da sie als Gründerinnen gleich in regierende Stellungen eintraten, so hatte die Klosterdressur, die sonst den Unterschied der Stände so vollständig zu verwischen pflegt, ihnen nichts anhaben können. Wie die Gründerinnen, so war auch ihr Werk ausgeprägt individuell, ganz anders, als heutzutage ein Pensionat zu sein pflegt. Ungefähr hundertzwanzig Zöglinge und etwa fünfzig Nonnen mögen in den Jahren, auf die sich diese Erinnerungen beziehen, dort gewesen sein. Dazu kamen noch einige weltliche Lehrerinnen, ein geistlicher Rector und zwei Laienbrüder als Klosterknechte. Das Klostergebäude, weiß getüncht, mit dunkelgrünen Fensterläden, bildete

zwei mächtige Vierecke mit inneren Höfen. Der eine Hof, von Kreuzgängen umgeben, war im Sommer voll des üppigsten Blumenflors, ein sogenanntes „Paradiesgärtchen", das für uns um so verlockender war, als wir nicht hinein kamen. Der andere Hof, um den die Ställe und Scheunen lagen, diente zu landwirthschaftlichen Zwecken. Die Räume im Haus waren groß und hoch, einfach angestrichen, die Decken weiß, die Wände hellblau. Alles äußerst einfach und äußerst sauber. Um oben anzufangen, so hatten wir in der Dachetage unsere Schlafsäle, und zwar gesondert für die Kleinen, vier bis dreizehn Jahre alt, und für die Großen, dreizehn bis siebzehn alt. Jedes Kind hatte sein durch Gardinen abgegrenztes eigenes „Häuschen", das die nothwendigsten Möbel enthielt, und aus dessen Fenster, wenn es an der Rheinseite lag, sich die prächtigste Aussicht bot. Zwischen je zwei langen Reihen solcher „Häuschen" waren Gänge, über denen die Lampen hingen. In einem anderen Saal der Dachetage standen die Schränke und Koffer, an die man nur Samstags gelangte. Das erste Stockwerk enthielt die Classenzimmer, den Studiensaal und die Zimmer der weltlichen Lehrerinnen, an denen das Servitut haftete, daß in jedem dieser letzteren ein Clavier zum Ueben untergebracht war. Nur wenige davon waren gut. Die meisten waren alte, ausgediente Klimperkasten, auf denen man sich weniger in der Musik als in der christlichen Geduld üben konnte. Ein großer Saal in diesem Stocke wurde während des Tages zum Handarbeitsunterricht benutzt, Abends diente er zum Spielen und Tanzen. Im Erdgeschoß lagen die Refectorien (Speisesäle), ebenfalls für Kleine und Große gesondert. Der Empfangssaal für Besuche erinnerte durch das schöne Stuckwerk der Decke und durch seine imposante Größe an die frühere Klosterherrlichkeit der vertriebenen Benedictinerinnen. Hier unten lagen auch die Wohnung des Rectors und einige Gastzimmer. Ein Flügel des Hauses war in allen Stockwerken durch die Wohnung der Nonnen, die „Clausur", eingenommen, die wir nicht betreten durften und die daher, eben sowie die weltlichen Namen der Schwestern, Gegenstand unserer brennendsten Neugierde war. Mit dem Kloster in Verbindung stand die Kirche, damals ein ziemlich schmuckloser Bau; die Rückseite, hinter dem Hochaltar, bedeckte ein Frescogemälde, eine etwas fade Kreuzabnahme. Das Schönste am Kloster war der Garten oder vielmehr das damals noch kunstlos angebaute Land der Insel. Hinter dem Hause ein Wäldchen mit alten Bäumen; zwischen dem Kloster und dem Rhein, nach Rolandseck zu, eine große Wiese; vor der Frontseite des Hauses einige Blumenbeete und weiterhin Gemüsefelder voller Obstbäume, Ackerland und Weide. Der nach dem mittleren Rheinarm gelegene Rand der Insel trug den stolzen Namen „die Schweiz". Woher der Name kam, ist schwer zu begreifen, denn es war der häßlichste Theil des ganzen Besitzthums: ein sandiges, unebenes Terrain mit ruppigen Birken und Ellerngebüsch, das im Sommer stets klebrig und voll Insekten war, und das die Aussicht auf den Rhein und das Gebirge versperrte. Auf der anderen Langseite der Insel, Rolandseck gegenüber, zog sich eine alte Pappelallee hin. Ringsum aber rauschte der Strom, und von den Ufern winkten die Berge mit ihren Ruinen und ihren Landhäusern zu uns herüber.

Daß die Vorsteherinnen keine Lehrerinnen von Profession waren, sondern fromme Damen, die der poetisch-religiöse Zug der damaligen Zeit zu Klostergründerinnen gemacht hatte, das gab dem ganzen Hause sein Gepräge: es herrschte ein frischer, begeisterter Dilettantismus, herzlich schlechter Unterricht, vortreffliche Erziehung und große Sorge für unser leibliches und geistiges Wohl. Alles war durchweht von warmer Herzensgüte und Poesie, letztere ein wenig süßlich, im Geiste von Oskar von Redwitz' „Amaranth", aber doch immerhin Poesie.

Da ich nur den beiden obersten Classen angehört (es gab deren fünf), so bezieht sich das Nachstehende nur auf diese. Naturgeschichte glänzte durch Abwesenheit. Die Worte: Botanik, Zoologie, Physik, Astronomie u. s. w. erinnere ich mich nie gehört zu haben. Geschichte wurde trocken und ungründlich vorgetragen und als Nebenfach behandelt. In der Geographie erfuhren wir, daß von vielen Städten jede die allerschönste des bewohnten Continents sei; wir lernten alle Bischofssitze in Spanien und Italien auswendig und wußten ganz genau, wo es miraculöse Madonnen gab. Diesen letzteren war sogar eine besondere Stunde am Sonntag gewidmet, in der man uns das Wissenswerthe über alle Wallfahrtsorte der Welt dictirte. Dagegen lagen die Namen der preußischen Provinzen außerhalb unseres Gesichtskreises, von den Regierungsbezirken ganz zu schweigen. Die Rechenstunden waren karg bemessen und oberflächlich. Daß zu einem deutschen Aufsatz eine Disposition gehöre, davon ahnten unsere Seelen nichts. Dieses Fach lag in der obersten Classe in den Händen der Schwester Hildegard von Faber, deren Anschauungsweise die einer Heiligen des zwölften oder dreizehnten Jahrhunderts war. Wenn sie uns von Elisabeth von Thüringen oder von Anno von Cöln sprach, so klang es stets, als hätte sie sie vor ein paar Tagen zuletzt gesehen. Aehnlich wie Franz von Assisi, der Gründer ihres Ordens, erblickte sie in jeder lebenden Creatur einen Bruder oder eine Schwester. Ich erinnere mich noch ihres Unwillens, als wir eine Spinne todt treten wollten — „aber Kinder! das hätte der liebe heilige Franciscus nie gethan" —, und wie wir dann angewiesen wurden, unsere Schwester, die Spinne, mit der ihr zukommenden Rücksicht an die Luft zu setzen. Das Thema, das sie uns für die Aufsätze gab, war fast immer religiös oder doch wenigstens moralisch. Wir schrieben Briefe an irgend eine imaginäre Reisebekanntschaft, die wir aus den Banden des Protestantismus erlösen sollten, oder Ermahnungen an einen Bruder, der in den Krieg zieht; wer keinen Bruder hatte, durfte sich einen „gänzlich glaubenslosen" Vetter als Bekehrungsobject denken. Wir wußten zwar nicht, wie ein deutscher Aufsatz eigentlich sein müsse; daß er aber nicht so sei, wie das, was wir machten, das fühlten wir deutlich. Da es aber nur darauf ankam, unsere Lehrerin zu befriedigen und gute Noten davon zu tragen, so gab man seinem literarischen Gewissen, wenn man eins hatte, einen Stoß, versenkte das Gesicht in die Hände, stopfte sich mit den Fingern die Ohren zu und wartete, daß der Geist über Einen komme, d. h. man versuchte eindringlich, die Seelengefahr des zu bekehrenden Individuums nachzufühlen; man malte sich den Teufel schwarz, die Hölle heiß, den Lebensfaden

kurz und dünn, und dann ging man mit seiner Bekehrungsepistel ins Zeug, daß es nur so eine Art hatte. Je flammender man schrieb, je reichlicher der Stil ins Kraut schoß, desto sicherer war man, ein „sehr gut" zu erobern. Zuweilen galt es auch, scharfsinnige Beweisführungen zu construiren über Dinge, von denen so recht Niemand etwas weiß: so bewiesen wir klipp und klar, daß Petrus der erste Papst gewesen und als solcher in Rom residirt habe. Deutsche Literaturgeschichte wurde leidlich gegeben von einer langen, schlanken Schwester Cornelia, die der Abgott des Pensionats war. Als der Oberin einmal das Tagebuch einer Pensionärin in die Hände fiel, fand sie nichts darin als schwärmerische Verse an diese Nonne. Das veranlaßte eine allgemeine Revision der Tagebücher, und da fand sich fast überall derselbe Inhalt: daß Schwester Cornelia ein himmlischer Engel sei. Ein Autodafé mit Verbrennung sämmtlicher corpora delicti und ein Verbot der Tagebücher auf ewige Zeiten war die Folge. Es kam vor, daß junge Mädchen sich krank stellten, nicht aßen noch tranken und Medicinen schluckten, nur um auf das Krankenzimmer zu kommen und von dieser Nonne besucht zu werden. Die Literaturstunden in der ersten Classe strandeten schließlich in bloßer Lectüre, und was wir mit Schwester Cornelia lasen, das waren die Romane der Ida Hahn-Hahn. Ich muß freilich hinzufügen, daß diese Schwester einige Jahre nachher freiwillig austrat, da sie nicht in das Ordensleben hineinpaßte.

Den Schwerpunkt alles Unterrichts bildete das Französische, die meiste Zeit wurde darauf verwandt, und die Lehrerinnen, die diese Stunden gaben, beide aus Nancy, waren tüchtig. Die Eine, Sœur Amélie, war eine kleine untersetzte Person mit durchdringenden schwarzen Augen, grundgescheidt und die personificirte Energie. Sie war gefürchtet wegen ihrer Strenge und ihrer Sarkasmen. Ihren männlichen Schritt erkannte man schon von Weitem, ihre Sandalen klapperten, und ihr Schlüsselbund klirrte vom raschen Gang, und so konnte sich Jede in gehörige Positur setzen, ehe die Gefürchtete in Sicht kam. Diese französische Nonne war damals die Einzige im Kloster, die mit hellem Bewußtsein das vertrat, was man heute „Ultramontanismus" nennt. Keine halbe Stunde im Tage verging, ohne daß sie uns das noch neue Dogma von der unbefleckten Empfängniß Mariä eingeprägt hätte durch das laute Stoßgebet: „O Marie, conçue sans péché," worauf die Klasse zu antworten hatte: „Priez pour nous, qui avons recours à vous." Ihr Unterricht war gründlich und klar, so weit er sich auf Grammatik bezog. Was Literatur anging, so erfuhren wir sehr wenig davon. Die französische Literaturgeschichte vor Ludwig's XIV. Zeit existirte für uns überhaupt nicht, von der nach ihm hörten wir nur, daß Voltaire und Rousseau Verworfene seien, denen man nicht in die Nähe kommen dürfe. Von der sogenannten classischen Literatur kannten wir Molière nur dem Namen nach, von Racine und Corneille einige kleine Bruchstücke und von den großen Kanzelrednern ein paar Leichenpredigten, im Auszug. Das war Alles. Ueberhaupt pflanzte man uns in Bezug auf Lectüre eine heillose Angst ein. Wie Lord Chesterfield seinem Sohn rieth, niemals Gesellschaften zu besuchen, wo man sich amüsire, so wurde uns eingeschärft, niemals ein Buch zu lesen, das uns amüsire. Das war cum grano salis als eine Warnung vor schlechten Romanen zu verstehen. Viele

aber, unter Anderen auch ich, nahmen es wörtlich. Während eines Ferienaufenthaltes im elterlichen Hause legte ich treulich jedes Buch und jede Zeitung sofort aus der Hand, sobald es anfing, „zu amüsiren". Die Lectüre kam schließlich herab auf ein Pionier-Handbuch über den Wegebau und den Code Napoléon als die einzigen Bände der elterlichen Bibliothek, die thatsächlich kein Amüsement boten. Diese Lectüre aber war so trostlos, daß ich schließlich in Verzweiflung den Pastor loci aufsuchte und ihn fragte, ob es wirklich eine Todsünde sei, amüsante Bücher zu lesen. Der Pfarrer verneinte das und erkundigte sich, was ich denn lesen wolle. „Humboldt's Kosmos. Darf ich den lesen?" „O ja, lesen darfst Du ihn schon, aber verstehen wirst Du ihn nicht," war die lachende Antwort.

In der Wüste unseres Klosterunterrichts gab es eine Oase, das war die Kirchengeschichte. Der geistliche Rector des Hauses war eine gelehrte und dabei ideale Persönlichkeit. Seine kurzen Predigten waren vorzüglich, sein Unterricht gründlich und hinreißend für die, welche ihm zu folgen vermochten. Eines Tages setzte sich jedoch eine Deputation in Bewegung nach dem Sprechzimmer der Oberin, die weinend um Dispens von der Kirchengeschichte bat, sie sei ihnen „zu hoch gedruckt." Es war allerdings eher ein Unterricht für Seminaristen als für kleine Klosterschülerinnen. Jedenfalls aber waren diese Stunden die einzigen, in denen uns eine Ahnung von dem aufging, was Wissenschaftlichkeit sei. Eine Zeit lang schien diesem Geistlichen die höhere kirchliche Carrière erschlossen werden zu sollen, als 1866 der preußische Feldpropst Peldram Bischof von Trier wurde und unseren Rector als Secretär annahm. Nach dem frühen Tode des Bischofs kehrte er in seine alte Stellung nach Nonnenwerth zurück und ließ sich bald darauf, klostermüde, in eine Landpfarrei zu oberrheinischen Bauern versetzen.

In nichts tritt der Unterschied zwischen einem evangelischen Diakonissenhause und einem katholischen Nonnenkloster so scharf hervor, als in dem Verhältniß des Geistlichen zur Schwesterschaft. Im Diakonissenhause befiehlt der Pfarrer, und die Oberin hat zu gehorchen; er ist Herr über das Ganze und mischt sich in Alles; kein Nagel wird ohne ihn in die Wand geschlagen. Im Nonnenkloster ist es umgekehrt: die Oberin oder die Generaloberin ist die allgewaltige Herscherin; sie versetzt die Schwestern hin und her, entscheidet über Aufnahme oder Zurückweisung, sie baut Klöster und Kirchen, verhandelt mit den Behörden bis zum Landesfürsten hinauf. Der Geistliche ist nur der Beamte des Klosters. Er hat das zu leisten, wofür er engagirt ist: Predigt, Messe, Beichte, Unterricht; aber er hat sich in nichts zu mischen, was die innere oder äußere Verwaltung angeht. Gefällt er der Genossenschaft nicht mehr, dann entläßt sie ihn. Will eine Nonne sich über ihre Ordensthätigkeit beklagen und Hülfe gegen sie suchen, so ist ihre Instanz der Bischof. Diese gedrückte Stellung der Priester den Nonnen gegenüber ist um so merkwürdiger, als sonst in der katholischen Kirche dem Geistlichen ein viel höherer Rang eingeräumt ist wie in der evangelischen. Es mag daher kommen, daß andererseits auch der katholischen Nonne eine höhere Stellung gegeben ist als der Diakonissin. Die Letztere ist einfach im biblischen Sinne „Dienerin

an der Gemeinde. Die Nonne dagegen ist die „verlobte Braut Christi," daher denn auch vielfach die Schwestern Trauringe tragen, und in einzelnen Orden die Anrede für sie „Frau" ist. Es fällt noch ein anderer Umstand ins Gewicht: eine schöne, junge, reiche, geistvolle, vornehme Diakonissin ist eine solche Seltenheit, daß in ganz Deutschland wohl kaum ihrer drei dürften aufgefunden werden. In den katholischen Frauenklöstern dagegen sind sehr häufig Ordensmitglieder, die alles das besitzen, was in der Welt Werth hat, und die das alles in den Dienst ihres Ordens und ihrer Kirche gestellt haben. So sah ich (lange Jahre später als die, welchen diese Erinnerungen gelten) in Nonnenwerth eine Marquise de R. als Schreiblehrerin beschäftigt, während sie gleichzeitig dem Kloster eine prächtige neue Treppe bauen ließ. Junge Mädchen aus wohlhabenden Bürgerfamilien, die wahrlich nicht wegen gestrandeter Lebenshoffnungen oder um der „Versorgung" willen ins Kloster gegangen, waren unter unseren Schwestern eine häufige Erscheinung. Daß solche Genossenschaften, auch der Geistlichkeit gegenüber, mit Selbstbewußtsein auftreten, das ist begreiflich. Unserem Rector wurde sein Abhängigkeitsverhältniß oft genug in unangenehmer Weise fühlbar gemacht. Wenn er in der Begeisterung des Unterrichts nicht mit dem Glockenschlag aufhörte, sondern erst mit seinem Thema zu Ende kommen wollte, dann machte die unerbittliche Sœur Amélie zuweilen mit der Schelle einen solchen Höllenlärm vor seiner Klassenthür, daß er hochgeröthet vor Zorn und etwas von „Unverschämtheit" murmelnd davonstürzte. Auch sonst gab es manchen Aerger für den Rector. In einem Winkel des Klosters hatte er ein interessantes altes Rechnungsbuch der früheren Benedictinerinnen gefunden, das in seiner Ausführlichkeit fast den Werth einer Chronik hatte. Er war mit der Arbeit zur Herausgabe beschäftigt, als er den Besuch eines Bonner Professors erhielt. Es geschah nun, was dem Raben mit dem Käs im Schnabel passirte. Der Professor bat sich das Buch zur Besichtigung nach Bonn aus, ließ es heimlich rasch abschreiben, und eines Tages, während der Rector noch mit seiner Vorarbeit beschäftigt war, erschien das Buch in einer Zeitschrift für rheinisches Alterthum als eine Veröffentlichung des Professors!

Sehr störend für den Unterricht und eine der Ursachen seiner Oberflächlichkeit war die Eintheilung des Tages in halbe Stunden statt in ganze. Es war das eine Einrichtung, die sich aus den Jesuitencollegien in andere klösterliche Erziehungsanstalten hinüber verpflanzt hat.

Weder die Oberin noch der Rector waren jesuitisch gesinnt. In der Religionslehre wurde uns vorgetragen, daß seit Jahrhunderten das Episkopalsystem mit dem Papalsystem in der Kirche ringe, daß bald das eine, bald das andere stärker hervortrete; es sei uns überlassen, welchem von beiden wir persönlich beistimmen wollten, er, der Rector, halte es mit dem Episkopalsystem. Das eigentlich Charakteristische der Jesuitencollegien: das absichtliche Ausspioniren persönlicher Geheimnisse, die Angeberei, das Vernichten der Individualität, alles das lag der unmittelbaren Oberleitung des damaligen Nonnenwerth ganz fern. Dennoch aber hatte auch hier von Anfang an das jesuitische System seine feinen Fäden angesponnen. Nicht die Persönlichkeiten

(mit alleiniger Ausnahme jener Nonne), wohl aber die Einrichtungen im Kloster waren jesuitisch. Die Ursache dieser seltsamen Thatsache ist darin zu suchen, daß bei der Gründung das Sacré-Cœur als Vorbild gedient hatte. Diese weit verbreitete französische Genossenschaft galt damals für das Beste und Vornehmste, was auf dem Gebiet einer religiösen weiblichen Erziehung geleistet werden könne. Neue Klöster holten sich dort ihr Vorbild. Die Gründerinnen von Nonnenwerth waren viel zu arglos, um nach dem eigentlichen Zweck dieser oder jener Einrichtung zu forschen. Im Sacré-Coeur wurde es so gehalten, darum war es gut und nachahmenswerth und wurde auch in die deutsche Erziehungsanstalt eingeführt. Es ist gegenwärtig völlig sinnlos, das Sacré-Cœur aus Deutschland auszuschließen, während man die anderen Klöster, die genau dieselben Einrichtungen haben, zuläßt. Zu solchen Einrichtungen gehörte z. B., daß die Briefe zwischen Eltern und Kindern von den Nonnen erbrochen und gelesen wurden. Die Eltern mußten sich scheuen, ihren Töchtern Mittheilungen zu machen, die nicht gleichzeitig jeder Fremde hätte wissen dürfen, z. B. über häusliches Unglück. Hiedurch entstand eine Entfremdung der nächsten Familienangehörigen. Eine weitere Einrichtung dieser Art war die „Marianische Congregation", jene unmittelbare Erfindung der Gesellschaft Jesu. Sie war in Nonnenwerth nicht in ihrer eigentlichen, schroffen Form (z. B. mit Ablegung des Eides auf das tridentinische Glaubensbekenntniß) eingeführt, sondern bedeutend abgeschwächt und mit so viel poetischem Beiwerk ausgeschmückt und verhüllt, daß die Eltern der Pensionärinnen den eigentlichen Zweck dieser Congregation kaum ahnten. Dieser Zweck war: das neue Dogma von der unbefleckten Empfängniß Mariä schon den Kindern einzupflanzen, und feste kirchliche Verbände in der Laienwelt zu schaffen, die zur unbedingten Verfügung der geistlichen Obrigkeit stünden. Trotz der geschickten Verschleierung dieses eigentlichen Zweckes kam es vor, daß einmal ein Landbürgermeister aus der Gegend von Cöln den Nonnen einen gewaltigen Lärm machte, als er hörte, man habe seine Tochter in die Congregation aufgenommen. Unvermerkt geriethen wir in dieses Netz hinein. Im Herbst und Ostern, wenn die „Neueren" angekommen waren, wurde ihnen in der Capelle eine kleine Messingmedaille an einem violetten Wollbändchen umgehängt, und sie erfuhren mit Stolz, daß sie nun „violette Engel" seien. Auf den nächsten Marientag gab es Avancement, man wurde „rother Engel." Hiernach kam das „Aloysiuskind," das eine große Messingmedaille mit dem Bilde des Aloysius Gonzaga an schwarzer Kordel trug. Das waren die Vorstufen. Dann erst erfolgte die Aufnahme zu dem untersten Grade der Congregation: der „Aspirantin", die eine kleine silberne Marienmedaille an schwarzer Kordel trug; auf sie folgte die „Approbanistin" mit einer Medaille an schmalem blauseidenem Band. Die höchste Stufe aber war das „Marienkind", das an breitem blauem Seidenband eine große silberne Medaille mit der Umschrift: „O Marie, conçue sans péché" u. s. w. trug. Die Aufnahme eines Marienkindes in die Congregation war mit vieler Feierlichkeit umgeben, ähnlich der bei der Confirmation oder der ersten Communion.

An die kirchliche Feier schloß sich ein Fest für das ganze Haus. Die „Marienkinder" hatten eine bevorzugte Stellung im Hause; sie wurden nicht

beaufsichtigt wie die Anderen, sondern nahmen vielmehr ihrerseits an der Beaufsichtigung Theil. Ohne ihre Zustimmung konnten weder Rector noch Nonnen neue Mitglieder in ihr Collegium einschieben; sogar das Avancement in den unteren Graden hing von ihrem Votum wesentlich ab. Sie besaßen ein eigenes, gemüthliches Wohnzimmer, wo sie jede freie Stunde zubringen konnten, und wo Niemand „silentium" zu gebieten hatte. Hier flickte man seine Sachen, schrieb seine Briefe und schwatzte mit seinen Freundinnen. Theoretisch waren specielle Freundschaften verboten, praktisch wurde es damit nicht so genau genommen. Die Nonnen verließen sich ganz auf die persönliche Gewissenhaftigkeit der ihrer Aufsicht entzogenen „Marienkinder", und man täuschte sich selten darin. Erziehlich war diese Einrichtung ganz entschieden von großem und gutem Einfluß. Die Privilegien der Marienkinder, deren Zahl in der Regel zwischen zehn und fünfzehn schwankte, waren groß, ihre äußeren Verpflichtungen klein: täglich drei Ave Maria und den Psalm de profundis für die Verstorbenen zu beten. Dazu kam noch am Samstag Abend ein kurzer Gottesdienst, das „Officium", das dem Chorgebet der Nonnen ähnlich war und in dessen Text auch wieder jenes Dogma eindringlich eingeprägt wurde. Auch die „Kleinen", deren Leben von dem der „Großen" völlig gesondert war, hatten eine Congregation, die in dem „Enfant de Jésus" gipfelte, das eine große Messingmedaille an breitem rosa Seidenband trug. Es ist höchst charakteristisch, daß das „enfant de Jésus" an Rang viel tiefer stand als das „enfant de Marie".

Den Mittelpunkt des gesammten Pensionslebens bildeten die kirchlichen Feiertage, und man verstand es, auf jede Weise sie aus den gewöhnlichen Werktagen herauszuheben. Während an allen übrigen Tagen des Jahres die Schelle das Zeichen zum Aufstehen gab, wurde in der Weihnachtsnacht nicht geschellt, sondern um Mitternacht in die Säle gerufen: „Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt!" Die Erwachenden riefen zurück: „Auf! laßt uns nach Bethlehem gehn!" Alles stürzte eilig in die Kleider und, wer fertig war, hinunter in die Kirche, wo ein riesiger Weihnachtsbaum strahlte, an seinem Fuß eine Krippe. Dann fand die Christmette statt mit ihren poetischen Liedern und ihren Hirtenmelodien voll Flöten- und Schalmeienton. Einer der größten Vorzüge der Nonnenwerther Gottesdienste war ihre Kürze, niemals über eine Stunde, meistens nur eine halbe. Ein weiterer Vorzug war der wirklich schöne Gesang, das alte deutsche Kirchenlied, das damals noch nicht verdrängt war von der überkünstlichen lateinischen Kirchenmusik, mit der man gegenwärtig die Gemeinden systematisch von der Betheiligung am Gesang ausschließt. Eine poetische Klostersitte war in den vier Wochen vor Weihnachten, im Advent, das Sammeln des Strohs für die Krippe. Jedes Kind, das sich Tags über in irgend etwas überwunden hatte („abgetödtet" hieß es in der Klostersprache): nicht geschwatzt, wo silentium herrschen sollte, z. B. in den Corridoren und auf dem Schlafsaal, oder das eine freundliche Antwort gegeben, wo es lieber eine mürrische gegeben hätte, oder das einer Mitschülerin eine Gefälligkeit erwiesen u. s. w., jedes dieser Kinder durfte einen Strohhalm aus einem dafür bestimmten Behälter nehmen und in die aufgestellte, noch leere Krippe legen. Das geschah des Abends im Dunkeln

ohne Controle, während kein anderes Licht in der Capelle leuchtete als die dämmerige „ewige Lampe". Es herrschte ein solcher Eifer in diesem Punkt, daß, wenn im Advent einem Kind in der Klasse ein Bleistift oder ein Heft herunterfiel, gleich drei oder vier Nachbarinnen unter die Bank schossen, um es zu suchen und dann am Abend ihr Stroh beitragen zu können. Ebenfalls zum Weihnachtskreise gehörte ein anderer Brauch, den schon die Schüler der Benedictiner-Abteien im frühesten Mittelalter gekannt haben sollen, nämlich die Feier des Tages der „unschuldigen Kinder", d. h. der von Herodes in Bethlehem ermordeten. Weil damals Kinder unterdrückt worden waren, so sollten nun an deren Gedächtnißtage andere Kinder herrschen. Obschon wir nun zwar eigentlich keine zweijährigen Judenbüblein waren, sondern zum Theil recht lang aufgeschossene Christenbackfische, so ließen wir es uns doch nicht nehmen, an diesem Tag edle Repräsentantinnen der ermordeten Kinder von Bethlehem zu sein und ihnen zu Ehren das Kloster auf den Kopf zu stellen. Am Vorabend wurde durch Stimmenmehrheit für jede der fünfzig bis sechzig Nonnen eine Vertreterin aus den Schülerinnen gewählt, wobei man etwas auf Größe und Statur Rücksicht nahm. Die Nonnen hatten ihr Sonntagshabit herzugeben und am Tage selbst nicht zum Vorschein zu kommen. Ihr Amt wurde von den an ihrer Stelle gewählten und in ihrem Habit als Nonne verkleideten Kindern ausgeübt. Alle Aufsicht hörte auf. Die Küche war das einzige Departement, in welchem wir die wirklichen Nonnen an ihrem Platz ließen, und diese hatten am „Unschuldigen-Kindertag" alle Hände voll zu thun; denn zu unseren Privilegien gehörte auch die Bestimmung des Küchenzettels für diesen Tag, und daß er opulent ausfiel, das versteht sich von selbst. Wir ahmten nun das Leben der Nonnen nach, soweit wir es hinter den verschlossenen Gittern der „Clausur" herausgelauert hatten. Wir hielten „Capitel", d. h. eine Versammlung, in der jede Nonne vorzutreten und vor der versammelten Klostergemeinde jede Verletzung der Ordensregel öffentlich zu bekennen hat und daher von der Oberin eine Strafe zudictirt erhält. Dieses „Capitel" war ein Hauptgaudium für uns, und manche der Pensionärinnen ahmte dabei die Nonne, die sie darstellte, täuschend nach. An Frivolität grenzte es schon, daß wir nach dem Mittagessen, wie die Nonnen, in Procession in die wirkliche Kirche zogen, uns wie sie auf den Boden warfen, das Steinpflaster küßten und dann mit ausgebreiteten Armen fünf Vaterunser „zu Ehren der heiligen fünf Wunder beteten", und das alles zum Spaß. Im katholischen Binnenland grenzt eben Heiliges und Frivoles dicht an einander. Der Krug geht aber so lange zum Wasser, bis er bricht. In den Jahren, aus denen diese Erinnerungen stammen, nahm das lustige Fest ein jähes Ende, um nie wieder in der alten Herrlichkeit zu erstehen. Zu Weihnachten pflegten Eltern und Verwandte der Klosterschülerinnen ausgiebige Kuchensendungen zu schicken, die nach den Feiertagen unter Verschluß gethan wurden. Jeden Morgen um zehn Uhr wurde uns die Vorrathskammer geöffnet, und man durfte so viel davon nehmen, als man binnen fünfzehn Minuten aufessen kann. Wessen Vorrath den der Anderen überdauerte, der mußte mit seinen Tischgenossen theilen. So kam es, daß um die Weihnachtszeit manche

Kinder um die man sich während des ganzen Jahres nicht kümmerte, plötzlich für einige Wochen populär wurden, allein um ihrer großen Kuchenkiste willen. An jenem denkwürdigen Morgen des „Unschuldigen Kindertages" nun stand wie gewöhnlich um zehn Uhr eine Schar wartend vor der Vorrathskammer. Allein die Schwester, welche den Schlüssel hatte, mußte es vergessen haben, denn sie kam nicht. Ob das Schloß alt war und durch das Drängen der Kinderschar von selbst nachgab, oder ob es mit Gewalt aufgebrochen wurde, kurz, plötzlich war die Thür offen, und die ganze Schar, mit oder ohne Nonnenhabit, fiel über die Vorräthe her. Unglücklicher Weise hatte unter den Vordersten ein „Marienkind" gestanden, und dieses wurde für den ganzen Exceß verantwortlich gemacht. Während nun die Einen diese Kammer erstürmten, hatte sich ein anderer Trupp auf den zugefrorenen Rheinarm begeben, der zwischen der Insel und dem Rolandseck er Ufer liegt. Im Nonnenhabit hatten sie auf dem Eise geschlickert und getanzt, waren vom Ufer aus gesehen worden, und man hatte die Oberin interpellirt. Auch bei dieser Schar hatte sich ein „enfant de Marie" befunden. Auf diese Beiden fiel nun das ganze Strafgericht, das am anderen Tage hereinbrach. Sie wurden feierlich degradirt, die Medaille mit dem Band wurde ihnen genommen, der Zutritt zur Capelle ihnen untersagt und ihre Ausstoßung aus der Congregation erklärt. Das ganze Pensionat schwamm in Thränen. Diese harte Strafe stand im Grunde in gar keinem Verhältniß zu dem, was geschehen war. Das mochten die Nonnen wohl selbst fühlen, denn nach einigen Wochen fand zu allgemeiner Erleichterung die Wiederaufnahme der Beiden statt. Der „Unschuldige-Kindertag" aber war für immer geknickt, er wurde später ganz abgeschafft, und die heutige Generation der Klosterschülerinnen weiß überhaupt nichts mehr von jenen Saturnalien, die wir mit solcher Wonne gefeiert haben.

Eine große Rolle spielten damals auch die Fastnachtstage im Kloster. Wochenlang vorher wurden Proben abgehalten für die Theaterstücke, die maskirten Quadrillen, die Concerte oder an den Costümen genäht. Keine der Schülerinnen, für die die Nonnen sich nicht einen, oder sogar zwei Fastnachtsanzüge ausgedacht hätten. Die Theaterstücke waren meist eigenes Wachsthum; Schwester Hildegard und eine junge, blasse Nonne, Schwester Paula, waren die Hauspoeten, Sœur Amélie der Decorationsmaler. Die Stücke waren stets sehr poetisch und sehr unlogisch. Verloren gegangene Kinder, bei denen man weder begriff, wie sie verloren gingen, noch wie sie wiedergefunden wurden, spielten eine große Rolle. Auch Engelserscheinungen waren eine Hauptzuthat. Ein solcher Theatertag im Kloster ist es, mit dem Auerbach's „Landhaus am Rhein" beginnt. Die Heldin, Hermanna Sonnenkamp, begegnet den Fremden, denen das Haus gezeigt wird, als Engel verkleidet; sie sehen die Decorationen auf dem großen Saal und erfahren, daß kein Fremder zusehen darf.

Die kleine, ängstliche, etwas alberne Französin, die Auerbach als die Fremdenführerin in Nonnenwerth schildert, ist, wenn sie unsere Sœur Amélie sein soll (und eine andere französische Nonne gab es nicht) gründlich verzeichnet. Die wirkliche Sœur Amélie schritt wie ein Gensdarm neben den Fremden her. „Je vous assure," schrieb sie mir später einmal, in dem einzigen

Brief, den ich von ihr besitze, „c'est fort amusant de promener tous les jours des Anglais par la maison et de leur expliquer que ceci est un dortoir et cela un réfectoire“ etc. Ein Theaterabend im Kloster steht mir besonders in Erinnerung. In dem Stück kam eine Geisterbeschwörung vor. Ein großes, starkes Mädchen stand als Hexenmeister mit Flachsperrücke und Flachsbart über einen Kessel gebeugt, in dem sich Spiritus befand. Alle Lampen im Saal waren ausgelöscht, nur die Flammen aus dem Zauberkessel loderten empor, während der Meister seine Beschwörungen murmelte. Fünf Geister hatten zu erscheinen. Die drei ersten waren glücklich auf der Tribüne angelangt und umtanzten mit drohenden Gebärden ihren Beschwörer. Ich war Gespenst Nr. 4 und sollte eben hinaufschweben, aber Nr. 5 stand so fest auf meiner Schleppe, das heißt auf dem Zipfel des Leichentuchs, das wir hinter uns dreinschleppten, daß ich, statt die Stufen hinaufzuschweben, hinauffiel. Im Augenblick, als ich mich aufrichtete, sah ich dicht vor mir den Hexenmeister in hellen Flammen stehen, während durch den Saal ein lauter Schrei des Entsetzens ging. Ein paar resolute Nonnen waren im Nu auf der Tribüne und schlugen die Flammen mit ihren Händen aus, während wir Geister völlig den Kopf verloren hatten. Mit einigen leichten Versengungen und angebranntem Haar lief die Geschichte ab. Obschon wir sonst jedes Ereigniß unbehindert nach Hause melden durften, so erging doch an diesem Brieftag ein Verbot, von der Spiritusgeschichte etwas verlauten zu lassen.

Fastnacht waren die einzigen Tage im Jahr, an denen Abends auch Rundtänze und richtige Quadrillen getanzt wurden. An den übrigen Tagen, namentlich im Winter, wo wir nicht im Garten sein konnten, wurde zwar auch getanzt, aber es war mehr ein Reigen, zu dem wir die Musik selbst sangen, mit den Händen den Tact klatschten oder ihn mit dem Fuße stampften. Der Text, den wir dazu sangen, war ungeheuer dumm, z. B. „Mademoiselle Duclincan, ne vous estimez pas tant, et ne vous es, et ne vous is, et ne vous estimez pas tant“; oder „Meunier, tu dors, ton moulin va trop vite“, oder „J'aime le silence et l'obéissance, qui règnent au pensionat. Voilà le bonheur, voilà le bonheur, voilà le bonheur du cœur“ etc. Dabei war ein Hauptvergnügen, wenn man bei der Aufsichtsnonne vorbeitanzte, zu singen: „voilà le malheur“ und zur Bekräftigung mit dem Fuß aufzustampfen. Die grand' chaine wurde auf das Lied „Freut Euch des Lebens“ gegangen. Dann kam zum Schluß eine Polonaise mit einem erbaulichen Lied protestantischen Ursprungs, z. B. „Wo findet die Seele die Heimath, die Ruh'? Wer deckt sie mit schützenden Fittigen zu?“ oder „Harre, meine Seele, harre des Herrn“ oder dergleichen. War der letzte Ton verklungen, dann fiel Alles auf die Kniee nieder, und das Abendgebet begann. Nach demselben durfte kein Wort mehr gesprochen werden.

Man stellte sich en rang, das heißt zu dreien in bestimmter Reihenfolge: die enfants de Marie stets in der Mitte zwischen zwei besonders Unbändigen oder Neuen. So zog man lautlos hinauf auf den Schlafsaal, wo während des Auskleidens eine in den Gängen auf- und abschreitende Nonne laut vorbetete. Wenn die Kinder schliefen, dann erschienen zwei Schwestern, um die

weggelegten Kleidungsstücke nachzusehen; jeder baumelnde oder abgerissene Knopf, jedes auch noch so kleine Loch kostete eine Note oder, wie wir sagten, einen „Strich". Kleine Reparaturen hatten wir immer Abends auf dem Schlafsaal vorzunehmen, für größere hatte man eine bestimmte Stunde in der Woche. Das Flicken und Nähen wurde uns überhaupt exemplarisch beigebracht, und wenn wir nicht alle Muster von Ordnung wurden, so lag die Schuld nicht an den Nonnen. Die mehr als hundert Schränke waren einer wie der andere, kein Taschentuch ragte auch nur um Strohhalmbreite über das andere hinüber. Bürsten und Kämme sahen stets aus, als seien sie eben aus dem Laden gekommen, und lagen in jeder der hundert Schiebladen genau auf demselben Fleck. Auch Berthold Auerbach erwähnt die fast unheimliche Ordnung, die ihm in den Schlafsälen und Schränken aufgefallen war. Wir waren alle gleich gekleidet, und die Sachen wurden im Kloster angefertigt: im Winter Werktags schwarze, Sonntags dunkelblaue Wollkleider; im Sommer Werktags grau, Sonntags hellblau. Dazu schwarze Schürzen mit Lätzen und auf dem Rücken kreuzweis über einandergehenden Trägern und stets weiße Kragen. Unsere von Hause mitgebrachten Kleider durften wir nur tragen, wenn wir Verwandtenbesuch hatten, der uns nach Rolandseck hinüberholte. Einen großen Werth legten die Nonnen auf die Gesundheitspflege, und auch in diesem Punkt war es fühlbar, daß die Leitung in den Händen einer Dame lag, die erst in älteren Jahren ins Kloster gegangen. Ein klarer Teint und aufrechte Haltung: darauf wurde mit allen Mitteln hingewirkt. Viele mußten statt Kaffee das ganze Jahr über Nußblätterthee trinken, und eine ganze Anzahl hatte zwischen den Armen lange, platte Lineale durchgesteckt, die zum Geradehalten nöthigten. Die Kost war reichlich und gut. Wein gab es nur an einem Tage im Jahr; was damit gefeiert wurde, ist mir entfallen. Es war eine Maibowle, nach einem altmodischen Recept aus zehn oder fünfzehn aromatischen Kräutern bereitet, und schmeckte grimmig.

In Bezug auf unsere Beaufsichtigung war damals der Individualität der Schwestern freiester Spielraum gelassen und daher war sie sehr verschieden. Im Sommer verging kaum eine Woche, wo nicht ein Dampfschiff an unserem Kloster vorbeigefahren wäre, über und über mit bunten Fahnen und flatternden Wimpeln geschmückt, mit Musik und Bonner Studenten. Kam die Insel in Sicht, dann intonirte die Musik „Wir winden Dir den Jungfernkranz". Die Studenten sangen und schwenkten die Mützen, wenn wir gerade im Garten waren. Da gab es Schwestern, die uns beim Herannahen eines solchen Schiffes eiligst ins Haus trieben, wie eine Lämmerherde, wenn der Wolf kommt; Andere dagegen, harmlose rheinische Mädchen, die unter solchen Eindrücken aufgewachsen waren, lachten darüber und hatten nichts einzuwenden, wenn wir uns, um die Huldigung entgegenzunehmen, ans Ufer stellten, oder wenn die Kühnsten sogar ihre Tücher schwenkten.

Das Ordenshabit übte einen solchen Zauber auf uns aus, daß wir die weltlichen Lehrerinnen, es gab deren vier, für minderwerthige Geschöpfe hielten. Nur mit der größten Strenge vermochten sie ihre Autorität zu behaupten, und der englischen Lehrerin wollte das überhaupt nicht gelingen. In der ersten

Classe waren wir im Englischen nur unser fünf, alle „enfants de Marie“. Dessenungeachtet machten wir einmal eine förmliche Verschwörung, diese Lehrerin nicht zum Unterrichten kommen zu lassen. Wie sie den Mund aufthun wollte, fing Eine an, ihr irgendwas auf Deutsch zu erzählen, und sie mochte noch so oft sagen „Please go on.“ wir waren taub dagegen. Die Sache kam jedoch heraus, und zur Strafe hatten wir hundertmal einen nicht gerade geistreichen, aber sehr langen Satz zu schreiben, der besagte, daß man der englischen Lehrerin dieselbe Achtung schulde, wie den anderen Lehrerinnen. Dann mußten wir sie in corpore um Verzeihung bitten. Das gute Geschöpf war so zerknirscht davon, daß wir ihretwegen bestraft worden waren, daß sie am liebsten uns um Verzeihung gebeten hätte. Zu Autorität gelangte sie erst, als sie aus Verzweiflung Nonne wurde. Jedes Kind fühlt, daß bei einer solchen der ganze Orden und hinter dem Orden die ganze Kirche steht. Welchen Zauber das Ordensleben auf die in den Klöstern erzogenen jungen Mädchen ausübt, das zeigt die große Zahl derer, die aus früheren Zöglingen Nonnen wurden. Aber auch mit den verheiratheten Pensionärinnen blieb das Kloster meistens in einem nahen Zusammenhang; brachten sie später ihre eigenen Kinder hin, so wurden diese von den alten Nonnen, die einst die Mütter erzogen hatten, fast wie Enkel des Hauses betrachtet.

Diese schönen Jahre, die man als die Jugendzeit unserer Klosterschule bezeichnen kann, endigten plötzlich im Frühjahr 1864. Die Oberin hatte sich auf einer Dampfschiffahrt nach Bonn eine Lungenentzündung zugezogen, an der sie in wenigen Tagen starb. Wie sehr sie die Seele des Hauses gewesen war, das merkte man erst nach ihrem Tode. Für ein halbes Jahr kam die Generaloberin des Ordens, eine Holländerin, herüber, um das Haus zu regieren, noch im alten Stil, wie wir es gewohnt waren. Dann aber wurde eine neue Oberin eingesetzt, und der ganze Geist des Hauses wurde allmählich ein anderer. Es kamen die Jahre des Culturkampfes, das Pensionat wanderte aus nach Holland, gründete von dort aus Klöster in den Vereinigten Staaten und nahm ungeheuer zu an Mitgliederzahl und an Besitz. Als es nach Jahren wieder nach Nonnenwerth zurückkehrte, da war es völlig verändert. Die Unzulänglichkeit des früheren Unterrichts hatte man längst erkannt und sich auf die wissenschaftliche Höhe der besten Anstalten in der Provinz hinauf gearbeitet. Von wesentlichem Einfluß darauf war die Aenderung der Ordensbestimmungen durch den gegenwärtigen Papst. Unter Pius IX. hatten die Nonnen, als Franciscanerinnen, einen Hauptwerth auf strenge Fasten gelegt. Leo XIII. war dagegen der Ansicht, daß ein Erziehungsorden der Kirche wichtigere Dienste leisten könne durch tüchtigen Unterricht als durch Hunger, und so wurde das Fasten für die Lehrerinnen abgeschafft, und an dessen Stelle trat kräftige Ernährung und damit auch bessere Arbeit. Mehr als tausend Schwestern, vorzüglich ausgebildet und Rom mit Leib und Seele ergeben, wirken jetzt in diesem Orden. Seine Erziehungshäuser zeigen statt der früheren klösterlichen Einfachheit eine fast üppige Eleganz. Das sei „der Concurrenz wegen nothwendig“, behaupten die Nonnen. Den Gründerinnen hatte freilich nichts ferner gelegen als der Gedanke an „Concurrenz“.

Eine alte Geschichte.

Familienscene in einem Act.

Von

Paul Heyse.

[Nachdruck untersagt.]

Personen:

Erich Weber, Verlagsbuchhändler und Stadtrath (55 Jahre alt).
Susanne, seine Frau (43 Jahre alt).
Dr. Thaddäus Braun, Privatgelehrter (50 Jahre alt).
Die alte Auguste, Dienerin bei Webers.

Ort der Handlung: eine größere Stadt an der Ostsee.

Wohnzimmer bei Webers, links und im Hintergrund Thüren, rechts ein Fenster. Vorn links ein Sopha und Fauteuils, ein rundes Tischchen, auf dem in einem Eiskübel eine angebrochene Flasche Champagner und einige Gläser stehen. Rechts im Hintergrunde ein Flügel. Behaglich-bürgerliche Einrichtung, gute Bilder an den Wänden, ein reicher Teppich.

Abendzwielicht.

Erich am offenen Fenster, in Hochzeitstoilette, das Gesicht etwas gerothet, das Haar nur wenig angegraut.
Susanne sitzt im Sopha, weint still in ihr Tuch hinein.
Thaddäus auf dem Stuhl am Clavier, trocknet sich von Zeit zu Zeit mit dem Rücken der Hand die Augen. Auch er ist im Frack und weißer Binde. Ein stilles, bartloses Gesicht, schlanke, etwas vorgebeugte Gestalt, während Erich in voller Kraft und Frische erscheint.

Erich (hinausschauend). Da fahren sie in ihr schönes junges Leben hinein! (winkt mit der Hand). Glückliche Reise, Kinder, ihr Beneidenswerthen! — Na, man hat es ja auch einmal gehabt. Denkst Du noch, Frau, wie wir unsere Hochzeitsreise antraten, nicht mit so vollen Segeln wie unsere Kinder, kein so eleganter Wagen mit einem Dutzend Blumensträuße, nur eine bescheidene Droschke, die uns zum Bahnhof brachte, wie sich's für einen jungen Anfänger schickte, und nun unsere Kinder heute — na, es war damals doch ebenso schön, wenn auch nicht die ganze Straße uns nachsah. Nein, seht

nur, ein förmlicher Auflauf — und die Auguste, das gute alte Thier, auf dem Bock, grüßt so stolz wie ein Triumphator nach rechts und links, und jetzt — komm geschwinde, Frau! Lilli dreht sich noch einmal im Wagen um und weht mit ihrem Brauttaschentuch zu uns herauf — (zieht rasch sein Tuch und wedelt damit aus dem Fenster). Hurrah! Volldampf voraus! Aber so komm doch! — (Susanne erhebt sich) auch Hubert ist aufgestanden. — Ja, jetzt ist's zu spät, da biegen sie um die Ecke — ade! (nickt zum Fenster hinaus.) Na, glückliche Reise und auf Wiedersehen! (tritt vom Fenster zurück.) Das wäre nun vorbei! Nun sollte man noch ein stilles Glas zusammen auf ihr Wohl — Aber wahrhaftig (Susanne betrachtend), es scheint, auf den Freudentag soll ein thränenreicher Abend folgen. Nu ja, ich begreife, liebes Herz — Scheiden und Meiden thut weh. Aber Du weinst ja nicht, wie wenn Du Dein Kind einem Mann anvertraut hättest, den sie liebt, und der es wahrhaftig werth ist, brav und hübsch und geschеidt, trotz seiner Jugend schon Hauptmann im Generalstabe, Du aber trauerst, als ob ein Räuber unsere Lilli entführt hätte. Na, und wenn das Mutterherz schwach und unvernünftig ist (geht auf Thaddäus zu), warum mußt Du denn dasitzen, Thaddäus, und Dein volles Herz überfließen lassen wie eine Dachtraufe?

Thaddäus. Hätt' ich wirklich —? (berührt mit zwei Fingern sein Augenlid.) Es sieht allerdings so aus, als ob es da naß wäre. Aber mein Gott, lieber Freund, es ist auch keine Kleinigkeit. Neunzehn Jahre habe ich mir alle Mühe gegeben, das Kind für mich zu erziehen — schon als ganz kleines Ding erklärte sie, sie wolle keinen Anderen als mich heirathen — der kleine Altersunterschied, kaum dreißig Jahre, der konnte ja nicht in Betracht kommen — und jetzt kommt dieser fremde Windbeutel in zweierlei Tuch und schnappt sie mir vor der Nase weg, und ich werde als Junggesell in die Grube fahren müssen. Da sollen einem nicht die Augen übergehen!

Erich. Laß doch die Possen! Du weinst doch nur zur Gesellschaft mit für die Frau Gevatterin, der Du ja überhaupt blindlings in Allem beistimmst.

Thaddäus. Nun, darin thät' ich nicht so Unrecht, denn gewöhnlich hat sie ja auch Recht in Allem, was sie denkt und thut. Und heute vollends —

Erich. Wenn sie weniger an sich dächte, als an das Glück ihres Kindes —

Thaddäus. Ja, siehst Du, lieber Freund, alle Liebe, auch Mutterliebe, darf ein bißchen egoistisch sein. Daß sie sich nun ohne ihr Herzblatt behelfen soll und in der „guten Versorgung" nur einen mäßigen Trost findet, so im ersten Trennungsschmerz — und dann, nicht wahr, liebe Freundin, Ihr Hauptkummer ist, das geliebte Kind, das so zart ist und sich so spät entwickelt hat, heut' schon aus Ihrer mütterlichen Hut entlassen zu müssen. Jung gefreit hat manchmal doch gereut.

Susanne (trocknet sich die Augen, hält ihm die Hand hin, die er, aufstehend, ergreift und herzlich drückt). Gewiß, Thaddäus. Sie verstehen mich doch immer. Ich danke Ihnen, daß auch Ihnen an diesem Freudentag die Augen übergehen.

Erich (sich aufgeregt hin und her) Natürlich. Ich werde wieder überstimmt, wie immer. Ich konnte mich am Ende trösten, so lange ich das Kind noch hatte, das Papa's Partei nahm. Jetzt aber — eine schöne Aussicht — immer Zwei gegen mich Einen. Wenn ich nicht wenigstens im Geschäft und im Magistrat noch etwas zu sagen hätte —

Susanne. Lieber Erich —

Erich (bleibt stehen). O, ich finde das Alles sehr in der Ordnung. Wenn so ein alter Hausfreund am Ende im Hause mehr bedeutet als der Hausherr, geht das nicht ganz mit rechten Dingen zu? Den Mann sieht die Frau fast nur, wenn er zwischen seinen Arbeiten und Geschäften nach Hause kommt, den Kopf noch voll Aerger, nervös und schlecht aufgelegt. Da ist er nicht immer sehr liebenswürdig. Dagegen der liebe Gevatter Hausfreund — der sorgt dafür, sich immer im besten Lichte zu zeigen, der macht immer sorgfältig moralische Toilette, eh' er der verehrten Freundin unter die Augen tritt — nein, Thaddäus, ich werfe Dir das gar nicht vor, ich constatire nur, und Du zumal, bei Deinen sonstigen Talenten und Tugenden —

Thaddäus (leise den Kopf schüttelnd). Möchtest Du nicht lieber aufhören, lieber Freund, Dich mit meiner Wenigkeit zu beschäftigen? Ich falle Dir doch nicht zur Last, wenn ich bei meiner verehrten Frau Gevatterin als Mädchen für Alles fungire.

Erich. Gewiß nicht. Und jetzt wirst Du ihr sogar die Tochter ersetzen müssen.

Thaddäus. Wenn ich das könnte! Du weißt, Erich, ich betrachte es nicht sowohl als meinen Lebenszweck, die Geschichte der Cultur in den baltischen Provinzen fertig zu schreiben, als dieser Deiner lieben Frau mich so angenehm und nützlich wie möglich zu machen. Seit ich mich vor zwanzig Jahren in sie verliebt habe, leider hoffnungslos, da sie schon seit drei Jahren Deine glückliche Gattin war, habe ich als frommer Knecht meine Schuldigkeit zu thun gesucht, und nicht wahr, Frau Susanna, wenn ich mich einmal „verändere", schreiben Sie mir in mein Dienstbuch: „Zuweilen ungeschickt, aber stets treu und fleißig." Sollte der Hausherr anders darüber denken, so kann ich ja — (sieht sich nach der Thür um.)

Susanne. Thorheiten, lieber Freund! Sie wissen ja, Erich muß sich immer von Zeit zu Zeit an Ihnen reiben, zumal wenn er etwas viel Champagner getrunken hat. (da Erich sich eben wieder einschenken will) Ich bitte Dich, Erich, trink nicht mehr!

Erich. Aber ich begreife nicht —

Thaddäus. Lassen Sie ihn doch trinken, liebe Freundin. Im Wein ist Wahrheit. Ich wünschte sehr, daß der Sect einmal ausplauderte, was er eigentlich gegen mich hat.

Erich (setzt das Glas wieder hin). Das willst Du wissen? Nun, das kann ich Dir auch ganz kurz und gut sagen: daß ich in den zwanzig Jahren unserer Bekanntschaft nie die geringste Ursache gehabt habe, mich über Dich zu beklagen.

Thaddäus. Und doch kannst Du mich jetzt nicht ausstehen? Die Motivirung ist neu.

Erich. Im Gegentheil, schon ziemlich alt. Es geht mir mit Dir wie den Athenern mit ihrem Aristides, den sie endlich verbannten, weil er immer der Gerechte war.

Thaddäus. Also läuft's doch am Ende auf meinen Abschied hinaus? Nun dann —

Erich. Unsinn! Das ist ja eben das Unglück, daß Du Dich unentbehrlich gemacht hast. Aber Du mußt selbst einsehen, angenehm ist's eben nicht, immer so einen Mustermenschen vor sich zu haben, hinter dem ein mit so manchen Schwächen und Gebrechen behafteter Sterblicher wie Unsereins beschämt zurückstehen muß. So heute wieder.

Thaddäus. Heute?

Erich. Oder hast Du beim Hochzeitsdiner nicht wieder den Vogel abgeschossen mit Deinem Toast? Ich bildete mir ein, als Brautvater meine Sache recht artig gemacht zu haben, als ich das junge Paar leben ließ — nicht zu lang, nicht zu sentimental — das bißchen Humor am Schlusse machte sich recht hübsch —

Thaddäus. Du sprachst ganz herrlich.

Erich. Jawohl, und man lachte sogar, auch Lilli und selbst ihre melancholische Frau Mama — und dann stehst Du auf und thust Deinen Spruch, natürlich auf die Frau Gevatterin, ohne alle rhetorische Kunst, ganz schlicht und scheinbar trocken, aber mit einer so eigenen Art und so aus der Tiefe geschöpft — uns Allen wurde ganz wunderlich zu Muthe, und ich selbst, der ich das Flennen in Gesellschaft hasse — am Schluß, wahrhaftig, ich mußte immer schlucken, während die Andern, Männlein und Weiblein, losheulten.

Thaddäus. Verzeih mir, Erich! Wahrhaftig, ich hatte das nicht beabsichtigt. Und leider, da ihr keine zweite Tochter habt, kann ich nicht einmal sagen: „ich will's nicht wieder thun."

Susanne. Ich habe Ihnen noch nicht gedankt, lieber Freund. Ich werde Ihre Worte nie vergessen.

(Kurze Pause.)

Thaddäus. Soll ich nicht Friedrich rufen, daß er die Lampen bringt? Wir könnten vielleicht unsere Partie machen — so ein stiller Scat beruhigt am besten die Gemüther.

Erich. Nein, da wir doch einmal dabei sind, uns gegen einander aufzuknöpfen —

Susanne. Ich bitte Dich, Erich — noch mehr überflüssige Auseinandersetzungen —? (faßt seine Hand.) Du bist so erhitzt — Du solltest noch einen Spaziergang machen — Thaddäus begleitet Dich vielleicht —

Erich. Das fehlte noch. Wenn Du nicht dabei bist, mache ich aus meinem Herzen noch weniger eine Mördergrube und sage ihm Dinge —

Susanne. Aber Erich —!

Erich mit gezwungenem Humor. Nun ja, was zu viel ist, ist zu viel, und am Ende ist's immer noch schmeichelhaft, vor lauter Bewunderung gehaßt zu werden.

Susanne. Erich! Du weißt nicht mehr, was Du sprichst!

Thaddäus. Glauben Sie ihm doch nicht, liebe Freundin! Soll ich Ihnen den wahren Grund sagen, weshalb er so giftig gegen mich ist? Weil er mein Verleger ist und ich sein Autor bin, sein schändlich fauler Autor, der den zweiten Band der Baltischen Culturgeschichte noch immer nicht druckfertig abgeliefert hat, so daß der Absatz dieses höchst interessanten Werkes natürlich ins Stocken kommen muß. Gemeines Geschäftsinteresse, Frau Susanne, nichts weiter, und all das Gerede von Bewunderung und Haß —

Auguste tritt von links ein mit einer brennenden Lampe. Guten Abend! (Setzt die Lampe auf den Kügel, zündet noch eine zweite an.)

Susanne. Sind die Kinder glücklich fortgekommen?

Auguste. In einem schönen, rothsammtenen Coupé ganz für sich allein, und alle Bouquets hab' ich noch drin untergebracht, und unser Fräuleinchen — wollt' sagen unsere gnädige Frau Hauptmann — so 'n Aufsehn, wie sie gemacht hat auf dem Bahnhof! Und sie meinte doch, die Eltern sollten sie nicht an die Bahn begleiten, damit man 's ihr nicht ansehen thäte, daß sie auf die Hochzeitsreise ginge, aber du lieber Gott! jedes Kind hat's ihr ja ansehn müssen, und Alle haben sich dran gefreut, denn so reizend und glücklich, wie unsere Lilli aus den Augen gesehen und immer ihren Mann angekuckt hat (trocknet sich die Augen) — na, Gott segne sie, und einen rechten guten Mann hat sie ja auch bekommen, und wenn sie uns jetzt auch hat verlassen müssen — (kann vor Rührung nicht weiter sprechen.)

Erich. Hat sie Ihnen sonst nichts weiter aufgetragen, Auguste?

Auguste. J ja woll, Herr Stadtrath, tausend Grüße an die lieben Eltern, und sogar unsern Friedrich und die Luise, die heut in der Küche half, hat sie nicht vergessen. Und dann, kurz eh' der Zug abging, rief sie mich noch ans Wagenfenster und sagte, ich sollte ihrem lieben Herrn Pathen, dem Herrn Doctor, noch einen ganz besonderen Gruß bestellen; es käme ihr vor, als hätte sie ihm noch gar nicht recht gedankt, „denn," sagte sie zu dem Herrn Hauptmann, der neben ihr stand, „wenn Du eine ziemlich gute Frau an mir gekriegt hast, Pathe Thaddäus hast Du's am meisten zu verdanken."

Erich (gereizt). Wirklich? Sagte sie das?

Auguste. „Denn," sagte sie, „Papa hat mich verzogen, und die Mama, die war auch manchmal zu gut gegen mich dummes Ding, aber mein Pathe, obwohl ich sein Augapfel war, der hat mir immer ganz ernstlich ins Gewissen geredet," sagte sie, „und was er für ein Prachtmensch ist" — aber da pfiff die Locomotive, und ich konnte ihr nur noch nachrufen, ich würde Alles pünktlich bestellen.

(Pause. Thaddäus sieht still zu Boden. Erich fährt sich aufgeregt durchs Haar. Susanne macht sich am Tisch zu schaffen.)

Auguste. Wenn die Herrschaften sonst nichts zu befehlen haben — na, denn will ich im Eßzimmer ein bißchen aufräumen. (ab nach links.)

Erich. So wäre man eigentlich Thaddäus dafür verpflichtet, daß das Kind in ihrer jungen Ehe den alten Eltern keine Schande macht. Nun, Pathen sind ja schon bei der Taufe dazu da, im Namen des Täuflings allen Werken des Teufels abzusagen. Der zärtliche Papa ist darin einbegriffen. Aber hab' ich's nicht gesagt? Er ist wieder die Hauptperson. Je nun, das muß man eben zu dem Uebrigen legen. Und jetzt — ich dächte, es wäre wohl erlaubt, sich eine Cigarre zu gönnen. Soll ich Dir auch eine holen, Thaddäus?

Thaddäus. Ich danke, Erich. Du weißt, ich rauche nicht um diese Zeit.

Erich. Nun, wie Du willst. Du lebst ja nach Grundsätzen, vortrefflichster Mann. Ich gönne mir auch Ausnahmen von der Regel. (geht langsam ab.)

(Susanne und Thaddäus sitzen ein paar Augenblicke stumm, ohne sich anzusehen. Dann steht Thaddäus auf.)

Thaddäus. Ich werde mich zurückziehen, liebe Freundin.

Susanne. Schon jetzt? Es ist ja noch so früh.

Thaddäus. Ich hätte es schon früher thun sollen. Aber solange das Kind da war —

Susanne (sieht ihn groß an). Was meinen Sie, Thaddäus?

Thaddäus. Nun, daß er Recht hat, daß ich wirklich hier im Hause — und zumal jetzt —

Susanne. Um Gottes willen, Sie wollen doch nicht — Sie könnten —

Thaddäus (immer sehr sanft). Ja, wie gesagt, mich eine Weile zurückziehen. Ich kann ja nicht darüber im Zweifel sein, daß er — daß ich — nun grad' heraus, daß es nicht mehr so zwischen uns ist wie bisher.

Susanne. Aber Sie täuschen sich, lieber Freund, gewiß, Sie täuschen sich. Kennen Sie ihn denn nicht? Er ist ja ein Augenblicksmensch, von seinen Stimmungen abhängig. Im nächsten Moment hat er so eine unholde Laune vergessen.

Thaddäus. Vielleicht. Nun, dann bin ich ja nicht aus der Welt, und Sie wissen, welchen Werth ich auf seinen Umgang, seine Freundschaft lege, so sehr, daß ich mich nicht bedenken würde, mich von Neuem dem auszusetzen, was Sie seine unholden Launen nennen.

Susanne. Und das könnten Sie mir anthun wollen? — Thaddäus!

Thaddäus. Es ist ja auch um Ihretwillen, liebe Freundin. Sie führen eine so glückliche Ehe, es steht nichts zwischen Ihnen beiden als — der alte Hausfreund, der mit der Zeit zuweilen unbequem wird. Wenn der sich also ganz sacht aus dem Wege räumt —

Susanne. Nein, das lasse ich nicht geschehen. Denken Sie denn nicht auch an sich, wie Sie das einsame Leben — denn ich bilde mir doch ein, daß auch wir Ihnen ein bißchen unentbehrlich geworden sind. Mein Gott, in zwanzig Jahren — nein, nein! Und wenn ich auch von mir nicht reden will — aber er, er selbst —

Thaddäus (ruhig). Es findet sich ja wohl wieder ein dritter Mann für seinen Scat.

Susanne. Nun werden Sie bitter. Aber ich verzeih' es Ihnen. Denn wirklich, wie Erich sich eben wieder gegen Sie betragen hat —

Thaddäus. Bitter? O nein. Aber gerade weil ich unser schönes Zusammenleben davor bewahren will, in ein bitteres Zerwürfniß auszuarten — glauben Sie mir, es ist das einzig Vernünftige —

Susanne. Still! Da ist er wieder.

(Erich tritt rauchend wieder ein. Thaddäus nimmt seinen Hut vom Klavier.)

Erich. Willst Du schon gehen?

Thaddäus. Ja, Erich, ich will mich nun verabschieden, da es doch heute zu unserer Partie nicht mehr zu kommen scheint. In den nächsten Tagen werde ich mich wohl nicht sehen lassen. Ich habe wirklich in diesen Hochzeitswochen ganz sträflich gefaulenzt und müßte wenigstens das schwierige vorletzte Capitel endlich abschließen. Also gute Nacht und tausend Dank. Schlafen Sie wohl, liebe Gevatterin! Und Sie erlauben wohl, ich möchte mir von Auguste noch ein Stück Torte geben lassen. Ich habe da drüben an der Ecke eine kleine Freundin, ein armes Kind von acht Jahren, das Streichhölzer verkauft für seine blinde Mutter. Der habe ich schon so viel Schachteln abgekauft, daß ich damit Moskau an allen vier Enden anzünden könnte. Nun soll sie auch erfahren, daß heute ein Freudentag war. Gute Nacht! (geht nach der Thür.)

Susanne (steht auf, in großer Erregung, bezwingt sich aber und ruft ihm nur nach): Aber Sie kommen doch morgen Vormittag auf eine Stunde, Thaddäus? Sie müssen mir durchaus helfen, Lilli's Musikalien zusammenzusuchen.

Thaddäus. Wenn ich dazu unentbehrlich bin — gewiß, liebe Freundin. Leben Sie wohl! (ab nach links.)

(Pause. Erich geht einmal durchs Zimmer, setzt sich dann in den Sophawinkel, schenkt sich ein Glas Champagner ein.)

Erich. Willst Du Dich nicht zu mir setzen, liebes Kind?

Susanne (ihn still ansehend). Das hast Du wirklich sehr gut gemacht, Erich.

Erich. Was meinst Du?

Susanne. Deutlicher konntest Du's dem alten Freunde nicht sagen, daß Du ihn aus dem Hause haben willst.

Erich. So? Wirklich? Nun, dann ist es ja gut. Früher oder später — kommen mußte es einmal. (trinkt das Glas aus.)

Susanne. Das kann nicht Dein Ernst sein, Erich.

Erich. Oder glaubst Du, jetzt, wo wir nur zu Dreien sind, würde ich mir's gefallen lassen, immer in der Minorität zu sein? Wenn ich nach Hause käme, abgerackert aus dem Geschäft oder geärgert durch die Dummheiten meiner Herren Collegen im Magistrat, und fände euch dann sitzen mit Gesichtern, als unterbräche ich euch in tiefsinnigen Untersuchungen über das Heil der Welt, und ihr betrachtet mich nur so wie ein nothwendiges Uebel, da ich doch einmal aus Versehen Dein Mann bin, der Erhalter des Hauses, den man daher schonend behandeln muß?

Susanne. Erich!

Erich. Wenn mir dann das Kind entgegenlief, das mir nicht böse war, weil ich's „verzog", und mir die Falten von der Stirn lachte, konnte ich mich ja noch trösten über meine sonstige Ueberflüssigkeit, und daß ich eben nur ein simpler Geschäftsmann bin, kein geistvoller Gelehrter und Philosoph. Jetzt aber — auf mich allein angewiesen — nein, das kann Niemand von mir verlangen! Ich will endlich einmal meine Frau für mich allein haben, und sie soll sich daran gewöhnen, mit mir gewöhnlichem Sterblichen vorlieb zu nehmen.

Susanne. O Erich! Ist es denn möglich! (sinkt auf einen Stuhl.)

Erich (steht rasch auf, sich immer heftiger steigernd). Jawohl, möglich und nöthig! Und er darf sich ja auch nicht beklagen. Ich habe ihm offen gesagt, daß ich ihn beneide, um seine Ueberlegenheit, um Alles, was mir fehlt. Aus solchem Grunde verabschiedet zu werden, ist ja doch eine Ehre. (geht stark rauchend auf und ab, bleibt dann vor ihr stehen.) Oder willst Du's leugnen, daß Du ihn mehr liebst als mich? Wenn Du jetzt zwischen uns die Wahl hättest — er oder ich — würdest Du Dich lange besinnen?

Susanne (erhebt sich, mit Nachdruck). Nicht weiter, Erich! Wenn Du nur ahntest, wie schlecht ein solches Hirngespinnst Dir ansteht, eine Eifersuchtslaune gegenüber Deiner alten Frau, zwei Jahre vor der silbernen Hochzeit! Euch vergleichen, Dich und Thaddäus — aber das wäre ja die baare Tollheit. Ihr seid so grundverschieden, Du noch immer der thatenfrohe, lebensfreudige Mensch voller Entwürfe, Wünsche und Hoffnungen, wie ich Dich als ganz junges Ding kennen und lieben lernte, und Er der stille, beschauliche, anspruchslose Träumer, der es im Leben nie weiter bringen wird, als daß ein paar Menschen ihn als Menschen lieben und ein paar Dutzend anderer ihn als Schriftsteller schätzen lernen. Und da fabelst Du von Rivalität, von Zurücksetzung — Dich gegen ihn! O Du ewig jugendlicher Hitzkopf!

Erich. Nun, nun, so ganz ein Hirngespinnst —

Susanne. Eins freilich hat er vor Dir voraus, Eins besitzt er in hohem Maße, was ich bei Dir manchmal schmerzlich vermisse —

Erich. Also doch!

Susanne (rasch fortfahrend) — freilich ein Fehler, der aus einer Deiner Tugenden stammt, aus Deiner frischen, sanguinisch-unbedenklichen Art, das Leben und die Menschen anzufassen. Darüber lässest Du's denn zuweilen an dem fehlen, was man Zartgefühl nennt.

Erich (auflachend). Haha! Zartgefühl! Natürlich, so ein Hitzkopf, ein plumper Draufgeher —

Susanne. Wie kannst Du nur, Liebster —! Ich sagte Dir ja —

Erich. O, und doch — in Einer Sache hab' ich so viel Zartgefühl bewiesen, daß Mancher geglaubt haben mag, es sei keine Tugend, sondern eine unverzeihliche Schwäche.

Susanne. Ich verstehe Dich nicht.

Erich. Oder habe ich jemals gegen Dich nur die leiseste Andeutung gemacht, als schiene mir in Deinem Verhältniß zu Thaddäus nicht Alles in Ordnung zu sein?

Susanne (ihn ernst anblickend). Du willst doch nicht sagen —

Erich. O ich — behüte! Aber Andere — die waren anderer Meinung. Und war nicht auch der Schein gegen euch? Sage selbst — der Gatte durch sein Geschäft in der Stadt festgehalten, seine junge Frau zur Stärkung ihrer Gesundheit im Seebade — dort erscheint ein interessanter junger Mann, ein halber Pole — wenigstens auf dem polnischen Gut seiner Eltern geboren und auf zehn Jahre nach Sibirien geschickt wegen einer unvorsichtigen Studentenrede — er attachirt sich an die einsame junge Frau, die ihr Mann nur einmal in der Woche besuchen kann — sie erholt sich sichtlich, der Verehrer folgt ihr dann hierher in die Stadt und etablirt sich als Hausfreund, als Pathe des Kindes, das die Frau nach dreijähriger kinderloser Ehe glücklich zur Welt bringt — wenn das nicht Grund genug war für die Lästermäuler —

Susanne (mit bebender Stimme). Und das hast Du Dir als Beweis von besonderem Zartgefühl angerechnet, daß Du Deiner Frau und Deinem Freunde von so nichtswürdiger Medisance nie eine Andeutung gemacht hast?

Erich (etwas verlegen). Nun, so absurd diese alte Geschichte war — sie ist doch nie ganz zum Schweigen gebracht worden. Ich könnte Dir Beweise dafür geben — (da Susanne eine heftige Bewegung macht) — Du hast Recht, man muß dergleichen Schmutz nicht an sich kommen lassen. Aber wenn ich auch an Dir nie zweifelte — wir Männer, selbst die Besten unter uns, sind keine Engel. Wie er Dich liebte, Dich vergötterte — er selbst hat ja nie ein Hehl daraus gemacht. Wenn er daher selbst das richtige „Zartgefühl" gehabt hätte, wäre es ihm doch wohl eingefallen, sich beizeiten zurückzuziehen, noch vor der Hochzeit seines Pathenkindes.

Susanne (ernst und traurig). O Erich, Du weißt nicht, daß wir es ihm allein zu verdanken haben, wenn Lilli ihre Hochzeit heute so freudig im Hause ihrer Eltern hat feiern können.

Erich. Wie? Ihm — Thaddäus hätten wir das —

Susanne (nicht langsam vor sich hin). Ja, Erich, ihm allein. Und nun muß auch ich Dir eine alte Geschichte erzählen. Setz Dich ruhig dorthin und höre mich an. Willst Du mir versprechen, mich nicht zu unterbrechen?

Erich (geht zögernd nach dem Sopha und setzt sich, legt die Cigarre weg). Wenn sie nicht zu lang ist, Deine alte Geschichte —

Susanne. O, sie ist ganz kurz; ich will nur die Thatsachen erzählen. Also, es war einmal —

Erich. Du scheinst mir ein Märchen auftischen zu wollen?

Susanne. Die Geschichte ist leider buchstäblich wahr. Also: es war einmal ein junger Ehemann, der seine Frau sehr lieb hatte. Das hinderte ihn aber nicht, auch andere Frauen schön und anziehend zu finden und ihnen eifrig den Hof zu machen. Seine eigene Frau nahm ihm das nicht übel. Ja, sie war sogar ein bißchen eitel darauf, daß auch Andere ihn liebenswürdig fanden, und gönnte ihm die glänzende Rolle, die er in der Gesellschaft spielte. Sie wußte ja, daß sein Herz nur ihr gehörte. Bis eines Tages eine sehr gefährliche fremde Schönheit, eine Sängerin —

Erich (gereizt auffahrend). Mußt Du mir wirklich *diese* alte Geschichte wieder vorrücken, die ich so gründlich bereut habe? Und ist es „zartfühlend" von Dir, da Du mir meine Schuld verziehen hast, gerade heut' —

Susanne (bewegt). *Deine* Schuld, Erich, aber nicht die *meine*!

Erich (sehr erstaunt). Die — Deine? Was hättest Du —

Susanne. Du hast versprochen, mich nicht zu unterbrechen. Ich bin auch gleich zu Ende. Aber es muß einmal vom Herzen herunter und gerade heute, damit Du begreifst, wie sehr Du dem alten Freunde verpflichtet bist —

Erich. Nun ja, er hat mir damals so gründlich ins Gewissen geredet, daß ich den dummen verliebten Handel sofort abbrach und von dieser Verirrung als ein reumüthiger Sünder zu meinem hochherzigen Weibe zurückkehrte. Aber wahrhaftig, auch ohne sein Dazwischentreten — ich wäre sicher bald genug von selbst zur Besinnung gekommen, daß diese kokette Schlange nicht werth war, meiner lieben Frau nur die Schuhriemen aufzulösen.

Susanne (seufzend). Vielleicht! Aber dann wär's *vielleicht* für Deine liebe Frau zu spät gewesen.

Erich. Wie?

Susanne. Denn sie war thöricht genug, jung und leidenschaftlich, wie sie war, diese Umkehr Dir nicht zuzutrauen, und überdies — Du weißt, daß Dein Abenteuer in der Stadt das größte Aufsehen machte, so daß nicht nur hinter unserem Rücken darüber Zeter geschrieen wurde, sondern auch mitleidige Seelen sich fanden, mir ihr inniges Beileid auszudrücken, bis mein Unmuth endlich in helle Empörung ausschlug. Ich fühlte mich tödtlich verletzt in meiner Liebe, meiner Frauenwürde, und wirklich, Erich, ich erhitzte mich so in dem Gedanken, welcher öffentlichen Schmach Du mich preisgabst, daß ich in allem Ernste Dich zu hassen anfing.

Erich (nickt ernst vor sich hin). Wozu Du ein gutes Recht hattest.

Susanne (zögernd). Aber auch zu dem, wozu dieser Haß mich trieb? Denn damals bewährte unser Freund all seine Herzensgüte, indem er mich wie eine Kranke mit der größten Zartheit behandelte, meine Gedanken stets von meinem Kummer abzulenken suchte. Ja, Erich, da verglich ich ihn mit Dir und sagte mir: hier hast Du einen wahren, treuen Freund, der Deinetwegen auf jedes eigene Glück verzichtet hat, auf die Gründung einer Familie, die Laufbahn eines Universitätslehrers — und das alles selbstlos und hoffnungslos. Aber nein, so viel Liebe und Treue soll nicht unbelohnt bleiben. Jetzt, da Du schmählich verrathen und im Stich gelassen wirst von Deinem eigenen Mann, jetzt willst Du *ihm* angehören, Alles für Alles geben, ihm vergelten, was er durch sieben Jahre stiller Hingebung für Dich gethan hat.

Erich (springt auf). Susanne — !

Susanne. Und so, an einem bösen Tage, da gerade wieder eine eifrige Zuträgerin mir das Neueste von Deinen stadtkundigen Huldigungen gegen jene Dame ins Ohr gezischelt hatte — da hielt ich nicht länger an mich; in einer Art Fieber, kaum daß ich daran dachte, mich für die Straße

anzuziehen, eilte ich aus dem Hause und in die Wohnung meines Freundes. Noch heute steht sein entgeistertes Gesicht vor mir, mit dem er mich ins Zimmer stürzen sah. „Frau Susanne," rief er, „was ist geschehen? Ein Unglück?" — Statt aller Antwort warf ich mich an seine Brust und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

Erich. Weiter, weiter! Du folterst mich.

Susanne. Er redete mir zu wie einem kranken Kinde, mich zu beruhigen. Ich fühlte aber, wie er am ganzen Leibe zitterte, als er mich sanft von sich wegdrängte und zum Sitzen nöthigte. Und auf einmal trocknete der Zorn, die Empörung meine Thränen. Ich sagte ihm Alles: daß ich meinen Mann nicht mehr lieben und achten könne, daß ich wisse, wie theuer ich *ihm* sei, und von ihm erwarte, er werde meinen Retter machen, mir Genugthuung schaffen für das mir angethane tödtliche Unrecht. Ich wolle, wenn ich die Scheidung durchgesetzt, die Seine werden, Lilli könne man mir nicht nehmen, da ich der unschuldige Theil sei, und dann — wohin er mit mir gehen wolle, nur weit, weit weg —

Pause. Erich ist wieder auf das Sopha gesunken.)

Susanne. Muß ich noch weiter erzählen? Weißt Du nicht selbst, welche Antwort dieser wahre Freund auf mein stürmisches, kopfloses Bitten und Drängen hatte? O Erich, Du sagtest vorhin, Männer sind keine Engel. Wenn *er* es aber wenigstens in jener Stunde nicht gewesen wäre, der heutige „Freudentag" wäre uns nicht beschert worden. Habe ich ihn Dir getrübt, Liebster, durch diese alte Geschichte? Ich sollte denken, nun erst sei Dir der letzte Stachel aus dem Herzen genommen, da Du auch Deiner Frau eine Schuld zu vergeben hast. Oder bringst Du das nicht übers Herz? Obwohl wir beide jetzt alte Leute sind und auf unsere Jugendthorheiten mit einem milden Auge zurückblicken können?

Erich (will etwas erwidern, die Stimme versagt ihm. Er steht etwas mühsam auf, wankt zu Susanne hin, schlingt die Arme um sie). Mein Weib, mein einziges, geliebtes Weib — (Sie halten sich umschlungen.)

Auguste (tritt rasch ein). Da bring' ich — o Verzeihung — ich — habe gestört!

Erich (sich ruhig losmachend). Kommen Sie nur, Auguste. Was — was bringen Sie?

Auguste. Ein Billet an Herrn Stadtrath, von Herrn Doctor, er hat's eben unten in der Küche abgegeben — Friedrich hatte gerade einen Gang zu machen — (reicht das Billet hin.)

Erich. Nimm Du es, Frau, und — lies es mir vor. Es schwimmt mir so vor den Augen, wohl vom Sect. (wendet sich, heimlich die Augen trocknend, ab.)

Susanne (liest). „Verzeihe, lieber Freund, wenn ich mich ohne förmlichen Abschied auf ein paar Wochen, vielleicht auch Monate, von euch beurlaube. Ich sehe ein, daß ohne einige archivalische Nachstudien der zweite Band nicht zu Stande kommen kann. Ich muß daher nothwendig nach Königsberg. Meine Frau Gevatterin möge mich entschuldigen, wenn ich ihr nicht helfe, Lilli's Musikalien" —

Erich (sie hastig unterbrechend). Gehen Sie, Auguste, laufen Sie! Bringen Sie uns den Doctor hierher, todt oder lebendig — wir hätten ihm was ungeheuer Wichtiges —

Auguste. Schon gut, Herr Stadtrath. Der Herr Doctor ist gewiß noch nicht fort, wollte ja auch noch dem Friedrich ein Trinkgeld geben — (eilt hinaus.)

Erich (sich zur Heiterkeit zwingend). Jetzt beneide ich jeden regierenden Fürsten, der einen Hausorden mit Brillanten zu vertheilen hat. O Frau, es hilft nichts: er ist und bleibt der Bessere von uns beiden, und ich fände es sehr geschmacklos von Dir, wenn Du ihm nicht den Vorzug gäbest.

Susanne. Was Du für dummes Zeug reden kannst!

(Thaddäus tritt wieder ein.)

Erich. Da ist er ja, der Ausreißer, der heimtückische Verräther! Was? Uns alte Leute böslich verlassen wollen, weil das hübsche junge Gesicht jetzt nicht mehr hier im Hause ist? Nun, daß der Papa ihn nicht halten kann, ist verzeihlich; so ein widerwärtiger, eifersüchtiger Stänker und Zänker, der sich mit dem besten Freunde beständig häkeln muß. Aber ist denn nicht noch die Mutter des Kindes da, die sich ohne den Gevatter nun einmal nicht behelfen kann? Wie? Und da wollte er —

Thaddäus (ihn unterbrechend, etwas gedrückt). Ich bitte Dich, lieber Erich, es ist wirklich die höchste Zeit — Du selbst, in Deinem eigenen Interesse als Verleger — es kann nicht so fortgehen —

Erich. Dummes Zeug! Die baltischen Provinzen laufen uns nicht weg. Aber darin hast Du Recht: so kann es nicht fortgehen. Zwanzig Jahre gehst Du mit Deiner Frau Gevatterin um, als wärst Du immer noch ein Halbfremder. Das muß aufhören, nicht wahr, Susanne? Da — fülle ihm und Dir noch einmal das Glas, und dann angestoßen und von jetzt an auf Du und Du! (Susanne thut nach seinen Worten.) Nein, das ist noch nicht Alles. Jetzt kommt noch die Hauptsache: Du mußt Susanne einen Kuß geben — dann erst ist's richtig mit der Brüderschaft.

Thaddäus (bestürzt). Frau Susanne, wollen Sie mir wirklich erlauben —

Susanne (lächelnd). Kannst Du noch fragen, lieber Freund? (nähert ihm ihr Gesicht. Er küßt sie.)

Erich. So! Fiducit! Und jetzt zu unserer Partie, zur „Beruhigung der Gemüther". Wo sind die Karten? (wendet sich nach dem Hintergrunde.)

Thaddäus (fragend von Einem zum Andern blickend). Wenn ich von der ganzen Geschichte nur ein Wort verstände! Ich glaube wahrhaftig, auch ihm gehen jetzt die Augen über! Wollen Sie mir nicht, liebe Freundin — willst Du mir nicht erklären —

(Susanne zuckt lächelnd die Achseln, schüttelt leise den Kopf.)

Vorhang fällt.

Die Rettung einer „Legende".

Von

Theodor Schiemann.

[Nachdruck untersagt.]

Im Jahre 1887 hat H. von Sybel eine außerordentlich fein durchgeführte Untersuchung veröffentlicht, welche bestimmt war, die Legende zu zerstören, der zu Folge Graf Brandenburg, der preußische Ministerpräsident, am 6. November 1850 an gebrochenem Herzen gestorben sei, „weil Preußen den Forderungen Oesterreichs, zunächst in der kurhessischen Sache" nachgegeben habe. Sybel erzählt nun nach den Acten des geheimen Staatsarchivs, die für diese Fragen von ihm als Ersten benutzt worden sind, die Ereignisse, die von Ende September bis zum 6. November 1850 sich in der deutschen Frage zwischen Oesterreich und Preußen abgespielt haben. Er bringt den unwiderleglichen Beweis, daß Graf Brandenburg mit seiner vollen Persönlichkeit eingetreten ist für die Erhaltung des Friedens und auch thatsächlich die Majorität des Ministeriums und mit ihr den seiner Ueberzeugung nach zur Minorität stehenden König für diese seine Ansicht gewonnen hat. Der Tod Brandenburg's müsse demnach außer jeden Zusammenhang mit den politischen Ereignissen gestellt werden, und es sei nur als eine Zufälligkeit zu betrachten, daß er gerade in jene kritischen Novembertage fiel. So etwa läßt sich das Schlußergebniß der Sybel'schen Untersuchung zusammen fassen.

Eine genauere Betrachtung der Frage führt jedoch dahin, daß wir mindestens bei einem „non liquet" in Betreff jener „Brandenburg-Legende" stehen bleiben müssen, und bestätigt die nicht scharf genug zu betonende Wahrheit, daß eine absolute Gewißheit in historischen Dingen ganz außerordentlich schwer zu gewinnen ist. Auch wo ein scharfer Verstand und ein ruhig abwägendes, methodisch geschultes Urtheil den Thatsachen nachspüren, bleibt immer die Möglichkeit des Irrthums offen, so lange wir auf ein lückenhaftes und unsicheres Material zu bauen genöthigt sind. Wir kommen der Wahrheit näher, aber wie selten dürfen wir sagen, wir hätten sie voll erfaßt. Noch heute ist das letzte Wort über die Convention von Tauroggen nicht gesprochen, und ebenso, scheint mir, wird die Frage nach den letzten Gedanken und Empfindungen des Grafen Brandenburg durch die Sybel'sche Studie keineswegs endgültig erledigt. Aber näher kommen können wir der historischen Wahrheit wohl auf Grund der Materialien zur Zeitgeschichte, die in den zwölf Jahren bekannt geworden sind, seit Sybel seine Untersuchung abschloß.

Ich möchte vorausschicken, daß Fürst Bismarck, der die Sybel'sche Arbeit ohne Zweifel gekannt hat, zumal sie fast unverändert im zweiten Bande von Sybel's „Begründung des Deutschen Reiches" wiederholt wird, in seinen „Gedanken und Erinnerungen" zweimal auf den Grafen Brandenburg zu sprechen kommt.

Er erzählt, wie er 1850 in Erfurt mit ihm auf einem Spaziergange im Steigerwalde die Lage des Augenblicks besprach, und wie tapfer damals Brandenburg den Gedanken eines österreichischen Krieges ins Auge gefaßt habe: „Geht es nicht, so ziehen wir den Degen und jagen die Kerls zum Teufel." — „Ich kann nicht leugnen," bemerkt Bismarck dazu, „daß dieser militärische Schluß mir einen sehr gewinnenden Eindruck machte, hatte aber meine Zweifel, ob die Allerhöchste Entschließung im entscheidenden Augenblicke nicht mehr von anderen Einflüssen abhängen würde als von diesem ritterlichen Generale. Sein tragisches Ende hat meine Zweifel bestätigt" (Gedanken und Erinnerungen, Bd. I, S. 66). An der zweiten Stelle spricht Bismarck von der Verantwortlichkeit der Minister und sagt: „Das übliche Amtsgeheimniß deckt die Umstände, unter welchen eine Entgleisung stattgefunden hat, Menschenalter hindurch, und das Ergebniß der Unklarheit, in welcher der pragmatische Zusammenhang der Dinge bleibt, erzeugt bei leitenden Ministern, wie das bei manchem meiner Vorgänger der Fall war, Gleichgültigkeit gegen die sachliche Seite der Geschäfte, sobald die formale durch königliche Unterschrift oder parlamentarische Vota gedeckt erscheint. Bei Anderen wieder führt der Kampf zwischen dem eigenen Ehrgefühl und der Verstockung der Competenzverhältnisse zu tödtlichen Nervenfiebern, wie bei dem Grafen Brandenburg . . ."

Man ist wohl berechtigt, aus diesen beiden Aeußerungen den Schluß zu ziehen, daß Fürst Bismarck an der sogenannten Legende festhielt oder doch mindestens den Tod des Grafen Brandenburg in einen ganz directen Zusammenhang mit den vorausgegangenen politischen Ereignissen stellte. Im Jahre 1891 sind nun die Denkwürdigkeiten Leopold's von Gerlach erschienen. Bekanntlich Tagebuchblätter, deren subjective Wahrhaftigkeit keinem Zweifel unterliegt. In allem Wesentlichen bestätigen sie die Auffassung Sybel's über den Gang der Ereignisse, die dem Tode des Grafen Brandenburg vorher gingen. Gerlach erzählt, wie der König am 3. November beim Morgenkaffee die Nachricht von der Erkrankung Brandenburg's erhielt, und schreibt dann am 6: „Der König, gänzlich gebrochen durch den Bankerott der deutschen Politik und durch Radowitzens Sturz, bildet sich ein, Brandenburg wäre schwer erkrankt, weil es ihm durch Niebuhr's Erzählung plötzlich klar geworden, er wäre durch Oesterreich betrogen, Radowitz habe Recht und sei durch ihn auf verkehrte Weise geopfert. Ich habe nun noch Niebuhr über seine Unterredung mit Brandenburg vernommen. Er hat Brandenburg wecken lassen, ist sehr freundlich angenommen worden, hat ihm die drei Alternativen für Gröben: Angreifen, Stillestehen und Convention, vorgelegt. Da hat Brandenburg sich für die Convention entschieden, und auf die Nachricht, das Vorgehen der Bayern sei auf Befehl Schwarzenberg's von Warschau aus erfolgt, ganz ruhig gesagt: ‚Dann müssen wir uns mißverstanden haben'."

Gerlach will nun offenbar damit jene angebliche Einbildung des Königs widerlegt haben, mir scheint aber durch die Mittheilungen Niebuhr's nur das Eine erwiesen, daß Brandenburg die ihn völlig überraschende Nachricht, daß Schwarzenberg die Bayern habe marschiren lassen, mit äußerlicher Fassung hinnahm. Er war ein vornehmer Mann, den das Leben an Selbstbeherrschung gewöhnt hatte; das schließt aber keineswegs aus, daß die Nachricht ihn innerlich tief erregte. Jedenfalls sind wir genöthigt, anzunehmen, daß er sich von Schwarzenberg eines Anderen versehen hatte, und das stimmt durchaus zu den actenmäßigen Angaben Sybel's über die Warschauer Verhandlungen. Brandenburg war mit der Ueberzeugung heimgekehrt, daß in der hessischen Angelegenheit nichts geschehen werde, ehe die in Aussicht genommenen Ministerconferenzen die schwebenden Differenzen geregelt hätten. Schwarzenberg hatte ihn „ohne Zustimmung und Widerspruch" gelassen. Jetzt sah Brandenburg, daß er in der That getäuscht war, und wenn er die ihm von Niebuhr überbrachte Nachricht von dem rücksichtslosen Vorgehen Schwarzenberg's ruhig hinnimmt, so bleibt doch die Thatsache, daß er, der sich am 2. November Abends gesund hingelegt hatte, am Morgen des 3. November krank ist.

Abeken gibt uns in einem Briefe vom 7. November noch etwas genauere Daten. „Ich bin," schreibt er, „beinah noch der Letzte, der ihn vor seiner Krankheit gesehen. Am Sonnabend Abend halb Zehn verließ ich ihn, nachdem ich ihm eine Arbeit vorgelegt, die er billigte; am Morgen um 5 Uhr brach das Fieber aus, das ihn in so kurzer Zeit dahin raffte. In der Nacht um 2 Uhr war er noch durch Marcus Niebuhr mit einer Botschaft vom Könige geweckt, und vielleicht hat die Erkältung dabei den unmittelbaren Ausbruch beschleunigt."

Ich würde bei alle dem noch nicht gewagt haben, mit meinen Zweifeln gegen das Resultat der Sybel'schen Untersuchung hervorzutreten, wenn nicht noch andere bisher nicht berücksichtigte Quellen sie bestärkten.

Die Correspondenz Friedrich Wilhelm's IV. mit dem Kaiser Nicolaus ist in unserer deutschen Literatur außerordentlich wenig beachtet worden. Dagegen hat sie Martens in seinem „Recueil des traités et conventions" im achten Bande vielfach herangezogen, und wenn auch die Art, in welcher er mit seinen Quellen umspringt, höchst tendenziös ist, sind diese Quellen selbst, wo er sie wörtlich citirt, doch von ganz außerordentlichem Werth.

Friedrich Wilhelm IV. hat in einem sehr lebhaften und über alle Erwartungen intimen Briefwechsel mit dem Schwager in Petersburg gestanden. Beide Herrscher schrieben viel und eingehend und liebten es, ihre politischen Glaubensbekenntnisse auszutauschen. Friedrich Wilhelm ist darin, unserem Gefühl nach, viel zu weit gegangen. Er scheint mitunter ganz zu vergessen, daß jener Schwager zugleich der Kaiser von Rußland ist, und der lehrhaft-hochmüthige Ton der Antworten Nicolaus' läßt keinen Zweifel darüber, wie überlegen der Zar auf den König von Preußen meinte herabblicken zu können.

Am 4. November schreibt nun Friedrich Wilhelm: „Die friedlichen Absichten, mit denen Graf Brandenburg aus Warschau heimgekehrt ist, haben in meinem Ministerium gesiegt. Herr von Radowitz ist vom Ministerium des Auswärtigen zurückgetreten und Bernstorff an seiner Stelle ernannt. Mein Cabinet gibt den Oesterreichern die erforderlichen Garantien für das Aufgeben der Unionsverfassung. In Hessen verlangt es Garantien für die Sicherheit unserer Militäretappen, und meine Truppen werden sich darauf beschränken, sie zu besetzen. Der Statthalterschaft in Holstein wird vorgeschrieben, ihre Truppen zurückzuziehen; geschieht es nicht, so überlassen meine Minister Jedem, dem es so gefällt, zu interveniren. Und das Alles, weil Brandenburg den Versprechungen des Fürsten Schwarzenberg vollen Glauben schenkt. Ich, lieber Freund, traue ihnen nicht."

Ich möchte hier den Nachdruck auf die Versprechungen Schwarzenberg's legen. Der Brief des Königs ist zwei Tage vor der Aufzeichnung Gerlach's geschrieben und noch nicht beeinflußt durch die weiche Stimmung, die später der Tod Brandenburg's in ihm wachrief.

Weit bestimmter ist aber ein zweiter Brief des Königs an Kaiser Nicolaus, geschrieben am 6. November, gleich nachdem Brandenburg gestorben war.

„Unser tapferer und edler Brandenburg ist heute Morgen gestorben. Das ist ein furchtbarer, nicht gut zu machender Schlag. Und der Grund seines Todes!!! Ich weiß ganz bestimmt (positivement), daß die Perfidie von Schwarzenberg ihn getödtet hat. In der allzu berühmten Sitzung des Ministerraths vom 2. drang die Meinung von Brandenburg durch, weil er für die Wahrheit der Versprechungen und die bonne foi der Worte dieses Mannes sich verbürgte. Am Abend um 11 Uhr hatte er den Beweis des Gegentheils in Händen, die Gewißheit, daß Schwarzenberg es gewesen war, der die bayrischen Truppen halten ließ, so lange er in Warschau blieb, und ihnen befahl, in das Kurfürstenthum einzumarschiren, sobald er nach Wien zurück gekommen war . . . Es war mein bester Freund, mein treuester und muthigster Diener." (Martens, Bd. VIII, S. 384, 385.)

Von der Bürgschaft Brandenburg's für die Zuverlässigkeit der Versprechungen Schwarzenberg's finden wir bei Sybel, der das Protokoll der Ministerialsitzung vom 2. November benutzt hat, nichts. Offenbar hat man jene Versicherung Brandenburg's zu protokolliren nicht für nöthig gefunden. Hier in dem Schreiben des Königs ist sie uns erhalten.

Ziehe ich das Facit aus dem Gesagten, so scheint mir unzweifelhaft, daß die urkundliche Darstellung Sybel's gerade in dem einen Punkte, in dem seine Ausführung gipfelt, daß nämlich der Tod des Grafen Brandenburg außer Zusammenhang mit den traurigen politischen Verhältnissen des Novembers 1850 steht, nicht erwiesen ist. Wir haben gar keinen äußeren oder inneren Grund, anzunehmen, daß der König falsch gesehen habe, und bis auf Weiteres werden wir an der „Legende" festhalten dürfen, daß allerdings die Politik es war, die dem tapferen und stolzen Grafen das Herz gebrochen hat.

Entlehnung oder zufällige Uebereinstimmung?

Von

Heinrich Weber.

[Nachdruck untersagt.]

Fälle überraschender Uebereinstimmung auf dem Gebiete der Religion, der Literatur, der Kunst zwischen Orient und Occident, besonders zwischen den in Asien verbliebenen und den nach Europa gewanderten Völkern des arischen Stammes in früheren Stadien ihrer Entwicklung hatte Professor Max Müller in Oxford unter dem Titel „Coincidences" [1]) zum Gegenstand einer Untersuchung gemacht und in überaus interessanter Weise nachgewiesen, wie für solche Uebereinstimmung oft, so sehr sie rein zufällig erscheint, doch bei näherer Nachforschung eine Erklärung aus Entlehnung möglich ist.

Daß die Principien solcher Vergleichung, wie er sie für die älteren Zeiten dargelegt hat, auch auf Erscheinungen der neuesten Zeiten anwendbar sind, hat er im Juliheft der „Fortnightly Review" von 1898 unter demselben Titel an einem besonders auffallenden Beispiel zu zeigen gesucht; er glaubt gefunden zu haben, daß das bekannte Heine'sche Gedicht „Ein Jüngling liebt' ein Mädchen" im Wesentlichen eine Entlehnung aus einem vor mehr als 1100 Jahren verstorbenen indischen Dichter Bhartrihari sei, und spricht über diese in der That frappirende Entdeckung mit der seinem Stil eigenen Anmuth. Was könne erstaunlicher sein, als daß man ein Gedicht von Heine, voll von Witz und moderner Empfindung, in der Sanskritdichtung wiederfinde, die bei aller ihrer Schönheit doch sicher weder durch Humor noch durch Sentimentalität ausgezeichnet sei!

Ich selbst habe bereits im Jahre 1883 bei meiner Promotion in Berlin die These drucken lassen und vertheidigt, daß jenes Heine'sche Gedicht im Wesentlichen eine Entlehnung aus Bhartrihari sei; doch sind die Einwendungen meiner Opponenten von damals nicht ohne Eindruck auf mich geblieben [2]). Da die von dem berühmten Oxforder Gelehrten neu gemachte und weiteren Kreisen übermittelte Entdeckung berechtigtes Aufsehen erregt hat, so lohnt es wohl, noch einmal näher auf die Sache einzugehen.

---

[1]) In den „Transactions of the Royal Society of Literature", vol. XVIII part. II.

[2]) Es ist die sechste der meiner Dissertation angefügten Thesen, die ich am 28. Juli 1883 vertheidigt habe. Meine Opponenten waren der jetzige Professor der Philologie in Straßburg i. E. Dr. Richard Reitzenstein und der jetzige Archivar in Magdeburg Dr. Georg Liebe.

Ich stelle die beiden Gedichte neben einander. Das indische: yâm cintayâmi satatam mayi sâ viraktâ . . . u. s. w. heißt in wörtlicher Uebersetzung:

Sie, an die ich beständig denke, ist mir abgeneigt,
Und sie begehrt einen anderen Mann; dieser Mann hängt an einer Anderen;
Und unfortwegen härmt sich eine Andere ab;
Weh (eigentlich): Pfui über den und die und den Liebesgott und Jene und über mich selbst.

Dem entsprechen die beiden Strophen Heine's:

Ein Jüngling liebt' ein Mädchen,
Die hatt' einen Andern erwählt,
Der Andre liebt' eine Andre
Und hat sich mit dieser vermählt.

Das Mädchen heirathet aus Aerger
Den ersten besten Mann,
Der ihr in den Weg gelaufen,
Der Jüngling ist übel dran.

Die Schlußstrophe von der alten Geschichte, die doch ewig neu bleibt, und die dem das Herz bricht, dem sie just passiert, ist Heine eigenthümlich, wie ja auch die zweite Strophe schon in ihrer Formung seinen Stempel trägt; immerhin ist die Uebereinstimmung der beiden Gedichte so groß, daß der Gedanke, das neue sei von dem alten abhängig, sich unabweisbar aufdrängt. Max Müller erklärt denn auch, rein zufällig könne jene nicht sein; ein Vers des einen Gedichtes möchte durch Zufall mit einem des anderen übereinstimmen können, aber vier Verse nicht. Da Heine und Bhartrihari nicht durch dieselbe Schule gegangen seien, und da es nicht wahrscheinlich sei, daß die menschliche Leidenschaft von selbst genau denselben Ausdruck gefunden habe bei Dichtern, die durch mehr als 1100 Jahre von einander getrennt seien, so müsse man untersuchen, ob Heine's Leben den Schlüssel zur Lösung des Räthsels biete; wenn die äußere Möglichkeit einer Entlehnung sich nachweisen lasse, so müsse man diese selbst als nachgewiesen betrachten.

Solcher Nachweis ist nun in der That nicht schwierig. — Max Müller führt einige Worte aus einem Briefe Heine's an seinen Vater Wilhelm Müller vom 7. Juni 1826 an: Als Heine in Bonn studirt, habe ihm A. W. Schlegel viele Geheimnisse der Metrik enthüllt. Diese Worte würden an sich ziemlich belanglos für das Nachzuweisende sein, da aus ihnen ja weiter nichts hervorgeht, als daß Heine durch Schlegel irgend welche metrische Belehrungen empfangen hat. Daß der des Sanskrit kundige Schlegel Heine Verse Bhartrihari's vorgelesen und in einem Augenblick der Begeisterung vorübersetzt habe, läßt sich aus jener Briefstelle jedenfalls kaum schließen; indessen läßt sich dergleichen anderweit als möglich erweisen, ja wahrscheinlich machen.

Heine hat jene Verse nach Goedeke's „Grundriß" 3, 456 im Herbst 1822 gedichtet; sie gehören zu der 1823 unter dem Titel „Lyrisches Intermezzo" zusammen mit seiner Tragödie „Ratcliff" gedruckten, seinem Onkel Salomon Heine zugeeigneten Gedichtsammlung; gerade diese aber enthält mehrere Gedichte, die deutlich zeigen, daß seine Gedanken zu jener Zeit viel in Indien geweilt haben, wie die allbekannten, viel componirten Lieder: „Auf Flügeln des Gesanges" und „Die Lotusblume ängstigt".

In den „Die Heimkehr" überschriebenen Liedern von 1823—24 finden sich dann noch die Verse von König Vicvamitra und von Vasischta's Kuh, welche vielleicht beweisen, daß Heine die Uebersetzung der Episode des großen indischen Heldenepos Râmâyana, aus der ihr Stoff entlehnt ist, in Franz Bopp's „Conjugationssystem der Sanskritsprache" von 1816, S. 154—235, gelesen hat.

Ueber Heine's Interesse für die damals in Deutschland erwachenden Sanskritstudien enthält seine Biographie von Strodtmann (I, 79) folgende Stelle eines

seiner Briefe von 1820: „Schlegel, Bopp, Humboldt sind unsere jetzigen Ostindienfahrer." Der junge Dichter war schon in diesem Jahre in Bonn zu A. W. Schlegel in Beziehungen getreten; als Bopp in Berlin 1821 seine Vorlesungen über Sanskrit und vergleichende Sprachwissenschaft eröffnete, begann auch Heine, dessen Interesse dafür schon durch Schlegel erweckt war, „sich ernstlich mit den Geisteswerken der Inder vertraut zu machen" (Strodtmann I, 185).

Er ist in Berlin, wie ich auf der Registratur der Universität festgestellt habe, vom 4. April 1821 bis 24. December 1823 immatriculirt gewesen. Welche Vorlesungen er, der bei der juristischen Facultät inscribirt war, in Berlin gehört hat, habe ich leider nicht erfahren können, da er diese Universität ohne Abgangszeugniß, nur mit einem Sittenzeugniß versehen, verlassen hat.

Es ist aber in hohem Grade wahrscheinlich, daß er auf die herrliche Spruchsammlung des Bhartrihari aufmerksam geworden ist oder mindestens einzelne Gedichte daraus, sei es nun von Schlegel oder von Bopp, in der Uebersetzung kennen gelernt hat. Scheinen doch diese Dichtungen zu den ersten Erzeugnissen des indischen Geistes zu gehören, die im Abendland, auch in Deutschland, bekannt geworden sind, und zwar schon in Zeiten, wo nur zufällige und, abgesehen vom Handelsverkehr, oberflächliche Beziehungen zwischen Indien und Europa bestanden.

Wenngleich dem Abendlande die indische Literatur in größerem Umfange erst erschlossen wurde, als die Engländer in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Indien eroberten, so sind doch einzelne Nachrichten und Proben davon schon im siebzehnten Jahrhundert, namentlich durch christliche Missionare, nach Europa gekommen; unter die frühesten Zeugnisse dieser Art sind die Sprüche des Bhartrihari zu zählen. Schon Abraham Roger's „Offene Thür zu dem verborgenen Heydenthum: oder Wahrhaftige Vorweisung deß Lebens und Sittens, samt der Religion und Gottesdienst der Braminen auf der Kust Chormandel", Nürnberg 1663 — eine deutsche Uebersetzung des niederländisch geschriebenen Werkes eines holländischen Predigers, der 1630—40 an der Koromandelküste thätig war —, enthält: des Heydnischen Barthrouherri Hundert Sprüche von dem Weg zum Himmel: und Hundert Sprüche von dem vernünftigen Wandel unter den Menschen; in einer kurzen Einleitung über das Leben Bhartrihari's und über seine drei Bücher Sprüche, je in zehn Capitel von zehn Versen getheilt, von denen die beiden ersten erbaulichen und lehrhaften, das dritte erotischen Inhalts ist[1]), erzählt Abraham Roger, daß ihm der Bramin Padmanaba diese Sprüche verdolmetscht habe, „ausgenommen die Liebessprüche, die er um einer oder der anderen Ursachen willen, wie es das Ansehen hatte, mir nicht verteutschen wollte".

Die Uebersetzung der zwei Centurien der indischen Sprüche liefert in ihrer Plumpheit und Geschmacklosigkeit ein trauriges Zeugniß von dem Rückgang Deutschlands nach dem Dreißigjährigen Kriege und läßt von der Feinheit und Schönheit des Originals wenig ahnen. — Indessen muß doch diese Uebersetzung, so abstoßend sie ist, immerhin Eindruck gemacht haben. In „Des Weltberühmten Adami Olearii colligirter und viel vermehrter Reise-Beschreibung", Hamburg 1696, sind dieselben 200 Sprüche mit derselben Einleitung in derselben Uebersetzung, offenbar direct aus Roger's Buche entnommen, freilich ohne diesen zu nennen, von Neuem abgedruckt unter dem Titel: „Des Heydnischen Bhartrouherri Nachdenkliche Sprüche und Lehren"; die Liebessprüche, zu denen unser Vers ursprünglich gehörte, fehlen auch hier.

Als dann die Romantiker in Deutschland sich für den Orient zu interessiren begannen, gehörte zu den ersten indischen Dichtern, die man ans Licht zog, Bhartrihari. Die erste Ausgabe des Originals, in der auch die erotischen Verse

---

[1]) Der alte Autor meint die Einleitung der Sprüche in die drei Abschnitte des çriñgâra — niti — und vaîrâgya — çâstram, führt sie freilich in falscher Reihenfolge auf.

enthalten sind, ist von 1804[1]). A. W. Schlegel aber ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, in seiner „Indischen Bibliothek", deren erste Bände in den Jahren 1820—27 erschienen — also gerade in den Jahren, wo auch Heine sich für Indien interessirte! —, sein virtuoses Uebersetzungstalent an zweien dieser erotischen Verse zu beweisen.

Das ungesund zwischen den Extremen der Askese und der Sinnenlust schwankende Lebensideal des in der Gluthhitze Hindostans erschlafften Volkes drückt der Vers aus:

Wohn' an der Ganga Stromfluthen, Sünd' entrückenden, quellenden,
Oder an zarter Brust Hügeln, Sinn entzückenden, schwellenden.

Welcher Innigkeit der Empfindung der Inder fähig ist, zeigt der liebliche Vers:

Bei der Lampe, des Herds Flamme, bei Mond-, Sternen- und Sonnenschein,
Fern von des Mädchens Rehaugen liegt die Welt mir in Finsterniß[2]).

Daß Heine, wenn er solche Verse hörte oder las, entzückt war und von diesem Dichter mehr zu hören brannte, ist selbstverständlich und die Wahrscheinlichkeit, daß er auch unseren Vers gekannt und in seiner Weise umgebildet habe, in der That nicht gering.

Und doch erheben sich gegen die Annahme einer solchen Entlehnung schwere Bedenken.

Diese liegen nicht in den Abweichungen der beiden Gedichte von einander, sondern in dem Umstande, daß das beiden zu Grunde liegende dichterische Motiv, die unerwiderte Liebe mehrerer Personen zu einander, so daß immer die eine oder andere ohne Gegenliebe liebende selbst von einer anderen ohne Gegenliebe geliebt wird, auch sonst verschiedentlich, und zwar zum Theil lange vor Bhartrihari, in der Literatur anderer Völker vorkommt.

Im Augustheft derselben Zeitschrift, deren Juliheft M. Müller's Aufsatz enthält, der zu dieser Erörterung Anlaß gegeben, hat Professor A. A. Bevan darauf hingewiesen, daß der arabische Dichter Maimun ibn Kais, gewöhnlich Al-A'sha genannt, der am Anfang des siebenten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung lebte, also ein Zeitgenosse Bhartrihari's war — denn von diesem wird angenommen, daß er etwa um 650 starb —, ein Gedicht verfaßt hat, das dem indischen geradezu erstaunlich ähnlich ist. Sollen wir auch hier Entlehnung annehmen, oder ist die Uebereinstimmung doch nur zufällig?

Noch verwickelter aber wird das Problem dadurch, daß jenes Motiv sich auch bei dem griechischen Bukoliker Moschos, der im dritten Jahrhundert vor Christus lebte, und bei Horaz in auffallend analoger Weise dichterisch behandelt findet.

Ich führe die drei Gedichte nach der chronologischen Reihenfolge der Dichter vor.

Die Verse des alten Griechen[3]): *Ἤρατο Πὰν Ἀχοῦς τᾶς γείτονος, ἤρατο δ' Ἀχώ . . .* u. s. w. lauten in der Uebersetzung unseres alten, ehrlichen Johann Heinrich Voß von 1808 folgendermaßen:

Pan war entbrannt für Echo die Nachbarin, Echo hinwieder
War's für den hüpfenden Satyr, entbrannt war der Satyr für Lyda.
So wie Echo den Pan, so hielt der Satyr die Echo,

---

[1]) Ursprünglich als letzter Vers des Çṛiṅgâra Çataka, des Hunderts der Liebessprüche, gedruckt, ist unser Vers in den späteren Ausgaben der zweite des Niti Çataka, des Hunderts der Moralphilosophie, geworden.

[2]) Die Uebersetzung dieser beiden Verse findet sich in der „Indischen Bibliothek", Bd. II, S. 474; gedruckt ist sie erst 1827, kann aber natürlich sehr wohl schon früher verfaßt sein.

[3]) S. Moschi Reliquiae IV. ed. Ahrens „Bucolicorum Graecorum . . . . . Reliquiae". Tomus I, p. 209.

Lyda den Satyr in Gluth: sie entflammt' unwechselnde Sehnsucht.
Denn wie der Eine gehaßt den Liebenden, ebenso schnöde
Ward er liebend verschmäht und duldete, was er geübet.
Wer noch dem Eros entging, den witzige meine Belehrung:
Sei nur Liebenden hold, daß Du, wie Du liebest, geliebt seist.

Die Ode des Horaz (I, 23) ist die bekannte:

Albi, ne doleas plus nimio mamor.

Der hier in Betracht kommende Theil lautet in der freilich sehr ungelenken Uebersetzung von J. H. Voß:

Klag', o Albius, nicht allzu gerührt das Leid,
Das Dir Glycera schafft; noch in Verzweiflung
Sing' elegischen Gram, weil Dich ein Jüngerer
Ueberglänzt nach verletzter Treu'.

Schau, Lykoris, die Stirn enge vom Lockenhaar,
Flammt für Cyrus in Gluth, Cyrus, wiewohl verschmäht,
Neigt zur Pholoe sich, aber zuvor gesellt
Sich dem Apulerwolf das Reh,
Als der schmähliche Buhl' Pholoë's Herz bethört . . .

Das Gedicht des Al-A'sha, aus der augenscheinlich sehr wortgetreuen englischen Uebersetzung des Professor A. A. Bevan möglichst genau ins Deutsche übertragen, ist folgendes:

„Ich bin ihr zugethan geworden durch einen Zufall, während sie einem anderen Manne als ich zugethan geworden ist, und dieser Mann ist einem anderen Weibe zugethan geworden: Und ihm wieder ist ein Weib zugethan geworden, welches er nicht zu gewinnen sucht, während unter den Männern ihres Stammes einer ist, der um ihretwillen dahinschmachtet und seinen Verstand verliert. Und mir auch ist ein anderes Weib zugethan, das mir nicht gefällt, — so ist Liebe mit Liebe verkettet, eine Liebe, die ganz unselig ist. Jeder von uns leidet Verlust, sich sehnend nach einem Anderen, indem er zugleich weit fort und nahe zur Hand ist, gefesselt und Fesseln legend."

Was nun? — Wir sehen dasselbe dichterische Motiv in erstaunlich ähnlicher Weise behandelt von einem Griechen des dritten Jahrhunderts vor Christus, einem Römer, der ein Zeitgenosse Christi war, einem Araber des siebenten Jahrhunderts nach Christi Geburt, einem Inder, der des Arabers Zeitgenosse war, und einem Deutschen unseres Jahrhunderts! Das Motiv ist ganz unähnlich etwa jenem uralten, vielleicht in die graue arische Urzeit zurückreichenden, den Hellenen und Germanen und vielleicht den Indogermanen überhaupt gemeinsamen des unwiderstehlichen, strahlenden jungen Helden, der, nur an einer Stelle verwundbar, von dem als tückisch und unritterlich gedachten Gegner zum Tode getroffen wird, das die epische Poesie der Griechen in Achilleus, die der Deutschen in Baldur-Siegfried behandelt hat. Unser Motiv ist vielmehr ein solches, welches, naiven Zeitaltern fremd, schon eine ans Künstliche streifende Reflexion, eine gewisse Raffinirtheit der Empfindung voraussetzt. Offenbar ein Grund für die Annahme eines Zusammenhanges der fünf Dichtungen durch bewußte Uebertragung. Denn wir dürfen uns, wenn wir den Gedanken an Entlehnung noch festhalten wollen, nun offenbar nicht mehr auf Heine und Bhartrihari beschränken, sondern müssen uns entschließen, in diesem Falle einen äußeren Zusammenhang aller fünf Gedichte anzunehmen, womit freilich die Schwierigkeit der Nachweisung eines solchen unermeßlich gesteigert ist.

Unzweifelhaft würde dann Moschos als der Dichter zu betrachten sein, von dem alle anderen das Motiv übernommen hätten. Die Annahme, daß Horaz, der ja so oft griechische Lyrik nachahmt, ja dessen Oden eigentlich griechische Dichtungen in römischer Sprache sind, von Moschos abhängig sei, würde keine Schwierigkeit machen, so wenig sie sich natürlich strict beweisen ließe. Um so schwieriger freilich würde der Nachweis der Möglichkeit einer Benutzung des Moschos durch den Inder

und den Araber sein; diesen zu führen, müßte ich den Fachgelehrten überlassen. Immerhin scheint jene Möglichkeit nicht ganz ausgeschlossen. Ich verdanke meinem Vater, Professor Albrecht Weber in Berlin, den Hinweis auf einige Stellen seiner Werke, die hier von Bedeutung sein würden.

Die Erzählung von der wandernden Frucht und der dadurch entdeckten Untreue der Königin Anangagasanā, der Gemahlin eines Königs Bhartrihari, welchem, als er diese traurige Entdeckung macht, unser Vers in den Mund gelegt wird, geht vielleicht auf eine byzantinische Erzählung zurück, die sich zuerst in dem mit dem Jahre 625 abschließenden Chronicon Paschale findet, wo sie von dem Kaiser Theodosius dem Jüngeren und seiner Gemahlin Eudokia für das Jahr 440 mitgetheilt wird[1]).

Auf demselben Wege wie die Erzählung von der wandernden Frucht, also durch Vermittlung der Byzantiner, könnte auch unser dichterisches Motiv von Griechenland nach Indien gekommen sein.

Hat Bhartrihari das Gedicht Al-A'sha's oder Al-A'sha das Gedicht Bhartrihari's gekannt — beide gleichen sich ja mehr als irgend ein anderes Gedicht dem andern! —, oder haben vielleicht beide das Motiv des Moschos aus Byzanz erhalten?

In der Vāsavadattā des Subandhu, im sechsten oder siebenten Jahrhundert nach Christus, versichert eine Freundin der Königstochter, daß die Liebesleiden der Vāsavadattā nicht aufzuzeichnen seien, wenn man auch den Himmel zur Tafel, das Meer zum Tintenfaß nehme. Der Herausgeber Hall verweist dabei auf eine ganz ähnliche Stelle im Koran, worin es heißt: Wenn sich das Meer in Tinte verwandelte, um die Worte Gottes aufzuschreiben, so würde das Meer nicht ausreichen[2]).

Wir haben hier ein Analogon zu jener wunderbaren Uebereinstimmung des indischen und des arabischen zeitgenössischen Dichters und die Wahl, wie wir es erklären wollen.

Ich verfolge diese Betrachtungen, die meinem Studiengebiete fern liegen, nicht weiter.

Ich würde jedenfalls heute nicht den Muth haben, meine These von 1883 für mehr als eine Hypothese auszugeben, trotz des unerwarteten mächtigen Beistandes, der mir von Oxford her geworden ist. — Auch wer bei dieser Sachlage sich etwa zu einem Verzicht auf die Annahme überraschender literarischer Zusammenhänge entschließen möchte, würde freilich dadurch noch keineswegs genöthigt sein, die Aufspürung solcher Analogien für ein müßiges Spiel des Witzes zu halten, so wenig wie selbstverständlich die von M. Müller aufgestellten Grundsätze für derartige Vergleichungen irgend etwas von ihrem Werth verlieren würden, wenn ein Beispiel ihrer Anwendung als nicht glücklich gewählt erscheinen sollte. Unter allen Umständen bietet die Vergleichung der Art, wie dasselbe dichterische Motiv von fünf Autoren so verschiedener Völker und Zeiten behandelt worden ist, zu allerlei lehrreichen Betrachtungen Anlaß.

In bezeichnender Weise stehen dabei z. B. der Grieche und der Römer mit ihrer plastischeren, sinnlicheren Darstellung der abstracteren, reflectirteren der beiden Orientalen und des modernen Deutschen gegenüber.

Bei Moschos und Horaz sind die verschiedenen in einander verliebten Personen bei Namen genannt, mit der Fiction, daß der Leser sie kenne, sich von ihnen eine deutliche Vorstellung machen könne. Der Pan und der Satyros des Moschos erinnerten ja in der That jeden Griechen an die charakteristisch individualisirten Gestalten seiner Kunst, und auch die Echo trat ihm in der bekannten Erscheinung einer Waldnymphe sofort deutlich vor Augen. Auch bei Horaz ist zwar die frische

[1] Vergl. A. Weber, Indische Studien, Bd. XV, S. 210, Anm. 2, auch S. 212—214.
[2] Vergl. A. Weber, Indische Studien, Bd. I, S. 377, auch Anm. 1.

Anschaulichkeit, die dem Gedichte des Hellenen Reiz verleiht, schon stark geschwunden, doch wird wenigstens die eine Person, Lykoris, durch das Beiwort „tenui fronte“ („die Stirn enge vom Lockenhaar“, Voß) sinnlich vergegenwärtigt, die schlanke und scheue Pholoë durch den Vergleich mit einem Reh charakterisirt und die verwerfliche Roheit des Cyrus gekennzeichnet.

Ganz anders der Inder, der Araber und der moderne Deutsche!

Auf sinnliche Anschaulichkeit verzichten sie alle drei ganz. Statt der farbenreichen Gestalten des Griechen und auch noch des Römers bringt der Inder: „ich, sie, einen anderen Mann, einen Anderen, eine Andere“, der Deutsche das ganz allgemeine: „ein Jüngling, ein Mädchen“, und dann weiter wörtlich wie der Inder: „einen Anderen, eine Andere“, endlich: „den ersten besten Mann“. Der Araber hetzt bei ebenso kahler Aufzählung das Motiv gewissermaßen zu Tode; während die anderen Dichter sich begnügen, die Verderblichkeit der Liebe unter gewissen Bedingungen an vier oder fünf Personen aufzuweisen, führt Al-A'shâ in ermüdender Wiederholung nicht weniger als sieben Verliebte zu diesem Zwecke auf.

Der orientalische, namentlich der indische Geist, mit seinem wunderbaren Doppelcharakter einerseits der ausschweifendsten Phantastik, andererseits der nüchternsten Abstraction steht, eben durch diese letztere Eigenschaft, dem Geiste der modernen Völker näher als der plastischeren Denkweise der Alten. Bei der verstandesmäßigen Kahlheit, mit der das dichterische Motiv von den beiden Orientalen und von Heine behandelt ist, liegt die eigentliche dichterische Kraft in dem epigrammatisch-überraschenden Schlusse, auf den die ersten Verse hindrängen, ohne den wir keine Poesie, sondern einen Bericht über traurige Liebesverhältnisse in nackter Prosa vor uns hätten.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte Juli.

Der zwischen Deutschland und Spanien über die Abtretung der Carolinen-, der Palau- und der Marianen-Inseln abgeschlossene Staatsvertrag ist sowohl in den spanischen Cortes als auch im deutschen Reichstage genehmigt und demnächst ratificirt worden. Die Verleihung des Grafentitels an den deutschen Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn von Bülow, durfte aber nicht bloß als eine Anerkennung der Wirksamkeit dieses Staatsmannes beim Erwerbe neuen Colonialbesitzes bezeichnet werden. Vielmehr kam die gesammte Thätigkeit des ebenso besonnenen wie seiner Ziele sich klar bewußten Diplomaten in Betracht, dem zuvor bereits Dank der rastlosen Fürsorge, die er bei der Leitung der auswärtigen Politik Deutschlands bewährte, die Gewinnung und Sicherung des Colonialbesitzes in China geglückt war. Nicht minder gebührt dem Grafen Bernhard von Bülow das im Interesse der Aufrechterhaltung des Weltfriedens große Verdienst, zugleich die Beziehungen zu Rußland und zu England günstiger gestaltet zu haben. Daß die in Folge des völkerrechtswidrigen Einfalls Jameson's in die Südafrikanische Republik eingetretene Spannung zwischen Deutschland und Großbritannien überwunden und es seither gelungen ist, einen Vertrag abzuschließen, durch den gerade in Südafrika Conflicte zwischen den beiden europäischen Großmächten in Zukunft verhütet werden, gereicht der Staatskunst des Grafen von Bülow zum Lobe. Auch ist durch die jüngsten Vorgänge erhärtet worden, daß Transvaal in Verbindung mit dem Oranje-Freistaat und gestützt auf die Sympathien der Africander in der Capcolonie, genügende factische und moralische Machtmittel besitzt, um sich mit Aussicht auf Erfolg einer Vergewaltigung zu erwehren. In den besonnenen Regierungskreisen Großbritanniens lassen sich denn auch keineswegs kriegerische Anwandlungen gegenüber der Südafrikanischen Republik nachweisen. Freilich würde diese gut daran thun, durch zeitgemäße, mit ihrer Existenz im Einklange stehende Reformen für die berechtigten Beschwerden der Uitlanders Abhülfe zu schaffen.

Daß auch die Beziehungen Deutschlands zu Frankreich einen Wandel erfahren haben, erhellt aus einer ganzen Reihe von Umständen, denen einzeln allerdings keine übermäßige Tragweite zugeschrieben werden darf. Fürst Bismarck, der den französischen Nationalcharakter sehr genau ergründet hatte, erkannte bereits die Möglichkeit an, insbesondere auf dem Gebiete der Colonialpolitik Spitzen umzubiegen und einen Ausgleich der wechselseitigen Interessen Deutschlands und Frankreichs herbeizuführen. Schon auf der Congo-Conferenz erwies sich Fürst Bismarck den französischen Delegirten gegenüber ungemein entgegenkommend. Auch geschieht es nicht erst seit den Tagen von Faschoda, daß die französische Presse einem Zusammengehen Frankreichs und Deutschlands in Colonialangelegenheiten günstig gestimmt ist. Nun hat neuerdings einer der angesehensten französischen Publicisten, der Vicomte Robert de Cair, in einer Schrift das Thema abermals eingehend erörtert und Kaiser Wilhelm II., wie zuverlässig verlautet, sein Interesse für diese ein friedliches Zusammenwirken der beiden Culturländer befürwortenden Ausführungen des Vicomte Robert de Cair bekundet.

Ohne sich in allzu rosig gefärbte Betrachtungen zu verlieren, darf man behaupten, daß gerade die Colonialpolitik und die mit ihr in innigem Zusammenhange stehende Entwicklung des gesammten Seewesens zur Beseitigung von internationalen Vorurtheilen beitragen muß. In dem französischen Landheere hat der Chauvinismus jedenfalls festere Wurzeln gefaßt als in der Marine, wo längst bekannt ist, wie hülfsbereit die deutschen Blaujacken sind, wenn es gilt, bei Unglücksfällen zur See französischen Kameraden beizustehen. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, erhält auch der Besuch, den der deutsche Kaiser bei seiner Nordlandsfahrt im Hafen von Bergen an Bord des französischen Schulschiffes „L'Iphigénie" abstattete, eine Bedeutung, die, ohne auch nur im Geringsten überschätzt werden zu dürfen, doch zu den Imponderabilien für die Beurtheilung der wechselseitigen Beziehungen der Nationen gehört. Sicherlich wäre es verfehlt, aus den höflichen Depeschen, die aus Anlaß dieses Besuches zwischen dem deutschen Kaiser und dem Präsidenten der französischen Republik ausgetauscht worden sind, die Schlußfolgerung zu ziehen, daß der Frankfurter Friede nunmehr seine Sanction durch die öffentliche Meinung in Frankreich erhalten könnte.

Wie aber im Verlaufe der Jahre jeder Nation neue Culturaufgaben gestellt werden, kann es keineswegs als ausgeschlossen gelten, daß im äußersten Orient oder in Afrika deutsche und französische Pioniere der fortschreitenden Civilisation Schulter an Schulter kämpfen. Auch das französisch-russische Bündniß hat sich durchaus nicht als ein Factor im Sinne jener „immanenten Gerechtigkeit" erwiesen, von der die Inschrift des Gambetta-Denkmals die Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen erhofft; und ebenso hat die Abrüstungsconferenz im Haag nur gezeigt, daß von russischer Seite lediglich die Aufrechterhaltung des Weltfriedens angestrebt wird. Daran wird auch nicht das Mindeste durch französische Preßäußerungen im Stile Rochefort's oder des „Petit Journal" geändert, die sich in der Revisionsangelegenheit nicht weniger ohnmächtig erwiesen haben. Wie häufig schienen sich die inneren Krisen der französischen Republik unlösbar zu gestalten, und dennoch siegte im entscheidenden Augenblicke der gesunde Menschenverstand! Beinahe könnte man zu der Annahme neigen, daß ein besonderer Glücksstern über der französischen Republik walte. Durch die Weigerung des Grafen Chambord, der im Jahre 1873 unter keinen Umständen die Tricolore anstatt des weißen Lilienbanners annehmen wollte, ist die Wiederherstellung der Monarchie vereitelt worden. Im Jahre 1877 wurde dann durch das entschlossene Verhalten Gambetta's und seiner Anhänger ein Staatsstreich des Marschalls Mac Mahon verhindert. Ebenso gelang es, die von Seiten des Generals Boulanger der Republik drohende Gefahr im Keime zu ersticken.

Alle zuverlässigen Urtheile über die jüngste Regierungskrisis in Frankreich, die mit der Bildung des Cabinets Waldeck-Rousseau ihren Abschluß erhielt, stimmen darin überein, daß die Lage der Republik ungemein ernst war, da zu befürchten stand, daß es Loubet überhaupt nicht gelingen könnte, ein Ministerium zu erhalten. Auf der einen Seite hatten die Neu-Boulangisten sich mit den Monarchisten verbündet, während auf der anderen der in seinem Ehrgeize tief gekränkte frühere Conseilpräsident Méline durch das Verhindern jeder Ministercombination den Rücktritt des Präsidenten der Republik herbeiführen wollte. Um so größer war der Verdruß dieser Parteigruppen, als Waldeck-Rousseau eine Regierung zu constituiren vermochte, in der das unter den obwaltenden Verhältnissen wichtigste Portefeuille, dasjenige des Kriegsministeriums, in dem General Gallifet einen Inhaber erhielt, der unter allen französischen Generalen am Meisten befähigt ist, die bedenklich ins Schwanken gerathene Disciplin im Heere auf allen Stufen der Hierarchie wieder herzustellen.

Freilich war es ein gewagtes Experiment des mit der Neubildung des Ministeriums beauftragten früheren Vertrauensmannes Gambetta's, des Conseilpräsidenten Waldeck-Rousseau, neben dem neuen Kriegsminister, dem Besieger der Commune, einen socialistischen Führer, den Deputirten Millerand, als Handelsminister in die

Regierung zu berufen. Dieser kühne Griff war allerdings ganz im Geiste Gambetta's, der ebenfalls nicht vor anscheinend völlig ausgeschlossenen Lösungen zurückschreckte. Auch dadurch wurde Gambetta für Waldeck-Rousseau vorbildlich, daß er den noch von Napoleon III. am 30. August 1870 zum Brigadegeneral beförderten „Günstling" der Kaiserin Eugenie, der sich in der Schlacht bei Sedan durch den von ihm geleiteten Reiterangriff auf preußische Infanterie bei Floing in hervorragender Weise ausgezeichnet, gleichsam für die Republik entdeckt und gewonnen hatte. Die Schwierigkeit bestand für Waldeck-Rousseau nur darin, dem Besieger der Commune den radicalen Socialisten, auf deren Unterstützung die neue Regierung angewiesen war, annehmbar zu machen. Die Berufung des socialistischen Deputirten als Handelsminister ergab sich als ein tactisch wirksamer Gedanke. Wohl tobte die äußerste Linke gegen den ihr verhaßten General; als aber der parlamentarische Ansturm der Parteigänger Méline's, der Neu-Boulangisten und der Monarchisten gegen die neue Regierung erfolgte, blieb diese Siegerin. Selbst die schlimmsten Gegner des Generals Gallifet im socialistischen Feldlager enthielten sich der Abstimmung, um nicht den Intriguen der Widersacher der Republik Vorschub zu leisten.

Sehr bald zeigte sich auch, daß gerade die von Waldeck-Rousseau gewählte Mischung der verschiedenen Elemente seiner Regierung den Verhältnissen gut angepaßt war. General Gallifet machte mit den höheren Officieren, die sich gegen die Disciplin vergingen, kurzen Proceß, und der Handelsminister Millerand sorgte dafür, daß die socialistischen Bäume nicht in den Himmel wuchsen, wie er denn auch die Beendigung des Strike in Monceau-les-Mines herbeiführte. Als eine der verdienstvollsten Thaten des Kriegsministers darf unzweifelhaft die Entfernung des Generals Zurlinden vom Posten des Militärgouverneurs von Paris bezeichnet werden. Die Zweideutigkeit, die dieser General in den wenigen Tagen bekundete, in denen er selbst Kriegsminister war, erhielt ihre grelle, volle Beleuchtung, als er wieder in die Stellung als Militärgouverneur von Paris zurücktrat. Niemals wird er den Makel auslöschen können, den er sich selbst durch seine ebenso grausame wie ungerechte Behandlung des Oberstlieutenants Picquart im Militärgefängnisse der Rue du Cherche-Midi anheftete.

Nur mit dem Verhalten des Generals Mercier, der im Jahre 1894 das Kriegsgericht gegen den Capitän Dreyfus in ungesetzlicher Weise beeinflußte, läßt sich das barbarische Vorgehen des Generals Zurlinden gegen Picquart vergleichen, einen der ehrenhaftesten und zugleich einen der fähigsten Officiere der französischen Armee. Jener oben citirte Lieblingsausdruck Gambetta's von der „immanenten Gerechtigkeit" findet sicherlich mit weit besserem Rechte als auf Elsaß-Lothringen auf den Oberstlieutenant Picquart und den Capitän Dreyfus Anwendung. Mag immerhin die Sühne, die für das den beiden Officieren zugefügte schwere Unrecht den Schuldigen auferlegt wird, auch nicht annähernd der Schwere der verübten Unthat entsprechen, so muß das öffentliche Gewissen es doch als eine Erleichterung empfinden, daß auch hier alle Schuld auf Erden sich rächt. Gleichviel, ob Quesnay de Beaurepaire bis zum letzten Augenblicke behauptet, er werde das vom höchsten französischen Gerichtshofe mit Einhelligkeit gefällte Revisionsurtheil vor dem Kriegsgericht in Rennes entkräften. Für die gesammte civilisirte Welt steht das freisprechende Urtheil bereits fest, noch ehe es von den Kameraden des Capitäns Dreyfus in Rennes verkündet ist.

Während in der französischen Deputirtenkammer die radicalen Socialisten sich zum Theil der Regierungspartei angliederten, hat die äußerste Linke auf Monte Citorio neue tumultuarische Scenen gegen das Ministerium Pelloux aus Anlaß der politischen Vorlagen hervorgerufen. In diesen erblickt die Opposition eine wesentliche Beschränkung des Vereins- und Versammlungsrechts, sowie der Preßfreiheit. Anstatt jedoch diese Auffassung in den parlamentarischen Verhandlungen durch sachliche Ausführungen zu vertreten, schreckte die äußerste Linke nicht vor einer Obstruction zurück, die nur geeignet erscheint, den Parlamentarismus zu dis-

creditiren, auf dem doch zum Theil gerade die constitutionellen Freiheiten beruhen. Da auch der Versuch mißglückte, durch Abänderung der Geschäftsordnung der Deputirtenkammer das regelmäßige Functioniren des parlamentarischen Getriebes zu ermöglichen, wurde der wesentliche Inhalt der politischen Gesetze in die Form eines königlichen Decretes gebracht. Dieses soll am 20. Juli in Kraft treten, wobei den Kammern vorbehalten blieb, bis zu diesem Tage Abänderungen zu beschließen. Auf diese Weise sollte die Opposition veranlaßt werden, auf die Obstruction zu verzichten, da nur dann die lästigen Bestimmungen der politischen Vorlagen beseitigt oder abgeschwächt werden konnten. Die äußerste Linke beharrte jedoch bei ihrem System, ja, die Scenen, die sich nunmehr auf Monte Citorio abspielten, waren noch viel stürmischer als zuvor. Die Parlamentssession wurde deshalb geschlossen, woraus sich die Consequenz ergibt, daß das königliche Decret nunmehr zum festgesetzten Termine in Kraft treten muß.

Größeren Erfolg hat allem Anscheine nach die parlamentarische Opposition in Belgien zu erzielen vermocht. Die von dem clericalen Ministerium Vandenpeereboom geplante Wahlreform hatte zu Ruhestörungen Anlaß geboten, die erst aufhörten, als der Conseilpräsident in der Repräsentantenkammer eine versöhnliche Erklärung abgab, die als ein Rückzug der Regierung aufgefaßt wurde. Um den ultramontanen Besitzstand im Parlament aufrecht zu erhalten, hatte das Ministerium einen Wahlgesetzentwurf eingebracht, in dem die Proportionalvertretung der Minorität mit der Maßgabe festgesetzt wurde, daß nur die Clericalen davon Nutzen gezogen hätten. Lediglich in einer beschränkten Zahl von Wahlkreisen sollte die Minorität der Wähler einen Anspruch auf die R. P., die proportionale Repräsentation in der Kammer erhalten, und zwar waren das die großen Centren, in denen die Socialisten und Liberalen gemeinschaftlich die überwiegende Mehrheit bildeten, so daß die Clericalen ohne die R. P. — wie die in Belgien allgemein übliche Bezeichnung lautet — kaum ein Mandat zu erlangen vermöchten. In den Wahlkreisen dagegen, in denen die Parteigänger der Regierung von Anfang an des Sieges sich versichert halten durften, wollte das clericale Ministerium die Proportionalvertretung nicht zulassen. Unter diesen Umständen ist es wohl begreiflich, daß die Oppositionsparteien mit der geplanten Wahlreform höchst unzufrieden waren.

Da auch ein Theil der bewaffneten Garde civique an diesen Kundgebungen theilnahm, war die Gefahr eines bewaffneten Aufstandes unmittelbar drohend, und der Conflict hatte sich ungemein zugespitzt, als der Ministerpräsident Vandenpeereboom in der Repräsentantenkammer seine versöhnliche Erklärung abgab. Hiernach sind sowohl die Vorschläge der Regierung als auch die aus der Initiative der Oppositionsparteien und einzelner Abgeordneten hervorgehenden einem Ausschusse überwiesen worden. Ein Deputirter, der Socialist Vandervelde, war dann in der Lage, im Namen der Parteigruppen der Linken zu betonen, daß er die Erklärung der Regierung als die Zurückziehung des Wahlgesetzentwurfes betrachte. Daß aber der von der Repräsentantenkammer gewählte Ausschuß eine lebensfähige Vorlage auszuarbeiten im Stande sein werde, muß um so mehr zweifelhaft erscheinen, als die verschiedenartigsten Anschauungen sich dort geltend machen. Selbst im clericalen Feldlager fehlt es nicht an Gegensätzen. So geht ein Vorschlag des unabhängigen katholischen Abgeordneten für Brüssel, Theodor, dahin, bei allen Wahlen für die Repräsentantenkammer und den Senat die R. P. einzuführen. Der Deputirte der Rechten Woeste wiederum beantragt, zugleich im Namen einiger politischen Freunde, an Stelle des Listenscrutiniums, bei dem eine Anzahl Abgeordneter auf einer Liste gewählt wird, Einzelwahlen einzuführen. Während also Woeste das scrutin uninominal dem scrutin plural entgegenstellt, fordern die Socialisten das allgemeine, gleiche Wahlrecht unter Aufhebung der im gegenwärtigen Wahlsystem bestehenden Berechtigung einzelner Kategorien, mehrere Stimmen abzugeben. Bei diesem Widerstreite der Meinungen ist es sehr schwierig, ein auch nur einigermaßen befriedigendes Ergebniß zu erzielen. Vielfach wird denn

auch der Rücktritt des Cabinets angekündigt, dem sicherlich nicht nachgerühmt werden darf, daß es in der Frage der Wahlreform Besonnenheit an den Tag gelegt habe.

Der König der Belgier hat auch in diesem Falle sein strenges Festhalten an den constitutionellen Grundsätzen nicht verleugnet. Dies verdient um so größere Anerkennung, als er sich des Ernstes der Lage im Hinblick auf die Vorgänge in der Repräsentantenkammer und auf der Straße wohl bewußt war. Wie in der Frage der allgemeinen Wehrpflicht, die König Leopold II. für eine Nothwendigkeit erachtet, dem clericalen Ministerium trotz dessen entgegengesetzter Auffassung doch freie Hand gelassen wurde, legt der König auch in der Wahlreform Gewicht auf ein der Verfassung durchaus entsprechendes Vorgehen.

Während nun, wie hervorgehoben werden muß, das allzu gewaltsame Vorgehen der Opposition keineswegs Billigung finden darf, äußern sich doch so maßvolle Organe wie der Pariser „Temps" im zustimmenden Sinne. „Der von der belgischen Opposition errungene Sieg," schreibt dieses Blatt, „ist ein schöner Triumph. Sie hat nicht bloß die Einigkeit in ihren tief gespaltenen Reihen herzustellen vermocht und den bedrohlichsten der Stürme in den Straßen dahinbrausen lassen, sondern sie hat auch — und dies war unvergleichlich schwieriger — eine strenge Disciplin unter der überreizten Menge auszuüben, sowie im geeigneten Augenblicke den Volkskundgebungen Einhalt zu gebieten vermocht, als der Sieg erreicht war." Zu wünschen bleibt vor Allem, daß dieser Sieg dem Lande Segen bringen möge, damit es sich einer friedlichen Entwicklung seiner Einrichtungen in vollem Maße erfreue.

Auch in Spanien fehlte es in jüngster Zeit nicht an bedenklichen Symptomen, deren Bedeutung jedoch nicht überschätzt werden darf. Daß eine Katastrophe wie die durch den unglücklichen Krieg herbeigeführte im Lande selbst geraume Zeit hindurch tief empfunden werden muß, konnte von Anfang an als gewiß gelten. Die großen Opfer, die der gesammten Bevölkerung daraus erwachsen, erscheinen auch wohl geeignet, die Unzufriedenheit, insbesondere in der ohnehin schwer geprüften Geschäftswelt, zu steigern. Als daher in dem von der Regierung den Cortes unterbreiteten Staatshaushalte eine ganze Reihe neuer Steuern angekündigt wurde, durch die das Gleichgewicht im Budget wieder hergestellt werden soll, fehlte es nicht an öffentlichen Ausbrüchen dieser Unzufriedenheit. Mochte nun immerhin die freiwillige Schließung der Geschäfte in verschiedenen Städten Spaniens vor Allem die Bedeutung einer Kundgebung gegen die geplanten Steuern haben, so erschienen doch sogleich alle jene zweifelhaften Elemente auf dem Plane, die eine Umwälzung der bestehenden Einrichtungen anstreben. Während die Carlisten und die Republikaner weder allein noch vereint stark genug wären, eine solche Umwälzung herbeizuführen, war ihnen doch die in der Geschäftswelt herrschende Mißstimmung ein willkommener Anlaß, der Regierung entgegenzutreten. Allerdings kann kein Zweifel darüber obwalten, daß vielfach auch lediglich locale Ursachen mitwirkten. Hieraus erhellt, daß zu Besorgnissen für die Zukunft der spanischen Dynastie kein unmittelbarer Anlaß vorliegt. Ganz andere Lebensbedingungen kommen eben für das Land in Betracht, das, nachdem es den weitaus größten Theil seines Colonialbesitzes im Kriege verloren, in volkswirthschaftlicher Hinsicht sich auch anders einrichten muß. In den Häfen von Barcelona und Valencia konnte man in den letzten Jahren mächtige Dampfer sehen, die von den Philippinen oder von der „Perle der Antillen" her eingetroffen oder dorthin bestimmt waren, um den Waarenverkehr zwischen dem Mutterlande und den Colonien zu vermitteln. Nunmehr sind gewaltige Lücken in die Production Spaniens, die insbesondere in den nördlichen Provinzen in Betracht kam, gerissen worden. Andere Absatzgebiete zu erobern, wird die hauptsächliche Aufgabe der spanischen Industrie sein, und es fehlt nicht an erfreulichen Anzeichen, daß der ernste Wille dazu vorhanden ist.

Literarische Rundschau.

Haeckel's Natürliche Schöpfungsgeschichte.

[Nachdruck untersagt.]

Natürliche Schöpfungsgeschichte. Gemeinverständliche wissenschaftliche Vorträge über die Entwicklungslehre im Allgemeinen und diejenige von Darwin, Goethe und Lamarck im Besonderen. Von Ernst Haeckel. Neunte, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Zwei Bände. Berlin, Georg Reimer. 1898.

Bücher möchte man manchmal mit Kometen vergleichen. Alljährlich saust eine ganze Menge an der Sonne hin, biegt ab und verschwindet spurlos wieder im Raume. Nur eine kleine Zahl fängt sich die Sonne gleichsam ein, und wir gewöhnen uns an ihre Wiederkehr in mehr oder minder regelmäßigen Pausen. Ein ganz besonders wilder Komet brannte in Haeckel's „Schöpfungsgeschichte" seiner Zeit am literarischen Himmel auf. Jetzt, nach dreißig Jahren, kehrt das Buch schon zum neunten Male zu uns zurück. Auch die Kometenfurcht nahm ab, als man bei öfterer Wiederkehr einmal die eherne Gesetzmäßigkeit auch im verwegensten Kometenlauf erkannt hatte. So wird man heute zu seinem Jubiläum ein Werk friedlich begrüßen dürfen, das eigentlich auf dreißig Jahre herzhaften Kampfes schaut. Es gibt etwas Entscheidendes für die unbefangene Beurtheilung dieses Kampfes. Haeckel's Buch war ein ganzes Buch. Keines von den halben, von denen, die gewinnen und doch nicht mit dem ganzen Einsatz wagen möchten. Das Denken der Menschheit wandert nicht so schnell, daß man nach dreißig Jahren schon fest von einer geistigen Leistung bestimmen kann, ob sie ganz gut oder ganz schlecht war. Aber was man wohl über drei Jahrzehnte fort schon sieht, das ist: ob sie echt in ihrer Art, ob sie „ganz" oder ob sie „halb" war — ob sie ein Wort klar ausgesprochen hat, das, unabhängig davon, wie die Nachwelt es nun zum Ganzen werthe, in dieser Zeit und dieser Stimmung von irgend Einem so ausgesprochen werden mußte, ohne Zweifel und ohne Hehl, mit der Ehrlichkeit der Ueberzeugung als unantastbarer individueller Deckung. Und ein ideales Wort!

Am 1. Juli 1898 sind es vierzig Jahre geworden, daß in der Linnean Society zu London im Anschluß an einen Aufsatz von Wallace, der auf Borneo geschrieben war und das Problem der „natürlichen Zuchtwahl" behandelte, eine vorläufige Mittheilung von Darwin über den Inhalt seiner verwandten, seit Jahren im Stillen verfolgten Studien verlesen wurde. Wallace's und Darwin's Ansichten fielen damals nicht vom blauen Himmel herab. Gewiß ist Darwin Alles eher gewesen als ein Compilator, der bloß zusammen trug, was Andere ihm gegeben hatten. Aber ebenso gewiß ist auch, daß er im Kern nur etwas aussprach, das seit fünfzig Jahren in der Forschung lag, das Jeder sehen mußte, der sich nicht die Augen zuhielt. Aber man hatte sich die Augen zugehalten.

Man darf das nachträglich nicht unbillig beurtheilen. Ueberall ging die Ahnung rund, daß der conventionelle Paragraph des Lehrbuches irre, der von der Beständigkeit der Arten im zoologischen und botanischen Sinne sprach. Aber gerade in den besten Köpfen lebte auch das Gefühl der ungeheuren Verantwortung, wenn Einer das wirklich aussprechen sollte. Es war dann nicht mehr zu hemmen, daß Einer alle Consequenzen zog. Und mit diesen Consequenzen wuchs eine ganze Weltanschauung auf. Es mußte dann irgend Einer so weit gehen – das lag im Wesen ehrlichen Denkens von selbst begründet. Aber wer wollte es sein! Wie eine Fluth, die stieg und stieg, kam das heran. Wer wollte sich als Opfer hinein stürzen? Da nun kam Darwin. Ein schlicht ehrlicher, gewissenhafter Mann zunächst ganz innerhalb der engsten Fachwissenschaft, stellte er hier gewisse Widersprüche als schlechterdings unhaltbar fest. Er riß gewisse faule Pfosten um, er gab einen ganzen Haufen genialer Besserungsvorschläge. Aber gerade er ging auf jene große drängende Frage der vollen Consequenz nicht ein. Man muß Darwin's ganze Person begreifen, wie er war, und woher er kam. Es fehlte ihm gewiß weder die Ehrlichkeit noch die Logik zum Weitergehen. Aber es gab bei ihm subjective Hemmnisse. Darwin war aus einem halb dilettantischen Liebhaber und Sammler durch glückliche äußere Umstände im Bunde mit eiserner Selbstzucht erst nachträglich und mühsam noch ein echter Fachnaturforscher geworden. Vor nichts bangte ihm mehr, als man könnte ihn Angesichts der verwegenen Neuerung, die er vorbrachte, abfertigen als einen ins Handwerk pfuschenden, unwissenschaftlichen Naturphilosophen. Daher die Zurückhaltung hinsichtlich jeder weiter gehenden Folgerung in dem großen, grundlegenden Werke, ein absichtliches Abdämpfen bis nahe an die Grenze eines gewissen Versteckenspiels. Subjectiv war das damals begreiflich und ist es heute noch. Aber logisch recht hatten doch darum jene Anderen, Früheren, die gemeint hatten, man dürfe jene Fragen überhaupt nicht anschneiden, denn wenn man sie anschneide, komme einfach Alles ins Rollen, und man stehe vor der Geburtsstunde einer neuen Weltanschauung, mindestens einer neuen Partei, die das Banner einer solchen erheben werde. Bloß daß jetzt, nachdem Darwin einmal gesprochen hatte, jenes sorgsame Verhüten der Fragestellung endgültig verlorene Taktik war. Die Bahn war offen, und die Logik der Geschehnisse forderte ihr Recht über Darwin hinweg. Hier ist die Stelle, wo Haeckel einsetzte. Es ist logisch die Stelle — und keine Kritik, die der Sache im Ganzen sich gegenüber stellt, kann ihm seinen Platz hier rauben; auch wer den ganzen Darwinismus und Alles, was darum und daran hängt, für eine schiefe Ebene, einen schweren ideellen Irrthum hält, darf diese innere Logik, die ja auch eine falsche Idee als „Idee" besitzen würde, leugnen.

Haeckel kam aus einer ganz anderen Bahn, wie der alte, damals schon relativ alte Darwin. In frischester Jugend hatte er sich im Fachgebiet heimisch gemacht, stramm im Sattel wie irgend Einer schon in Jahren, die man sonst den unreifen zuzählt. Seiner Erziehung nach kam er aus der Schule von Johannes Müller, wo das Eine sicherlich nicht gelehrt und gelernt wurde: dem Gedanken den Mund zu verbinden. Er hatte nicht nur seiner Ueberzeugung nach die Kraft, sondern auch die Lust, alle Consequenzen bis zur äußersten zu ziehen. Aus der „biologischen Streitfrage" erwuchs unter seinen Händen wirklich die „Weltanschauung", die so lange geahnt, so lange gefürchtet worden war. Der kleine, schlichte Band der „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" von 1868 war ihr Manifest. Mochte man sich jetzt streiten. Die „That" war auf alle Fälle geschehen.

Unwillkürlich wägt man in der Hand die schweren beiden Bände der neunten Auflage von heute gegen den einen von damals ab. Wenn man auf das Material schaut, so war jene erste Auflage nur das Programm dessen, was das Buch jetzt enthält. Damals warf es der biologischen Forschung die kühne Skizze eines neuen Grundplanes hin. Ein neues Feld schien nackt abgesteckt, die Meisten zweifelten, ob je etwas darauf wachsen werde. Heute macht das Buch den Eindruck eines

Spazierganges durch ein wogendes Garbenfeld. In der Fülle wird versucht, noch einen gewissen Horizont zu fixiren, denn schon ist es eine Hauptschwierigkeit, sich nicht in dem unendlichen Gedränge zu verlieren. Als die mühsamste Arbeit erscheint die Auswahl. Der Autor klagt, daß es einem Einzelnen nicht mehr gelingen wolle, das unabsehbare Gebiet der Darwinistischen Fachliteratur auch nur annähernd zu überschauen. Man merkt die schwere Mühe, die er selbst darauf verwandt hat. Weite Bahnen konnten nur noch angedeutet werden: in einem allgemeinen kritischen Satz, im kurzen Schema einer Tabelle, durch den Lichtblick einer wundervollen Bildertafel. Es gibt heute ja kein theoretisches Schlagwort im Darwinismus, über das nicht so und so viel Bände vorlägen. Die ganze Paläontologie, die Lehre von den jetzt ausgestorbenen Thier- und Pflanzenformen früherer Erdepochen, von der man einst hoffte, daß sie vielleicht mit der Zeit auch „Einiges" zur Entwicklungslehre beisteuern möchte, ist heute derart in die Beweisketten für Darwin verwickelt, ja im Grunde eine einzige fortlaufende Kette dieser Art geworden, daß ein erschöpfendes Compendium des Darwinismus sie geradezu als Ganzes in sich einschließen, sie etwa so im Detail erzählen müßte, wie das riesige, fünfbändige paläontologische Handbuch Zittel's sie gibt. Eine einzelne phylogenetische Gedankenreihe wie die berühmte Gasträa-Theorie (die Zurückführung aller höheren Thiere auf eine gemeinsame Stammform, die wesentlich nur aus zwei Zellschichten, Haut und Magen, bestand), eine Theorie, die Haeckel selbst erst aufgestellt hat, nachdem die erste Auflage der „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" bereits erschienen war, würde in ihrer concreten Darlegung, wie sie gegenwärtig in der zoologischen Systematik als sieghaft gelten darf, zwei dickere Bände fordern, als die „Schöpfungsgeschichte" heute im Ganzen bildet.

Und doch: im Innersten ist diese neunte Auflage noch immer die erste. Haeckel hat sehr wohl verstanden, daß sein Buch einen Nerv hatte, der nicht angetastet werden durfte bei allem Wachsthum. Er konnte ihn nicht antasten. Denn es war sein eigener, persönlichster Lebensnerv. Das philosophische Gerüst des Werkes ist stehen geblieben. Und die künstlerische Form. Es gibt eine Brücke zwischen dieser Form und dieser Philosophie. In den Kämpfen der Stunde scheint Alles so grell. Wie oft ist nicht eine bestimmte Kampfesfarbe modern naturwissenschaftlichen Denkens über die letzten Geheimnisse des Menschen und der Welt mit der Trauer angeschaut worden, als sei hier die Art erhoben wider alles Ideale, Künstlerische, menschlich Hohe, Freie, Selbstthätige, das den Menschen bisher glücklich gemacht inmitten aller Nebel seiner Existenz! Und doch liegt hier ein Verkennen vielleicht gerade der Kraft des „Ideals". Sollten unsere innerlichsten, größten Ideale, das, was uns heute zu Menschen macht in der Sonne dieses Erdentages, wirklich beeinflußt werden können durch irgend eine Erkenntniß über Vorgänge vor Jahrmillionen, Ereignisse, die im Sinne einer gewissen naturwissenschaftlichen Anschauung den Menschen enger verkettet zeigen mit dem Thier, das Thier mit dem niederen Thier, das niedrigste Thier sogar vielleicht mit der sogenannten anorganischen Welt, als es früher geahnt und geglaubt werden konnte? Sollten unsere Ideale so schwach sein?

Es ist interessant, einen Augenblick dabei zu verweilen, was unter den modernen Männern, die jener „Gegnerschaft im Ideal" öfter verdächtig werden, durchweg für ausgesucht scharfe Idealistenköpfe sich zeigen. Idealisten im Leben, Künstler im Temperament und in der Form. Carriere hat es vor Jahren einmal ausgesprochen, daß unsere berühmtesten naturforschenden Materialisten eigentlich als Person die liebenswürdigsten Freunde im Ideal edeln Menschenthums seien. Er kannte einige der Besten. Was war Moleschott, der Genosse Hermann Hettner's, für eine durch und durch künstlerisch veranlagte Natur, ein Mann für unsere gröbere Zeit schon wie in die zarteren, sensibelern Farben einer älteren im Ganzen mehr ästhetischen Epoche getaucht! Der alte Karl Vogt war in seinen Mußestunden Poet, seine Sonntage verbrachte er, nachdem er in der Woche allerdings

gern bärbeißig gegen alle allzu idealistisch Denkenden losgepoltert und den Standpunkt „strenger Forschung“ verfochten hatte, vor der Staffelei als Maler, und sein innerster Stolz war, keinen Satz in Druck zu geben, an dem nicht der feine Kunstkenner, der Lebenskünstler an der Tafel aller idealen Genüsse ebenso viel Antheil hatte als der Professor der Zoologie und Mineralogie. Schließlich sind unsere strengsten Materialisten seit fünfzig Jahren Alle, so weit sie wirklich original waren, ebenso sehr bei Goethe zu Gast gewesen wie bei der exacten Naturforschung.

Auf Keinen aber trifft das schärfer zu als auf Haeckel. Auf ihn, den Goethe-Schwärmer, zu kommen, ist leicht genug, wenn man von Goethe spricht. Haeckel ist Zeit seines Lebens nicht nur ein bahnbrechender Meister seiner Wissenschaft: er ist durch und durch eine Künstlernatur gewesen. Engere Freunde wissen, wie fruchtbar und stark seine Fähigkeiten als Aquarellmaler sind. Die prächtigen Bilder seiner Werke hat er zum großen Theile selbst ausgeführt. Es braucht an dieser Stelle, wo er so oft gesprochen, am wenigsten erwähnt zu werden, welcher Meister der Sprache er gerade da ist, wo die Kunst der Schilderung, die Composition des Gedankens den Ausschlag geben muß. Man mag mancherlei einwerfen gegen die engere Wahrheit in dem Weltbilde, das dieser Kopf gerade mit subjectiver Freiheit sich begründet und begrenzt: einen Punkt gibt es, wo er seinem inneren Wesen nach nicht von der Hauptlinie abweichen *kann*. Ich meine eben im Punkte des Ideals. Im Punkte der eigentlichen idealen Mitarbeit. In der Vorrede zu jener ersten Auflage der „Natürlichen Schöpfungsgeschichte“, die im August 1868 geschrieben ist, findet sich bedeutsam der Hinweis auf die „sittliche Veredelung“, die das Ziel dieser kühnen Blätter sei. Es ist in Wahrheit das innere Programm aller Philosophie, die darin gepredigt wird.

Wilhelm Bölsche.

Baedeker's Spanien und Portugal.

[Nachdruck untersagt.]

Spanien und Portugal. Handbuch für Reisende von K. Baedeker. Mit 7 Karten, 34 Plänen und 13 Grundrissen. Zweite Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1899.

In der Besprechung alter und neuer Werke über Spanien in diesen Blättern ist die erste Auflage des Baedeker'schen Handbuches mit gebührendem Lobe genannt worden [1]). Freilich durfte dabei nicht verschwiegen werden, daß ihm, abgesehen von der durch die Umstände bedingten sachlichen Unvollständigkeit, manche bedauerliche Mängel anhafteten. Ueberraschend schnell ist der ersten die zweite Auflage gefolgt. Ihr Erscheinen liefert den Beweis, daß die Theilnahme für das von der Natur so reich gesegnete und von so schweren Schicksalsschlägen heimgesuchte Land in stetem Steigen begriffen ist. Obgleich der Schreiber dieser Zeilen einen wenn auch verhältnißmäßig geringen Antheil an den zahlreichen Verbesserungen hat, die diese zweite Auflage gegenüber der ersten aufweist, und daher, was die antiquarisch-topographischen Angaben anlangt, das Urtheil darüber Anderen überlassen muß, so darf doch zunächst hervorgehoben werden, wie sehr der Inhalt vermehrt wurde, obwohl der Umfang fast der gleiche geblieben ist. Nicht bloß die früher fehlenden Beschreibungen von Asturien, Galicien und den Balearischen Inseln — die Pityusen mit Iviza fehlen noch — sind eingefügt worden mit den dazu gehörigen Karten und Plänen, sondern fast jeder der übrigen Abschnitte hat wesentliche Erweiterungen und

[1]) „Spanien im Lichte der Weltliteratur“, Deutsche Rundschau, 1898, Bd. LXXXXIV, S. 364.

Verbesserungen erfahren. Besonders auch die Einleitung; die eingehende tabellarische Uebersicht über die Geschichte Spaniens bildet eine wesentliche Ergänzung zu Justi's Kunstgeschichte. Ich gehe hier nicht auf Einzelnes ein: jede spätere Auflage wird Anlaß zu weiterer Vervollkommnung bieten. So viel indeß darf gesagt werden, daß schon jetzt Alles in diesem Buch vereint ist, was der wißbegierige Reisende sucht, während es auch dem seßhaften Forscher in seiner gedrungenen Kürze wesentliche Dienste leistet. Es gibt kein englisches oder französisches, viel weniger ein spanisches Buch über den Gegenstand, das an Fülle und Genauigkeit der Unterweisung an dies Erzeugniß deutscher Geduld, deutschen Fleißes und deutscher Hingabe an die Sache auch nur entfernt heran reicht. Möge es von Vielen benutzt werden und dazu dienen, richtige Anschauungen über jene Länder und wahre Theilnahme an ihrer weiteren Entwicklung zu fördern. Es erscheint nicht ausgeschlossen, daß der Strom intelligenter Reisender, den es dorthin geleitet hat und in steigendem Maße noch hinführen wird, nicht bloß den allernächsten materiellen Nutzen der Reisezehrung und Verkehrsmittelbenutzung bringen wird. Je mehr es gelingt, Spanien und Portugal aus ihrer nicht ganz unfreiwilligen Isolirung vom übrigen Europa zu lösen und das Verständniß für die gewaltigen Fortschritte der europäischen Cultur auch dort zu verbreiten, um so mehr wird fremdes Capital die Wege finden, diesen Ländern die Vorzüge jener Cultur zu verschaffen und ihre Bewohner zu thatkräftiger Betheiligung an dem Wettbewerb um die Erwerbung jener Fortschritte zu reizen. Bessere und schnellere Eisenbahn- und Dampfschiffverbindungen, Wasserleitungen und Kanalisirung, elektrische Anlagen u. s. w. in den großen und mittleren Städten: das sind, neben der Erschließung und Verwerthung so vieler noch ungehobener Schätze des Bodens, besonders an Mineralien, und seiner Producte, die zunächst zu erstrebenden Ziele. In Catalonien sind vielversprechende Anfänge gemacht worden; hoffen wir, daß die anderen Provinzen folgen. Dann wird der Spuk föderalistischer Thorheiten, karlistischer Verschwörungen und republikanischer Utopien vor dem Tageslicht wirklicher Aufklärung und dem Sonnenschein materiellen Gewinns mehr und mehr verschwinden.

Daß die Baedeker'schen Handbücher in ihrer Ausstattung, in Druck und Papier und vor Allem in der Herstellung der Karten und Pläne kleine Meisterwerke der Typographie sind, braucht von diesem spanisch-portugiesischen kaum besonders hervorgehoben zu werden.

Berlin. E. Hübner.

g. **Goethe's Briefe an Frau von Stein.** Herausgegeben von Adolf Schöll. Dritte, umgearbeitete Auflage, besorgt von Julius Wahle. Erster Band. Mit einem Titelbild der Frau von Stein und 7 Reproductionen Goethe'scher Handzeichnungen. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten & Loening. 1899.

Seit der zweiten, durch Wilhelm Fielitz in vorzüglichster Weise bearbeiteten Ausgabe dieser Briefe sind sechzehn Jahre verflossen: Jahre, die für die Goethe-Literatur von der äußersten Wichtigkeit waren und der Wissenschaft von Goethe neue, lange verschlossen gehaltene Quellen eröffnet haben. Den Ausgangspunkt dieser Aera, mit der Goethe gleichsam zum zweiten Male der Nation gegeben ward, bildet das Jahr 1885, und als ihr guter Genius wird für immer das Andenken der verewigten Frau Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar verehrt werden. Jenem Vermächtniß des letztverstorbenen seiner Enkel, das den Bann von Goethe's Haus nahm und das Siegel von den darin bewahrten Schätzen seines Nachlasses löste, sind, durch den thatkräftigen Geist dieser einzigen Frau ins Leben gerufen, rasch einander gefolgt die Begründung der Goethe-Gesellschaft, die monumentale Ausgabe seiner Werke, der Bau des Goethe-Schiller-Archivs. Wer des Glückes theilhaftig ward, am sonnigen Mittag des 28. Juni 1896 der Weihe dieses Hauses auf anmuthiger, sanft über Weimar sich erhebender Höhe beizuwohnen, dem wird unvergeßlich der Moment sein, in welchem der edlen Herrin als Festgabe von einem Kreise dankbarer Verehrer, mit dem deutschen Kaiser als erstem unter ihnen, die Originalbriefe Goethe's an Frau von Stein in sieben Bänden dargebracht wurden: und so wie jetzt ihr Marmorbildniß an der Stelle, wo sie damals erhebende Worte sprach, sie dem Eintretenden vergegenwärtigt, so knüpft auch diese neue Ausgabe, die aus den von ihr geschaffenen Räumen hervorgegangen ist, an ihren Namen an. Denn jetzt zum ersten Mal stand dem verdienten Herausgeber, Herrn Archivar Julius Wahle, das gesammte Material zu Gebote, das für das Verhältniß von Frau von Stein und Goethe in Betracht kommt: außer den Originalbriefen, wie man sie bisher kannte, auch die, den beiden früheren Ausgaben nicht einverleibten Briefe aus Italien, und Alles, was von Briefen der Frau von Stein an Goethe noch vorhanden ist. Ferner bot sich ihm in der Weimarer Ausgabe von Goethe's Werken ein ganz anderer, reicherer und zuverlässigerer Apparat für die Noten und Erläuterungen als den früheren Herausgebern Schöll und Fielitz, und der gewissenhafte Gebrauch, den er davon gemacht hat, erhöht den Werth seiner Ausgabe um ein Beträchtliches. Das feine Profilbild der Frau von Stein, nach einer im Besitz des Herrn Barons von Gleichen-Rußwurm befindlichen Zeichnung der Tora Stock, ist aus der vorigen Ausgabe wiederholt: neu dagegen sind die Reproductionen Goethe'scher Handzeichnungen, theils aus den Briefen, theils aus den Sammlungen des Goethe-Nationalmuseums. So viel vom ersten Bande, für den wir Herrn Wahle nicht dankbar genug sein können: dem Erscheinen des zweiten, der auch die noch erhaltenen Briefe und Billets von Frau von Stein an Goethe bekannt machen soll, sehen wir mit Spannung entgegen.

ßl. **Études de Littérature européenne.** Par Joseph Texte. Paris, Armand Colin et Cie. 1898

Bei Anlaß der Veröffentlichung des vortrefflichen Buches über „J. J. Rousseau und die Anfänge des literarischen Cosmopolitismus" hatten wir Gelegenheit, der Sachkenntniß und Darstellungskunst des Verf. die verdiente Anerkennung zu zollen. Der einheitlichen Arbeit von 1895 folgen diesmal verschiedene Essays über die vergleichende Geschichte der Literaturen, über den Einfluß der italienischen, der deutschen, der englischen Literatur in Frankreich, über die Nachkommenschaft von Montaigne, endlich über die literarische Hegemonie der Franzosen. Der Autor ist zu wohl bekannt mit den bahnbrechenden Arbeiten auf dem Gebiete vergleichender Literaturgeschichte, um nicht zu wissen und auch zu sagen, daß er von den Fremden mehr als von den Einheimischen gelernt hat, sobald die tonangebende Stimme keine französische ist. Der Verfasser kennt die Deutschen gut, die Engländer besser. Seine Studie über „Elisabeth Browning und den Idealismus" ist eine der feinsten und schönsten der vorliegenden Sammlung. Die über Montaigne ergänzt, was Sainte-Beuve nicht wußte, als er im berühmten Capitel von „Port-royal" den Einfluß des gewaltigen Skeptikers verfolgte. Théophile Gautier, als er Heine pries, hatte keine Zeile von ihm in deutschem Text gelesen. Der gelehrte Franzose, der uns hier beschäftigt, weiß aus eigenem Wissen, was Schiller vom französischen politischen Ideal des 18. Jahrhunderts und was die französische Dichtung von Schiller und Goethe entlehnte. Die Vorrede zum „Cromwell", dieser Fanfarenruf der Romantik, nimmt nur das Thema wieder auf, das im zweiten Theil des Buches über Deutschland mit der Macht einer künstlerischen Offenbarung sich enthüllte, und Chateaubriand gesteht, daß er in „Werther" sich versenkt habe, bevor er René schuf. Die Wechselwirkungen des Genius beider Nationen lassen sich in unzähligen Schöpfungen verfolgen und berechtigen Herrn Texte, von der Solidarität auf geistigem wie auf jedem anderen Gebiete als vom Gesetz des Lebens zu sprechen.

ßl. **Diderot.** Par G. Pelissier. Pages choisies des Grands Écrivains. Paris, Armand Colin et Cie.

Wir hatten schon einmal Gelegenheit, die vorliegende Sammlung lobend zu besprechen. Ihr neunundzwanzigster Band behandelt Diderot, den Schöpfer der neuen Kunstkritik, den unerschöpflichsten, lebendigsten und anregendsten Schriftsteller seiner Zeit, den Autor von „Rameau's Neffen" und „Jacques des Fatalisten". In Bezug auf ihn sagte Madame Necker, sie habe in den Bildern nur leblose

Farben gesehen, bis er sie mit einem neuen Sinn begabt und sie zu sehen gelehrt habe. Als Mensch verwerflich und als philosophischer Denker frivol, hat Diderot als Beobachter und Bewunderer der Natur Gedanken ausgesprochen, die, später von Lamarck und Darwin wissenschaftlich behandelt und vertieft, die Anschauungen von Natur und Welt verändert haben. Fast allein unter seinen Zeitgenossen hat er die Größe Shakespeare's erfaßt und von der dramatischen Dichtung Wahrheit gefordert. Das bürgerliche Theater sollte Vorgänge des Alltaglebens behandeln, und indem er es, theoretisch wenigstens, aufbaute, ist Diderot ein Vorläufer des Sittendramas und modernen Schauspiels geworden. Er empfahl den Schauspielern, sich die Handlungen des täglichen Lebens anzusehen und sie nachzuahmen, den Autoren, sich um Conventionen nicht zu kümmern, den Künstlern, ihre akademische Bildung so schnell als möglich zu vergessen, das Modell stehen zu lassen und Alltagsmenschen darzustellen. Es gibt in Diderot's Schriften Seiten und Capitel, die uns anmuthen, als wären sie von heute, und Anschauungen, Urtheile und Gedanken, die wir erfunden zu haben glauben. Aus seiner Prosa hat der Lyriker A. de Musset mehr als einmal seine schönsten Verse geformt und Béranger ihm das „Lied vom alten Rock" nur nachgedichtet. Das Urbild ist S. 301 des vorliegenden Bandes abgedruckt. Von einem vollendeten Kunstwerk haben diese Blätter nichts zu berichten. Diderot's Theaterstücke sind verfehlt und seine Romane nur lesbar, weil sie die Langeweile der Fabel durch reizende Episoden unterbrechen. Das Beste, was er zu sagen hatte, gab er wie ein Verschwender dem Journal, der Zeitschrift, der Encyklopädie, den Freunden, die ihn zu plündern gewohnt waren, den Eingebungen des Momentes und der Laune. Deshalb gehört er zu den Schriftstellern, die wenig dabei verlieren und in vieler Beziehung gewinnen, wenn sie in Auszügen gelesen werden, die im vorliegenden Fall von kundiger Hand gemacht sind.

γ. **Montesquieu** als Polyhistor, Philosoph, Vorkämpfer der protestantisch-germanischen Cultur und als politischer Prophet. Von Dr. Karl Walcker. Leipzig, Roßberg. 1896.

Dieses ein paar Bogen starke Schriftchen wird durch seinen etwas langathmigen Titel hinlänglich charakterisirt. Der Verfasser, Docent der Staatswissenschaften an der Universität in Leipzig, führt uns in raschem Gang durch Montesquieu's Schriften, um nachzuweisen, daß er ein sehr ausgebreitetes Wissen besaß, daß er mit seiner Geistesart, etwa wie Frau von Staël, auf der germanischen Seite stand und mit prophetischem Blick Vieles vorhersagte, was lange nach ihm eintraf, so den Abfall der amerikanischen Kolonien von England und ihr Emporsteigen zu großer Macht und Bedeutung; das Ende der weltlichen Papstmacht: ja sogar — die Röntgenstrahlen. Die Zusammenstellung aller Stellen ist verdienstlich und wäre es noch mehr, wenn uns die Texte Montesquieu's selbst vorgelegt würden; es wäre uns dann die Fällung eines eigenen Urtheils sehr erleichtert.

γ. **Die Organisation des hessischen Heeres unter Philipp dem Großmüthigen.** Von Dr. Georg Paetel. Berlin, Gebrüder Paetel. 1897.

Ein Schüler von Professor Dr. Max Lenz hat es unternommen, auf Grund der im Marburger Archiv enthaltenen Schriftstücke eine zusammenhängende, in manchem Betracht erschöpfende Darstellung von dem Heerwesen des Landgrafen zu geben, der unter Karl's V. Gegnern der Fähigste und, abgesehen von einigen trüben Jahren, auch Entschlossenste gewesen ist. Die Möglichkeit zu einem solchen Verhalten gewann Philipp, indem er nicht bloß das Aufgebot seines Adels und seiner Landschaft, wo es Noth that, in recht wirksamer Weise in Bewegung setzte — den Sieg bei Kahlfeld hat er überwiegend mit dieser Landmiliz erstritten — sondern auch für seine Kriege zahlreiche Söldner in seine Dienste nahm, deren Officiercorps er — und das ist von ausschlaggebender Bedeutung — in der Hauptsache in dauernder Bestallung hatte. Die Voraussetzung zur Unterhaltung von Soldtruppen sind aber gute Finanzen, und diese hat Philipp in einem Maße geschaffen, daß er im Gegensatz zu seinen meisten Zeitgenossen, namentlich zum Kaiser selbst, stets über die nöthigen Mittel zur Errichtung eines Heeres verfügte. So gehört er zu den ersten Kriegsherren des 16. Jahrhunderts, was sich schon daran zeigt, daß er wiederholt Heere von etwa 20 000 Mann ins Feld geführt hat — ein Fünftel der Macht, mit welcher Spanien seinen weit verzweigten Besitz in Europa, Asien und Amerika schützte. Georg Paetel hat über Philipp's Heerwesen, seine Bestandtheile, seine Bewaffnung, Besoldung, Verpflegung, sein Officiercorps, über die von Philipp erst recht eigentlich geschaffene Artillerie, die Festungen, den Troß einen reichen Stoff zusammengebracht, und ihn überaus lichtvoll gruppirt; dazu hat er ein sehr ausführliches Register von 22 Seiten geliefert, vermöge dessen man sich in den 230 Seiten des Buches rasch und leicht zurecht findet. Man vermißt nur einen Abschnitt über die Fechtart und die strategischen Grundsätze der damaligen Zeit. Der Brief des Johannes v. Falkenberg, der S. 10—11 erwähnt wird, ist schon 1896 von Prof. Egelhaaf im Programm des Stuttgarter Karls-Gymnasiums (Archivalische Beiträge zum schmalkaldischen Krieg, S. 36—37) veröffentlicht worden; Falkenberg stand nicht im unmittelbaren Dienst des Kaisers, sondern in dem des Markgrafen Albrecht Alcibiades. Die S. 109 genannte oberschwäbische Reichsstadt heißt Biberach, nicht Bibrach (sie ist unter anderen als Vaterstadt Wieland's bekannt).

δ. **Geschichte des Königreichs Hannover.** Unter Benutzung bisher unbekannter Actenstücke von W. von Hassell. Erster Theil: Von 1813—1848. Mit fünf Porträts. Zweiter Theil. Erste Abtheilung: Von 1849—1862. Mit drei Porträts. Bremen und Leipzig, M. Heinsius Nachfolger. 1898—99.

Eine nicht streng fachwissenschaftliche Arbeit, die aber doch mancherlei Neues aus handschriftlichen Quellen bietet und sich zum Theil recht

angenehm liest, mit anekdotischem Material untermischt, welches — wenigstens in engeren Kreisen — wohlbekannt war, aber eine willkommene Würze der Darstellung bildet. Der Verfasser gehört, seinem Namen zufolge, zu den alten Familien des hannoverschen Landes. Er macht auf Objectivität freilich Anspruch, verleugnet aber keineswegs die näheren persönlichen Beziehungen, die seinen Standpunkt auf die antipreußische Seite stellen. Seine Polemik gegen Heinrich von Treitschke findet in dessen bekannten Uebertreibungen manchen berechtigten Anlaß. Er selber hält sich aber keineswegs frei von Uebertreibungen und einer gewissen Einseitigkeit der Geschichtsansicht. — Es fehlt noch die zweite Abtheilung des zweiten Theils. Diese wird erst den Schluß und die Katastrophe des Jahres 1866 behandeln. Sie soll demnächst erscheinen.

γ. **La Force.** Par Paul Adam. Paris. Paul Ollendorff. 1899.

Dieser Roman hat in Frankreich Aufsehen erregt, und elf Auflagen sind rasch einander gefolgt. Der Held ist Bernard Héricourt, ein Officier der ersten Republik, der die Feldzüge Jourdan's, Moreau's und Napoleon's in Deutschland mitmacht und als Oberst bei Wagram durch eine Kanonenkugel getödtet wird. Er ist das Sinnbild der ungebändigten Kraft, welche sich durch Alles Bahn bricht, welche Weiber ebenso bezwingt wie Bataillone und schließlich nur der größeren Kraft erliegt. Ohne Frage besitzt Paul Adam ein ungewöhnliches Talent, zu charakterisiren und zu erzählen: einzelne Capitel sind wahre Prachtstücke packender Darstellung, und die Heere der Revolutionszeit mit ihrer Größe und ihrer Abscheulichkeit werden selten so anschaulich und lebenswahr geschildert worden sein wie hier. Aber die Unverhülltheit, mit welcher die thierischen Triebe des Kraftmenschen sich vor dem Leser ausleben, entspricht nicht unserem deutschen Geschmack und unserem Begriff von der Aufgabe der Poesie, und so ist es uns nicht möglich, den bedeutenden Roman als ein reines Erzeugniß der Kunst anzusehen.

δ. **Sur le Niger et au Pays des Touaregs. La Mission Hourst.** Par le lieutenant de vaisseau Hourst. Ouvrage illustré de 190 gravures d'après les photographies de la mission et accompagné d'une carte. Paris, E. Plon, Nourrit & Cie. 1898.

Im Dienste der colonialen Pläne Frankreichs, welche durch das Abkommen mit England jüngst ihren vorläufigen Abschluß fanden, hat der französische Schiffslieutenant Hourst eine Forschungsreise in den westlichen Sudan unternommen, deren Eindrücke und Ergebnisse er in dem genannten Buch beschreibt. Die Reise galt vor Allem der hydrographischen Aufnahme des Nigergebietes. Hourst fuhr von St. Louis den Senegal aufwärts, durchquerte das Gebiet zwischen Senegal und Niger und fuhr den letzteren Strom vom Anfangspunkt seiner Schiffbarkeit an abwärts bis zur Mündung. Am mittleren Niger, von Timbuktu bis Say, herrschen die Tuaregs unumschränkt. Der Verfasser nimmt sie gegen ihren schlechten Ruf in Schutz. Sie sollen nur europäische Civilisation durchaus empfänglich und nicht so grausam und diebisch sein, wie ihnen gewöhnlich nachgesagt wird. Außer ihnen, die Halbnomaden und Viehzüchter sind, trifft man im westlichen Sudan noch zahlreiche andere Rassen an. Die Uferbewohner sind durchgehends Schwarze, die sich dem Ackerbau widmen. Dazu kommen die Fullani, ein eroberndes Hirtenvolk, das den alten Aegyptern verwandt ist, und die mit ihnen an der Unterjochung der eingeborenen Bevölkerung gemeinsam arbeitenden Haussa, ein Handelsvolk, das gleich den Fullani dem Islam anhängt. — Der Unterlauf des Nigers wird durch die Royal Niger Company ausgebeutet. Abgesehen von dem Palmöl, das nur in der Küstenzone vorkommt, fehlt indeß kein Exportartikel, wie Gummi, Kautschuk, Elfenbein, im französischen Sudan. Der Verfasser dringt auf den Bau einer Eisenbahn zwischen Senegal und Niger. „Nach ihrer Vollendung wird in dem Gebiete des Senegals und des Nigers ein zweites Algerien entstehen, reicher noch und größer als das eigentliche Algerien." Auf das ganze nordwestliche Afrika setzt der Verfasser große Hoffnungen; natürlich denkt er sich dies Colonialgebiet den französischen Verhältnissen angemessen nicht als Besiedelungs-, sondern als Betriebscolonie.

σ. **Die classische Kunst.** Von Heinrich Wölfflin. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann. 1899.

Wölfflin als Kunsthistoriker gehört zum Schlage der Burckhardt, Grimm und Justi; und doch ist sein bereits vor mehr als einem Jahrzehnt herausgegebenes Buch „Renaissance und Barock" heute noch so gut wie unbekannt, wiewohl es reiner vielleicht als alle bisherigen historiographischen Versuche im Geiste der werdenden Geschichtsphilosophie geschrieben ist. Grimm charakterisirte die jüngsten Versuche einmal mit den Worten: „Es komme uns heute bei den Biographien großer Männer nicht so sehr auf die großen Männer selbst an, als vielmehr auf eine Erforschung der ‚reinen Leuchtkraft', die aus diesen Männern ausstrahle." Von Anfang an hat Wölfflin seine Arbeit in den Dienst dieser Weltanschauung gestellt. Die reine Leuchtkraft, die reine Kraft, die sich in den Heroen ansammelt, um von ihnen als einem Centrum aus ihre Wirkungen auszuüben, die wollte er suchen. Das ging freilich über den herkömmlichen Heroencult hinaus und erweiterte für ihn das persönliche Problem „Rafael und Michelangelo" zu dem so zu sagen dynamischen „Renaissance und Barock". Das neue Buch Wölfflin's behandelt „die classische Kunst" des Cinquecento. Die Frage, in der sich für Wölfflin das Problem zuspitzt, lautet etwa: Wie kam es, daß die Kraft, die sich im Quattrocento auf viele Künstler vertheilte und in vielen Kunstwerken aussprach, um die Wende des Cinquecento in wenigen Größen sich verdichtete und in den selteneren Werken größere Formen annahm? Die Energie, mit der Wölfflin alle Einzelfragen diesem Grundproblem einordnet, macht sein Buch zu mehr als nur einer kunsthistorischen Untersuchung.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 18. Juli zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Baldensperger. — Gottfried Keller, sa vie et ses œuvres. Par Fernand Baldensperger. Paris, Librairie Hachette & Cie. 1899.

Below. — Mexiko. Skizzen und Typen aus dem Italien der neuen Welt von Ernst Below. Mit 6 Illustrationen. Zweite Auflage. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1899.

Beltz. — Machiavelli. Von Dr. Robert Beltz. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1899.

Berlin. — Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin in den Jahren 1889 bis 1895. Mit Abbildungen. Zweiter Theil. Berlin, Carl Heymanns Verlag. 1899.

Bernheim. — Die gefährdete Stellung unserer deutschen Universitäten. Von Ernst Bernheim. Greifswald, Julius Abel. 1899.

Bernstein. — Die Vorbildung der Medizin-Studirenden im Hinblick auf den Entwurf der neuen Prüfungsordnung von Dr. med. Julius Bernstein. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 1899.

Blume. — Die Grundlagen unserer Wehrkraft. Von W. von Blume. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1899.

Bornemann. — Die Allegorie in Kunst, Wissenschaft und Kirche. Von W. Bornemann. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr. 1899.

Bruinier. — Das deutsche Volkslied. Ueber Werden und Wesen des deutschen Volksgesanges. Von Dr. J. W. Bruinier. Leipzig, B. G. Teubner. 1899.

Bunzendahl. — Auf dem Erntegang. Gesammelte Dichtungen von Ernst Viktor Bunzendahl. Berlin, Hermann Feyl & Co. 1898.

Consonanzen und Dissonanzen. — Gedichte eines ungarischen Musikers. Erlau, C. F. Tiefenbach. 1899.

Conte. — L'enfer. Par Edouard Conte. Paris, Société libre d'édition des gens de lettres. 1899.

Eckart. — Allgemeine Sammlung niederdeutscher Rätsel. Herausgegeben von Rudolf Eckart. Zweite, völlig neubearbeitete Auflage. Göttingen, Franz Wunder. v. J.

Ewart. — Cosimo de' Medici by K. Dorothea Ewart. London, Macmillan and Co. 1899.

Falkenfeld. — Marx und Nietzsche. Von Max Falkenfeld. Leipzig, Wilhelm Friedrich. o. J.

Fortunato. — Rionero medievale, con 26 documenti inediti. Di Giustino Fortunato. Trani, V. Vecchi. 1899.

Fortunato. — Santa Maria di Perno. Di Giustino Fortunato. Trani, V. Vecchi. 1899.

Fraus. — Abrüstung? Eine historisch-politische Studie. Von Theodor Fraus. Mannheim, Tobias Löffler. 1899.

Ganz. — Geschichte der heraldischen Kunst in der Schweiz im XII. und XIII. Jahrhundert. Von Paul Ganz. Mit 101 Abbildungen im Text und 10 Tafeln. Frauenfeld, J. Huber. 1899.

Glachant. — Papiers d'autrefois. Par Paul et Victor Glachant. Avec une préface de Emile Faguet. Paris, Librairie Hachette & Cie. 1899.

Gorra. — Il soggettivismo di Dante. Del' Egidio Gorra. Bologna, Nicola Zanichelli. 1899.

Gutberlet. — Deutschtum und Panslavismus! Von Heinrich Gutberlet. Dresden-A., Oskar Damm. 1898.

Gutheil. — Nur ein Spiel. Novelle von Arthur Gutheil. Leipzig, Grubel & Sommerlatte. 1899.

Hagen. — Die Welt als Raum und Materie. Mit einer Einleitung über die Natur des Urwesens. Von Edmund von Hagen. Berlin, Im Selbstverlage des Verfassers. 1899.

Hartung. — Konfessionalität und Nationalität in ihrem gegenseitigen Verhältnisse. Ein Vortrag von Bruno Hartung. Leipzig, Bernhard Richter. 1899.

Hoffmann. — Die Sprache und Literatur der Wenden. Von Louise Hoffmann. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A. G. (vorm. J. F. Richter). 1899.

Illustrirtes Konversationslexikon der Frau. — Erste und zweite Lieferung. Berlin, Julius Beder.

Jastrow. — The religion of Babylonia and Assyria. By Morris Jastrow. Boston, Ginn & Company. 1898.

Jaurès. — Action socialiste. Par Jean Jaurès. Première série. Paris, Georges Bellais. 1899.

Kaisenberg. — Der Junker Werner von Brunshausen. Historischer Roman von Moritz von Kaisenberg (Moritz von Berg). Marburg, N. G. Elwert. 1899.

Kiparski. — Beitrag zur Frage der allgemeinen Abrüstung und des internationalen Schiedsgerichtes. Von W. Kiparski. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. 1899.

Kürschner. — Deutscher Literatur-Kalender auf das Jahr 1899. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Einundzwanzigster Jahrgang. Mit zwei Portraits. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung.

Landmann. — Zur Abänderung des deutschen Bankgesetzes. Eine kritische Studie auf dem Gebiete der Bankpolitik. Von Julius Landmann. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer. 1899.

Land und Leute. — Monographien zur Erdkunde. In Verbindung mit hervorragenden Fachgelehrten herausgegeben von A. Scobel. V. Schweiz. Von J. C. Heer. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1899.

Lassberg-Lanzberg. — Der Weltorganismus. Begründung einer auf astrophysischen Gesetzen beruhenden Vernunftreligion von C. von Lassberg-Lanzberg. Leipzig, Hermann Haacke. 1899.

Del Lungo. — Da Bonifazio VIII ad Arrigo VII. Pagine di storia fiorentina per la vita di Dante. Di del Lungo. Milano, Ulrico Hoepli. 1899.

Lutherdenkmal. — Volkstümliche Schriften aus der Geschichte des evangelischen Deutschlands. Herausgegeben von Georg Buchwald und Fritz Jonas. Nr. I. Martin Luthers deutsche Briefe. Nr. II. Philipp Melanchthon. Leipzig, Bernhard Richter. 1899.

Margueritte. — Femmes nouvelles par Paul et Victor Margueritte. Deuxième édition. Paris, Librairie Plon.

Meissner. — Franz Stuck. Von Franz Hermann Meissner. Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler. 1899.

Meyers Hand-Atlas. — Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage. Bis zur achten Lieferung. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1899.

Meyers Kleines Konversations-Lexikon. — Sechste, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Dritter Band. Petschau bis Zymotisch. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1899.

Meyer's Reisebücher. — Deutsche Alpen. Dritter Theil. Vierte Auflage. — Der Hochtourist in den Ostalpen. Von L. Purtscheller und H. Hess. Drei Bände. Zweite Auflage. — Ostseebäder und Städte der Ostseeküste. — Rheinlande. Neunte Auflage. — Schwarzwald, Odenwald, Bergstrasse, Heidelberg und Strassburg. Achte Auflage. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1899.

Monnier. — Le tour d'Asie. Cochichine, Annam, Tonkin. Par Marcel Monnier. Paris, Librairie Plon. 1899.

Müller. — Der Reformkatholizismus. Für die Gebildeten aller Bekenntnisse, dargestellt von Josef Müller. Zwei Theile. Zürich, Caesar Schmidt. 1899.

Müller. — Die südarabische Expedition der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien und die Demission des Grafen Carlo Landberg. Actenmässig dargestellt von Dr. D. H. Müller. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1899.

Museum, Das. — Eine Anleitung zum Genuss der Werke bildender Kunst von Wilhelm Spemann. Bis zur vierzehnten Lieferung des vierten Jahrgangs. Berlin und Stuttgart. W. Spemann.

Odin's Flugblatt Nr. 1. — Oesterreich als Einheitsstaat von H. Erites bis zehntes Tausend. München. Deutschvölkischer Verlag Odin. 1899/2012.

Paulsen. — Kant der Philosoph des Protestantismus. Von Friedrich Paulsen. Berlin. Reuther & Reichard. 1899.

Perfall. — Die Entwicklung des modernen Theaters. Vortrag von Karl Freiherrn von Perfall. Godesberg bei Bonn. Georg Schlosser. 1899.

Peschkau. — Welt, Weib und Wagenwerk. Allerlei Humore von Emil Peschkau. Berlin, Freund & Jeckel. 1899.

Pierstorff-Wychgrem-Zimmer. — Frauenberuf und Frauenerziehung. Vier Vorträge zur Frauenfrage von Pierstorff, Zimmer und Wychgrem. Hamburg, Lucas Gräfe & Sillem. 1899.

Pilot. — Warneminder Geschichten. Novellen von Anna Pilot. Braunschweig, Richard Sattler. 1899.

Polenz. — Wald. Novelle von Wilhelm Polenz. Berlin, F. Fontane & Co. 1899.

Poschinger. — Fürst Bismarck und der Bundesrat. Von Heinrich von Poschinger. Vierter Band. Der Bundesrat des Deutschen Reiches 1878—1881. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1898.

Predöhl. — [illegible] von Mecklenburg als Einleitung zum Beitrag zu einer Statistik von [illegible] Altenburg. Leipzig (Veit). 1899.

Proll. — Ludwig Feuerbach. Zum hundertsten Geburtstage. Herausgegeben von Karl Grün. Dresden-A., Carl Reißner. 1899.

Puschkin. — Eugen Onégin. Roman in Versen von Puschkin. Nebst Puschkins Vorwort und Anmerkungen. Deutsch von Dr. Alexis Lupus. Nebst Vorwort und Anmerkungen des Uebersetzers. Erster Gesang. Neue verbesserte Auflage. Leipzig und St. Petersburg, Commissionsverlag von K. L. Ricker. 1899.

Ratzel. — Anthropogeographie. Erster Theil. Grundzüge der Anwendung der Erdkunde auf die Geschichte von Friedrich Ratzel. Zweite Auflage. Stuttgart, J. Engelhorn. 1899.

Reiser. — Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus. Aus dem Munde des Volkes gesammelt von Dr. Karl Reiser. Bis zum fünfundzwanzigsten Heft. Kempten, Jos. Kösel.

Reliefkarte Harzburg-Brocken. — Bearbeitet nach amtlichem Material durch Herzogl. Landesaufnahme. Herausgegeben auf Veranlassung des Herzogl. Baucommissariats in Bad Harzburg. Maassstab 1:2000. Bad Harzburg, Commissionsverlag von H. Waldau.

Remacle. — Relations secrètes des agents de Louis XVIII à Paris sous le consulat (1802–1803), publiées avec une introduction et des notes par le comte Remacle. Paris, Librairie Plon. 1899.

Ritschl. — Optisches Welt- und Lebensanschauung in ihrer Entstehung und Entwicklung dargestellt und bekämpft von Otto Ritschl. Zweite Auflage. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. 1899.

Rittershaus. — Die Ausdrücke für Gesichtswahrnehmungen in den altgermanischen Dialekten. Ein Beitrag zur Bedeutungsgeschichte. Von Dr. Adeline Rittershaus. Erster Teil. Zürich, E. Speidel. 1899.

Rullmann. — Heinrich Schaumberger. Eine Skizze seines Lebens und Wirkens von Wilhelm Rullmann. Zur Enthüllung des Schaumberger Denkmals in Neumarkt i. d. Oberpf. Mit Illustrationen nach Zeichnungen von Max Dorra, Rud. Koseliz und nach Photographien. Neumarkt, Verlag des Local-Comitées. 1899.

Saitschick. — Aus der Tiefe. Ein Lebensbuch. Von Robert Saitschick. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1899.

Scherenberg. — Gedichte von Ernst Scherenberg. Zweite, vermehrte Auflage. Mit dem Bildnis des Dichters in Lichtdruck. Leipzig, Ernst Keils Nachf. (Max Boas). 1899.

Schlaf. — Die Feindlichen. Drama in vier Aufzügen von Johannes Schlaf. Minden i. W., J. C. C. Bruns. [illegible]

Schlaf. — Helldunkel. Gedichte von Johannes Schlaf. Minden i. W., J. C. C. Bruns. [illegible]

Schröder. — Justitia regnorum fundamentum. Rechtsgeschichtliche und antiquarische Beiträge zur Statistik des höheren Lehrerstandes in Preußen. Von Dr. Heinrich Schröder. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer. 1899.

Seedorf. — Von malerischer Art und Kunst. Neun programmatische Vorträge von H. Seedorf. Göttingen, Franz Wunder. 1899.

Sell. — Goethes Stellung zu Religion und Christentum. Vortrag mit Erläuterungen von Dr. Karl Sell. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. 1899.

Servaes. — Präludien. Ein Essaybuch von Franz Servaes. Berlin und Leipzig, Schuster & Löffler. 1899.

Shakespeare's Dramatische Werke. — Uebersetzt von August Wilhelm von Schlegel und Ludwig Tieck. Herausgegeben von Alois Brandl. Kunter und schuter Ausg. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. [illegible]

Soden. — Faustina und seine Geschichte. Sechs volkstümliche Vorträge von Prof. Dr. H. von Soden. Leipzig, B. G. Teubner. 1899.

Spielhagen. — Neue Gedichte von Friedrich Spielhagen. Leipzig, L. Staackmann. 1899.

Strag. — Irenbtanz. Roman von Rudolph Strag. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1899.

Strindberg. — Legenden von August Strindberg. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1899.

Sylva. — Le beau rouge. Par Carmen Sylva. Traduction de Georges Mandy. Illustré par la photographie d'après nature. Paris, Librairie Nilsson. 1899.

Thiem. — Kunstverständnis und vornehme Leute. Von Paul Thiem. München, Carl Haushalter. 1899.

Thoma. — Aus dem Buche des Lebens. Zwei Novellen von C. Thoma. Leipzig, Friedrich Fleischer. 1899.

Trinius. — Thüringer Geschichten. Neun Erzählungen von August Trinius. Mit Buchschmuck von Franz Staven. Berlin, Fischer & Franke. C. J.

Trivero. — Classificazione delle scienze. Di Camillo Trivero. Mailand, Ulrico Hoepli. 1899.

Trocks-Lund. — Stimmungsbild und Weltanschauung im Handel der Zeiten. Von Trocks-Lund. Autorisirte, vom Verfasser durchgesehene Uebersetzung von Leo Bloch. Leipzig, P. G. Tauchnitz. 1899.

Turquan. — Die Bürgerin Tallien. Ein Frauenbild aus der Zeit der französischen Revolution. Von Joseph Turquan. Uebertragen von Oskar Marschall von Bieberstein. Leipzig, Schmidt & Günther. 1899.

Vaschide. — La nouvelle loi de l'enseignement secondaire et supérieur en Roumanie par N. Vaschide. Paris, A. Chevalier-Maresco & Cie. 1899.

Velly. — Familie Hilbers. Roman von C. Velly. Breslau, S. Schottlaender. 1899.

Vogüé. — Les morts qui parlent. Par E.-M. de Vogüé. Paris, Librairie Plon. 1899.

Wagner. — Studien und Skizzen aus Naturwissenschaft und Philosophie von Dr. Adolf Wagner. Zwei Bändchen. Berlin, Gebrüder Borntraeger. 1899.

Weil. — Die klugen Frauen! Novelle von Julius Weil. Breslau, S. Schottlaender. 1899.

Weil. — Die Subalternen. Roman von Julius Weil. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. C. J.

Wengerow. — Grundzüge der Geschichte der neuesten russischen Literatur. Von S. A. Wengerow. Uebersetzt und eingeführt von Traugott Pech. Berlin, Johannes Räde. 1899.

Wenzel. — Der Todeskampf des altsprachlichen Gymnasial-Unterrichts. Eine pathologische Studie von Dr. Alfred Wenzel. Berlin, Carl Duncker. 1899.

Wickenhagen. — Kurzgefaßte Geschichte der Kunst, der Baukunst, Bildnerei, Malerei, Musik von Dr. Ernst Wickenhagen. Mit einer Heliogravüre und 287 Abbildungen im Text. Stuttgart, Paul Neff. C. J.

Wilbrandt. — Der Sänger. Roman von Adolf Wilbrandt. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1899.

Wolgast. — Das Elend unserer Jugendliteratur. Ein Beitrag zur künstlerischen Erziehung der Jugend. Von Heinrich Wolgast. Zweite Auflage. Hamburg, Selbstverlag. Leipzig, in Kommission bei L. Fernau. 1899.

Wolzogen. — Das dritte Geschlecht. Roman von Ernst von Wolzogen. Mit Buchschmuck von Walter Caspari. Berlin, Rich. Eckstein Nachf.

Yorck. — Verhängnis? Militärisches Sittenbild aus einer großen Garnison der Reichslande von Hermann zu Yorck. Leipzig, Friedrich Fleischer. 1898.

Zahn. — Sabine Rennerin. Ein Schauspiel von Ernst Zahn. Frauenfeld, J. Huber. 1899.

Zenger. — Die Meteorologie der Sonne und das Wetter im Jahre 1889, zugleich Wetterprognose für das Jahr 1899. Von Professor K. W. Zenger. Prag. Selbstverlag. In Commission bei Fr. Rivnác. 1899.

Zingarelli. — La personalità storica de Folchetto di Marsiglia nella commedia di Dante con appendice. Di Nicola Zingarelli. Nuova edizione accresciuta e corretta. Bologna, Nicola Zanichelli. 1899.

Zola. — Die Schultern der Marquise und andere Novellen. Von Emile Zola. Paris, Leipzig, München, Albert Langen. 1898.

Zwiedineck-Südenhorst. — Venedig als Weltmacht und Weltstadt. Von Hans von Zwiedineck-Südenhorst. Mit 4 Kunstbeilagen und 150 authentischen Abbildungen. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1899.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

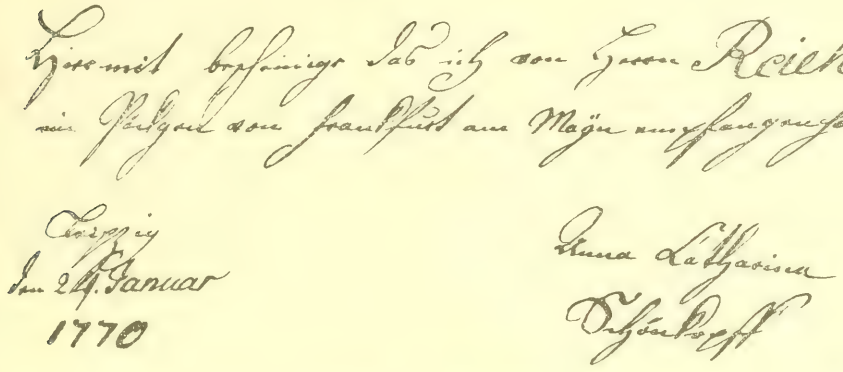
Käthchen Schönkopf.

[Nachdruck untersagt.]

Hat das vorige Heft dieser Zeitschrift der Bedeutung des 28. August würdige Worte ehrfurchtsvollen Gedenkens gewidmet, so mag sich ihnen heute vielleicht noch ein harmlos bescheidenes Blatt gesellen, das uns den ersten stürmischen Liebesfrühling des einzigen Herzenkündigers in Erinnerung ruft. Wir werden darauf verzichten, die Erzählung von des Knaben Liebe zum Frankfurter Grethchen des poetischen Schleiers zu berauben, in das sie der gereifte Meister später duftig verhüllt hat; aber Anna Catharina Schönkopf steht in heller Tagesbeleuchtung vor unseren Augen; Bild und Wort haben ihr Aeußeres und Inneres treu bewahrt, und ihre wohlerhaltene Grabstätte auf dem alten Johannisfriedhof sucht der Leipziger noch heute mit theilnehmender Seele auf. Welch helles Licht strahlt uns aus den großen Augen ihres jugendlich-frischen Gesichts entgegen, wie sprechend zierlich erscheint der kleine Mund, wie charaktervoll-kräftig heben sich die geschwungenen Brauen ab, welch frohes Behagen verräth das liebliche Ganze, das uns erst jetzt durch Julius Vogel's treffliche Wiedergabe des Miniaturporträts in seiner Festschrift über „Goethe's Leipziger Studentenjahre" recht deutlich vergegenwärtigt worden ist! Und welch brausendes Frühlingsgewitter erregte die Schöne im Herzen des ebenso zärtlich wie sinnlich erregten Jünglings! Als Dichter findet er noch keinen vollkommenen Ausdruck für die verworrene Gährung seines Herzens. Gewiß, wir verweilen mit Antheil bei den Blättern des „Buches Annette", die Behrisch in kunstvoll gezirkelten Zügen niederschrieb, und ebenso bei den anderen Liebesliedern auf die Leipziger Schöne, aber wir vernehmen überall den Nachklang der anakreontischen Schäkerei der Vorgänger Goethe's, wir erkennen das Vorbild des graciös-lüsternen Wieland; gewiß, wir erblicken in der „Laune des Verliebten" ein Selbstbekenntniß des jugendlichen Schäfers an der Pleiße, aber wir wissen doch, daß der Nachahmer von Gellert's „Band" und „Sylvia" die Pflege des abgelebten Schäferspiels bald mißbilligen muß. Indessen, welchen Aufruhr seiner Seele verrathen die Briefe an Behrisch! Auch hier etwas selbstgefällige Beobachtung der eigenen Eifersuchtsqualen, aber dennoch, welche Genialität in all' dieser Verworrenheit, welches Gemisch von elementarer Kraft und fieberischer Ueberspanntheit! Die guten Philisterseelen

ahnen nichts von solchen Entwicklungskrämpfen des Genius, und doch bilden diese die sicheren Anzeichen seiner Alles aufwühlenden Gefühlskraft; wir begreifen solch' tumultuarische Anfänge bei dem Dichter des „Werther". Zweifellos erwiderte die Schöne Anfangs mit warmem Gefühl des Jünglings hitzige Neigung; aber wer wird es ihr verargen, daß sie gegenüber den stürmischen Liebkosungen des drei Jahre jüngeren Dichters schließlich versagte? Sie war nahezu zwanzig Jahre alt, er noch nicht siebzehn, als er ihr am 26. April 1766 seine Liebe gestand; ließ sie sich auch willig von ihm belehren, sah sie es auch gern, daß er ihre Orthographie aufbesserte, daß er ihr schrieb, es heiße „Plätze" und nicht „Blätze", „Leidwesen" und nicht „Leutwesen"' „Eindruck" und nicht „Eintruck", „Comödienzettel" und nicht „Comoetigen Zettel" u. dgl. m. — gleichviel, sie hatte doch den großen Vorsprung voraus, durch den sich ein zwanzigjähriges Mädchen nun einmal von einem siebzehnjährigen Jüngling unterscheidet, sie durchschaute die Illusion seiner Heirathsgedanken; durch sein eifersüchtiges Ungestüm geweckt, hatte sie den Traum ihrer Liebe zu Ende geträumt, bevor noch Goethe Leipzig verließ: zahme Freundschaft sollte die Liebe ersetzen. Natürlich ertrug er solche Degradirung nur widerwillig. Noch in den Briefen aus Frankfurt rüttelt er an den verwünschten Ketten, die Käthchen ihm angelegt hatte: „ob Sie mich gleich Ihren lieben Freund und manchmal Ihren besten Freund nennen, so ist doch um den besten Freund immer ein langweilig Ding. Kein Mensch mag eingemachte Bohnen solang man frische haben kann. Frische Hechte sind immer die besten, aber wenn man fürchtet daß sie gar verderben mögen, so salzt man sie ein, besonders wenn man sie verführen will. Es muß Ihnen doch komisch vorkommen wenn Sie an all die Liebhaber dencken, die sie mit Freundschaft eingesalzen haben, grose und kleine, krumme und grade, ich muß selbst lachen wenn ich dran dencke. Doch Sie müssen die Correspondenz mit mir nicht ganz abbrechen, für einen Pöckling binn ich doch immer noch artig genug." Als er dies am 1. Juni 1769 von Frankfurt aus schrieb, hatte sich Käthchen, dem sicheren Trieb ihres Herzens folgend, mit einem Anderen, dem Dr. Kanne, verlobt. „. . . was ich für eine Freude darüber habe, das können Sie Sich vorstellen, wenn Sie Sich noch vorstellen können wie sehr ich Sie liebe . . . es ist eine gräßliche Empfindung seine Liebe sterben zu sehen" . . . Aber was half es ihm, das Fischlein blieb eingesalzen. Und so klingt der Brief an Käthchen vom 12. December in gar melancholischen Molltönen: „Ich bitte Sie mir nicht mehr zu antworten . . . Ich mag Ihre Hand nicht mehr sehen, so wenig als ich Ihre Stimme hören mögte" . . . Aber eine letzte Gabe der Freundschaft sollte doch nicht ausbleiben. „Hagedornen und einige andere Bücher werde ich Ihnen ehstens schicken, möchten Sie ein Gefallen an diesem liebenswürdigen Dichter finden wie er es verdient" — das war, wie er dachte, das Letzte, was er ihr sandte, ein Geschenk zum Vermählungstage; er glaubte wohl an ein Wiedersehen, „aber ich hoffe noch sobald nicht, und was an mir liegt will ich seine Erfüllung hinauszuschieben suchen . . . Kein Hochzeitgedicht kann ich Ihnen schicken, ich habe etliche für Sie gemacht, aber entweder, druckten Sie meine Empfindungen zu viel oder zu wenig aus."

Der Uebermittler des Abschiedsgeschenkes war der Buchhändler Philipp Erasmus Reich in Leipzig; ihm schrieb Käthchen die Empfangsbescheinigung über das „Päkgen von Frankfurt am Mayn", das einzige Schriftstück von ihrer Hand, das sich erhalten hat, und das eben als Unicum, so harmlos es ist, hier wiedergegeben werden mag.



Der Enkel Salomon Hirzel's, Herr Verlagsbuchhändler Georg Hirzel in Leipzig, spendet den Verehrern des Dichters die Nachbildung des seltenen Blattes zum 28. August, und sie sollte doch nicht ohne einige Begleitworte in die Welt ziehen.

Käthchen's Hochzeit verschob sich bis zum März 1770, und im Januar dieses Jahres wiegte sich der sanguinische Dichter noch einmal in zaghaften Hoffnungen: „am Ende wäre doch Fr. Docktor G[anne] und Fr. Docktor G[oethe] ein herzlich kleiner Unterschied." Die Braut dachte natürlich anders, und wir verstehen's, daß ihr nicht daran lag, einen Briefwechsel, der solch' merkwürdige Geständnisse zeitigte, fortgesetzt zu sehen. Goethe's Schreiben vom 23. Januar 1770 war das letzte. Aber der Traum eines Wiedersehens erfüllte sich. Am 31. März 1776 klopfte der weltberühmt gewordene Dichter des „Götz" und „Werther" an Frau Dr. Ganne's Thür. Reiche Herzenserfahrungen lagen hinter ihm, er hatte Friederike, Lotte, Lili geliebt und wieder verloren, ihm ging in Frau von Stein ein nie gekanntes Glück auf. „Ich habe mein erstes Mädgen wieder gesehen," schreibt er an diese; „Was das Schicksaal mit mir vorhaben mag! Wie viel Dinge lies es mich nicht auf dieser Reise in bestimmtester Klarheit sehn! Es ist als wenn diese Reise sollt mit meinem vergangenen Leben saldiren."

Ernst Elster.

Ein Wettlauf.

Von

Anselm Heine.

[Nachdruck untersagt.]

Die Universität Halle feierte ihr zweihundertjähriges Bestehen. Alle Straßen waren festlich geschmückt. Am Bahnhof hatte man ein hohes Blumenthor errichtet, zur Huldigung für die auswärtigen Gäste. Abgesandte des Comitees standen bereit, die Fremden zu empfangen. Aber ihr Eifer fand wenig Bethätigung. Die meisten der Ankommenden wurden schon auf den Perrons von geschäftigen Gastfreunden eingeheimst, Andere gingen mit einer geflissentlichen Sicherheit ihres Weges, als wollten sie sich recht als Kundige und Zugehörige erweisen.

Zwischen allen diesen zielbewußten Menschen wurde eine Einsame mitgeschoben, ein junges Mädchen, das sich geduldig im Zuge hielt. Jetzt war sie befreit. Sie blickte umher und faltete unschlüssig an ihrem Gepäckschein. Niemand kümmerte sich um sie. Hier erwartete man die Frauen nur als Zubehör der festberechtigten Männer. Erst als sie sich an einen der Rosettenträger wandte und ihn nach dem Universitätsgebäude fragte, stellte man sich ihr zur Verfügung. Sie dankte freundlich und lehnte ab.

Die jungen Leute sahen ihr nach, wie sie mit kleinen, festen Schritten unter ihrem Regenschirm die Straße hinunterging.

„Ob das auch eine Gelehrte ist? Sie sieht noch so jung aus."

Fräulein Doctor Hedwig Ebeling wandert mechanisch weiter. Sie ist etwas enttäuscht. Von dieser Reise hat sie sich so viel Lebensaustausch versprochen, — nun fühlt sie sich genau so überflüssig wie in ihrer eigenen Stadt. Sie macht sich Vorwürfe, um dieses Festes willen ihren Posten verlassen zu haben. Vielleicht kamen nun gerade in diesen Tagen die ersten ersehnten Patienten? Den ganzen Sommer über wartet sie schon, und sie beginnt zu leiden unter dieser gespannten Unthätigkeit. Bis dahin hat sie immer nur gelernt und gearbeitet.

Bei ihr ist Alles sehr einfach zugegangen. Sie hat ihr Studium ohne große Illusionen begonnen und ohne besondere Hindernisse beendet.

Kaum aus der Schule heraus, verlor sie ihren Vater, zog mit der Mutter zum Bruder nach Zürich, half ihm, der Apotheker war, bei seinen Präparaten, gewann Interesse an der Naturwissenschaft und studirte dann regelrecht Medicin, machte, gescheidt und energisch, wie sie war, zugleich ihr Abiturientenexamen, schloß ihre Studienzeit mit dem Doctor, bekam schnell eine Assistentenstelle an der Züricher Augenklinik und ließ sich endlich in Norddeutschland als Specialistin nieder.

Und jetzt erlebte sie die erste Pause ihres Lebens.

Sie begann eine kleine Abhandlung zu schreiben, aber es fehlte ihr in der Kaufmannsstadt an wissenschaftlicher Anregung, an Rathenden und Mitstrebenden. Fast mit Sehnsucht dachte sie an einen und den anderen ihrer Kameraden, der ihr sonst gleichgültig gewesen war. Sie fühlte die Einsamkeit wie einen Schrecken. Manchmal nahm sie das rosige, halbjährige Baby ihrer Wirthin mit hinauf in ihre stille, erwartungsvolle Stube, küßte und pflegte das warme, feine Ding und hielt es träumend im Schoß.

In diese Stimmung hinein war die Einladung nach Halle gekommen.

Und nun geht sie hier umher, mutterseelenallein. Unaufhörliche Sprühtröpfchen regnen aus einer stillen Luft auf sie herab. Alles ist schwül und grau, und das, was fröhlich scheint, eilt fremd an ihr vorüber.

Jetzt steht sie vor der Universität. Dort muß sie sich ihre Mitgliedskarte holen. Da bricht auf einmal die Sonne durch. Gerade über den grauen Würfel des Universitätsgebäudes zieht sich ein kräftiger Doppel-Regenbogen.

In der Aula war ein schweigsames, wohlgeordnetes Gedränge. Man schob sich zu den langen Tischen hin, wo der Ausschuß des Comitees saß, Auskünfte ertheilte und an seinen Listen ordnete. Das Schlürfen und Hallen der vielen Schritte vom Steinboden herauf stimmte Hedwig feierlich. Vielleicht erinnerte es sie an Kirchengeräusche. Ueberdies that es ihr wohl, einmal wieder Professorengesichter zu sehen. Sie kamen ihr vor wie langvermißte alte Bekannte. Als sie an den Tisch trat, sahen die Herren wohlgefällig auf. Es waren schon gestern zwei Theilnehmerinnen eingetroffen, eine Amerikanerin und eine Schwedin. Hedwig war entschieden die Jüngste und Hübscheste unter ihnen.

Vom Mitteltische stand, nachdem Hedwig ihren Namen genannt hatte, ein älterer behender Herr auf und stellte sich ihr vor. Es war der Director einer der Kliniken. In seinem liebenswürdigen Sächsisch lud der Geheimrath sie ein, in seinem Hause zu wohnen. Er wolle gleich ein paar Zeilen an „seine Wilhelmine" schreiben.

Er setzte sich wieder an den Tisch und schrieb; dabei nickte er ihr ein paar Mal väterlich gemüthlich zu.

Um sie herum ging das unaufhörliche Bewegungsgeräusch fort. Umsonnte Staubstreifen senkten sich von den hohen Fenstern herab. Die Silhouetten aller dieser Menschen erschienen plötzlich compact, von Sonnenfarben umzogen.

Hedwig wurde es seltsam zu Muthe. Als habe sie genau dasselbe schon einmal geträumt. Ganz dieselben Menschen in derselben Beleuchtung. Vor ihr der freundliche alte Herr, der schrieb und nickte, und dann — im

Traume damals — war Einer aufgestanden, sehr groß, ernst, brünett, mit dunkeln, kurzsichtigen Augen unter scharfen Brillengläsern, der hatte sie, ohne ein Wort zu sprechen, in die Höhe gehoben und geküßt.

Sie wurde plötzlich dunkelroth.

Ein junger Mann, groß, ernst, brünett, mit dunkeln, kurzsichtigen Augen unter scharfen Brillengläsern, sah sie an.

Oder hatte sie ihn zuerst fixirt?

In großer Verwirrung ging sie aus dem Saal und wußte nichts mehr von all den Auskünften, die ihr der gute alte Geheimrath gegeben hatte. —

Abends bei der officiellen Begrüßung sah sie ihn dann wieder.

Sie war mit der Familie ihres Wirths gekommen. Else, die jüngste Tochter, die „für Frauenbewegung schwärmte", hing an ihrem Arm; an ihrer anderen Seite ging die ältere, eine Frau von Fischer. Sie entpuppte sich als Hedwig's Straßennachbarin in ihrer neuen Heimath. Ihr Mann sei Director der bedeutendsten Lebensversicherung dort.

Der Geheimrath stellte unaufhörlich vor. Berühmte Namen schwirrten in der Luft. Ein netter, angeregter Kreis bildete sich um sie herum.

Hedwig hatte ihren besonders guten Tag. Sie fühlte, daß Reiz von ihr ausging, und diese Wahrnehmung wirkte wieder anregend auf sie selbst zurück. Sie fand auf jede Anrede eine passende oder anmuthige Erwiderung, die man lachend weitergab.

Man setzte sich an einem der „Spitzentische" nieder. Unweit von ihnen flirtete die auffallend gekleidete Amerikanerin mit einem eigens dazu mitgebrachten Landsmanne; eine Schwedin dagegen, eine langzähnige, gutmüthige Dame, machte sich sofort zu Fräulein Ebeling's mütterlicher Trabantin.

Mitten im Sprechen empfand Hedwig, daß Jemand hinter ihr sie ansah. Sie drehte sich um.

Da saß er am Nebentische unter den jungen Privatdocenten und blickte nach ihr herüber.

Warum kam er nicht und ließ sich vorstellen? Das befremdete sie und machte sie zerstreut. Eine Weile nachher hörte sie, daß ihn Jemand anrief: „Oho, Karstens, sogar Wein? Sind Sie denn nicht mehr Abstinenzler?"

„Heute schaffe ich mir eine Ausnahme," antwortete er. Die Stimme klang unerwartet hoch und gütig, so wie ein viel Aelterer verbindlich einem Jüngeren erwidert.

„Ist dieser große, dunkle Herr dadrüben ein Ausländer?" fragte sie ihr Gegenüber, einen liebenswürdigen Zoologen, der alle Welt zu kennen schien.

„Karstens aus Königsberg? Ich glaube, er ist Balte. Ich kenne ihn nicht weiter. Er ist Mathematiker, hat vor zwei Jahren hier seinen Doctor gemacht."

„Ja, wir nahmen ihn 'mal mit aufs Professorium," sagte Else. „Papa war damals Decan und mußte ihn einladen. Furchtbar bedeutend, sagten die Herren, aber gräßlich schüchtern. Tanzen thut er gar nicht."

„Warum sind Sie so still geworden, Collegin?" fragte der Geheimrath nachher.

„Ich?“ Und sie fing wieder an zu plaudern. Aber sie war froh, als der Geheimrath endlich aufbrach. Sie hatte sich auf einen letzten Blick in das dunkle, ernste Gesicht gefreut, das ihr plötzlich so grenzenlos lieb geworden war, aber er war nicht mehr da. Hedwig schlief in dieser Nacht keinen Augenblick. Heiß und müde lag sie da und dachte an Karstens. Immer sah sie ihn, wie er ernsthaft am Tische saß und sie betrachtete. Alle Worte, die ihr gerade einfielen, sprach sie sich auf Karstens Weise vor. Sehr deutlich und scandirt, dazu der verbindliche Tonfall. Dann wieder lachte sie sich aus, daß sie hier lag und mit ihm tändelte. Auf einmal fuhr sie in die Höhe und richtete sich im Bett auf. Er mißbilligte sie, das war klar. Warum wäre er sonst nicht herübergekommen? Ihr wurde ganz schwindlig vor Scham. Sie nahm sich vor, ihm aus dem Wege zu gehen.

Am nächsten Morgen, beim Durchlesen des Festprogramms, fand sie in der mathematischen Section „eine vorläufige Mittheilung“ des Doctors Ludwig Karstens angezeigt. Sie hatte Virchow hören wollen, der zur selben Zeit Vortrag hielt. Nun dachte sie nicht mehr daran.

Als sie in dem schmalen, dichtgefüllten Saale saß, begriff sie zuerst sehr wenig. Es störte sie auch, daß sie von ihrem Platze aus Karstens nicht sah. Sie war spät gekommen, voll Herzklopfens, konnte sich lange nicht sammeln und fand dann den Zusammenhang nicht mehr heraus. Wahrscheinlich fehlten ihr die Vorkenntnisse. Es handelte sich um eine Abhandlung über Zahlentheorie. Karstens gab den ersten, einleitenden Abschnitt seiner Arbeit. Er hatte eine merkwürdige Art zu sprechen. Knapp, in scharfen Definitionen, dabei oft fanatisch, wenn er seine mathematischen Ueberzeugungen zu vertheidigen hatte. Dazwischen wieder der gütige Ton, den Hedwig so gern mochte.

Ihr Herz füllte sich, je länger sie ihn hörte, immer mehr mit entzückter Liebe, so daß es ihr fast zu schwer wurde. Sie hätte sich gern Jemandem mitgetheilt.

An den Gesichtern der Zuhörer merkte sie, daß es sich um Außerordentliches handeln müsse. Sie beugten sich weit vor von ihren Stühlen, gespannt und förmlich mitarbeitend. Wie man dasitzt und Bach'sche Musik verfolgt. Manchmal stießen sie einander befriedigt an. Am Schlusse erhob sich großer Beifall und angeregtes Gespräch. Viele gingen hin und gratulirten Karstens. Ein Gymnasialprofessor, den Hedwig vom vorigen Tage kannte, kam auf sie zu und sprach mit ihr. Karstens selbst könne noch gar nicht wissen, wohin ihn das führen werde, meinte er. „Aber eine Riesenarbeit, die er da vor sich hat. Fünf, sechs Jahre muß er sicher drangeben, ehe er überall Resultate bekommt. Zum Glück hat er jetzt das Privatdocenten-Stipendium auf zwei Jahr. Es wäre Jammer und Schade, wenn der Mann ums Brot sorgen müßte.“

Er drängte sich durch, um Karstens die Hand zu geben. Hedwig wurde von einem starken Impulse ihm dorthin nachgetrieben.

Nun stand sie dicht vor Karstens. Ihr war, als ginge eine Freude in seinem Gesichte auf. „Darf ich auch danken?“ sagte sie, ohne zu überlegen. Sie streckte ihm die Hand hin. Er ergriff sie verlegen und drückte kurz und trocken ihre Fingerspitzen zusammen. Das Ganze schien ihm störend zu sein. Hedwig schämte sich wieder unsäglich. Sie weinte beinah.

Ganz verstimmt kleidete sie sich zum Rathhausfrühstück an.

Dort war's zuerst denn auch recht langweilig für sie. Neben ihr saß irgend ein höherer Beamter, der mit ihr nichts anzufangen wußte, wie sie nicht mit ihm.

„Haben Sie denn schon die Berühmtheit des Tages gesehen?" fragte endlich ihr vis-a-vis, Herr von Fischer, dem sie leid that.

„Wer ist denn das?" fragte sie und ihr Herz klopfte.

„Ein Doctor Karstens aus Königsberg. Das soll ja ein Tausendsassa sein. So eine Art Copernicus. Da sitzt er übrigens. Ihr Wohl, Karstens!"

Hedwig bog sich zurück. Da sah sie ihn. Nicht sehr weit von ihr entfernt, an derselben Tischseite. Von dem Augenblicke an war Alles golden.

Später, bei einem Toast auf die Gäste, bekam sie Gelegenheit, mit Karstens anzustoßen. Sie hatte ein helles Spitzenkleid an, das oben ein wenig ausgeschnitten war und ihr gut stand. Daran dachte sie, als sie vor ihm stand. Sie wollte ihm so gern einmal ein bißchen gefallen. Und diesmal gelang es ihr. „Ah!" sagte er, wie unwillkürlich, und stieß zweimal mit ihr an.

Später verlor sie ihn aus den Augen.

Der Rest des Tages brachte viel Unruhe, der nächste Morgen war der Wissenschaft gewidmet, da fand man sich denn gern am Nachmittage auf der Stadtparkinsel zusammen.

Ein Böcklin'scher Festtag unter dunkeln, stillen Bäumen, über denen ein ehern blauer Himmel steht. Heitere, schweigsam gewordene Menschen wandern über blumige Wiesen. Unter den Zweigen schwebt warmer Duft. Der Fluß zieht langsam vorüber, ganz bedeckt mit weißem Weidensamen.

Hedwig ging mit der Schwedin. Sie pflückten sich große Sträuße gelber Ringelblumen und rothbrauner, zitternder Gräser. Man sprach von Zürich, Wagner, Ibsen und beobachtete eine Schar junger Mädchen, die eifrig ein Laufspiel in Gang zu bringen suchten, wobei sie von den jungen Männern, die bereits schwere Festtage hinter sich hatten, nur schwach unterstützt wurden.

Plötzlich tauchte Karstens auf. Er kam hastig auf sie zu.

Ob er wohl ein wenig mitgehen dürfe?

O ja, das dürfe er.

Verlegen sah er von Einer zur Andern.

Er wäre ihnen ja wohl bekannt?

Die Schwedin lachte. Nein, vorzustellen brauchte er sich nicht, wenn es ihm so schrecklich wäre. Und sie hätte auch schon von seinem guten Vortrage gehört. Er wurde roth vor Dankbarkeit. Hedwig konnte kaum hinsehen, so erregte sie das: „Es ist Alles erst Zukunftsmusik," sagte er.

Sie hatten den bunten Lärm verlassen und gingen an der sonntäglich stillen Domäne entlang. Manchmal blieben sie stehen, athmeten auf und blickten befriedigt umher. Die Schwedin wollte wieder von Karstens' Erfolge sprechen, aber er brachte schnell die Rede auf ihre eigenen Arbeiten, von denen er nichts wisse. Ob sie auch Medicinerin sei?

„Auch!" Hedwig war selig. Er wußte, daß sie Aerztin war, er hatte nach ihr gefragt!

Die Schwedin sprach von den altnordischen Sagen, die sie jetzt herausgäbe. Karstens fand Anklänge an die Märchen seiner Heimath. So redeten sie. Da sausten Zwei an ihnen vorüber. Ein Student in knapper Sammetpekesche und ein helles, hurtiges Mädchen, dem der Hut beim Laufen hin- und herwippte. Sie freuten sich an dem hübschen Anblick.

„Haben Sie unter Ihren Sagen auch die vom Wettlauf?" fragte zuletzt die Schwedin.

Karstens meinte, es gäbe überall ähnliche. „Sie schildern wohl den Kampf des Frühlings mit dem Winter.

Und dann erzählte die Schwedin in ihrem kindlichen Deutsch:

„Der Hirt und der weiße Bär machten eine Wette. Wer zuerst die steile Bergwiese erreicht, wird König sein über Wald und Weide.

Zusammen beginnen sie. Die Sonne brennt. Da wirft der Hirt seinen Pelz ab, um schneller laufen zu können.

‚Ei, das thu' ich auch,' sagt der Bär, nimmt einen scharfen Stein und schneidet sich das Fell auf. Von oben bis unten. Halbnackt, blutend und wüthend vor Schmerz macht er noch ein paar gewaltige Sprünge und erreicht die Wiese.

‚König!' Da fällt er todt nieder." —

Es war dunkel geworden inzwischen. Die ganze Insel wurde mit Lampions geschmückt, die wie leuchtende Insecten an den Büschen hingen. Das Fischer'sche Ehepaar mit ein paar anderen Gästen gesellte sich zu ihnen. Jetzt ging auch der Mond auf. Man beschloß, zu rudern.

„Halloh!" rief die Schwedin. Ein langer Kahn kam heran. Man stieg ein. Hedwig zuerst. Sie setzte sich auf das sonnenwarme Steuerbänkchen, Karstens ihr gegenüber. Es dauerte eine Weile, bis Alle ihren Platz fanden. Hedwig hielt den Kahn, indem sie die hängenden Weidengerten erfaßte. Karstens sah ernsthaft zu, wie ihr Hut beständig durch kleine Zweige in Gefahr gerieth. Er suchte das durch leises Vorwärtsschieben des Bootes zu bessern. Hedwig empfand es wie eine sehr zarte Berührung. Sie konnte sich lange nicht entschließen, eine Aenderung vorzunehmen. Erst als sie fand, daß ihre Situation ihn beinah quälte, ließ sie die Weide los.

Jetzt war man versammelt.

Der Schiffer ruderte. Eintönig knarrten die Riemen und zischte der Fluß. Ab und zu warf Einer ein Wort hin, das zog seine Kreise und flachte wieder ab, bis ein neues kam. Zuletzt zertheilte man sich in Einzelgespräche.

Hedwig und Karstens blieben ziemlich einsilbig. Dabei hatte Hedwig beständig die Empfindung, als kennten sie sich schon lange, und als würde sie zu Niemandem in der Welt ein solches Vertrauen haben als zu ihm.

In demselben Augenblicke sagte er, halb vor sich hin: „Ich weiß nicht, wie das kommt, sonst rede ich nie von mir. Ihnen möchte ich am liebsten immer erzählen."

Sie betrachtete ihn aufmerksam und theilnehmend. Als er nicht weiter sprach, äußerte sie:

„Gestern Morgen in Ihrer Vorlesung bekam ich den Eindruck, daß Sie in einer Welt leben, die größer ist als die unsrige. Ohne Compromisse und unklare Wünsche."

Er nahm es schlicht hin: „Ja ja.“

Dann fing er an, von sich zu erzählen, wie er in den Ostseeprovinzen als der Sohn eines armen Landschullehrers aufgewachsen war. Sein Heißhunger nach der Wissenschaft, Stipendien, Entbehrungen, Erfolge und wieder Entbehrungen. Er sprach heftig, wie durch eine Erschütterung zum Reden gebracht. Es war etwas Unfreiwilliges darin, wie ein Blüthen.

Hedwig erschrak beinah vor dem Fanatismus, mit der er von seiner Wissenschaft sprach. Er hatte Lehrer werden, früh ins Brot kommen sollen, aber er konnte die selbständige Arbeit nicht aufgeben. Bis aufs Aeußerste hatte er gekämpft mit jeder Noth, um die Universitätscarrière einschlagen zu können. Jetzt war er in der Bahn. Nur noch ein paar Jahre die Arme frei, dann wäre er zufrieden.

Hedwig kamen die Thränen in die Augen. Wenn sie doch irgend etwas dazu beitragen könnte, die Wege dieses mageren, ascetischen Menschen sanft zu machen!

Am Inselufer flammten bengalische Lichter auf. Büsche und Rasen standen in farbiger Gluth.

Frau von Fischer schlug vor, das Feuerwerk vom Stadtufer aus zu betrachten. Man stieg aus und vertheilte sich thunlichst unter der schauenden Menge.

Hedwig und Karstens blieben still bei einander, ohne zu sprechen. Nur wenn sich eine hohe, goldne Garbe in die Luft erhob und, sich langsam senkend, tausend Sternchen niedersäte, blickten sie sich an, als fiele dort drüben unzählbares Glück hernieder, und sie müßten hingehen und sich gegenseitig ihre Hände damit füllen. Sie standen, von ihrer Gesellschaft abgedrängt, unter all' den Menschen wie allein. Endlich verließen sie die Uferstraße. Mit unbeherrschten Schritten und suchenden Händen gingen sie eine Weile bergauf bis zu dem steilen Platze, den die alte Moritzburg überschaut.

Die Fensterhöhlen der alten, romantischen Ruine waren mit Mondlicht gefüllt. Drüben am Neubau, in dem man das Militärlazarett untergebracht hatte, schritt ein Soldat langsam auf und nieder. Sein Gewehr glitzerte regelmäßig auf und erlosch.

Ohne zu wissen, warum, gingen sie dreimal die Burgmauer entlang, vom Laternenschein ins Dunkel und zur neuen Laterne. Grade in der Mitte des Weges blieben sie jedesmal stehen, als wollten sie die Dunkelheit auskosten.

„Da unten spielen sie Tennis,“ sagte Karstens endlich, wie geistesabwesend.

Drunten im Burggraben sah man weiße Vierecke auf den Boden hingezogen.

„So? Spielen sie da?“ erwiderte Hedwig.

Sie lehnten nun über der Brüstung dicht neben einander. Da legte er seinen Arm um ihre Taille und preßte sie an sich. Dann beugte er sich weit hinab, wandte den Kopf zurück, und so, gleichsam aus der dunkeln Tiefe herauf ihren Lippen begegnend, küßte er sie.

Er war selbst ganz erstaunt, als er es that. Als er aber in ihre nahen, zärtlichen Augen sah, verstand er, daß sie ihm gehörte.

„Du Feine, Kühlende!“ sagte er inbrünstig.

Dann erhoben sie sich und gingen, soweit die Dunkelheit reichte. Ihre Hände verließen sich nicht mehr.

„Ist es denn wahr, wirklich wahr?“ flüsterte er gequält und heftig.

Sie nickte.

„O Du! Ich habe ja noch nie — Wenn man immer nur das eine Ziel hat — Und ich hätte auch nie von selbst den Weg zu Dir gefunden.“

„Du hast es mir also angemerkt? Wann denn?“

„Schon in der Vorlesung und dann — Herrgott, ich habe gar nicht gewußt, daß ein Mensch den andern so glücklich machen kann. Aber jetzt — — nicht wahr? Jetzt bleibst Du mir? Ich kann ja gar nichts mehr fühlen außer Dir. Und hier — hier kann ich Dir ja überhaupt nicht sagen — —“

Seine Stimme bebte. Er war todtenblaß. Das that ihr weh.

Sie zog ihr Kämmchen aus der Tasche und fuhr ihm damit ein paarmal leise durch das dunkle, schlaffe Vorderhaar. Da wurde er ruhiger.

„Laß uns zurück,“ sagte Hedwig. „Sie suchen uns.“

Am Ufer war es jetzt übersehbar. Man fand sich schnell zusammen.

Karstens verabschiedete sich aufgeregt und steif. Er war noch immer leuchtend blaß. Frau von Fischer sah bedeutungsvoll auf Hedwig. Dann setzte man über und brachte das Fest zu Ende. —

Hedwig schlief prachtvoll die ganze Nacht hindurch. Sie war ganz ruhig und glücklich geworden.

Nach dem Kaffee am anderen Morgen behauptete sie, sie habe Briefe zu schreiben und begab sich mit ihrer Schreibmappe in den Garten. Sie wußte bestimmt, Karstens würde kommen. Sie setzte sich unter der alten Riesenkastanie nieder, die den Vordertheil des Gartens beherrschte, blickte nach der Straßenpforte und wartete. Der alte Baum schuf ihr unter seiner Wölbung ein wohl verborgnes, grüngoldnes Sommergemach, in dem ihr erst sehr freundlich zu Muthe war, dann aber die Zeit zur Pein wurde. Sie begann zu frieren vor Erwartung. Da sah sie ihn. Zögernd und kurzsichtig kam er am Gitter entlang. An der Thüre ging er noch einmal zurück. Sie erhob sich. Da kehrte er um, öffnete das Gitter und sah sie vor sich stehen.

„Wollten Sie wieder umkehren?“ fragte sie, halb neckend, halb beklommen.

Er betrachtete sie, ohne zu antworten. Endlich nahm er den Hut ab. Auf seiner Stirne glänzten große Tropfen. Das Herz zitterte ihr vor Mitleid und Angst. Ihre Zuversicht war wie weggeblasen.

„Wir können hier nicht stehen bleiben,“ sagte sie mühsam. Sie ging ihm voran und setzte sich von Neuem unter den Kastanienbaum. Er stand vor ihr. Sie sah, daß er litt. Halb schüchtern, halb verlockend streckte sie ihm die Hand hin.

„Erst lassen Sie uns besprechen,“ sagte er abwehrend.

„Besprechen? Was?“

Er setzte sich neben sie und zog an seinen Handschuhen, die ihm zu weit waren. Seine Lippen zitterten. „Es war Thorheit von mir — das gestern.

Unverantwortlich. Ich darf jetzt einfach nicht an Heirathen denken. Wie kann ich denn? Ein Mensch, der selber kaum zu essen hat," fügte er voll Bitterkeit hinzu.

Sie neigte sich ihm entgegen und gab ihm einen frischen, herzhaften Kinderkuß. „Unsinn!" sagte sie drollig. Nichts weiter. Aber sein Gesicht verklärte sich. Er lehnte seinen Kopf an ihre Schulter.

„Wirst Du denn warten wollen, Liebste? Viele, viele Jahre vielleicht, bis ich mein Buch fertig habe und eine Professur bekomme?"

Sie lachte. „Warten? Nein, ich werde thun."

Er sah sie fragend an.

„Na ja! Ich werde doch ebenfalls verdienen."

Sein Gesicht veränderte sich.

„Ist Dir das nicht recht —? daß ich einen Beruf habe?" fragte sie beklommen.

Er besann sich einen Augenblick. „Nur ungewohnt. Ich habe nie daran gedacht. Die ganze Frage liegt mir fern."

„Ein Wettlauf also!" sagte er nach einer Weile.

Es durchfuhr sie wie ein Scheltwort, und sie entgegnete hastig: „Nein, kein Wettlauf. Wir laufen zu einander. Und wo wir uns treffen, da ist das Ziel."

Er lächelte, aber sie fühlte wohl, daß er litt.

„Denke nur nicht, daß Du 'mal eine reiche Frau bekommst!" fing sie mit gezwungener Lustigkeit wieder an. „Bis jetzt ist es ja lächerlich, überhaupt davon zu sprechen. Kaum ein paar Groschen habe ich erst bekommen. Aber siehst Du, es ist doch immerhin eine Beschäftigung für mich, damit ich mir nicht so ganz unthätig vorkomme, Dir gegenüber."

Sie konnte sich nicht genug thun im Verkleinern ihrer selbst. Es kam über sie wie ein Demuthsrausch. Mitten in ihre Vertheidigung hinein kamen die Geheimräthin und Fischers und Else mit Frühstücksbutterbroten. Karstens sollte bleiben, wollte aber nicht. Hedwig begleitete ihn an die Thüre, obgleich sie wußte, Else würde sie nachher damit necken.

„Nachmittags reise ich," sagte sie leise.

Er wurde ganz blaß. „Schon? Dann sehe ich Dich nicht mehr? Das geht ja gar nicht. Das geht nicht, daß ich Dich so lange nicht haben soll. Herrgott, wenn ich Dich erst behalten könnte für immer! Warum bin ich noch nicht so weit?"

Er sah, daß sie ein „oder ich!" unterdrückte. „Wenn die Sache so wird, wie ich denke — vielleicht geben sie mir schon vorher eine Professur — noch eh' ich fertig bin, und sonst — Nicht wahr, mein Liebling, wer von uns beiden zuerst kann, heirathet den Andern. Meinst Du es so? Ist es Dir so recht?"

„Mein Lieber, Guter!" Sie war zu aufgeregt, um sprechen zu können.

„Ich komme zum Bahnhofe."

„Adieu" —

Gegen Abend reiste sie ab.

Es kamen allerhand gleichgültige Leute, um Abschied zu nehmen und ihr Bouquets zu geben. Als Ludwig Karstens erschien, hatte sie nicht einmal eine Hand frei für ihn.

Er war ganz erschrocken über die Blumen. Ihm war es überhaupt nicht eingefallen, daß er ihr zum Abschied etwas hätte bringen können. Nun verdarb er sich den letzten Augenblick damit, daß er sich darüber ärgerte. —

Die Halle'sche Reise wurde für Hedwig ein Wendepunkt. Auch äußerlich, denn auf einmal war er da, der Erfolg.

Frau von Fischer, die in der Gesellschaft ihrer Stadt eine maßgebende Persönlichkeit war, nahm sich ihrer an und führte ihr Patienten zu. Gleich bei der ersten, einer alten, vornehmen Dame, constatirte Hedwig „grünen Staar". Ein augenblicklicher Eingriff war nöthig und schaffte der alten Dame Erleichterung. Sie pries ihre Retterin allerorten. Dazu kam, daß der Halle'sche Geheimrath seinen Einfluß auf die Aerzte ausübte, so daß sie Hedwig empfahlen.

Schneller, als sie es hätte hoffen können, wurde sie genannt und gesucht. Auf Frau von Fischer's Rath nahm sie sich eine hübsche, weitläufigere Wohnung, eine bescheidene Geselligkeit stellte sich ein, sie gewann an Ruf und Geld, Alles glückte ihr.

Wenn sie Abends vor ihrem Krankenjournal saß, um die tägliche Eintragung zu machen, blätterte sie oft gedankenvoll zurück. Es war wie eine kleine Biographie, die sie da vor sich hatte. Zuerst ein paar verstreute April- und Mainotizen, Zufallspatienten, denen sie die Heilmittel noch gratis zugab, dann lange Pause. Die schematischen Augen am Rande jeder Seite schienen beängstigt ins Leere zu starren.

Dann aber, im Herbst, kamen sie anmarschirt, die pompösen Ziffern. Sie stehen da wie tapfere kleine Soldaten, die in Reih' und Glied vorwärts stürmen. Und über jeder Seite steht eine unsichtbare Devise:

„Wer von uns beiden zuerst kann, heirathet den Andern."

Wie ein Trompetenstoß hat das sie jeden Morgen geweckt. In allen Stunden des Zweifels und der Ermattung ist es ihr ein tröstliches Erbauungslied gewesen. Und Nachts, wenn sie mit offenen Augen träumend vor sich hinlächelte, wurde es ihr zum leisen, verheißungsvollen Zwiegezwitscher nesterbauender Vögelchen.

Hedwig trug in dieser Zeit ein solch' jubelndes Kraftgefühl mit sich herum, daß sie gewiß war, die Sterne würden sich ihr geben, wenn sie danach die Arme recken möchte. Von Karstens hatte sie etwa jede Woche einen Brief. Er war nicht sehr redselig, gleichsam noch unaufgefaltet. Niemals hatte er einen Vertrauten gehabt. Er mußte sich an Mittheilen erst gewöhnen, so sehr es ihn beglückte.

Aber dennoch lebte sie mit ihm. Mit seinen Mühen, seinen Exaltationen bei der Forschung und mit seinen kargen Freuden. Ihre Liebe zu ihm wuchs immer kräftiger heran. Fast mit religiöser Andacht blickte sie hinab in die Tiefe und Lauterkeit seines Wesens, die sich überall offenbarte, und seine rührende Unbeholfenheit auf allen Wegen des Gefühls ergriff sie. Manchmal

hatte sie den Eindruck eines ernsten, heiligen Kindes, das sie zu hüten berufen war. Sie selbst war weich und spielerisch wie nie in ihrem Leben. Ihre Sprechstunde hatte sie so gelegt, daß sie ihr die tägliche Briefserwartung verkürzte. Sie wußte genau, wann die Post aus Königsberg eintreffen konnte.

In ihrem Schreibtisch bewahrte sie ein Löschblatt, das sie nur für ihre Briefe an ihn benutzte und Mittags schob sie Glas und Compottellerchen ein wenig seitwärts, um sich einzubilden, da stünde noch ein zweites Couvert für Ludwig.

Sie hatten sich nicht wiedergesehen seit Halle. Hedwig fühlte sich gebunden, und Karstens fehlte es an Geld zur Reise.

Jetzt endlich, nach mehr als einem Jahre, kam er.

Sie hatte ihr Zimmer mit blühenden Gewächsen geschmückt, alle Thüren waren geöffnet. Das hübsche neue Buffet, die Ampel, Alles sollte sich recht präsentiren.

Zuerst kam er ihr ein wenig fremd vor, als er eintrat. Sie hatte vergessen, daß er so sehr groß war. Unvermuthet fühlte sie sich befangen. Sie gab ihm still die Hand. Er blieb vor ihr stehen und sah sie fragend an. Dann erzählte er schnell und ärgerlich von Berlin. Er war beim Minister gewesen, um sich über seine Aussichten Klarheit zu schaffen. „Ich kam mir vor, als wollte ich betteln," sagte er grimmig. Das überkam sie, denn sie wußte, daß er nur für sie das Ungewohnte sich auferlegt hatte. Sie schlang beide Arme um seinen Hals und gab ihm ihre Lippen. Da redete er sanfter weiter. Der Minister hatte ihm als Ausländer keine Hoffnung machen können. Sobald eine Stelle frei würde, habe er schon mehrere Aspiranten zu bedenken.

„Na, dann heißt es eben arbeiten und zeigen, daß man was ist."

„Aber das weiß man doch schon! Du hättest nur hören sollen, wie sie in Halle von Dir sprachen!"

„Junge Leute, Menschen ohne Einfluß! Ehe ich nicht ganz klare Resultate habe — auf dem ganzen Gebiete —, kann ich nichts erwarten. Und all' das Unfertige herausgeben, nur um Lärm zu machen — das will ich einfach nicht. Ich bin eben ein unpraktischer Mensch. Nicht?"

„Ja," sagte sie selig.

Dann zeigte sie ihm alles Neue, und wie elegant es bei ihr sei. „Ich komme mir ja vor wie ein Proletarier neben Dir," sagte er scherzend. Aber sie mochte das nicht. Nachher, beim Essen, spielten sie junges Ehepaar, fütterten einander wie kleine Kinder und sprachen von „ihrem Haushalte". Sie fand ihn so entzückend, wenn er 'mal kindisch war.

Dann aber, nach Tische, kamen fortwährend Leute, die Geld brachten. Hedwig mußte aufstehen und auf ihren Visitenkarten quittiren. Sie that es verlegen und flüchtig. Sie schämte sich vor Ludwig. So, als könne er all' dieses Geld wie eine Ueberlegenheit von ihrer Seite empfinden. Sie entschuldigte sich förmlich. „Du kommst gerade zum Jahresschluß. Sonst geht's mir längst nicht so gut."

Er nickte, wollte etwas sagen und unterließ es wieder. Hedwig streichelte ihm das Haar. Es that ihr leid, daß er sich den Tag mit Grillen beschwerte. Sie hätte ihn gern da vorbeigeführt und fand nicht gleich das sichere Wort.

Es dauerte eine Weile, bis ihnen die Freude zurückkam.

Der kurze Tag ging nieder. Im Dämmer kam ein junger, hübscher Mensch und zahlte. Er sagte ein paar herzliche Worte von Dank und Sorgfalt, küßte Hedwig die Hand und ging.

„Das war ein unbequemer Kranker," sagte Hedwig; „ich mußte ihn in eine Anstalt bringen lassen. Sein ganzes Nervensystem war in Unordnung. Er hat eben immer darauf los gelebt — Was hast Du?" fragte sie erschrocken. Er legte den Arm um sie, die vor ihm stand, und preßte den Kopf an ihren Leib. „Ich wollte, ich könnte Dich erst mit mir nehmen, aus Allem heraus."

„Bist Du eifersüchtig — auf meinen Beruf?"

„Nein, nur traurig, daß Du nicht Alles von mir empfängst, Beschäftigung, Tagesinhalt, Freude."

„Tyrann!" Sie streichelte sein heißes Haar. „Und weißt Du nicht, ich thue doch nur für Dich. Damit wir recht bald heirathen können."

Er stand auf und ging im Zimmer herum. Ihr Herz begann zu klopfen vor Schreck über das, was sie gesagt hatte, und was ihn in diesem Augenblicke bestimmt schmerzen mußte. Aber sie wollte ihn so gern an das erinnern, was er zum Abschied gesagt hatte, und von dem sie immer noch zehrte: daß es gleichgültig sei, wer den Andern heirathet.

Plötzlich küßte er sie heiß.

„Und Du bist hier allein mit solchen jungen Leuten, allein in diesem hübschen Zimmer — und bist so reizend — so wunderschön!"

„Ludwig!" sagte sie bittend.

Er ließ sie los. „Ich will jetzt gehen. Es ist besser."

„Nein, bleibe noch. Wir haben uns so selten. Fahre Nachts. Willst Du?"

Er sah von ihr weg. „Ich kann nicht, Hedwig! Ich halte das nicht aus. Nein, laß mich fort."

„Ja, ja, geh," sagte sie leise. —

Sie fühlte das Fremde, Gewaltsame in ihm, gegen das er sich wehrte. Und sie wollte ihm gerne helfen.

Auch gegen sie selber.

Aber dieser Besuch hinterließ ihr eine unbestimmte Traurigkeit. Irgend etwas stand gegen sie auf und drohte ihr entgegen.

Im Laufe der nächsten Wochen schrieb Karstens selten. Es war etwas Verhetztes in seinen Briefen. Ab und zu eine mißtrauische Frage, als könne Hedwig bei ihrem beständigen Vorwärts eines Tages ihn verlassen, an ihm vorübergehen. In seiner Arbeit erlebte er gleichfalls Enttäuschungen. Seine Hypothese bewährte sich nicht überall, wichtige Resultate verschleierten sich. Und doch war er seiner Behauptungen gewiß!

Er arbeitete unsinnig, schlief wenig und aß nur das Nöthigste. Manchmal war er wie verzweifelt vor Sehnsucht und vor Gram, daß er nicht zum Ziele kommen konnte.

Hedwig sorgte sich bitterlich. Nur in großen Pausen erhielt sie Nachricht und auf ihre Briefe Erwiderung. Gegen das Frühjahr zu fühlte sie, wie er ihr langsam entglitt.

Im Mai schrieb er ihr: „Dieser Zwischenzustand verzehrt mich. Ich kann nicht fruchtbar arbeiten dabei. Ich bitte Dich, laß uns eine Weile ruhen von einander. Sobald ich eine Aussicht sehe, zu heirathen, hole ich Dich mir."

Da verstummte sie. Geduldig ging sie in ihrem Berufe weiter. — Aber das ewige Warten und Hoffen rieb sie auf. Sie fühlte sich altern. Nicht einmal die pompösen Zahlen in ihrem Buche machten ihr noch Freude. Die Fahne, unter der sie marschirten, wehte nicht mehr; ihre Devise war verblichen.

Viele, viele Briefe hat sie an ihn geschrieben damals. Das Geheimfach ihres Schreibtisches ist ganz gefüllt davon — denn sie hat keinen einzigen abgesendet. Sie wagte es nicht. Jeder dieser Briefe sagt dasselbe. In zärtlichen, offenen Worten und in vorsichtig gewundenen. Schmeichelnd, fordernd, überredend, überlistend — und manchmal nur ein Schrei. Immer das Eine hat sie geschrieben: „Komm! Ich verdiene jetzt genug, laß uns heirathen. Komm zu mir. Hier kannst Du Deine Arbeit vollenden. Ich pflege Dich. Hier hast Du Glück und Ruhe. Laß uns nicht die jungen, blühenden Jahre ungenossen verstreichen. Hier sitze ich und sehne mich zu Dir, wie Du zu mir." Aber jedesmal, wenn sie zum Schlusse kam, versagte ihr Muth. Sie fürchtete sich davor, ihm als Gebende zu erscheinen.

Ein Billet der Frau Generaldirector von Fischer machte diesem Schwanken ein unerwartetes Ende.

Die gutmüthige junge Frau schrieb:

„Mein Mann hat Deinem Karstens von einer pecuniär äußerst günstigen Stelle Mittheilung gemacht. Es wird ein Mathematiker an der großen deutschen Lebensversicherungs-Gesellschaft in Petersburg gesucht. Man will Jemanden, der beide Sprachen beherrscht. Das ist für Karstens wie geschaffen. Mit seiner Professur wäre es doch noch im weiten Felde gewesen. Nun könnt Ihr zum October schon heirathen."

Hedwig steckte nachdenklich den Brief in sein Couvert zurück.

Und auf einmal befiel sie ein Schreck.

Ludwig wird doch nicht zusagen? Ihretwegen? Sie sind ja beide so müde des Wartens.

Aber das wäre Vernichtung für ihn. Unlustiges Bureautagewerk! Keine Zeit zu haben für eigene Arbeiten!

Wenn sie doch jetzt bei ihm wäre, um ihn vor solchen Entschlüssen zu schützen!

Einen Augenblick denkt sie wieder an Schreiben. Dann aber rafft sie all' ihren Muth zusammen. Sie wird reisen. Nach Königsberg, zu Karstens.

Glücklich, als habe sie sich selbst ein Geschenk gemacht, trifft sie ihre Vorbereitungen.

Abends fährt sie ab.

Die Nacht verging ihr wie eine einzige Stunde. Sie bildete sich ein, sehr ruhig zu sein, aber es war nur die übergroße Aufregung, die alles Nebensächliche erdrückte.

In Königsberg begab sie sich, nah am Bahnhofe, in ein Hotel, schrieb ein paar Zeilen, in denen sie kurz ihre Ankunft meldete, und schickte sie an Karstens.

Sie erhielt sehr schnell die Antwort: „Ich komme um ein Uhr, nach der Vorlesung.“ Da brach sie in Weinen aus. Die Spannung hatte nachgelassen. Sie konnte nicht mehr. Ueber eine Stunde mußte sie noch warten. Sie legte sich auf das Sopha, las eine unterwegs gekaufte Zeitung und strich dabei unbewußt beständig zwischen ihren Brauen hin und her, da, wo sich leicht ein kleines Fältchen bildete, wenn sie abgespannt war. ‚Wie ruhig ich bin,‘ dachte sie wieder, ‚ganz kaltblütig, beinahe berechnend. Und ich lese da, als wäre dies ein Tag wie jeder andere. ‚Lohnbewegung der Tapezierer — Reichstagsersatzwahl‘ — — Und dann wird sie ihm sagen: „Warum sollen wir unsere jungen, blühenden Jahre“ — ‚Bezirksarzt Medicinalrath Dr. Spemer ist spurlos verschwunden‘ — „Warum sollen wir unsere jungen, blühenden Jahre“ — Und dann wird er sagen — — —

Sie fühlte sich plötzlich von einer tödtlichen Angst ergriffen. Wenn er sie nun gar nicht mehr liebte?

Sie liest seinen lakonischen Bescheid noch einmal. Kein „Du“ und kein Wort, daß er sich freut.

Wenn er sie nun schon ganz abgethan hat?

Was fängt sie an? Gott, Gott, was fängt sie an?

Sie muß wieder abreisen. Gleich. Sie beginnt, ihre Etuis und Cartons wieder einzupacken. Sie hatte sich so schön machen wollen für ihn!

Da klopft es; Karstens tritt herein.

In der ersten Ueberraschung lächeln sie beide einander an, als wäre nun Alles gut.

Dieses Lächeln des Wohlgefallens, auf dem sie ihn ertappte, beruhigt Hedwig. Karstens mag Aehnliches durchmachen. „Ich glaubte schon, Du seist gekommen, um zu lösen,“ sagt er erleichtert. Sie schüttelt nur den Kopf. Wie elend er aussieht! Ihre Blicke gehen angstvoll über sein eingefallenes Gesicht.

Sie stehen immer noch zwischen Thür und Angel. Nun tritt sie ins Zimmer zurück und macht eine Bewegung, die ihn bittet, einzutreten. Er bleibt auf der Schwelle stehen. Sie sieht, daß er sich gegen sie verhärtet. Aber jetzt fühlt sie sich stark. Sie will siegen.

„Guten Tag,“ sagt sie lächelnd und gibt ihm die Hand. „Weißt Du, daß wir uns noch gar nicht guten Tag gesagt haben?“

Schweigend und mit kurzem, ablehnendem Drucke preßt er ihre Finger zusammen. Dann beginnt er rastlos im Zimmer auf und ab zu gehen. Sie sitzt auf dem Fensterfessel unbeachtet.

Es roch nach Teppich und Gas da drinnen. Wie sie ihm mit den Augen nachwanderte, empfand sie erst die Trivialität dieser Umgebung mit ihrem steifen Möbelarrangement, den künstlichen Blumen in den Vasen und den symmetrisch geordneten rothen Reisebüchern auf dem Tisch. Sie hatte das unklare Gefühl, alle diese Banalität stünde gegen sie auf als ein Feind.

Sie erhob sich. „Wollen wir ein wenig gehen?“

„Ja, Du hast Recht. Hier erstickt man noch ganz.“

Auf der Straße schritten sie still neben einander und blickten in sich hinein. Die lange, hügelige Straße war erfüllt vom Geräusch der Lastwagen und dem

Gedudel zweier Leierkasten, die sich gegenseitig überlärmten. Die Sonne stand gerade über ihnen, daß sie ihren eigenen Schatten zwischen den Füßen hatten. Hier und da, wenn sich eines der tiefen, alten Häuser plötzlich öffnete, strömte eine kellerartige Kühle auf sie ein. Sie gingen am Schloß vorbei, Karstens erklärte das alte Gebäude sammt seinen Neubauten, und Hedwig hörte zu, als sei sie eigens dazu hergekommen, das zu erfahren.

„Wohin gehen wir?" fragte sie endlich müde. „Man kommt sich so heimathlos vor bei diesem zwecklosen Umherlaufen."

„Wollen wir vielleicht in eine Gartenwirthschaft?" fragte er unbehülflich. „Du wirst hungrig sein?"

„Ich kann nicht essen." Sie las den Straßennamen. „Aber da sind wir ja bei Dir, in Deiner Straße."

„Ja, da oben wohne ich."

„Laß mich Deine Stube sehen. Das möchte ich so gern. Sehen, wo Du lebst. Ja?"

Er blieb unentschlossen einen Augenblick stehen.

„Willst Du wirklich? Aber ist das nicht —"

„Unschicklich? Wahrscheinlich. Aber Du und ich — sollen wir bei jeder unsrer Handlungen die ganze öffentliche Meinung um Erlaubniß fragen?"

Mit wieder gewonnener Elasticität steigt sie die hochstufigen Treppen hinauf.

Es ist eine einfache, rührende Stube mit zusammengekauften Möbeln von gestrichenem Tannenholz. Ueberall Bücher. Ein alter, großer Lederstuhl, ein abgetretener Teppich, kaum größer als der Tisch. Am Fenster der Schreibtisch. Ueber dem Roßhaarsopha ein Medaillon von Gauß und das Bild seines eigenen Vaters.

„Es ist freilich nicht so schön wie bei Dir."

„Ich finde es wunderschön," sagte sie ernsthaft. „Kein Zimmer könnte mir lieber sein!"

Er steht noch immer mitten in der Stube, geschlossen und hart.

Sie sieht ihn bittend an. „Sei doch nicht so."

In seinem Gesicht beginnt es zu zucken.

„Freust Du Dich, daß ich da bin?"

Gegen seinen Willen lächelt er. „Vielleicht wäre es mitleidiger, Du wärest nicht gekommen."

„Warum?"

Er preßt seine beiden Hände in einander. Und da bricht es wie ein Schrei aus ihm heraus:

„Du reißest ja an mir. Du reißt an mir! Begreifst Du nicht? Ich bin kein Mensch, der nebenbei lieben kann. Zur Erholung! Dazu bin ich zu schwerblütig. Und Alles dies noch einmal durchmachen — Du weißt ja nicht. Zwischen allen Zeilen Dein Gesicht! Zu jeder Thüre kamst Du herein. Da am Schreibtisch hast Du immer gesessen und mir die Blätter verwirrt. Und Nachts — ich wurde ja verrückt von alle dem. Da schrieb ich's Dir dann. Ich konnte nicht mehr. Wie eine brennende Leere lag es in

meinem Hirn und hinderte mich an der Arbeit — und die Arbeit ist ja doch der einzige Weg zu Dir."

„Der einzige?"

„Der einzige für mich. Ja."

Er sprach ihr von der Petersburger Stelle. Verächtlich, wie abgethan. „Aber es war eine große Versuchung, Hedwig. Begreifst Du nun, daß Du an mir reißest?"

„Das will ich ja, mein armer Schatz!" sagt sie zärtlich, bis ins Innerste erschüttert, aber unbeirrt in ihrem Entschluß. „Das will ich. Dazu bin ich gekommen. Alles abreißen. Alle überflüssigen Bedenken, in die Du Dich einhüllst."

Er wird dunkelroth. Er hat sie verstanden.

„Ein Mann, der geachtet bleiben will vor sich selbst und Anderen, darf sich nicht von seiner Frau erhalten lassen," sagt er hart.

„Aber das sind Vorurtheile!"

„Gut, nenn' es so. Aber es gibt Vorurtheile, die man nicht abwerfen darf, ohne sich selbst aufzugeben. Sie sind ein Bestandtheil unsrer Existenz geworden, uns in Fleisch und Blut übergegangen, wir können sie nicht nach Gefallen ablegen, um uns zu erleichtern."

Sie hätte jetzt, anstatt zu disputiren, lieber seinen dunkeln Kopf in ihre beiden Hände genommen und ihm das leidvolle Gesicht froh geküßt. Aber sie fürchtete sich davor, ihn zu verscheuchen.

„Wenn ich nun eine reiche Erbin wäre —" fing sie wieder an.

„Eine reiche Erbin?" wiederholte er zerstreut, mit ihrer Gegenwart beschäftigt. „Das wäre dann nicht Dein Verdienst."

„Und dafür soll ich leiden, daß ich Geschick — oder Glück beweise?"

„Sophistin," sagt er mit müder Zärtlichkeit. Dann aus einer tiefen Versunkenheit sich aufraffend, beginnt er scheinbar bedächtig, dann aber in bittere, höhnende Heftigkeit ausbrechend: „Eine Erbin heirathen, ja, das kann man. Sie gibt das Geld, der Mann gibt ihr die Stellung und den Frauentitel. Denn wenn ich sagte ‚erhalten', so meinte ich damit nicht nur durch Geld. Ich meinte, daß ein solcher Mann weder in bürgerlicher noch intellectueller Beziehung als Hausvorstand betrachtet werden kann, daß er einfach Alles durch die Frau erhält. So, wie es bei uns sein würde. Denn ich wäre nichts als ein Luxusgeschöpf in Deinem Haushalte, ein unbequemes Hausthier, das man füttert, weil man es einmal besitzt."

„Ludwig!"

„Verzeih," sagt er weicher, „wenn ich Dir ein wenig von dem elenden Trotze gezeigt habe, an den ich mich klammern muß, um zu bestehen. Du siehst, ich habe kein Talent zum Pagen. Und so muß ich Dir wiederholen: Du hast Dir Alles bereits selbst erworben, was ich Dir geben könnte, Du brauchst den Frauentitel nicht mehr hinzu."

„Deine Frau zu sein, das brauche ich." Sie ist jetzt sehr nahe zu ihm getreten. Deutlich sieht sie an seinem mageren Halse die Adern klopfen und das Zittern der Lippen unter dem Schnurrbarte. Mit herabhängenden Händen

steht sie vor ihm, aber ihre Stimme schmeichelt und drängt sich an ihn heran wie umschließende Arme.

„Komm. Warum sollen wir uns quälen? Komm doch zu mir, wenn Du es fühlst wie ich, daß jede Stunde, die wir nicht zusammen leben, vergeudet ist."

Er athmet tief, fast wie ein Stöhnen.

„Siehst Du, Du wirst in Deiner Arbeit weiter kommen, besser als bisher. Denn ich pflege Dich und sorge dafür, daß Du nicht gestört wirst. Und dann, in Jahren, wenn Dein Werk beendet ist, bekommst Du Deine Professur. Nicht wahr? Inzwischen hat man doch gelebt, ist bei einander. — Glaubst Du nicht auch, daß es hübsch wird bei uns?"

„Bei Dir," sagt er heiser.

„Ludwig! Wenn Du das abthun könntest, dieses Rechnen und Abwägen. Warum muß denn der Mann der Gebende sein. Weil es bis jetzt so war? Weil es die Tradition verlangt? Befreie Dich doch. Fühlst Du nicht, daß Größe darin liegt? Wirf ab, was Dich hindert. Mach Dich frei."

Ganz sacht und schüchtern lehnt sie ihr Gesicht an seine heiße, bebende Brust.

Er legt leise den Arm um sie, wie um sie zu stützen, dann aber, mit einem seltsam schmerzlichen Aufschluchzen, preßt er sie fest an sich heran, als solle sie ersticken. Ein Regen von glühenden Küssen bedeckt ihr Haar und ihren Nacken.

„Liebe — Liebe!" Er ist wie verzweifelt.

Schritte klingen im Hause, eine Thür wird zugeschlagen, jetzt springt die seine auf. Vielleicht aus Zufall. „Es kam Jemand," sagt Karstens scheu und athemlos.

Schweigend blickte sie zu ihm auf.

„Hast Du Furcht?" flüstert er.

„Nein. Ich habe keine Furcht." Unverwandt hängt ihr Blick an seinen Augen. Ihr Gesicht ist voll Glanz und Hingebung, daß er davor fast erschrickt. Ruhig geht sie ihm nach zum Fenster, wo er steht und kämpft.

„Verdiene ich denn dies Alles?" murmelt er. Er gleitet an ihr nieder, umfaßt ihre Kniee und lehnt den Kopf an ihren Leib.

„Verdienen?" sagt sie einfach; „Du hast es eben."

Eine Weile ist es still zwischen ihnen. Dann erhebt er sich. „Ich werde Dich verdienen," sagt er mit hoher, etwas zu lauter Stimme.

„Was meinst Du?" fragte sie beklommen.

„Ich werde Dich verdienen. Ich will mich demüthigen. Zum October heirathen wir!"

„Du kommst zu mir? Also willst Du Dich doch dazu entschließen?"

Eine seltsame Angst lähmt ihre Freude.

Er küßt sie stumm. „Nun komm. Jetzt wollen wir essen gehen." —

Das kleine Diner im Gartenrestaurant verlief sehr lustig. Wenigstens behaupteten das die beiden Betheiligten gegen einander.

Karstens war fieberhaft gesprächig. Er erkundigte sich nach Hedwig's Erlebnissen, ihrer Praxis, ihren Bekannten, fragte, ob in ihren Zimmern irgend welche Veränderungen getroffen seien? Ob ihr Beruf ihr immer noch Freude mache? Ob diese Reise schon lange geplant wäre? Ob sie ihm böse gewesen wegen seines hartnäckigen Schweigens? — Alles, ohne recht die Antwort abzuwarten.

Hedwig fühlte, daß er jeder gründlicheren Erörterung auswich. Sie selbst war ganz verwirrt, weil der Sieg sie nicht froher machte. Mitten im Reden verstummte Ludwig Minuten lang. Als er es gewahrte, fing er an, doppelt lebhaft zu erzählen. Er sprach von allerlei Mißverhältnissen an der Universität. Spöttisch, gleichsam schon aus der Entfernung. Aber gerade dieses geflissentliche Verkleinern bewies, wie allzu nahe und groß er das Gemeinwesen noch empfand, aus dem er nun scheiden wollte. In Hedwig stieg eine bittere Angst auf. Würde er das je verwinden können?

Aber er sollte ja zurückkehren in seine Laufbahn. Später, wenn er die große und wichtige Arbeit vollendet hatte. Und zu der wollte sie ihm Kraft und Muße spenden. Daran mußte sie denken. Sie durfte sich nicht muthlos machen lassen durch das, was er jetzt litt. Sie mußte energisch sein für beide.

Nach dem Essen fuhren sie spazieren. Hedwig sollte das Meer sehen.

Es war sehr heiß. Vom blaßblauen Himmel fiel ein scharfer, blendender Lichtglanz, lockte alles Weiß ringsum hervor und spiegelte sich darin. Ein fader Zeuggeruch stieg aus den Wagenpolstern empor. Die Sonne stand fast gerade über ihnen.

Mit gesenkten Köpfen, die Augen im Schatten der Huträndер versteckt, fuhren sie dahin.

„Und jetzt gehörst Du mir bald ganz," sagte Ludwig leise, wie aus einer langen Gedankenreihe heraus.

„Immer schon und immer weiter," gab sie zurück. Er hatte seinen Arm leise zwischen das Polster und ihre kühle, feste Gestalt geschoben, so daß sie wie in seinen Armen ruhte. Er sah sie an, wie er sie noch nie betrachtet hatte, heiß begehrlich, daß sie sich vor ihm zusammenzog. Vor den tief herabgebeugten rothen Dächern einiger Fischerhütten stiegen sie aus. Sie wollten ein wenig gehen.

Tief durch den warmen Flugsand stapfend erklommen sie den „Scherbenberg", den der Schutt der Jahrhunderte gebildet und der Meeressand überweht hatte. Die Bewegung that ihnen wohl, trotz der Hitze. Sie kämpften sich durch bis zum Gipfel.

„Da hast Du das Meer," sagte Karstens.

Hedwig war enttäuscht. Sie hatte etwas Gewaltiges erwartet. Nun sah sie eine weite, milchgraue Fläche, die träge Blasen wälzte, wie geschmolzenes Blei.

„Es sieht so müde aus, Dein Meer!"

Karstens lächelte. „Das macht die Mittagsbeleuchtung, der weißliche Himmel. Sonne macht stumm."

Sie sah ihn von der Seite an, ob er wohl Tieferes damit meine. Auf dem Niederwege fand er plötzlich Worte.

Wie ein gewaltiger Strom ergoß es sich über sie. Alles, was er gelitten hatte, ehe er sie von sich that. Seine Sehnsucht und das Glück, das ihre Gegenwart ihm gab. „Ein solches Wunder, wie Du bist! So weich und so gefestigt; und daß Du kamst, trotz Allem!"

„Ich hatte Angst, daß wir uns sonst entgleiten würden," sagte sie schüchtern.

Er bog ihren Sonnenschirm zurück und küßte ihre Augen.

Hand in Hand stiegen sie vollends den Berg hinab.

„Beruf! Selbständigkeit!" sagte er auf einmal im Wagen. „Wenn man nur überhaupt seine Kräfte ausbaut und nützt. Warum soll man nicht das Höchste erlangen: Arbeit und Genuß, der wieder Arbeit ermöglicht?" Er sprach wie gegen eine innere Stimme.

Im kleinen Seebade, das ihr Ziel war, stiegen sie aufs Neue aus, um in einem Gartenlocale Kaffee zu trinken.

Ein junges Paar, das tiefer im Garten getafelt hatte, kam jetzt den grün umwölbten Kiesweg herab gegangen, wohlig mit den Armen schlenkernd. Vor Karstens' Tisch grüßten sie. Es war ein College von ihm, ein neugebackener Professor mit seiner Frau. Vor acht Tagen hatten sie geheirathet, ordneten noch in ihrer Wohnung und aßen deshalb außer dem Hause.

Karstens erhob sich, als er sie erkannte. Er fand, er müsse Hedwig vorstellen.

„Ihre Braut? Nein, wie reizend, daß man sie gleich kennen lernt! Wenn Sie nun heirathen, nicht wahr, dann halten wir zusammen? Dann haben Sie schon ein paar Leute, die Sie anheimeln." Die hübsche Frau strahlte von Glück und von Wohlwollen am Glücke Anderer.

„Haben Sie Aussicht? Werden Sie bald heirathen?" fragte der Professor.

Karstens machte sein abweisendes Gesicht.

„Zum October," sagte er.

„Zum October? Aber das ist ja herrlich, dann kann ich Ihnen schon ein bißchen Bescheid sagen. Auch im Haushalt. Sie haben doch gewiß nicht Zeit gefunden, sich mit solchen Dingen zu befassen? Ich denke mir das überhaupt furchtbar schwer, so einen richtigen Beruf. — Als junges Mädchen! Und so mit den Patienten! — Sind Sie nicht froh, daß das nun aufhört?"

Hedwig wurde abwechselnd roth und blaß. Sie wagte keine Aufklärung, weil Ludwig beharrlich schwieg, aber ihrer wahrhaften Natur war es eine Pein, so da zu stehen und Lügen zu schweigen.

Das Ehepaar fuhr eine Weile fort, vorauszusetzen und zu billigen. Endlich gingen sie. Hedwig sah Karstens fragend an: „Warum?"

„Sie erfahren es früh genug!"

Zärtlich und traurig bog sie sich zu ihm hinüber.

„Schämst Du Dich vor ihnen?"

Er faßte schweigend ihre Hand und hielt sie in der seinen. Da brach sie in Thränen aus. Hinter dem vorgespannten Sonnenschirmchen trocknete

sie sich die Augen. Er regte sich nicht. Mit starren Augen sah er vor sich hin. Der Löffel zitterte in seiner Hand. Ein paarmal zog er die Luft ein, als ob er etwas sagen wollte. Aber dann schwieg er wieder.

Früher als nöthig brachte Karstens sie zur Bahn.

Sie waren beide todmüde und so still, als hätten sie sich nichts mehr zu sagen.

Am Bahnhof begann Karstens sogleich über Hedwig's Billet, Gepäck und sonstige Reisenothwendigkeiten zu reden. Er versorgte sie mit Erfrischungen für die Nacht und suchte ihr einen guten Platz aus.

„Wirst Du schlafen können, Hedwig?"

Sie nickte, obgleich sie wußte, sie würde dazu nicht im Stande sein. Alles in ihr klopfte und wogte.

„Diesmal ist der Abschied nicht schwer," sagte sie zuletzt mühsam, „jetzt, wo wir uns bald für immer haben werden." Das Coupé wurde geschlossen.

Ludwig trat auf das Trittbrett hinauf. „Und nun sage ich Dir Dank für Alles, was Du thust und bist. Und verzeih mir, wenn ich etwa eigenmächtig —"

„Herrgott, Ludwig!"

Der Zug hatte sich in Bewegung gesetzt. Karstens war noch gerade im letzten Moment abgesprungen.

Schlank und dunkel stand er auf dem weißen Perron und winkte mit einem sehr großen weißen Taschentuche. Hedwig erwiderte mit dem ihren. Sie konnte sich kaum aufrecht halten, so hatte sie sich erschreckt. Noch lange saß sie zitternd und eiskalt in der Gluth des rasselnden Wagens. Wenn er unter die Räder gerathen wäre! Immer wieder mußte sie sich das vorstellen.

Sie schließt die Augen. Aber unbarmherzig bleibt ihr das Bild vor der Phantasie, wie er blutig und verstümmelt vor ihr läge.

Und was hatte er gemeint mit seinen Abschiedsworten?

Sie fühlte sich geängstigt und verwirrt, von unklaren Gefühlen hin- und hergestoßen. Zufällig liest sie die Nummer ihres Wagens. Es ist derselbe, der sie herbrachte. Vor wenigen Stunden. Damals ist sie wie in einem Rausche hergeflogen, trotz aller Kümmernisse. Jetzt hat sie erreicht, was sie sehnsüchtig wünschte. Er kommt, er will bei ihr leben, ihr gehören, wie sie ihm. Warum weint sie nun?

Ihr gegenüber sitzen zwei stark gepuderte Damen in überaus modernen, sehr luftigen Toiletten. Beide sind noch jung und hübsch. Die Eine hat geschminkte Lippen. Sie unterhalten sich vortrefflich. Vom Theater, von Schneiderpreisen und vom Rennen. Sie posiren vor Hedwig die große Dame. Ermüdet von ihren affectirten Stimmen und dem aufdringlichen Patschuli, schließt sie wieder die Augen. Sie zwingt sich, an etwas Hübsches zu denken. An ihre künftige Lebensweise zum Beispiel. Wie soll sie es einrichten, daß Ludwig Ruhe und Behaglichkeit findet? Das Ordinationszimmer freilich, das muß sie für sich behalten, aber das Wartezimmer kann sie verlegen. Das und der Salon sollen ihm gehören. Essen können sie dann oben im Logir-

zimmer. Oder ob sie ihm lieber das als Studirstube einrichtet? Es ist ruhiger.

„Ja, und ein Glück hat's g'habt, das Pandert," sagt die Geschminkte. „Zwei Zimmer gibt er ihr im ersten Stock und eins im Mezzanin."

„Ach, geh!"

„Ja, und glei hat sie 's Geschäft aufgebe dürfe. Er will sie halt ganz für sich."

Hedwig wird glühend roth. Es kommt ihr vor, als hielte ihr Jemand einen verzerrenden Spiegel vor. Als glichen auf einmal ihre eigenen Züge ein wenig denen des unbekannten reichen Er, der seiner Maitresse eine Wohnung einrichtet.

Wenn Ludwig selbst jemals — wenn ihm solche Vorstellung kommen könnte — das wäre furchtbar! Furchtbar!

Aber das ist ja Wahnsinn! Was haben sie beide mit all' dem Niedrigen zu thun? Sie werden sich ein neues, einziges Verhältniß schaffen. Jenseits von Geben und Nehmen! — —

Mit schönen, klingenden Worten sucht sie sich zu betäuben. Aber die Nacht ist qualvoll. Um sich in Schlaf zu zwingen, erzählt sie sich — wie man Kindern ihr Lieblingsmärchen wiederholt — die so oft durchträumte Geschichte ihrer Begegnung mit Ludwig. Von Anfang an. Das Fest, der Saal, die Wiese, die Schwedin mit ihrer Erzählung vom Hirten und dem weißen Bären — Alles.

Gegen Morgen wirren ihr Erinnerung und Sorgen ein häßliches Traumbild. Der Zug schüttert und eilt. Auf dem Wagentritt steht Ludwig. In der Hand hält er ein großes weißes Tuch. Das Tuch wird so groß, daß es ihn einhüllt wie ein weißer Pelz.

Der Zug schüttert und eilt.

Ludwig will abspringen, aber er kann nicht, der Pelz hält ihn da oben fest, er haftet am Wagen. Vergeblich zerrt er und reißt sich blutig.

Und plötzlich sind sie in Königsberg — im Kaffeegärtchen. Da liegt ein Messer auf dem Tisch — beim Kuchen — das nimmt Ludwig, und nun — ringsum Blut — und weiße, weiße Tücher, ein aufdringlicher Blumengeruch, den sie sich abzuwehren sucht.

„Das thut Ihnen gut? Gelt?" fragt eine überhelle Stimme.

Hedwig schlägt die Augen auf, die beiden Reisegefährtinnen sind mit Taschentüchern und Flacons um sie geschäftig.

Als Hedwig Morgens in ihre Zimmer trat, war's ihr, als seien es fremde, lieblose Räume. Sie hatten all' dies Letzte ja nicht miterlebt.

Auf dem Tisch stand ein Rosenstrauß.

„Von wem?" fragte sie mechanisch. Aber sie gab nicht Acht auf die Antwort. Während das Mädchen berichtete, dachte sie unaufhörlich daran, auf welche Weise man ihr das wohl sagen kann: „Ich will mich verheirathen. Mein Mann wird hier bei mir wohnen! Ich bin jetzt nicht mehr. — Von jetzt ab ist der Doctor Karstens —"

„Und ob das gnädige Fräulein Nachmittags wieder Sprechstunde hielten?"

„Um fünfe, ja, ja."

Nun sah sie das Bouquet aufmerksam an. Ein Couvertchen mit einer Karte von Frau von Fischer hing daran: „Eben kommt Karstens' Telegramm. Heute früh aufgegeben. Gratulire zu Petersburg. Ich freue mich so! Im October also Hochzeit, wozu ich mich hiermit freundlichst einlade."

Hedwig setzte sich, noch in Hut und Mantel, am Tische nieder. Sie starrte auf das Billet.

Karstens hatte also die Petersburger Stelle angenommen. Im Augenblick ihrer Abreise wußte er das schon, daher seine Abschiedsworte! Er ertrug es nicht, von ihr zu empfangen.

Unerwartet füllte sich ihr Herz mit einer starken Freude. Sie kam sich vor wie befreit. Dieses Zugeständniß war etwas Fremdes an Karstens' Art gewesen. Fremd dem Menschen, den sie bisher geliebt hatte.

Langsam begann sie, ihre Reisekleider abzulegen und ihr Haar zu ordnen.

„Aber was thu' ich denn?" sagte sie auf einmal ganz laut. Hier stand sie und genoß ihre wiedergewonnene Liebe, und dort in Königsberg sitzt jetzt dieser arme, vergrämte Mann und nimmt Abschied von seinen Idealen.

„Aber das kann er ja gar nicht! Diese Carrière verlassen, für die er so viel gehungert und geopfert hat! Sein Werk verlassen!" Sie wußte, daß er damit Alles hingäbe, was bisher sein Leben war. Um ihretwillen!

Das durfte nicht geschehen!

Mit sicherem Willen, unter strömenden Thränen, schrieb sie ihm:

„Mein Liebster!

„Ja, Du hast Recht. Du kannst die Anschauungen einer alten, reifen Cultur nicht gewaltsam von Dir abwerfen. Du müßtest daran verbluten, und mein Loos wäre es, mit Dir zu leiden.

Und nun willst Du der Gebende sein, wie es Dein cultivirter Männerstolz verlangt. Du willst die Stelle in Petersburg annehmen. Aber täusche Dich nicht, Du kannst es nicht. Dein Leben dort würde gleichfalls nichts sein als ein langer Todeskampf. Erspare uns das. Du hast unser Verhältniß zu einander einen Wettlauf genannt. Aber ich sehe nun wohl, unser Glück läßt sich nicht erstürmen. Der Sieger hätte allzu viel verloren. Du Dein Selbst und ich am Ende meine Liebe. Denn nur so, wie Du wirklich bist, stolz, herb und zäh, bist Du der Mann, dem ich mich zu eigen geben kann. Darum schreite Du ruhig voran und empor auf Deinem Wege, ich gehe weiter auf dem meinen. Geduldig will ich warten, bis Du mich holst.

Deine Hedwig."

Ohne ihn noch einmal durchzulesen, schloß sie den Brief. Lange saß sie dann und weinte. Im Spiegel, ihr gegenüber, sah sie die gebeugte, nornenhafte, weiße Gestalt, der die schlaffen Haare über das feuchte, entfärbte Gesicht fielen. Endlich erhob sie sich schwerfällig, um sich für ihr Tagewerk vorzubereiten.

Sie war sehr müde.

Aus Conrad Ferdinand Meyer's Leben.

Von

Adolf Frey.

[Nachdruck untersagt.]

IV. Auf den Fährten des Jenatsch.

Als er, erst von Engelberg und dann von der Engstlenalp emporgestiegen, auf der Hochwacht des Titlis Auslug hielt, fielen dem Dichter aus der schimmernden Runde der unzähligen Firnhäupter namentlich die Bündner Schneeberge in die Augen, die sich wie eine Reihe weißer Gezelte am Horizont hinstreckten.

Zu dieser nachhaltigen Erinnerung gesellte sich im Sommer 1866 plötzlich eine Art Heimweh nach dem Lande der Grisonen, das er einst, das Ränzel auf dem Rücken, an der Seite des Vaters durchwandert, seit den Knabentagen aber nicht mehr gesehen hatte. Ein Wirthshaus in Silva Plana stand deutlich wieder vor seinem Blick, mit steinerner, geländerloser Freitreppe und einem steinernen Saal, worin der Wirth obenan zu Tische saß, patriarchalisch und wohlwollend, eher wie ein väterlicher Gastfreund als wie ein berufsmäßiger Herbergsvater.

Es drängte ihn, diese Stätte eines froh verlebten Jugendtages nach einem Vierteljahrhundert wieder aufzusuchen. Selbstverständlich sollte ihn die Schwester begleiten, wie sie zwei Jahre vorher mit ihm ins Berner Oberland gereist war und in Bönigen am Brienzer See drei genußreiche Wochen mit ihm verbracht hatte.

Es war nicht allein die reiche und mannigfaltige Landschaft Rhätiens, was ihn lockte. Jürg Jenatsch, der größte Bündner, hatte ihn seit zwei Decennien beschäftigt und sich ihm in Folge mehrerer dramatischer Gestaltungsversuche immer tiefer eingeprägt, so daß er nun vor allen übrigen dichterischen Figuren in dem Augenblick entschieden vor die Seele des Poeten trat, wo dieser aus dem Erfolge der zwanzig Balladen[1]) Muth und Vertrauen gewann, sich größerer Dinge und Schöpfungen zu unterfangen.

[1]) 1864 erschienen.

So machte er sich mit dem Vorsatz auf, während seiner Wanderungen im Engadin und der Enden Acht zu haben auf den räthselhaften Krieger und Volksführer, auf die Schauplätze seiner leidenschaftlichen Demagogie, seiner heldenhaften Gefechte und Streifzüge, seiner heimlichen diplomatischen Wanderungen und verdeckten Machenschaften, auf seinen schwarzen Verrath und sein blutiges Ende.

An einem klaren Sommerabend fuhr er mit der Schwester den Zürichsee hinauf und setzte sich in Rapperswil in die Eisenbahn. Es dämmerte bereits, als sie Uznach erreichten, wo im letzten Tagesschein mit ihren Rößlein die Boten aus der Innerschweiz standen. Um 11 Uhr in Chur angelangt, verzehrten sie ihr Abendbrot unter einer Weinlaube hinter der Post, wo es von Soldaten und Bürgern lebhaft herging und ihnen schon das romanische Idiom entgegenklang, und fuhren dann um Mitternacht in das mondbeschienene Land hinein, über Churwalden nach Tiefenkastell, um dessen stille Kirche die Bergwasser rauschten. Zuweilen schlafend, zuweilen verträumt den Wandel der Sterne betrachtend, erreichten sie, als diese verblichen, die Ortschaft Mühlen; von hier fuhr der Postwagen immer langsamer den einsamen steilen Weg, auf welchen da oder dort vom Berghang ein Burgstall herniederwinkte, bis sie endlich die Höhe des Juliers erreichten mit seinem Seelein, den schimmernden Gletscherzungen und den zwei gebrochenen Säulen, in deren Nähe bergamesker Hirten die Schafe weideten, ganz wie es im Eingang zum „Jenatsch" geschildert ist. Dann trug sie die Post rasch abwärts ins Engadin, so daß sie in Silva Plana anlangten, ehe sie sich's versahen.

Die Geschwister stiegen aus, ihr Gepäck wurde auf die Straße abgeladen, die Pferde zogen an und trabten weiter. Die Reisenden standen eine Weile unschlüssig da, denn das alte Wirthshaus, in dem Conrad mit dem Vater Einkehr gehalten, war vom Erdboden verschwunden, und an seiner Stelle erhob sich ein noch ziemlich unvollendeter Neubau, mit seinem Gebälk nicht eben von gastlichem und einladendem Aussehen. Als aber die Wirthin heraustrat und einfaches Essen sowie gute Unterkunft in einem nahen Hause verhieß, waren sie es zufrieden und zogen bei einem Förster Namens Rizaporta ein, in dessen einfachen Zimmern außer der Bettstatt und dem Tisch mit der Schieferplatte und den gewundenen, durch ein Kreuz verbundenen Füßen sich noch einige Holzstühle vorfanden; auf diesem Tisch nahmen sie ihre Mahlzeiten ein, wobei es, früh oder spät, nie an herrlicher Milch, Mittags und Abends nie an dunklem Veltliner, sowie an geräuchertem und an der Luft gedörrtem Fleisch mangelte. Zuweilen wurde Betsy noch ein besonderer Genuß zu Theil: zwei alte Weiblein, die in der Stube nebenan hausten, gönnten sich mitunter, wenn sie Nachts nicht schlafen konnten, ein Schnäpslein als Herzstärkung und Schlummertrunk, dessen würziger Geist verstohlen durch die dünne Wand duftete, das nächtliche Geheimniß verrathend. Sie für ihr Theil hielt es freilich mit der Milch und dem krystallenen Wasser, das vor dem Hause mächtig aus der Röhre schoß.

Jeder Tag, soweit es das Wetter gestattete, brachte Ausflüge in die nahen Arvenwälder und in die Alpenrosen; auch den Piz Surlei, der ihnen in die

Fenster strahlte, bestiegen sie. Mehrmals wanderten sie in das unweit von Silva Plana gelegene Ferthal, das „fern der Welt, dem Himmel nahe" ist: dort stand „die Bank des Alten", dort blitzen am Firmament die sieben Silberspitzen, hinter denen „Schneewittchen" den Zwergen die Wirthschaft führt. Sie stiegen auch zum buchtigen, düstern Cavelojsee hinauf, der, wie es im „Jenatsch" heißt, in eine „überall, überall sich zudrängende Wildniß dunkelroth blühender Alpenrosen versenkt ist wie in ein blutiges Tuch"; sie sahen, gegen den Ausgang des Thalgrundes, aus einem glänzenden Schneefeld röthliche Klippen und Pyramiden hervorstechen, noch weiter südwärts eine hochgethürmte, dunkle Gebirgsmasse, den Monte della disgrazia, von den Veltlinern Monte dei guai, Berg des Wehs benannt; sie sahen den im Zickzack zum Murettopaß sich emporwindenden Pfad, den Heinrich Waser beschreitet, um drüben im Veltlin seinen Jugendfreund Jenatsch heimzusuchen.

Das von Alpenrosen überwucherte Seegestade wie den unheimlichen Berg mit dem schwermüthigen Namen hielt der Dichter später, jedes für sich, in Gedichten fest. Er schrieb beide im Jahre 1871, verwarf aber beide, das eine, soweit ersichtlich, schon nach dem ersten, nie wieder aufgenommenen Entwurf; das zweite legte er im Erstdruck des „Jenatsch", wie er in der Zeitschrift „Die Literatur" erschien, der Lucretia Planta in den Mund, tilgte es jedoch in der Buchausgabe; nur zwei Zeilen behielt er davon, die er als Anfang des Gedichtes „Vision" verwendete.

Das rothe Thal.

Auf Felsenstufen stieg einmal
Ich in ein abgelegnes Thal
Das vollgedrängt bis an den Rand
Von blüh'nden Alpenrosen stand.

Das ganze Thal war roth wie Blut:
Da dacht' ich Dein in Liebesgluth;
Doch länger schauend in das Roth
Gedacht' ich an den jähen Tod.

„Ein altes, seltsames Lied fiel ihr ein, das sie meinte in ihrer Kindheit mit Jürg gesungen zu haben; sie sagte es leise vor sich hin." („Die Literatur", S. 816):

Als ich einst in jungen Jahren
Nach Italia hin gefahren,
Wo die Lüfte gehn gelind,
Sah den dunklen Berg der Klagen
Hoch am blauen Himmel ragen
Ich, ein heimathloses Kind.

Lang' war mir der Berg verschwunden,
Ruhig flossen meine Stunden,
Ohne daß mir Leid geschah —
Aber jüngst, als ich verirrt war,
Wo kein Jäger und kein Hirt war,
Stand er plötzlich wieder nah.

Und nun muß ich Arme schauen
Immerdar den Berg mit Grauen
Der mir ganz den Himmel raubt —
Allwärts blickt er mir entgegen,
Ueber allen meinen Wegen
Dreht er mir mit dunklem Haupt.

Eines Morgens, nachdem sie ihre Wanderungen auszudehnen beschlossen hatten, fuhren Conrad und Betsy in der Chaise des Wirths und von dessen ältestem Buben geführt über die Maloja. Dann schickten sie ihn mit Roß und Wagen nach Castasegna voraus, Willens, das Schloß des Barons Castelmur

zu besehen, der, wie so mancher seiner Landsleute, als Zuckerbäcker sein Glück in der Fremde gemacht und hernach, zu Sommeraufenthalten in die Heimath zurückkehrend, das Ahnenschloß wieder aufgebaut und u. A. mit einem schönen Gemälde Deschwanden's, „Die Seligen", geschmückt hatte. Hierauf schlugen sie den Weg nach Soglio ein, einen Fußpfad, der längs der Berghalde immer steiler und einsamer in die steigende Sonnengluth emporführte, nur belebt von den vorüberhuschenden Eidechsen, welche der Dichter von jeher gerne sah. Auf einmal, um einen Felsen herumgekommen, erblickten sie eine in eine Felsenspalte geschmiegte Reihe von Palästen, die sie bald erreichten.

Der Ort, Soglio, war wie ausgestorben, da Jung und Alt, der Heuernte obliegend, mit Sense und Rechen auf den Wiesen hantirte. Conrad und Betsy betraten, mit einer Empfehlung an die Eigenthümer ausgerüstet, den alten Palast der Brüder Giovanoli, die als Zuckerbäcker in Berlin vermöglich geworden, und gelangten über breite, harzig duftende Arventreppen in einen stillen, kühlen Saal. Ein schöner, alter Mann mit grauem Bart, gemessen und ruhig nach Bündner Art, schritt ihnen vom Pulte weg entgegen, wo er in einer Uebersetzung des Plato gelesen. Das war einer der beiden zuckerbäckerlichen Brüder, der nun den Gästen ein einfaches Mittagessen auftischte, sie selber bediente und dann freundlich im Hause herumführte, um ihnen dessen Sehenswürdigkeiten zu weisen.

Wunderlich berührte sie der Anblick der stillen, halbzerfallenen Paläste, denen überdies ein Felssturz Verderben drohte, das Gras, das zwischen dem Pflaster des Hofes hervordrang, die stolze, alte Pforte, zu deren linker und rechter Seite in der Mauer ein massiver Ring hing, ob zum Festbinden der Pferde oder, in früheren Jahrhunderten, als Fackelhalter, wußten die Wanderer nicht zu entscheiden. Recht im Widerspruch zu der vergänglichen Menschenherrlichkeit warf der gewaltige Bondascagletscher seinen ungebrochenen Glanz aus der Höhe über den Thalgrund.

Hinter dem großen Hause klomm ein verwilderter Garten mit verwachsenen, im Geschmack der Rococozeit geschnittenen Taxuswänden und mit verwitterten Statuen den steilen Berghang hinan, seltsam abstechend von dem vollen, ungehemmten Wuchs der übrigen Gärten Soglio's, in denen Arve und Edelkastanie neben einander gedeihen, ein Schauspiel, das diese Landschaft insofern im Großen wiederholt, als von der Maloja herunter dunkle Tannen und Arven zur Tiefe rücken, während ihnen von Castasegna herauf die edle Kastanie entgegengrünt.

Der Dichter verwerthete diesen landschaftlichen Reiz in dem Gedicht „Die Schlacht der Bäume", wobei er zur Steigerung des Contrastes die in dieser Gegend allerdings auch wachsende Rebe an die Stelle der Kastanie setzte und, um einen greifbaren Mittelpunkt und zugleich eine deutliche Abgrenzung der beiden Gebiete zu gewinnen, einen alten Sarazenenthurm erdachte:

Hier am Sarazenenthurme,
Der die Straße hielt geschlossen,
Ist in manchem wilden Sturme
Deutsch und welsches Blut geflossen . . .

Arvbaum ist der deutschen Lande
Bannerherr, der duster fahne,
Ueppig Volk der Sommerlande,
Rebe führt's, die sonniggrüne.

Ohne Schild und Schwertgeklirre,
Ohne der Trommete Schmettern
Kämpfen in der Felsenwirre
Hier die Nadeln mit den Blättern.

Die nach Castasegna hinab und dann nach Vondo hinauf Gewanderten nahm hier das Fuhrwerk wieder in Empfang. In dunkler Nacht auf der Malojahöhe wieder angelangt, empfanden sie nach der schwülen Gluth der Tiefe die kalte, vom nahen Schnee herwehende Luft und den Nebel, so daß ihnen ein wärmender Reisetrunk angezeigt schien. Als der Wirth, der diesen brachte, mit einem brennenden Kienspan aus dem Hause trat, funkelte der Veltliner in seinem Scheine wie Rubin; den Eindruck, den diese ganze Scene dem Dichter machte, gab er wieder in der Reise des Herrn Waser, da, wo er ihm statt der erbetenen Unterkunft im Malojahospiz nur einen Becher Weins zu Theil werden läßt.

In Begleitschaft der Schwester that sich Meyer annähernd eine Woche im Unter-Engadin um, überall den historischen Stätten nachspürend und allenthalben aufmerksam, wenn aus dem Wappen eines alten Herrenhauses die Bärenpratze der Planta oder die Weide der Salis herabwinkte.

Die Besichtigung des Veltlins, des für seinen Helden bedeutsamen Schauplatzes, gedachte er mit der Heimreise zu verknüpfen, nachdem der Waffenstillstand zwischen Preußen und Oesterreich geschlossen und das Grenzland wieder ruhiger geworden war. Denn nicht nur auf dem Meer und in der lombardischen Ebene, auch im Hochland, nahe der Schweizergrenze, hatten Oesterreich und Italien, der Bundesgenosse des siegreichen Preußenkönigs, die Waffen wider einander gewendet; und der weltgeschichtliche Krieg spülte eine kleine, unblutige Welle selbst nach dem entlegenen Silva Plana hinauf. Eines Tages nämlich rückte zur Deckung der unweit gelegenen Grenze eine Abtheilung schweizerischer Artillerie ein, deren Officier unvermuthet auf den Dichter und seine Schwester zuschritt, um ihnen als guter Zürcher Bekannter die Hand zu schütteln. Die Mannschaft, gerade unter den Fenstern des Rizaportahauses campirend, erhielt am nächsten Morgen auf dem nämlichen Platze ihren Wein aus den Händen einer Schwester des Försters, bei dem die Geschwister wohnten, einer schwarzhaarigen, hochgewachsenen und stolzen, aber einfachen Bündnerin, wie sie dem Dichter für seine Lucretia etwa vorgeschwebt haben kann.

Später, als man die Truppen von der Grenze zurückzog, erhob auf derselben Stelle ein Haufe Scharfschützen romanischer und deutscher Zunge einen Tumult in dem Augenblick, da sie ihren Sold gewärtigten, der in großen Holzbecken auf einem Tisch zur Seite bereit stand. Mit hitzigen Worten und Gebärden vor den Tisch tretend, wandten sich die aufgeregten Männer drohend gegeneinander, so daß die mächtigen Federbüsche ihrer Hüte, wie sie damals

die Scharfschützen trugen, hin- und herwallten. Die Officiere redeten ruhig und beschwichtigend dazwischen und führten Eintracht und Stille bald herbei. An dieses Vorkommniß mag Meyer gedacht haben, als Jenatsch sich den Bündnerführern für die Summe verbürgt, die ihnen der Herzog Rohan schuldet.

Mit Fritz, dem Knechte des Wirthes und Posthalters, der sie ins Unter-Engadin und zurück geführt und dabei samt seinem Pferde Hans die Probe wohl bestanden hatte, brachen die Reisenden eines Morgens nach Pontresina auf und fuhren über die Bernina ins Puschlav. Als sie den Paß hinter sich ließen, überströmte den Dichter mit aller Macht das alte Heimweh nach Italien, dessen Himmel und Schönheit er nie vergessen konnte. Dieses Verlangen nach dem südlichen Wunderlande drängte er später in die schönen Strophen zusammen, in denen er La Röse, die erste Station auf der Südseite des Berninapasses, besingt, wobei seine vorgreifende Reisesehnsucht das kahle Berghaus mit den Rosen und Reben der blühenden Tiefe schmückte, welcher er entgegen eilte:

Mit flachem Dach ein Säulenhaus,
Das erste welsche Bildniß,
Schaut Röse, weinumwunden, aus
Erstarrter Felsenwildniß . . .
Nun, Herz, beginnt die Wonnezeit
Auf Wegen und auf Stegen!
Mir kommt ein Hauch von Ueppigkeit
Und ew'gem Lenz entgegen.

Nachdem sie in La Prese genächtigt, machten sie am zweiten Tage zeitig Station in dem berühmten, oberhalb Tirano gelegenen Wallfahrtsorte Madonna di Tirano, um dem Pferde, das ordentlich in den Strängen gelegen, die benöthigte Ruhe zu gönnen.

Die Unordnung und der allenthalben starrende Schmutz verhießen übles Quartier und bedenkliche Mahlzeiten, und diese Verheißung ging in Erfüllung. Zwar die Wirthin war eine feine Schönheit und voll Begeisterung für die sacrosanta causa della patria; aber die von ihr aufgetischte Suppe war grau anzusehen und schmeckte übel. Das Zimmer, darin Betsy schlief, gab ihr wenig nach: Betsy band die Thüre zu, weil sie das verlotterte und verrostete Schloß nicht schließen konnte, während sie Fenster und Laden offen lassen mußte, da ein mit seinen großen Blättern hereingewachsener Feigenbaum sich in die Füllung drängte. Das üppige Geäst und Blätterwerk seines Abbildes sperrt den Fensterladen, den Herr Waser im Pfarrhause zu Berbenn aufstößt.

Am nächsten Morgen besuchten sie die Kirche in Madonna. Gleich den übrigen Anwesenden, lauter Einheimischen, stellten sie sich um ein Paar, das eben getraut wurde, in den Ring: „E fatto! e sacrificata!“ flüsterten die Weiber, mitleidig auf die armselige, gedrückte Braut blickend, die den Sohn des Küsters heirathete. Hernach betrachteten sie in Tiano einige der hübschen Paläste der Salis, Visconti und Anderer, getrauten sich jedoch wegen des überall herrschenden Unrathes nicht, den Fuß in ein Wirthshaus zu setzen.

Es wurde ihnen freier um Stirn und Brust, als sie, die Reise landaufwärts ausdehnend, Bormio entgegenfuhren. Hier wich der lastende Sumpfprodem einem frischeren Hauch, in welchem durchschnittlich kräftige und zuweilen schöne Menschen gediehen, wogegen sie drunten in Tirano auf Schritt und Tritt auf Cretins gestoßen waren.

Wegen des noch nicht völlig verrauschten Kriegslärms verweilten in den Bädern zu Bormio nur zwei Kurgäste, ein Schweizer, Namens Gilli, nebst seiner Tochter, beide aufrichtig froh über das Erscheinen der Landsleute, weil ihnen die vorhandene Gesellschaft nur mäßig behagte. Da saß nämlich eine lange Tafel voll italienischer Officiere, meistens Garibaldianer, präsidirt von einem ehrwürdigen, gleichfalls in eine rothe Bluse gehüllten Oberst, wie es denn allenthalben von diesen Rothhemden schimmerte.

Die Kriegsleute kamen den beiden Damen galant entgegen und credenzten ihnen von dem feinen Veltliner, der am Officierstische floß. Sonst waren die Italiener auf die Schweizer nicht eben gut zu sprechen. Von den Oesterreichern mit blutigen Köpfen vom Stilfser Joch heruntergejagt und aus Bormio, das sie gleich dem übrigen Veltlin seit der Waffenruhe wieder innehatten, verscheucht, beschuldigten sie die Schweizer, die in einem nahen Seitenthälchen unweit Santa Maria lagerten, den Feind durchgelassen zu haben, und was dergleichen thörichte Fabeleien mehr waren, woran sie indessen hartnäckig festhielten, ohne zu überlegen, daß ihnen lediglich die eigene militärische Unzulänglichkeit die Schlappe zugezogen hatte. Da der Knecht Fritz, der die Grenzbesetzung als Scharfschütze mitgemacht hatte, über seinen Schweizernamen nicht minder eifersüchtig wachte als über seinen Gaul, so drohte fortwährend ein kleines Gewitter am Reisehimmel, zumal der aus gesundem, aber etwas derbem Holz geschnitzte Bursche mit seiner Abneigung gegen die Welschen nicht hinter dem Berge hielt.

Nachdem sie einen Ausflug gegen das Thal Fraele unternommen, das Meyer als den Ort eines glänzenden Sieges des Herzogs Rohan wenigstens aus der Ferne zu sehen wünschte, fuhren die Geschwister aufs Stilfser Joch hinauf, begleitet von Fräulein Gilli, welche die Reisegelegenheit mit Freuden ergriff. Unterwegs schloß sich ein italienischer Major an, der die seit dem Friedensschluß wieder bis zur Jochhöhe stationirten Truppen schon längst hätte inspiciren sollen, aber erst jetzt Anlaß dazu fand, wo es in angenehmer Begleitung geschehen konnte. Die Soldaten tranken mit den Vorgesetzten in den Cantiniera auf das Wohl Italiens und Victor Emanuel's, dabei weidlich auf die Schweizer schimpfend, denen sie auch die Grenzsteine umgestürzt hatten. Fritz bezähmte seine Zunge, rächte sich jedoch durch die stricte Weigerung, den Major, dessen armseliges Pferd den beleibten Reiter thalwärts zu tragen außer Stande war, in seine Chaise aufzunehmen, so daß der Tapfere in einem kleinen Wagen nach Bormio zurückmußte. Uebrigens verabschiedete er sich am nächsten Morgen galant und freundlich, als Conrad und Betsy zur Weiterreise aufbrachen.

Auf dem Rückwege in Madonna di Tirano angelangt, vermieden sie — wie Lucretia die Locanda — das bekannte Wirthshaus, setzten sich vielmehr

in einer nahen Wiese nieder, um das vorsichtiger Weise aus Bormio mitgenommene gebratene Huhn, zu dem sie sich Brot und Wein reichen ließen, im Freien zu verzehren. Dann ging es vorwärts nach Sondrio und an Berbenn vorbei, wo Jenatsch als Pfarrer geamtet, nach Morbegno. Wegen der ungesunden Sumpfluft verzichtete der Dichter auf einen Besuch der in Ruinen liegenden Festung Fuentes, so sehr ihn danach gelüstete. In Colico trennten sie sich von Fritz, der über Chiavenna den Heimweg einschlug, und erreichten zu Schiff Bellaggio, wo sie einen mehrtägigen, wonnigen Aufenthalt genossen. Zu der leuchtenden Pracht des Himmels und der strahlenden Früchte, unter denen sich Baum und Strauch bogen, gesellte sich der Jubel der Bevölkerung; denn nun kehrten die Garibaldini nach endgültigem Friedensschluß an ihren Herd zurück, fröhlich unter den Ihrigen gehend und die Kinder auf den Armen tragend. Einen hübschen Anblick gewährten auch die Chorbüblein, die am Sonntag auf der Straße vor der Kirche ihre Hemdlein überwarfen, lustig und nichts weniger als andächtig; und aus der Kirche, durch deren Fenster und Thüre der entzückende Schmelz eines südlichen Herbsttages schimmerte, wurden die Beter mit einem glänzenden Walzer entlassen.

Die Geschwister durchquerten den See und begaben sich von Menaggio über Porlezza nach Lugano, um hier durch eine genußreich verbrachte Woche die Sommerkraft im Gebirge und alle Ausflüge und Reisen des Jahres abzuschließen. Lange wirkten die schönen Bilder Luini's und die Marmorwerke Vela's in ihrer Seele nach. Bellenz und seine Felsenburgen hinter sich lassend, zogen sie durch das schöne Misox zum kleinen Sanct Bernhard empor, von da durch die Via mala nach Thusis: das ist der Weg, den Lucretia Planta mit dem befreiten Jürg Jenatsch wandert.

Uebers Jahr im Sommer (1867) suchte Meyer mit der Schwester Silva Plana von Neuem auf, so lieb und vertraut war ihm Bünden geworden. Freilich zeigte sich das Hochland vorübergehend auch von der weniger angenehmen Seite, da Anfang September plötzlich eine beträchtliche Kälte einfiel, so daß von dem Vordächlein des kleinen Hauses, worin die Geschwister diesmal Unterstand genommen, die Eiszapfen meterlang herunter hingen, die Telegraphendrähte nach St. Moritz so dick waren wie Waschseile und überall auf den Wegen die Schlitten klingelten. Als die Wärme wieder die Oberhand gewann, wurde von größeren Ausflügen abgesehen, die kleineren dagegen wieder aufgenommen und fortgesetzt, so ins Ferthal, nach Samaden und Pontresina. Hier, angesichts des gewaltigen Morteratschgletschers, schenkte die Muse dem Dichter eines seiner schönsten Gedichte: „Firnelicht"; es verräth seinen Ursprung durch die Ueberschrift der ersten gedruckten Gestalt: „Im Engadin".

Wie das Jahr vorrückte, verlegten die Geschwister ihr Standquartier von Silva Plana nach Thusis und durchstreiften von hier die Umgegend nach allen Richtungen, das Augenmerk vorwiegend auf die alten Burgen und Ruinen gerichtet, an denen am Fuß des Heinzenbergs und im Domleschg kein Mangel herrscht. Hier ist ein Bezirk, wo die Erinnerung den Namen des Jürg Jenatsch geradezu herausfordert. Thusis selbst hatte er mit stürmender Hand genommen; unweit von Thusis, drüben im Domleschg, liegt Fürstenau, der

Lieblingssitz des Herzogs Rohan; östlich davon, höher und näher an den Bergen, dehnt sich das Dorf Scharans unter seinen üppigen Obstbäumen: noch steht dort das Häuschen, in welchem Jürg Jenatsch geboren wurde, noch ragt unverändert die wettergraue Kirche, auf deren Kanzel der junge Gottesmann das Wort des Herrn verkündete, ehe er in Folge seines ungestümen politischen Eingreifens auf eine Veltliner Strafpfarre versetzt wurde. Und kaum mehr als eine halbe Stunde thalabwärts erhebt sich Schloß Riedberg; dort zeigt ein schwarzes Kreuz am alten Kamin die Stelle, wo Pompejus Planta unter den Streichen seiner Feinde verblutete; er hatte sich im Kamin geborgen und schien gerettet, als ein blindes Hündlein, das winselnd nach seinem Herrn hinauf schnupperte, ihn den ergrimmten Verfolgern verrieth. Meyer verwerthete das Ende des mächtigen Parteigängers in einem Gedicht, das, nach der Schrift zu schließen, in der erhaltenen Fassung jedenfalls nicht vor Ende 1870 aufgezeichnet wurde und das er niemals veröffentlichte, hauptsächlich wohl darum, weil er sich in dem später abgeschlossenen, damals aber erst entworfenen „Jenatsch" nicht wiederholen wollte. Auch hat er den vorliegenden Entwurf ersichtlich nie wieder übergangen.

Das Mordbeil.

Aus Graubünden.

Kühl im gewölbten Salone verweil' ich, der Herrin gewärtig.
Album und Photographie füllen den marmornen Tisch,
Neben der Augsburgerin ist entfaltet die Revue des deux mondes —
Aber die Herrin erscheint, rauschend im seidenen Kleid.
Erst die Verbeugung und erst das Geplauder von Neuem und Neustem,
Dann vor die lächelnde Frau bring' ich ein schlichtes Gesuch,
Daß sie mir zeige den Thurm, umkleidet vom neuen Gebäude,
Der in verschollener Zeit einst eine Rolle gespielt.
Und sie willfahrte mir gern, und sie ging mir voraus in den Zwinger
Hallende Stufen hinauf bis in das alte Gemach.
Und ich bat, daß sie mir selber die Märe berichte,
Wenn sie nicht schaudre davor. Doch die Beredte begann:
„Drei Jahrhunderte sind's, da ward mir der Ahne gemordet,
Hier, wo das Kreuz ist geritzt, nachts mit der Schärfe des Beils.
Als er die nahenden Schritte vernahm, da entschlüpft' im Kamin er,
Dort!" und sie zeigte den Herd, mächtig aus Quadern gewölbt.
„Weh! Aufschnoberud verrieth ihn sein eignes, erblindetes Hündchen,
Und am ergriffnen Gewand riß ihn der Mörder herab,
Dem an die Knie sich geklammert ein Kind, das er wegstieß.
Aber das Beil ward bewahrt, aber das Mädchen erwuchs.
Nimmer rastete sie, die blühende Jungfrau, bis ihr der Mörder
Sank, von desselbigen Beils rächendem Streiche gefällt."
Sprach's und eröffnet' den modernden Schrein, und die rostige Mordaxt
Wog sie mit nervichter Hand, lodernde Flammen im Blick.
Weg war die Dame von Welt, ich erschaute die wilde Grisonin,
Wie sie die Chronik erzählt, männlicher Thaten gewohnt.

Ungefähr gegenüber Riedberg, auf der westlichen Seite des Rheins, liegt das Dorf Cazis, das mitten unter protestantischer Bevölkerung katholisch blieb. An den langen Klostermauern, hinter welchen der Dichter die Lucretia Zuflucht

finden läßt, wanderte er mit der Schwester oftmals vorbei. Von hier oder von Thusis erstiegen sie die Präzerhöhe, den höchsten Punkt des Heinzenberges, den Herzog Rohan für den schönsten Berg der Welt erklärte.

Sie klommen zusammen auch zu der zerfallenden, über der Schwelle der Via mala hängenden Veste Hohen Rhätien oder Hohen Realta empor; an der Wand der aufrecht gebliebenen Burgkapelle stand neben allerlei Inschriften das Herz gemalt, das den Anlaß gab zu dem Gedichte „Alte Schrift".

In den Mauern bin ich lang' geblieben:
Alte Namen standen rings geschrieben
Hoch im Raume, wo die Luken schimmern,
Doch die Wendeltreppe lag in Trümmern.

Die den Blick ins Weite dort gerichtet,
Ihre Wanderstäbe sind vernichtet,
Ihre leichten Mäntel sind verstoben,
Ihre Sprüche blieben aufgehoben . . .

Dort ein Herz, von einem Pfeil durchschnitten.
„Hedewig" steht auf des Bolzens Mitten.
Dicht daneben schrieb ein Fahrtgenosse
Gut lateinisch eine derbe Posse.

Daß der Dichter die Via mala manchmal besuchte, versteht sich von selbst. In ihrem Schlunde wandern Wulfrin und Palma Novella; auf einer Alpe in der Höhe entlodert die schwüle Leidenschaft zwischen beiden; unter einem der vorhandenen oder verschwundenen Burgställe an den Hängen des Domleschg oder des Heinzenberges hat man sich Malmort zu denken.

Schließlich fühlte sich Meyer in Bünden und besonders in Thusis so heimisch, daß er sich allen Ernstes mit dem Gedanken trug, in dieser Ortschaft ein Haus zu erwerben und sich dauernd anzusiedeln. Zum Glück widerriethen ihm die Zürcher Freunde das Vorhaben und behüteten ihn vor der Gefahr, dem Hange nach Stille und Einsamkeit so weit nachzugeben, daß seine Stimmung und Arbeiten gelitten hätten.

Erst spät im Jahre kehrte er heim, da die Cholera, die nach seiner Abreise in Zürich ausgebrochen war, eine frühere Rückfahrt nicht räthlich erscheinen ließ. —

Nachdem der Dichter für seinen „Jenatsch" die Landschaften und ihre historischen Stätten beschritten hatte, erwuchs ihm die Aufgabe, sich den Stoff des Genaueren anzueignen. Seit dem Verkehr mit Vulliemin kannte er das Material hinreichend, um sich den Helden und seine Geschicke zu vergegenwärtigen; aber bis in alle Winkel hinein kannte er es nicht. Eine solche Kenntniß zu gewinnen, ist keine ganz einfache Sache, so wenig als die Topographie Bündens ein Ding ist, dem man im Handumdrehen beikommt.

Zunächst galt es einen Einblick in den zwischen Frankreich und Oesterreich-Spanien geführten Kampf, woraus die Bündner Kriege des siebzehnten Jahrhunderts lediglich ein Ausschnitt sind. Er ließ sich wohl bei Ranke am besten finden. Ueber die Thaten und Erlebnisse des Jenatsch sodann verbreiteten sich zwei Monographien, eine kleine, aber gründliche von Alfons von Flugi

und eine umfänglichere, aber minder zuverlässige von Balthasar Reber. Meyer scheint nur die letztere gekannt zu haben. Dann mußte er die Werke dreier Bündner durchpflügen, die als Zeitgenossen des Jenatsch schrieben. Der Titel des einen lautet: „Des Maréschal de Camp Ulysses von Salis-Marschlin's Denkwürdigkeiten“; der des zweiten: „Des Ritter Fortunat Sprecher von Bernegg J. V. D. Geschichte der Kriege und Unruhen, von welchen“ u. s. w.; der des dritten: „Denkwürdigkeiten des Fortunat von Juvalta 1567–1649. Aus dem Lateinischen“ u. s. w. Alle drei gab Conradin von Mohr in den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts in dem „Archiv für Graubünden“ heraus.

Von dieser Durcharbeitung hat sich wenig erhalten; immerhin genug, um des Dichters Gründlichkeit darzuthun: er füllte mehrere Seiten, sehr sorgfältig geschrieben, mit Abschriften einzelner Partien aus den erwähnten Denkwürdigkeiten des Ulysses von Salis und verzeichnete auf der Rückseite des einen dieser mit Copien gefüllten Blätter die Hochgerichte und Gerichte der drei Bünde.

Wie der „Jenatsch“ vor dem Erstdruck aussah, entzieht sich unserem Wissen, da von den vielen Wandelungen, die er sicherlich durchlief, auch nicht das geringste Bruchstück übrig blieb. Dagegen fand sich ein von der Schwester des Dichters geschriebenes und aufgehobenes Restchen der niemals vollendeten Dramatisirung des Stoffes.

Zweiter Oberst.

Ein Andres wär's, wenn unter eignen Fahnen
Wir für die Heimath unser Blut verspritzten.

Erster Oberst.

So war es früher, und so war es besser.
Erinnerst Du Dich noch, Jenatsch, wie wir
Im Prättigau die Spanier niedermähten,
Die Sprecher, Du und ich, wir fünf zu Roß,
Und hinter uns mit hochgeschwungnen Keulen
Das wuthentbrannte Volk, die kecken Weiber
Mit blut'gen Armen Todessensen schwingend?
Die Dinge waren damals klar. Wir faßten
Die Sache einfach an.

Dritter Oberst.

Verworren, unklar
Ist Alles und Jedes heut'. Wenn nicht den Herzog,
Wen fassen wir als gült'gen Schuldner?

Jenatsch.

Mich!
Camraden, hört! Ich bin nicht unbegütert.
Mir liegen Haus und Wiesen zu Davos,
Mir reifen dunkle Trauben im Veltlin;
Auch in Italien blüht mir ein Besitzthum;
Redlich erwarb ich's in Venedigs Dienst.
Dies alles, Herrn, verbürgt euch euren Sold.
Doch mehr! Mit Gut und Blut, mit Leib und Seele
Verschreib.[1]) . . .

V. Meilen.

(1872—1875.)

Bald nach der Heimreise aus Venedig (1872) verließ der Dichter Küsnacht, um sich weiter oben am See anzusiedeln. Da der Besitzer des Seehofes kränkelte und sein Anwesen aus diesem Grunde zu veräußern trachtete, wurde die Wohnung unsicher und das Behagen der Insassen geschmälert. Den Ausschlag jedoch für den Wechsel gab die köstliche, im neuen Heim vorhandene, bis jetzt nirgends gebotene Gelegenheit, im Freien leben und arbeiten zu können.

Ein Schiffsmann führte die Bücher und Habseligkeiten der Ausziehenden auf zwei großen Nachen den See hinauf, nicht ohne in der Abfahrt des zweiten durch ihren Kater Tschugg verzögert zu werden, der aus dem Hühnerkäfig, worin die Magd ihn eingesperrt, zu guter Letzt entwich und sich nur durch andauerndes zärtliches Rufen endlich zum Hervorkriechen aus der Scheuer, wohin er sich geflüchtet hatte, bewegen ließ.

Das neue Heim stand und steht noch im Dorfe Meilen, auch Kirch-Meilen oder Meilen-Hofstätten geheißen, und trägt gleichfalls den Namen Seehof. Ende des siebzehnten oder im beginnenden achtzehnten Jahrhundert von einer Zürcher Patricierin erbaut, stieß das Gebäude ursprünglich ziemlich hart ans Gestade, erhielt jedoch durch die Gründerin auf einem beträchtlich in den See hinaus gehenden Rost von Eichenpfählen einen ansehnlichen Garten vorgelegt, den sie am Ufer, wo die Zürcher Besucher landeten und ausstiegen, und oberhalb des Hauses, gegen die Landstraße hin, mit je einem prächtigen Eisenportal abschloß. Die Statuen, womit sie den Garten bevölkert, hatten die nachfolgenden Besitzer, meistens Bauern, in die Fluth geworfen, und die Taxuswände waren vom Hausherrn des Dichters mit einem breiten, bis ans Ufer hinunter geführten Rebengang vertauscht worden, wie er auch die beiden baufälligen Eckthürmchen der Seemauer, die den Garten vom Wasser trennte, durch zwei Kastanien zu ersetzen für gut befunden hatte.

Kleiner, aber höher als der Küsnachter Seehof, trug der Meilener über dem Erdgeschoß zwei Stockwerke, darüber eine Reihe von Mansarden und über diesen den Estrich. Die stilvollen schmiedeeisernen Treppengeländer führten bis zu den Mansarden hinauf, deren Flurdecke mit Stuccatur geziert war. Im zweiten Stock, den die Geschwister bewohnten, prangten noch genug Wahrzeichen und Ueberbleibsel altherrschaftlicher Einrichtung: eine die Etage abschließende Gitterthüre, schöne Oefen mit zierlich gemalten Kacheln, die doppelten Nußbaumthüren zwischen den gegen den See hinaus gehenden Zimmern, kleine, helle, mythologische Deckenmalereien und in einem Mittelzimmer drei gemalte Mohrenköpfe, das Wappen der Erbauerin, die übrigens der Baudämon zu Grunde richtete. Das Herrlichste und unverwüstlich war freilich die reiche Aussicht, sowohl aus der großen Mansarde, worin der Dichter schlief, wie aus den übrigen Zimmern, auf den See, die Ufenau, das jenseitige Gestade, auf die gegenüberliegende Albiskette, die Vorberge und Schneehäupter, so bestrickend, daß sie der Dichter selbst nach Venedig bewunderte. Dazu kamen

die zauberischen Schauspiele, welche die Morgen- und Abendröthen aufführten, desgleichen die den Bergen zufahrenden Unwetter mit ihren Schatten und grellen Farben und den strahlenden Regenbogen.

In diesem Hause verlebte Conrad Ferdinand Meyer einige angenehme und durch die Steigerung seiner Dichterkraft und den daraus langsam aufsprießenden Ruhm glückliche Jahre; und einen guten Theil davon verlebte er im Garten. Um die neunte Stunde, denn er erhob niemals den Anspruch auf den Ruf eines Frühaufstehers, stieg er nach dem Morgenimbiß und nachdem er langgewohntem Gebrauche gemäß ein Capitel aus der Bibel vorgelesen, mit der Schwester zu den Kastanienbäumen hinunter und verweilte dort, indem er tagüber nur Weniges genoß und die Hauptmahlzeit bis Abends 7 Uhr hinaus schob, in den späten Nachmittag hinein ununterbrochen an der Arbeit. Dicht an der Seebläne, unter der „schwarzschattenden Kastanie" stand ein Tisch mit drei Bänken; dort saß er sinnend unter seinem „windgeregten Sommerzelt" oder schritt auf und nieder, und Betsy schrieb, was er dictirte. Natürlich war Pudi[1]) auch zur Hand. Die Vögel pickten ihm die Brosamen vor den Pfoten weg, unbesorgt herbeifliegend, da er ein scharfes Auge auf alle Katzen hielt und selbst den harmlosen Tschugg nicht bei der Gesellschaft duldete, der vielmehr in bescheidener Entfernung, von der Krone eines Bäumchens überschattet, auf der Seemauer lagerte und nur zuweilen von seiner Warte herabsichlich, um die Schiffe am Strande nach Fischen abzusuchen.

Bei zusagender Witterung unterbrach Meyer die Arbeit durch ein Bad, indem er aus dem von Geißblatt und Jungfernreben übersponnenen Gartenhäuschen in die Fluth tauchte; doch das stundenlange Schwimmen gab er auf: denn jetzt, wo sich mit dem dichterischen Vermögen das Selbstvertrauen und die Schaffenslust mehrten, reute ihn die Zeit.

Zuerst brachte er unter den Kastanien „Engelberg" zu Ende und sandte es, nachdem er am 15. Mai (1872) das stimmungsvolle Einleitungsgedicht geschrieben, in den ersten Tagen des folgenden Monats dem Verleger nach Leipzig. Die damals von ihm aufgezeichneten Namen der Empfänger von Freiexemplaren umschreiben, mit wenigen Ausnahmen, seinen persönlichen und literarischen Verkehr: Professor R. Rahn, Herr von Juvalta auf Ortenstein, dessen Bekanntschaft er 1867 in Bünden gemacht, Wesendronck, Wille, Frau von Toß, Geibel, Kinkel, Georg von Wyß und sein Bruder Friedrich von Wyß, Conrad Meyer, Vulliemin, Ernst Naville, Gräfin Plater, Gustav Pfizer, Haupt, sein ehemaliger Deutschlehrer am Gymnasium, F. Dahn, Benndorf und Calmberg.

Wieder zog es ihn im Sommer den Bergen zu, nach St. Wolfgang bei Davos. Er versenkte sich von neuem in den „Jenatsch", worüber er am 18. September 1872 aus der Höhe an Calmberg schrieb: „Den ‚Jenatsch' betrachte ich als gesichert, da ich dem Stoff die dramatische Seite und den Charakteren ihre Tiefe glaube abgewonnen zu haben." Zur nämlichen Zeit meldete er dem Verleger Häffel, er gedenke aus dem Gegenstand, sobald die

[1]) Der Hund.

Erzählung fertig sei, einen dramatischen Entwurf zu gestalten. Aber vorläufig kam weder das Eine noch das Andere zu Stande, vielmehr trat nach des Dichters Heimkehr aus den Bergen das kleinere und weniger spröde „Amulet" wieder in den Vordergrund, das schon vor der venetianischen Reise zugleich mit „Engelberg" auf der Wage gelegen, bis dann die maßgebenden Kunsteindrücke der Lagunenstadt für die „Dichtung" und gegen die Novelle entschieden.

Im Winter 1872 auf 1873 dictirte er der Schwester das „Amulet". Seine Anfänge reichen in die erste Hälfte der sechziger Jahre zurück, aufgebaut auf persönlichen Stimmungen und Erinnerungen. Er beabsichtigte damals, die Erlebnisse eines jungen Deutschschweizers darzustellen, der, etwas weltfremd und verträumt, in die schärfere Luft des welschen Wesens, in ein festeres, anfangs gefürchtetes, dann wohlthätig empfundenes nationales Element hinein gelangt. Der Held wandert im Glanz eines Frühlingsmorgens zwischen den Mauern der Rebberge den Neuenburger See entlang, um dem ein Landgut bewohnenden Freunde seines unlängst verstorbenen Vaters seinen Empfehlungsbrief zu überbringen. Von einem ergrauten Diener empfangen, gewärtigt er das Weitere auf der Gartenterrasse mit ihren steinernen Bänken. Bald erscheint der Hausherr, völlig anders, als ihn der Jüngling sich vorgestellt, nicht scharf und grämlich, sondern ein alter, vornehmer Calvinist, mild und fein, hindurchgegangen durch mancherlei Leid und Verfolgung. Conrad Ferdinand Meyer kannte solche Waadtländer Herren, die man sich wohl — denn er verlegte die Begebenheit in die Zeit der Gegenreformation — um drei Jahrhunderte zurück und mit dem langen Degen an der Seite denken konnte. Er zeichnete die anziehende Gestalt des Mannes, sowie die Züge der Landschaft mit Liebe. Aber er rückte nicht über die wenigen Anfangsblätter hinaus und wollte lange nicht mehr daran, indem er äußerte, das Ganze sei nicht genügend motivirt und durchdacht, so daß er ins Gestrüpp gerathe.

Als er nach Jahren den Stoff wieder vornahm, drängte er das Persönliche völlig zurück, setzte aber dafür einen anderen Zug seiner Jugend ein: die unbedachte Hitze, womit der junge Schadau gegen den Krämersohn aus Biel seine Ueberzeugung verficht, war in jungen Jahren seine eigene und hatte ihm manche Stunde vergällt. Sodann zeichnete er oder vielmehr er verwerthete drei Personen, die, so oder so, seine Wege gekreuzt. Der Fechtmeister ist kein Anderer als jener Geselle mit der dunklen Vergangenheit, der ihn während der ersten Stadelhoferzeit in der Klingenführung unterwies. Sicherlich lieh ihm zum Boccart etliche Züge der ritterliche Freund Rüscheler, der, nachdem er ein begeisterter Katholik geworden, für seinen Freund in besten Treuen nichts Besseres als das Nämliche wußte, ihm auch einige Male anlag, sich an die Jungfrau Maria zu wenden. Zum Bildniß des liebenswürdigen Onkels Renat verwandte er einige sprechende Linien des charakteristischen Kopfes von Major Hans Ziegler, einer sympathischen und originellen Figur des alten Zürich, dem Dichter lange bekannt und befreundet. Er war mit seinem Bruder, dem nachmaligen Obersten und Regierungsrath Ziegler, Meyer's späterem Schwiegervater, in jungen Jahren holländischer Officier gewesen,

hatte sich dann nach der Rückkehr in die Heimath bald von allen öffentlichen Stellen zurückgezogen und verkehrte, menschenfreundlich, aber etwas weltabgewandt, vorzugsweise mit den Stillen im Lande. Er war ein verborgener Wohlthäter vieler Armen, wobei er schenkte und austheilte ohne lange zu rechnen. „Ich verwahre mein Geld" scherzte er einst zu Frau Betsy Meyer-Ulrich, „in einem Winkel meiner Commode in einem alten Strumpf, und sonderbar, wenn ich hineinlange, finde ich immer noch etwas drin." Im unteren Stock des Familienhauses „Zum Pelikan" hausend betrieb er, ein tüchtiger Colorist und geradezu ein Meister durchsichtiger, zartgestimmter Luftpartien, die Landschaftsmalerei, oft wochenlang besucht von seinem Freunde Aurele Robert, dem Bruder des genialen, unseligen Leopold. Uebrigens hatte schon sein Vater, der General, der, eine hohe militärische Erscheinung, bis in sein zweiundneunzigstes Jahr kerzengerade einherschritt, sein malerisches Talent gepflegt. Und noch etwas Anderes machte den Major, der mit zunehmendem Alter stetig feiner und anziehender wurde, interessant und beliebt: die leutselige und originelle Schalkhaftigkeit, womit er einen wohlgefüllten Schatz drolliger Geschichtchen und merkwürdiger Erinnerungen auszutheilen und witzige Bemerkungen oft ganz unerwartet an den Mann zu bringen wußte.

In den Rahmen persönlicher Stimmungen und Erlebnisse legte der Dichter das dankbare und, wie es scheint, von ihm völlig erfundene Motiv, daß nämlich der an das Amulet Glaubende untergeht, während in Folge der gleichen Verkettung der Umstände der Ungläubige durch dasselbe gerettet wird.

Die ursprüngliche Absicht, das Motiv, soweit überhaupt im Anfang von einem klaren und bestimmten Motive die Rede sein konnte, auf bedeutendem historischem Boden und als Ausschnitt aus einer gewaltigen Weltbegebenheit zu behandeln, erfuhr eine entschiedene Kräftigung, nachdem Meyer an seinem „Hutten" die Fruchtbarkeit mächtiger geschichtlicher Momente erprobt und die Kunst gelernt hatte, persönliche Motive mit historischen Figuren zu lösen.

Schon in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre hatte er, die Feder in der Hand, sorgfältige Geschichtsstudien zum „Amulet" gemacht. Einige von ihm beschriebene Blätter verzeichnen die hauptsächlichsten Daten aus den vier französischen Religionskriegen unter Karl IX., über das Geschlecht und die Besitzungen der Guisen, über den Verlauf der französischen und niederländischen Geschichte von 1574—1790. Drei Seiten enthalten eine genaue Skizze der Vorgänge vom 22. und 23. August 1572, der Tage vor der schrecklichen Bartholomäusnacht. Aus Häußer copirte er das Porträt der Katharina von Medici und schilderte in einem kleinen Manuscript von zwölf Seiten das Blutbad von Vassy mit so viel stilistischen Aenderungen, daß er vielleicht an eine Veröffentlichung des Aufsätzchens oder an eine directe Aufnahme in seine Novelle dachte, da ja, wenn es sich lediglich um die Aneignung des Stofflichen handelte, diese Bemühungen um die Form kaum einen Sinn hatten. Eine andere, wie die Handschrift beweist, nach 1870 entstandene und ebenfalls mit formalen Correcturen versehene Skizze trägt den Titel: „Die Begegnung der Guisen mit dem Herzog Christoph von Württemberg auf dem Schloß von Saverne". Der Anfang berichtet von dem in der Pantheonsbibliothek auf-

bewahrten Gebetbuch mit der handschriftlichen, aus dem sechzehnten Jahrhundert stammenden Zeile: mourir ou parvenir. Meyer verwendete den Wahlspruch in einem selbständigen Gedicht, wie ihm denn die Studien über die französischen, deutschen und schweizerischen Religionskämpfe mehrere lyrisch-epische Motive verschafften. Ferner schildert das Manuscriptchen, ehe es die Zusammenkunft erzählt, die in der nämlichen Bibliothek befindlichen Bildnisse des Herzogs Franz von Guise und seines Bruders, des Cardinals.

Vielleicht stellt übrigens diese Skizze gar keine Vorarbeit zum „Amulet" dar. Da Meyer immer an mehreren Plänen zugleich herumzubilden pflegte, so liegt die Annahme nahe, er habe, schon längere Zeit mit dem Herzog Christoph beschäftigt, die erwähnte Begegnung als Studienbruchstück zu einer Erzählung aufgezeichnet, deren Held kein Anderer war, als der vortreffliche württembergische Herrscher.

Zunächst erlebte der Dichter am „Amulet" wenig Freude, wie ihm auch die früheren Schöpfungen noch manche Enttäuschungen eintrugen.

Bevor die erste Auflage des „Hutten" vergriffen und ihre Kosten gedeckt waren, hatte der Verleger im August 1872 eine zweite und mit ihr gleichzeitig „Engelberg" erscheinen lassen, beide ohne sonderlichen Erfolg: denn zehn Monate später, im Juni 1873, waren von „Engelberg" ungefähr 360 und von der zweiten Huttenauflage noch keine 150 Exemplare verkauft. Aus Basel z. B., so klagt Häffel, war trotz einer in den „Basler Nachrichten" erschienenen umfänglichen und günstigen Besprechung vom Buchhändler bis zum Hochsommer 1872 überhaupt auch nicht ein einziges Exemplar „Hutten" verlangt worden. Begreiflich, daß Meyer, zeitweise von Kleinmuth übermannt, sein Schweizerthum als eine Art literarischen Hemmnisses zu beargwöhnen begann, woran er natürlich unrecht that, wie ihm Häffel zu bedenken gab.

Als der Letztere bald nach Jahresanfang 1873 durch Betsy von dem geringen Umfang des „Amulet" erfuhr, schlug er vor, es zuerst in einer Zeitschrift zu veröffentlichen, um es dann mit einer zweiten kleinern Erzählung, die noch zu schreiben wäre, in einem Bändchen zusammenzustellen; für sich allein sei es zu dünnleibig, mache keinen Eindruck, und vor Allem: es verkaufe sich nicht. Da er im Frühling, nachdem er die fertige Handschrift erhalten, auf seiner geschäftlich völlig richtigen Ansicht verharrte und Meyer ihm beipflichtete, so ließ er das „Amulet" durch einen Freund der Zeitschrift *** anbieten, worauf er am 20. Mai 1873 folgende Antwort empfing: „Geehrter Herr! Ich habe mit großem persönlichem Interesse Herrn Meyer's Novelle gelesen, aber finde sie doch nicht für uns geeignet, da sie – durch mehrere Nummern getrennt — allen Reiz verlieren würde und ihr historischer Hintergrund ein so allbekannter ist (auch von uns in einem kleinen Essay unlängst behandelt), daß sich in einem Blatte nicht viel Interesse dafür erwarten läßt. Mit aufrichtigem Bedauern erlaube ich mir sie daher zurückzusenden. Hochachtungsvoll ***."

Jetzt trat der Verleger entschieden in den Riß und druckte das Büchlein, das in der Schweiz sofort eine beträchtliche Schar, in Deutschland anfänglich sehr wenige Gönner fand.

Sobald es unter der Presse lag, wanderten die Geschwister wieder der Höhe zu, diesmal nach Chiamutt. Es war dem Dichter wohl geworden, als er 1869, herabsteigend aus den brauenden Nebeln und Wolken des öden Gotthards, wo er eine Sommerfrische gesucht, am Fuße des Oberalppasses in das tannenduftige Thal gelangte, so daß er nun 1873 und 1874 lange Sommerwochen dort verweilte, ganz allein mit der Schwester:

Hoch an der Windung des Passes bewohn' ich ein niedriges Berghaus.

Das kleine Wirthshaus an der Straße gehörte dem Wirth zu Sedrun, dem alten Lucas Caveng, dessen Name im „Hengert" auftaucht, und wurde verwaltet vom Kellner Modest Curtins, der Kellermeister, Koch und Aufwärter in einer Person und jedes ganz vorzüglich war. Ursprünglich päpstlicher Palastschweizer, der bei feierlichen Aufzügen behelmt, in Pumphosen und die Hellebarde in der Hand einherschritt, sah er sich gezwungen, den allzu schweren Helm gesundheitshalber niederzulegen, worauf er als Haushofmeister eines italienischen Convicts vornehmer Convertiten amtete, bis ihm das Klima dermaßen zusetzte, daß er die Stelle eines Majordomus bei hochgeborenen Leuten mit der in einem kleinen Bergwirthshause der Heimath vertauschte, auch hier immer höflich und würdig, selbst wenn er auf der Straße den Besen führte. Es machte dem Dichter einen wunderlichen Eindruck, im kleinen Hause abseits der Welt, wenn auch nicht abseits einer Heerstraße, in dem dienenden Geiste einen fast feinen, weltgewandten, tüchtigen und dabei äußerst bescheidenen Mann zu entdecken, der eine französische katholische Zeitung hielt, die er dem Herrn, sobald er ihn einen Blick hineinwerfen gesehen, jeden Tag neben den Teller legte.

Eines Tages geleitete sie Curtins nach dem Tomasee hinauf, über Weiden und Gerölhalden empor, bis plötzlich, wie in einem Krater, der See vor ihnen lag, ganz stahlgrau von den widergespiegelten Felswänden, durch deren eine jener Abfluß sich durchbricht, den man als Quelle des Vorderrheins betrachtet:

Fernab von Herdgeläut und Matten
Lag er in eine Schlucht versenkt,
Bedeckt von schweren Riesenschatten,
Aus Eis und ew'gem Schnee getränkt.

Sie schleuderten Steine zur Tiefe und weckten mit Rufen das Echo:

Ein Sturz! Ein Schlag! Und aus den Tiefen
Und aus den Wänden brach es los:
Heerwagen rollten! Stimmen riefen
Befehle durch ein Schlachtgetos!

Meyer machte etliche Ausflüge, beschränkte sich aber meistens auf kleinere Spaziergänge. Gern wanderte er zum Kapellchen von Santa Brida hinunter, noch lieber auf den Oberalppaß, wo er, wie in St. Wolfgang, sich ins Gras bettete. Fast täglich arbeitete er am „Jenatsch", der, als er 1874 zum zweiten Besuch nach Chiamutt aufbrach, vollendet war und während der zweiten Jahreshälfte in der von Wislicenus gegründeten „Literatur" erschien. Verzögerte der Dichter das Bekanntwerden seines Namens einigermaßen dadurch,

daß er sein umfangreichstes und bedeutendstes Werk in einer wenig gelesenen Zeitschrift vergrub, so erlangte er den Vortheil, es vor der Buchausgabe noch einmal gründlich durchgehen zu können. Just in Chiamutt legte er die sorgfältigste Feile daran, in dem kleinen Berghause durch Niemanden gestört, wenn er träumte und schrieb; es war sogar so ruhig hier oben, daß ihn, den leidenschaftlichen Freund der Stille, die Einsamkeit zum ersten Male seines Lebens übermannte: als er einst nach dem Abendbrot aus dem Fenster lauschte und kein Menschentritt, kein Menschenlaut zu hören war, kein Hauch sich rührte, kein Wasser rauschte und nicht die kleinste Herdenglocke klang, da wurde es ihm zu viel, und ein Schauder überrieselte ihn.

Drunten in Meilen spannen sich die arbeitsfrohen und ungestörten Tage weiter, bei heller Witterung im Garten, bei unguten in den behaglichen, lichten Zimmern. Der Verkehr mit dem nicht mehr als zwanzig Minuten entfernten Mariafeld wurde noch lebhafter, so daß Meyer jeden Mittwoch regelmäßig nach dem Mittagessen hinging und erst spät heimkehrte. Er las dem Freunde Wille das „Amulet" und den „Jenatsch" vor, über welchen der Hörer in Flammen gerieth. Jeden Sommer besuchte Meyer in Begleitung der Schwester seinen Freund, den Kunsthistoriker Professor R. Rahn auf einem Landgut oberhalb des Klosters Fahr in der Nähe von Zürich. Er hat dem liebenswürdigen, originellen und gelehrten Mann, der sich während der letzten vier Jahrzehnte unseres Jahrhunderts um die Erforschung altschweizerischer Kunst unvergleichliche Verdienste erwarb, seit dem Jahre 1870 bis zuletzt Alles vorgelesen, was er vollendete, und holte sich bei ihm manchen guten Rath culturhistorischer oder kunsthistorischer Art.

Natürlich stellten sich im Seehof bei ihm auch die Freunde aus der Stadt und vom See ein. Als er eines Tages eben mit Betsy im Garten an der Arbeit saß, überraschte ihn die Gräfin Plater. Sie kam in einem Schifflein über den See gefahren, stieg unter einem der Kastanienbäume aus und umhalste in ihrer bühnenhaften Begeisterung den ahnungslosen Dichter, der so steif dastand wie irgend eine Gartensäule. Dann rauschte sie nach dem gemüthlichen Mittagessen mit Gesang wieder durch die Fluth davon.

Nach vollbrachter Tagesarbeit und nach dem Abendessen ergingen sich die Geschwister gewöhnlich noch im Garten, den Rebengang auf und nieder oder unten der Seemauer entlang. Gern besahen sie in der friedlichen Stille den Sternenschimmer und das Mondlicht auf den Wellen, die seltsam gespiegelten und von der Fluth hin- und hergeworfenen Lichter des vorbeifahrenden Dampfschiffes:

Und dämmern See und Ufer ein
Und rauscht vorbei das Abendboot,
So zuckt aus rother Schiffslatern'
Ein Blitz und wandert auf dem Schwung
Der Fluth, gebrochnen Lettern gleich,
Bis unter Deinem Laub erlischt
Die räthselhafte Flammenschrift,
Schwarzschattende Kastanie!

Der gegenwärtige Stand des Luftschiffahrtsproblems.

Von

Dr. **B. Dessau.** (Bologna.)

[Nachdruck untersagt.]

I.

Wenige Gebiete menschlichen Strebens haben eine ähnliche Reihe von Mißerfolgen aufzuweisen wie das Gebiet der Luftschiffahrt. Und die Chronik dieser Mißerfolge beschränkt sich keineswegs auf die tastenden Versuche und phantastischen Projecte vergangener Jahrhunderte; sogar die Erfindung des Luftballons, die doch das vielumworbene Problem mit einem Male zu lösen schien, wurde zu einer Quelle neuer Enttäuschungen; denn was half es, in die Höhe zu gelangen, wenn man dort oben widerstandslos dem Spiel der Winde preisgegeben blieb? Der Wissenschaft mochte der Ballon als Hülfsmittel zur Erweiterung unserer Kenntniß der atmosphärischen Vorgänge wohl willkommen sein; der praktische Nutzen aber blieb an die Möglichkeit, Richtung und Ziel der Fahrt im Voraus festzusetzen, anscheinend also an die Eigenbewegung und Lenkbarkeit des Luftschiffes geknüpft. Die Versuche, den Ballon lenkbar zu machen, schlugen nun zunächst sämmtlich fehl und wurden eine Zeitlang ganz aufgegeben; erst nach dem deutsch-französischen Kriege, der dem Luftballon in militärischen Kreisen zu neuer Werthschätzung verhalf und in den meisten Staaten die Einrichtung von militärischen Luftschifferabtheilungen zur Folge hatte, wurden auch die Bestrebungen zur Lenkbarmachung des Luftballons besonders in Frankreich wieder aufgenommen und fanden dort einen gewissen Abschluß in der Erbauung des bekannten Ballons „La France", der es bei seinen Probefahrten im Jahre 1885 auf eine Eigengeschwindigkeit von 6,5 Meter pro Secunde brachte. Bedenkt man freilich, daß diese Eigengeschwindigkeit von einem elektrischen Motor herrührte, der eine Schiffsschraube in Drehung versetzte und mittels einer Chromsäurebatterie betrieben wurde, deren Energievorrath nur für wenige Stunden ausreichte, und zieht man ferner in Betracht, daß auch mit all seiner Kraft der Ballon gegen Windgeschwindigkeit von mehr als 6,5 Meter pro Secunde, wie sie an der Hälfte der Tage im Jahre

zu gewärtigen sind, nicht anzukämpfen vermag — so erscheint die „Lenkbarkeit" dieses Luftschiffes, das heißt die Möglichkeit, mit seiner Hülfe an beliebigen Tagen beliebige Ziele zu erreichen, im Grunde doch als eine recht beschränkte. Der seiner Zeit angekündigte Bau eines nach den gleichen Grundsätzen construirten, aber mit stärkeren Maschinen ausgerüsteten Luftschiffes scheint bis jetzt noch nicht vollendet zu sein, und so ist es denn von dem lenkbaren Luftschiffe, von dem eine Zeitlang so viel die Rede gewesen war, wieder recht stille geworden, und die Begeisterung des ersten Augenblickes hat wieder einmal der Enttäuschung Platz gemacht.

II.

Dafür ist das Problem eines mechanischen Luftschiffes und gleichzeitig damit auch die Frage, ob es für den Menschen gar keine Möglichkeit des freien Fluges gebe, wieder mehr in den Vordergrund getreten. Allerdings war ja diese Frage von gelehrter Seite schon längst aufs Bestimmteste verneint worden, aber diese Entscheidung war auf Grund einer bestimmten und keineswegs hinreichend von Beobachtungen getragenen Auffassung des Vogelfluges erfolgt. Man hatte angenommen, daß der Vogel, indem er seine Flügel abwärts bewege, sich auf die einem plötzlichen Druck nur wenig nachgebende Luft stütze und sich dabei durch seine Muskelkraft gewissermaßen emporschnelle. Danach müßte ein Vogel, um sich dauernd in der Höhe zu erhalten, bei jedem Flügelschlag sein Körpergewicht von Neuem um den Betrag heben, um welchen er in Folge der Schwere zwischen einem Flügelschlag und dem anderen herabgesunken war; und die hierfür nothwendige Muskelarbeit — die natürlich in directem Verhältniß zum Gewichte des Vogels steht und beim Aufwärtsfliegen noch entsprechend vermehrt werden muß — würde allerdings nach einer einfachen Berechnung für den mit Flügeln ausgestatteten Menschen so groß ausfallen, daß seine eigene Körperkraft dieselbe nicht zu leisten vermag. Aber auch für die gefiederte Welt führt diese Rechnung zum Theil zu recht unwahrscheinlichen Ergebnissen. Und wirklich lehrt die Beobachtung, daß zu dem reinen Aufwärtsfliegen, dem sogenannten Rüttelfluge, nur die kleinen Vögel befähigt sind, während größere Vögel, wenn sie sich etwa am Boden eines senkrechten Schachtes befinden, denselben überhaupt nicht zu verlassen vermögen. Nur in schräger Richtung können dieselben aufwärts fliegen; das heißt, es muß mit der verticalen Erhebung auch eine Horizontalbewegung verbunden sein; und wir müssen also schließen, daß die Vereinigung beider Bewegungen im Vergleich mit dem reinen Aufwärtsfliegen eine Kraftersparniß bewirkt, trotzdem auch die Horizontalbewegung für sich allein, da der Flügelschlag bei derselben gleichfalls zur Anwendung kommt, einen gewissen Kraftaufwand erfordern mag. Die geschilderte Art des Fliegens, der sogenannte Ruderflug, wird von der Mehrzahl der Vögel ausgeübt; es gibt aber noch eine dritte Art des Fliegens, den sogenannten Segelflug, welchen man gerade bei den besten Fliegern beobachtet, und welcher anscheinend gar keine Kraftanstrengung erfordert: ohne sichtbare Bewegung der Flügel verharrt der Vogel hoch oben in der Luft ruhig an seiner Stelle oder schwebt scheinbar mühelos über unserem

Haupte dahin. Daß der Segelflug thatsächlich ohne Bewegung der Flügel und nicht, wie hier und da behauptet worden war, mittels sehr rascher oder wenig ausgedehnter und darum schwer wahrnehmbarer Flügelschläge stattfindet, darf heute als festgestellt gelten; aber man weiß auch, daß derselbe sich nur bei gewissen Vogelarten vorfindet und von denselben nur dann ausgeübt wird, wenn ein nicht zu schwacher Wind weht.

Die Erklärung des Segelfluges hat manche Schwierigkeit bereitet. Zunächst ist es offenbar, daß ein Wind, wie man ihn sich gewöhnlich vorstellt, das heißt eine horizontale Luftströmung von constanter Stärke, zwar recht wohl im Stande ist, einer geneigten ebenen oder krummen Fläche, welche an der Unterseite vom Winde getroffen wird und dabei ihre Neigung einigermaßen unverändert beibehält, eine Aufwärtsbewegung zu ertheilen. Der Druck, welchen der Wind gegen die Unterseite der Fläche ausübt, wirkt nämlich senkrecht gegen dieselbe; nach bekannten Gesetzen kann man sich ihn also in zwei Kräfte zerlegt denken, von welchen die eine vertical nach aufwärts gerichtet ist, also die Fläche zu heben trachtet, die andere jedoch eine horizontale Richtung besitzt und die Fläche mit dem Winde fort zu bewegen strebt. Die Fläche wird also in schräger Richtung zu steigen beginnen; dabei wird sich aber der horizontale Antheil ihrer Bewegung mehr und mehr der Geschwindigkeit des Windes nähern: und wenn sie einmal die letztere vollständig angenommen hat, so hört auch der Druck gegen die Unterseite der Fläche und damit die Ursache des Schwebens oder Steigens auf: die Fläche sinkt zu Boden. Dauernd in der Höhe erhalten läßt sich die Fläche nur dann, wenn sie auf irgend welche Weise, etwa mittels verticaler Führungen oder, wie beim Drachen, durch Festhalten mittels einer Schnur an der horizontalen Bewegung verhindert wird. Fehlt eine derartige Vorrichtung, so vermag eine horizontale Luftströmung die Aufwärtsbewegung wohl einzuleiten, aber nicht dauernd zu erhalten; und in der That beobachtet man, daß die Vögel den ersteren Umstand zu benutzen verstehen, indem sie sich zum Beginn des Schwebefluges gegen den Wind richten, daß sie aber, einmal in der Höhe angelangt, von der Windrichtung völlig unabhängig scheinen.

Es müssen also beim Schwebeflug noch andere Factoren mitwirken. Nach Langley wären es häufige Aenderungen der Windstärke, das heißt der Windgeschwindigkeit, bei gleichbleibender Richtung des Windes. Wie wir sahen, bedarf es ja für die dauernde Erhaltung des Schwebens nur eines genügenden Unterschiedes zwischen der horizontalen Geschwindigkeit des Windes und derjenigen des fliegenden Körpers; wenn also, nachdem beide Geschwindigkeiten sich ausgeglichen haben, der Wind plötzlich nachließe oder an Stärke zunähme, so wäre wieder für eine Weile der erforderliche Unterschied vorhanden; und um das Schweben dauernd zu ermöglichen, wäre es nur nöthig, daß derartige abwechselnde Aenderungen ziemlich regelmäßig und in kurzen Intervallen auf einander folgten. Solche Schwankungen der Windgeschwindigkeit nehmen wir nun allerdings weder direct wahr noch sind sie an den Aufzeichnungen der gebräuchlichen Meßapparate, der Anemometer, zu erkennen; daß sie aber gleichwohl eher die Regel als die Ausnahme bilden, hat Langley mittels besonders

leichter Anemometer, die vermöge ihrer geringen Masse jeder Aenderung der auf sie einwirkenden Kraft sofort zu folgen vermochten, eingehend nachgewiesen. Natürlich müßte der Vogel, um von einer Abnahme der Windgeschwindigkeit ebenso wie von einem Anwachsen derselben Nutzen ziehen zu können, jedesmal seinen Flügeln eine andere Orientirung geben, und man müßte ihm überhaupt eine außerordentlich feine Empfindung für die Schwankungen des Windes zuschreiben. Viel einfacher würde sich die Sache gestalten, wenn der Wind etwa, anstatt genau parallel zum Erdboden, etwas nach aufwärts gerichtet wäre; seine Bewegung würde dann aus zwei von einander völlig unabhängigen Componenten, einer horizontalen und einer verticalen, bestehen, und die letztere könnte wohl ausreichend stark sein, um durch ihren Druck gegen die Unterseite eines Flugapparates diesen dauernd in der Schwebe zu halten oder gar empor zu heben. Auf eine derartige Verticalcomponente als mögliche Ursache des Schwebefluges hat schon vor Jahren ein englischer Physiker, Lord Rayleigh, hingewiesen; und mag dieselbe auch unserer Vorstellung einige Schwierigkeit bereiten, so ist doch durch directe Beobachtung nachgewiesen, daß thatsächlich in vielen Fällen der Wind mit einer nach aufwärts gerichteten Componente wirkt. (Für diese Aufwärtsbewegung würde man sich natürlich einen Ausgleich, etwa in Gestalt eines langsamen Niedersinkens von Luftmassen an Orten mit scheinbarer Windstille, zu denken haben.) Wirkt nun ein solcher nach oben gerichteter Druck anstatt auf ebene auf gewölbte Tragflächen nach Art der Vogelflügel, so kann dadurch, wie Lilienthal gezeigt hat, außer der Aufwärtsbewegung auch noch eine solche in horizontalem Sinne zu Stande kommen. Die Richtung dieser letzteren ist dann nur von der Orientirung der Tragflächen, nicht aber von der Richtung der Horizontalcomponente des Windes selbst abhängig; sie kann also dieser sogar entgegengesetzt sein und sie unter Umständen sogar an Stärke übertreffen: wir sehen dann den Vogel ohne jeglichen Flügelschlag gegen den Wind vorwärts kommen.

Diese Auffassung des Segelfluges hat Lilienthal nun auch praktisch zu verwerthen gesucht. Aus einem Weidenholzgestell mit Stoffüberzug construirte er einen Flugapparat, der den Flügeln einer Fledermaus ähnelte, außerdem aber mit einem Steuerruder versehen war; von Spitze zu Spitze maß derselbe 7 Meter, und seine gesammte Oberfläche betrug 14 Quadratmeter. Mit diesem Apparate, der über die Arme geschoben und mit den Händen erfaßt wurde, lief Lilienthal dem Winde entgegen einen schwach geneigten Abhang hinunter und überließ sich dann dem gegen die Unterseite seiner Flügel gerichteten Drucke, der ihn vom Boden emporhob, während die beim Anlauf erlangte Geschwindigkeit ihn eine Strecke weit dem Winde entgegen trug und ihn erst allmählich zur Erde herab kommen ließ. Die ersten Versuche stellte Lilienthal bei Winden von 3—4 Meter Geschwindigkeit pro Secunde an, die ihn etwa 50 Meter weit trugen; nachdem er in der Handhabung des Apparates eine genügende Sicherheit erlangt hatte, um bei plötzlichen Windstößen das gestörte Gleichgewicht durch Verlegung des Schwerpunktes seines Körpers alsbald wieder herzustellen, vertraute er sich auch stärkeren Winden an, mit deren Hülfe er bis zu einer Höhe von etwa 30 Metern über dem Erdboden gelangte

und nach einer Minute einige hundert Meter von seinem Ausgangspunkte entfernt landete. Dabei gelang es ihm sogar, durch geeignete Bewegungen des Rumpfes oder der Beine den Schwerpunkt des ganzen Systemes und in Folge dessen die Neigung der Flügel so zu beeinflussen, daß der Apparat die gerade Flugrichtung verließ und einen Bogen zu beschreiben begann. Sein Vertrauen in die Gefahrlosigkeit seiner Versuche sollte sich freilich nicht bewähren: im August 1896, als er sich mit einem Apparat mit doppelten Tragflächen, deren Gesammtausdehnung 18 Quadratmeter betrug, einer allzu starken Luftströmung anvertraute, verlor er, so scheint es, bei einem plötzlichen Windstoße die Herrschaft über seine Flügel und zog sich bei dem Sturze aus einer Höhe von 30 Metern Verletzungen zu, denen er kurz darauf erlag. Seine Hoffnung, daß die von ihm begonnenen Versuche einen neuen Sport ins Leben rufen und durch den Wettstreit und die zu sammelnden Erfahrungen zur endgültigen Lösung des Flugproblemes beitragen würden, hat sich bis jetzt, wenigstens in Deutschland, nicht erfüllt; nur Pilcher in England, Chanute und Herring in Amerika haben Lilienthal's Werk mit Begeisterung und unter richtiger Benutzung seiner Erfahrungen fortgesetzt.

III.

Chanute's Apparate unterscheiden sich allerdings von denjenigen Lilienthal's insofern, als sie sich mehr an das Vorbild des Drachens anlehnen, der ohnedies in den Ländern englischer Zunge seit einer Reihe von Jahren der Gegenstand eifrigen Studiums und fortwährender Verbesserungen gewesen ist, die aus dem altehrwürdigen Spielzeug ein brauchbares Hülfsmittel wissenschaftlicher und praktischer Bestrebungen gemacht haben. Baden-Powell in England, Hargrave in Australien, Eddy und Wise in den Vereinigten Staaten und namentlich, seitdem die Bedeutung des Drachens für meteorologische Zwecke hervorgetreten war, der Leiter des Blue Hill-Observatoriums, Lawrence Rotch mit seinen Assistenten Clayton und Sweetland, neuerdings auch flugtechnische Vereine in Deutschland und Oesterreich haben sich in die Aufgabe der Vervollkommnung des Drachens getheilt. Natürlich hat sich dieser dabei so manche Veränderungen gefallen lassen müssen, die von dem classischen Vorbilde schließlich nur wenig mehr übrig gelassen haben. Zunächst galt es, bei möglichst geringem Gewicht eine große Widerstandsfähigkeit gegen die Angriffe des Windes zu erzielen. Die Grundlage des Baues bildet auch heute noch ein Gestell aus Weidenholz oder Bambus, aber der Ueberzug aus Papier ist gänzlich verbannt und an seine Stelle ist Seide oder Baumwollstoff getreten. Die Form des Drachens ist mannigfach modificirt worden; Baden-Powell ist schließlich bei einem Sechseck geblieben, dessen Gerüst aus einer Längsstange mit zwei gleich langen Querstangen besteht; Eddy dagegen bevorzugt den sogenannten malayischen Drachen, der bei den Völkern Ostasiens und des malayischen Archipels seit alter Zeit als Spielzeug dient und den Amerikanern gelegentlich der Ausstellung in Chicago bekannt wurde. Derselbe ähnelt dem auch bei uns gebräuchlichen, ist aber bei gleicher Höhe breiter als dieser und hat als Gerüst ein Kreuz, dessen Querstange mittels einer ihre Enden ver-

bindenden Schnur nach rückwärts gebogen ist; der Stoffüberzug erhält dadurch die Gestalt eines stumpfen Keils, dessen nach vorne gerichtete Kante den Wind nach beiden Seiten ableitet und dem Drachen eine größere Stabilität verleiht, die noch erhöht wird, wenn der Ueberzug nicht fest gespannt ist und unter dem Druck des Windes sich nach innen zu wölben vermag. Gänzlich verschieden von den gewohnten Formen ist der Zelldrachen Hargrave's, dessen Vorbild anscheinend ebenfalls von den Völkern des fernsten Ostens stammt. Man denke sich zwei zu einander parallele viereckige Flächen, die an den Seiten durch senkrechte Wände mit einander verbunden sind, also gewissermaßen einen viereckigen Kasten, von dem zwei gegenüber stehende Wandungen fehlen. Die obere und die untere Fläche sind im Grunde nichts anderes als zwei über einander gestellte Drachen gewöhnlicher Art, während die Seitenwände Schwankungen verhindern oder doch erschweren. Gewöhnlich sind zwei solcher „Zellen" in geeignetem Abstande durch Stangen derart mit einander verbunden, daß die eine in die Verlängerung der anderen zu liegen kommt. Endlich hat man auch anstatt der beiden Tragflächen des Hargrave'schen Drachens eine ganze Anzahl derselben — jede ein schmales Rechteck, dessen lange Seite dem Winde zugekehrt ist — durch Stangen zu einer den Jalousien ähnlichen Construction vereinigt. Sowohl dieser Jalousie-Drachen als der Zelldrachen Hargrave's soll bei gleicher Gesammtausdehnung der Tragflächen — namentlich wenn diese, wie es bei den neuesten Constructionen des Blue Hill-Observatoriums der Fall ist, nicht eben, sondern nach Art der Vogelflügel gekrümmt sind — eine größere Tragkraft und Stabilität besitzen als der malayische oder der sechseckige Drachen, der dafür allerdings den Vortheil einfacherer Construction und geringeren Gewichtes hat. Was aber alle diese modernen Drachen ebenso wie ihr malayisches Vorbild von dem Spielzeug unserer Kindheit unterscheidet, ist das Fehlen des Schwanzes, den man früher zur Erhaltung einer stabilen Gleichgewichtslage für unerläßlich erachtete, während derselbe in Wirklichkeit nicht nur überflüssig, sondern nach Baden-Powell bei starkem Winde geradezu schädlich ist. Viel wesentlicher für die Erhaltung des Gleichgewichts und eines auch bei Windstößen möglichst unveränderlichen Neigungswinkels ist die richtige Verbindung zwischen dem Drachen und der Leine; besonders vortheilhaft erweist es sich, anstatt der einen Leine deren zwei zu benutzen, die von verschiedenen Stellen aus fest gehalten werden, oder deren eine frei von dem Drachen herunter hängt und nur erforderlichen Falles durch zweckmäßiges Anziehen zur Regulirung des Neigungswinkels des Drachens dient.

Dank den geschilderten Abänderungen wurde es möglich, den Drachen bis zu Höhen steigen zu lassen, die noch vor wenigen Jahren für denselben als absolut unerreichbar gegolten haben würden. Dies war um so werthvoller, als zu den Versuchen des Blue Hill-Observatoriums eben das Bedürfniß der Meteorologie, Beobachtungen innerhalb der nicht durch die unmittelbare Nähe des Erdbodens beeinflußten Schichten der Atmosphäre vorzunehmen, den Anstoß gegeben hatte. Zwar werden zu diesem Zwecke bekanntlich Ballonfahrten organisirt, die aber schon ihrer Kostspieligkeit halber nicht allzu häufig statt-

finden können; und dies gilt, wenngleich in geringerem Maße, auch von den Fahrten der kleineren, unbemannten Registrirballons, während der Drachen, der ebenso wie der Ballon mit registrirenden Instrumenten ausgestattet werden kann, fortlaufende Aufzeichnungen der meteorologischen Elemente liefert. In Bezug auf die erreichbare Höhe kann er allerdings nicht mit den freien Ballons wetteifern, wennschon auch in dieser Beziehung der Fortschritt gegen früher ein ungeheurer ist. Erreichen doch die Drachen des Blue Hill Observatoriums gegenwärtig durchschnittlich eine Höhe von etwa 8000 Fuß (2400 Meter); und am 28. August vorigen Jahres ist einer derselben sogar bis über 12000 Fuß (3600 Meter) gestiegen; mit der Zeit hofft man bis zu 5000 Meter Höhe zu gelangen. Natürlich muß zu diesem Zwecke, da der Drachen durch das Gewicht der langen Leine, welche ihn mit dem Erdboden verbindet, belastet ist, die Tragfähigkeit desselben eine entsprechend große sein; und da diese mit der Oberfläche des Drachens wächst, allzu große Apparate aber den Angriffen des Windes gegenüber keine genügende Festigkeit besitzen würden, so zieht man es vor, die Last auf mehrere Drachen zu vertheilen, die entweder durch ein gemeinsames Gerüst fest mit einander verbunden oder in geeigneten Abständen an der Leine angebracht werden können. Immerhin soll auch diese letztere bei möglichst geringem Gewichte eine große Festigkeit besitzen, und an Stelle der früher benutzten Hanfleine ist darum ein dünner Stahldraht getreten. Begnügt man sich mit geringeren Steighöhen, so ist die geschilderte Vereinigung mehrerer Drachen dafür im Stande, sogar recht beträchtliche Lasten zu tragen; Wise sowohl wie später auch Baden-Powell konnten den eigenen Körper dem Drachen anvertrauen und sich bis zu einer gewissen Höhe emporheben lassen. Daß diese Höhe vorerst noch eine bescheidene blieb, geschah lediglich aus der bei einem ersten Versuche und dem erforderlichen starken Winde rathsamen Vorsicht; doch hofft Baden-Powell, mit der Zeit den Drachen anstatt des unbequemen Fesselballons als militärische Beobachtungsstation verwenden zu können. Vorläufig hat dies Eddy in der Weise möglich gemacht, daß er an dem Drachen einen photographischen Apparat anbrachte, der durch Vermittelung der Leine von unten aus geöffnet werden konnte und trotz des Mangels an Stabilität ein ziemlich getreues Bild des unten liegenden Terrains lieferte. Wise versah den Drachen mit Signalvorrichtungen, die ebenfalls von unten aus in Thätigkeit gesetzt wurden, und Eddy benutzte die Thatsache, daß der Drachen beim Aufsteigen sich auch in horizontaler Richtung ziemlich weit vom Ausgangspunkte entfernt, in geschickter Weise dazu, um diesen mit dem direct unter dem Drachen befindlichen Orte in telephonische Verbindung zu setzen; zu diesem Zwecke wurde im geeigneten Momente eine Hemmvorrichtung ausgelöst, welche ein am Drachen befestigtes Leitungskabel auf den Boden herabsinken ließ. Baden-Powell endlich will den Drachen sogar vor einen Wagen oder ein Boot spannen, um auf solche Weise die ihm vom Winde ertheilte Triebkraft motorisch zu verwerthen.

IV.

Derartige Erfolge, so bemerkenswerth sie auch sein mögen, dürfen uns aber doch nicht darüber täuschen, daß sowohl der Drachen wie die Flugversuche Lilienthal's und seiner Nachfolger in der Hauptsache doch nur als Vorarbeiten für die eigentliche dynamische Luftschiffahrt von Bedeutung sind. Diese letztere, das heißt die Aufgabe, einen Apparat, der schwerer ist als die von ihm verdrängte Luft, dauernd in der Höhe zu erhalten und in beliebiger Richtung zu bewegen, ist nun auf dreierlei Weise denkbar: Man kann versuchen, sich möglichst nahe an das Vorbild der Natur zu halten, also einen Apparat mit Flügeln zu construiren, deren Bewegung zwar durch Maschinenkraft, aber ganz in derselben Weise wie der Flügelschlag der Vögel beim Ruderflug erfolgt. Man kann auch den Segelflug zum Ausgangspunkt nehmen und zu diesem Zwecke den Flügeln des Apparates eine unveränderliche Form und Neigung geben; dann sind dieselben freilich nichts als Tragflächen, die ihre Tragkraft, wie wir bereits gesehen haben, nur in bewegter Luft oder in Folge einer eigenen Fortbewegung in horizontalem Sinne entfalten; für die letztere bedarf es dann besonderer Organe, etwa der durch einen Motor betriebenen, schon bei dem Ballon von Renard und Krebs benutzten Schiffsschraube. Endlich kann auch die Schraube selbst, wenn ihre Drehungsaxe vertical anstatt horizontal gerichtet ist, einen Impuls in verticalem Sinne erzeugen und somit bei genügender Stärke desselben den Apparat, an welchem sie wirkt, vom Erdboden empor heben.

Dieses letztgenannte System scheint zunächst so Manches für sich zu haben. Dasselbe gestattet die reine Verticalbewegung, die mit den beiden anderen Systemen schwer oder gar nicht zu erzielen ist; das nämliche Organ, die Schraube, dient der Vertical- wie der Horizontalbewegung und kann, wenn die Drehungsaxe verstellbar eingerichtet ist, nach Belieben zur Hervorbringung der einen oder der anderen allein oder auch, bei schräger Stellung der Axe, zum Fortschreiten auf geneigter Bahn nutzbar gemacht werden. Diese Vortheile sind indessen mehr als aufgewogen durch die Thatsache, daß der Nutzeffect der Schraube für die Verticalbewegung sehr gering, der Kraftverbrauch aber sehr groß ist; reine Schraubenflieger, sogenannte Helikoptere, sind darum wohl hie und da in Gestalt kleiner Modelle, niemals aber in größeren, für den Transport erheblicherer Lasten ausreichenden Dimensionen zur Ausführung gekommen; die Schraube mit verticaler Axe hat höchstens als Hülfsorgan beim Luftballon oder bei den mechanischen Luftschiffen der beiden anderen Systeme eine Zukunft.

Auch die Maschinen mit beweglichen Flügeln, die sogenannten Orthoptere, leiden an dem Uebelstande eines zu großen Kraftverbrauches. Es ist überhaupt fraglich, ob eine strenge Anlehnung an das Vorbild der Natur, wie sie diesen Apparaten zu Grunde liegt, bei den mit ganz anderen Organen arbeitenden künstlichen Mechanismen zweckmäßig ist; sind doch auch die großen Erfolge auf dem Gebiete des Land- und Wassertransports keineswegs mittels derartiger Nachahmung erzielt worden. Vereinzelt hat man zwar mit beweglichen Flügeln ausgerüstete Flugmaschinen oder wenigstens Modelle von solchen

construirt — wir erinnern an die Flugmaschine von Kreß und an das „Avion" des Franzosen Ader, von dessen angeblichen Leistungen der Leser vielleicht aus der Tagespresse erfahren hat —, und nichts hindert im Grunde daran, wenn einmal die gewünschte Höhe erreicht sein sollte, die Bewegung der Flügel ganz einzustellen und diese nur als Tragflächen wirken zu lassen; dann aber ist es nur noch ein Schritt bis zu den wirklichen Aeroplanen oder Aerocurven, welche ihre ebenen oder gekrümmten Flächen ausschließlich zum Tragen verwerthen und die nothwendige Fortbewegung mittels der Schiffsschraube erzielen. Diesem Typus gehört denn auch die Mehrzahl der in den letzten Jahren aufgetauchten Constructionen oder Pläne von mechanischen Luftschiffen an; von den mehr oder minder phantastischen älteren Projecten unterscheiden sich dieselben vortheilhaft dadurch, daß sie zumeist auf ein eingehendes Studium des Luftwiderstandes und der Tragfähigkeit bewegter ebener oder gekrümmter Flächen gegründet sind. Wellner und Lilienthal bei uns, Hiram Maxim in England, Langley in Amerika haben durch eingehende Versuche den zweckmäßigsten Neigungswinkel und die geeignetste Form der Tragflächen sowie die Vortheile gekrümmter gegenüber ebenen Flächen festgestellt — Ergebnisse, die wir unter anderen bei der Construction der Drachen bereits verwerthet finden —, und sie haben dabei gleichzeitig die unerwartete Beobachtung gemacht, daß bei Zunahme der Geschwindigkeit, mit welcher eine solche Tragfläche fortbewegt wird, zwar der Widerstand gegen die Fortbewegung und damit auch die zur Ueberwendung desselben erforderliche Maschinenkraft zunimmt, rascher als diese aber der verticale Auftrieb, also die Tragfähigkeit der Fläche. Diese Erscheinung wird erklärlich, wenn wir bedenken, daß die Stütze, welche die Luft einer bewegten Fläche zu gewähren vermag, in dem Maße geringer wird, als die Bewegung dieser letzteren durch Reibung auch auf die Luft übertragen wird; sie bleibt also um so wirksamer, je rascher die Fläche ihren Ort wechselt. Mit wachsender Geschwindigkeit wird also das Verhältniß zwischen Kraftaufwand und gewonnener Leistung immer günstiger; im Gegensatz zu den Eisenbahnen und namentlich zu den Dampfschiffen, welche von einem gewissen Punkte an jede Steigerung der Fahrgeschwindigkeit mit einem unverhältnißmäßig gesteigerten Kraftverbrauch bezahlen müssen, sind also bei den Aeroplanen oder Aerocurven große Geschwindigkeiten ökonomischer als kleine.

Zur praktischen Verwerthung dieser Erfahrungen bedarf es allerdings noch eines Motors von geringem Gewicht bei großer Leistungsfähigkeit. Bis vor etwa zehn Jahren galt bei den Dampfmaschinen 25 Kilo, bei den Benzin- und Petroleummotoren 40 Kilo pro Pferdekraft als das Minimum des Erreichbaren; und wenn man zu diesen Zahlen noch das Gewicht des Heiz- und Betriebsmaterials rechnete, so konnte der Gedanke der Construction einer dynamischen Flugmaschine allerdings aussichtslos erscheinen. Seitdem aber hat der Bedarf der Automobilen-Industrie und gewisser Zweige des Schiffsbaues zur Herstellung von Motoren geführt, welche bei aller Solidität der Construction doch wesentlich leichter sind; und bei Versuchsapparaten, bei welchen dem Bestreben nach Gewichtsverminderung auch die Rücksicht auf die Dauerhaftigkeit der Maschine in gewissem Grade untergeordnet werden darf,

konnte man noch viel weiter gehen. So hat Hargrave eine Dampfmaschine von weniger als fünf Kilo Gewicht pro Pferdekraft construirt; Langley ist bei einer kleinen Maschine, deren Leistung eine Pferdekraft betrug, bis auf ein Gewicht von sieben englischen Pfund für die Maschine sammt ihrem Kessel heruntergegangen, und Maxim hat eine Dampfmaschine erbaut, deren Gewicht mit allem Zubehör bei einer normalen Leistung von 120 Pferdekräften (die aber vorübergehend bis auf nahezu das Dreifache gesteigert werden konnte) nicht viel mehr als 1200 Kilo betrug.

Diese letztere Maschine hatte die Triebkraft für den vor etwa fünf Jahren von Maxim erbauten Flugapparat zu liefern. Auf Grund seiner Untersuchungen über den Luftwiderstand und die Tragfähigkeit geneigter Flächen hatte Maxim sich für das Princip des Aeroplans entschieden, das er dann sofort in großem Maßstabe verwirklichte; seine Flugmaschine hatte Tragflächen von insgesammt etwa 500 Quadratmeter Ausdehnung; die größte derselben war 33,5 Meter lang und 12 Meter breit, und zu beiden Seiten derselben befanden sich noch eine Anzahl kleinerer Flächen, deren Neigungswinkel zum Zwecke der Erhaltung eines stabilen Gleichgewichtes verändert werden konnte. Zwei vorn und hinten angebrachte vertikale Flächen sollten als Steuerruder dienen. Sämmtliche Flächen bestanden aus leichtem Stoff, welcher über Rahmen von Stahlröhren gespannt war. Seine Bewegung sollte der Apparat von zwei durch die erwähnte Dampfmaschine getriebenen Schiffsschrauben erhalten. Alle diese Vorrichtungen waren auf einer Grundplatte montirt, welche von schweren, auf Schienen laufenden Rädern getragen wurde. Da nämlich in ruhiger Luft der Auftrieb, also die Hebewirkung der Tragflächen erst beginnt, wenn dieselben eine gewisse Geschwindigkeit erlangt haben, so muß der Apparat zunächst auf den Schienen eine erhebliche Strecke zurücklegen, um zu dieser Geschwindigkeit zu kommen. Bei den Vorversuchen, welche den Auftrieb, die Stabilität des Apparats u. s. w. prüfen sollten, wurde derselbe überhaupt verhindert, sich merklich vom Boden zu erheben; zu diesem Behufe diente, außer dem Gewichte der Räder, oberhalb dieser letzteren noch ein Paar Führungsschienen. Diese scheinen jedoch ihrem Zweck nicht entsprochen zu haben; denn nachdem die ersten Proben günstig ausgefallen waren und die Maschine zum ersten Male ihre ganze Kraft entfalten sollte, gaben die Führungsschienen dem gegen sie gerichteten Drucke nach; die Flugmaschine strebte in die Höhe, sank aber alsbald wieder und kam dabei mit der Erde in so unsanfte Berührung, daß sie vollständig zum Wrack wurde.

Es hieß nun zwar, der Unfall sei lediglich der Mangelhaftigkeit der Führungsschienen zuzuschreiben und habe nichts mit dem Constructionsprincip der Maschine zu thun, welches sich aus den Versuchen als vollkommen richtig erwiesen habe; der Wiederaufbau der Maschine scheint aber trotzdem bis jetzt nicht versucht worden zu sein. Ein ähnliches Schicksal wie Maxim's Aeroplan hatte neuerdings auch das „Avion" des Franzosen Ader, eine mit beweglichen Flügeln ausgestattete Maschine. Auch hier hieß es, die Versuche seien günstig ausgefallen, was aber nicht hinderte, daß die Maschine dabei zu dauerndem Schaden kam. Thatsächlich geflogen und dabei unbeschädigt geblieben ist bis

jetzt nur das Aerodrom des Professors Langley, welcher ebenso wie Maxim das Princip des Aeroplans benutzt; aber hier handelt es sich vorerst nur um ein Modell von bescheidenen Dimensionen, dessen Flüge jedesmal nur wenige Sekunden dauerten und überdies in weiser Vorsicht, um den gefährlichen Stoß bei der Landung zu ersparen, auf dem Potomacflusse stattgefunden hatten; trotz des günstigen Ausfalls dieser Versuche scheinen sich die Mittel zur Herstellung eines größeren Apparats nach dem gleichen Princip noch nicht gefunden zu haben.

V.

Statt dessen mehren sich die Stimmen, welche zwar weder die theoretische Möglichkeit noch auch die thatsächliche Ausführbarkeit einer Flugmaschine nach dem Princip des Aeroplans in Abrede stellen, dennoch aber jeder solchen Maschine bei ihrem ersten größeren Fluge einen sicheren Untergang prophezeien, weil sie gegenüber den unregelmäßigen Angriffen des Windes das Gleichgewicht nicht bewahren könne. Thatsächlich ist nämlich der Druck, welchen z. B. eine in schräger Lage vorwärts bewegte rechteckige Fläche von dem Winde erfährt, ungleich über dieselbe vertheilt; er ist am größten an der Vorderkante der Fläche, welche immer von neuem auf noch ruhende Luftmassen stößt, am kleinsten an der Hinterkante, wo die Luft sich schon der Bewegung der Fläche theilweise angepaßt hat. Während man sich die Wirkung der Schwere, d. h. das Gewicht der Fläche, bei gleichmäßiger Dicke dieser letzteren, im Mittelpunkte derselben vereinigt denken kann, hat man sich sonach für die Gesammtwirkung des Luftwiderstandes einen anderen Angriffspunkt vorzustellen, der näher zur Vorderkante und überdies, wie die Beobachtung lehrt, in einem mit der Neigung der Fläche wechselnden Abstand vom Mittelpunkt der Fläche liegt. Auf diese wirken also zwei Kräfte, die Schwere nach unten und der Luftwiderstand nach oben, aber weiter vorne; daraus ergibt sich, wenn der Auftrieb groß genug ist, zwar eine Bewegung nach oben, gleichzeitig aber auch eine gefährliche Tendenz der Fläche, ihre Vorderkante nach oben zu drehen. Dieser Tendenz kann man nun zwar durch geeignete Anbringung von schweren Massen, welche den Gesammtschwerpunkt des Systems weiter nach vorne verlegen, begegnen, aber der Ausgleich besteht nur so lange, als nicht etwa durch einen plötzlichen Windstoß die Neigung der Fläche und damit auch das Centrum des Luftdruckes verschoben wird. Tritt dies ein, so ist das Gleichgewicht gestört; und je nach der Richtung des Stoßes kann dann die Fläche und mit ihr das ganze Luftschiff nach hinten umschlagen oder nach vorne überkippen. Allerdings ist die Gefahr um so geringer, je weniger der Angriffspunkt des Luftwiderstandes von dem Schwerpunkt der Fläche entfernt ist; ein jalousieartiger Drachen, dessen einzelne Tragflächen eine große Breite, aber in der Richtung des Windes nur eine geringe Ausdehnung besitzen, ist darum stabiler als ein einfacher Drachen von derselben Gesammtausdehnung; auch der Schwanz, den die Vögel besitzen, und den auch Lilienthal und seine Nachfolger bei ihren Flugapparaten anbrachten, trägt zur Erhaltung des Gleichgewichtes bei; ganz zu verhindern vermögen aber diese Vorrichtungen weder die geschilderten Längs-

schwankungen noch auch die Querschwankungen, welche bei unregelmäßigen Windstößen ebenfalls häufig auftreten. Dieselben müssen deshalb, wenn das Luftschiff nicht in der That sicherem Verderben entgegengehen soll, durch geeignete Drehungen der Tragflächen ausgeglichen werden; und diese Drehungen lassen sich dadurch hervorrufen, daß man eben den Schwerpunkt des Apparats entsprechend verlegt. Lilienthal erreichte dies durch Bewegungen seines Körpers, namentlich der frei herabhängenden Beine; je größer aber der Apparat, desto schwieriger wird es für den Fliegenden, gegenüber den Launen des Windes ein derartiges Verfahren zur Geltung zu bringen. Hätte man es nur mit den über große Länderstrecken ausgebreiteten Cyklonen zu thun, deren Luftbewegung wenigstens in den dem Centrum nicht zu nahen Theilen eine gewisse Regelmäßigkeit aufweist, so wäre die Aufgabe nicht allzu schwierig; häufig jedoch sind diese Cyklone von kleineren, dafür aber um so rascher kreisenden Wirbeln begleitet; und so kann es geschehen, daß die Windrichtung an einer Stelle innerhalb weniger Secunden vollständig umschlägt; der Versuch, die Wirkung eines Windstoßes auf den Flugapparat durch eine geeignete Bewegung des letzteren auszugleichen, kommt dann unter Umständen so spät, daß er mit einem entgegengesetzten Windstoß zusammentrifft und dessen Wirkung verstärkt. Herring, dessen Flugversuche wir bereits erwähnt haben, verlangt deshalb, daß die Ausgleichsaction schon *vor* dem jeweiligen Windstoße stattfinde; daß dies auch möglich sei, folgert er einerseits aus der erfahrungsmäßig bekannten Drehungsrichtung der Luftwirbel, andererseits aus seinen Beobachtungen, wonach den Stößen von wechselnder Richtung zumeist ein stetiges Anwachsen der Windstärke mit darauffolgender kurz andauernder, aber recht wohl bemerkbarer Windstille voraufgehe. Trotzdem wird der Wille des Fliegenden die erforderlichen Bewegungen nicht immer rasch genug zur Ausführung bringen können; Herring zieht es deshalb vor, dieselben *automatisch* zu Stande kommen zu lassen, und dazu benutzt er eben das geschilderte, dem Wirbel vorausgehende Anwachsen der Windstärke, welches entweder direkt die Einstellung der Tragflächen besorgen kann oder, wenn seine Kraft hierzu nicht als ausreichend erachtet werden sollte, einen Druckluftmechanismus auslösen kann, dem dann das Weitere überlassen bleibt. Herring ist bereits mit der praktischen Gestaltung dieser Idee beschäftigt, hat aber noch nichts Genaueres darüber bekannt gegeben.

Aber auch wenn sich die an diese Idee geknüpften Hoffnungen verwirklichen sollten, so bleiben der mechanischen Luftschiffahrt noch genug andere Schwierigkeiten zu überwinden. Wir erinnern daran, daß Drachenflieger nur in geneigter Richtung steigen können und überhaupt erst dann zu steigen beginnen, wenn sie auf ebener Erde eine gewisse Geschwindigkeit erlangt haben; dazu bedarf es natürlich der Zurücklegung einer beträchtlichen Strecke, und eine entsprechende Ausdehnung müssen also die Abfahrtsstationen besitzen. Aehnliches gilt, da auch die Landung nur in schwach geneigter Richtung erfolgen und die bedeutende Horizontalgeschwindigkeit nicht mit einem Male verschwinden kann, auch von den Landungsstationen. Schlimmer noch ist es, daß ein Drachenflieger, weil eben sein Auftrieb nur eine Folge der Vorwärtsbewegung ist, in der Höhe überhaupt nicht anzuhalten vermag. Bei den Segel-

radflugmaschinen von Koch und Wellner ist dieser Uebelstand allerdings vermieden; die Tragflächen sind als Schaufeln von Rädern nach Art derjenigen der Raddampfer, jedoch mit der Drehungsachse parallel zur Bewegungsrichtung des Fahrzeuges, angeordnet und wechseln während der Drehung des Rades ihre Einstellung in der Weise, daß sie bei der Aufwärtsbewegung die größte Tragfähigkeit entwickeln, bei der Abwärtsbewegung dagegen den geringsten Luftwiderstand finden; die Vorwärtsbewegung wird unabhängig davon durch Schrauben erzielt. Leider aber sind derartige Mechanismen bis jetzt nur als Projecte oder in Gestalt kleiner Modelle vorhanden, und über ihre Leistungsfähigkeit im Großen ist deshalb noch kein Urtheil möglich; auch bei ihnen hält überdies der Auftrieb nur so lange an, als der Motor des Luftschiffes seine Schuldigkeit thut und die Segelräder in rascher Drehung erhält; sollte der Motor versagen, so ist die Segelradflugmaschine ebenso wie der Drachenflieger völlig hülflos, und man muß darauf vertrauen, daß die Tragflächen als Fallschirme wirken und die Annäherung an die Erde einigermaßen verlangsamen werden.

VI.

Während derartige Mängel, welche mit der mechanischen Luftschiffahrt nothwendig verbunden sind, den Glauben an diese letztere seit einigen Jahren bedenklich zu erschüttern begannen, hat andererseits die Wiederaufnahme der meteorologischen Luftballonfahrten und die hierdurch bereits gewonnene oder noch zu erwartende Vermehrung unserer Kenntnisse von den atmosphärischen Vorgängen dem Ballon neue Sympathien zugeführt. Man fragte sich, ob es denn gar nicht möglich sei, unter Verzicht auf das Phantom der Lenkbarkeit, das heißt eines Mechanismus, welcher allen Stürmen Trotz zu bieten vermag, mit dem freien Ballon ein im voraus bezeichnetes Ziel, wenn auch nicht gerade unter allen Umständen, auf vorgeschriebener Route und in einigermaßen festgesetzter Zeit zu erreichen? War doch auch die Schiffahrt auf dem Meere zu einer hohen Entwicklung gelangt, schon lange bevor es ein im Sinne der Aeronautiker „lenkbares" Schiff, welches seinen Kurs unabhängig von Wind und Wetter zu verfolgen vermag, nämlich das Dampfschiff, gab! Freilich liegen die Verhältnisse für den Ballon anders als für das Segelschiff, denn jener muß, wenn er keinen Motor besitzt, mag er nun mit Segel und Steuerruder ausgestattet sein, durchaus der Richtung der Luftströmung folgen, die ihn von allen Seiten umgibt, während beim Segelschiff die treibende Kraft zwar ebenfalls vom Winde stammt, der Widerstand gegen die Fortbewegung aber, welchen jene Kraft zu überwinden hat, hauptsächlich im Wasser vorhanden ist. Dieser Widerstand ist nun in der Längsrichtung des Schiffes am kleinsten, senkrecht dazu am größten, und das Schiff würde daher der ersteren Richtung oder derjenigen des Steuerruders folgen, wenn nicht der Wind in einer anderen Richtung wirkte; seine thatsächliche Route ist also die Resultirende der beiden Tendenzen und wird durch die Stellung der Segel und des Steuerruders bestimmt. Aehnliche Verhältnisse lassen sich indessen auch bei dem mit Segel und Steuerruder ausgestatteten Ballon schaffen, wenn dessen Fort-

bewegung ebenfalls unten auf der Erde einen Widerstand findet, der nach Größe und Richtung von der treibenden Kraft verschieden ist. Ein derartiger Widerstand läßt sich z. B. durch ein vom Ballon herabhängendes und mit seinem Ende auf der Erde schleifendes Schleppseil schaffen, und diese Vorrichtung, die auch der schwedische Luftschiffer Andree an seinem Ballon anbrachte, vermag gleichzeitig den Ballon in einigermaßen constanter Höhe zu erhalten; denn wenn derselbe etwa in Folge von Gasverlusten zu sinken beginnen sollte, so wird natürlich auch der vom Ballon bis zur Erde reichende Theil des Schleppseils verkürzt; und da nur dieser Theil vom Ballon getragen wird, so bedeutet dies eine Entlastung des Ballons, der dadurch von Neuem steigen kann. Das Umgekehrte tritt natürlich ein, wenn der Ballon durch irgend welche Ursache nach oben getrieben wird.

Damit sind überdies die Hülfsmittel des freien Ballons noch keineswegs erschöpft. Es ist bekannt, daß in verschiedenen Höhen über einem und demselben Orte oft stark von einander abweichende, ja geradezu entgegengesetzte Luftströmungen bestehen, und es erscheint darum nicht ausgeschlossen, auch diesen Umstand zur Einhaltung einer vorgesteckten Route mittels des Luftballons zu benutzen. Allerdings ist ein Luftschiff, das erhebliche Lasten tragen soll, auf geringe Höhen oberhalb der Erde beschränkt, und das primitive, bis jetzt fast ausschließlich benutzte Mittel zum willkürlichen Steigen oder Sinken während der Fahrt, nämlich das Auswerfen von Ballast oder das Auslassen von Gas, läßt keine häufige Wiederholung zu. Hier ist nun der Punkt, wo die bei den Versuchen über mechanische Luftschiffahrt gewonnenen Erfahrungen auch der Luftschiffahrt mittels Ballons zum Nutzen gereichen können; dieses Nutzens werden sich in der That die Erfinder mehr und mehr bewußt. Die Schraube mit verticaler Achse, wenn sie auch, wie wir gesehen haben, schwerlich für sich allein große Lasten zu heben vermag, kann immerhin in Verbindung mit dem Ballon die Steigkraft des letzteren unterstützen oder bei entgegengesetzter Drehung hemmen, und somit, wenn der Ballon für sich allein im Gleichgewichte ist, eine Bewegung im einen oder anderen Sinne hervorrufen. Ebenso kann auch die Tragfähigkeit geneigter Flächen dem Ballon zu gute kommen, sei es nun, daß man an diesem besondere Tragflächen anbringt oder den Ballon selbst, der natürlich dann eine geneigte Lage einhalten muß, die Function der Drachenfläche versehen läßt.

Diesen letzteren Gedanken haben, allerdings zunächst nur bei einem Fesselballon, Parseval und v. Siegsfeld praktisch verwirklicht. Der Drachenballon — so nennen ihn die Erbauer — ist ein Cylinder mit halbkugelförmigen Enden und wird durch entsprechende Gewichtsvertheilung und die Art der Verbindung mit der Gondel und dem Kabel, sowie durch einen am hinteren Ende befindlichen Luftsack, der durch seine gegen den Wind gerichtete Oeffnung von diesem angeschwellt wird, in schräger Lage erhalten, während ein zweiter, innerhalb des Ballons befindlicher und auf gleiche Weise angeschwellter Luftsack für die Unveränderlichkeit der äußeren Form sorgt. Dieser Ballon verhält sich ganz nach Art eines gewöhnlichen Drachens und vereinigt die Eigenschaften des letzteren mit der Steigkraft des Ballons; während der vorjährigen Manöver

konnte derselbe noch bei Windstärken, welche das Auflassen des gewöhnlichen Ballons schwerlich gestattet haben würden, zum Steigen gebracht und als Beobachtungsstation benutzt werden. Sein Constructionsprincip hat sich somit als richtig erwiesen und läßt sich gewiß auch auf den freien Ballon übertragen; denselben Gedanken finden wir in der That bei dem von Graf Zeppelin entworfenen Luftschiff, welches nur in etwas anderer Weise, nämlich durch Laufgewichte, in schräger Lage erhalten werden soll.

Ebenso wichtig wie Erhaltung des richtigen Neigungswinkels ist allerdings, wenn der Ballon gleichzeitig die Functionen eines Drachens versehen soll, auch eine constante Angriffsfläche für den Winddruck, also die Unveränderlichkeit der äußeren Gestalt. Schon vor Jahrzehnten hatten französische Erfinder deswegen innerhalb des Ballons einen Luftsack angebracht, der bei Gasverlusten mit Luft gefüllt wurde und durch seinen Druck die äußere Ballonwandung gespannt erhielt; dieselbe Vorrichtung finden wir auch, in etwas veränderter Gestalt, beim Drachenballon wieder. Zeppelin dagegen, um den Bau noch solider zu gestalten, stellt zunächst aus einem festen Gerippe mit Stoffüberzug einen widerstandsfähigen Hohlkörper her, innerhalb dessen eine Anzahl gesonderter Gasballons und Luftsäcke vertheilt sind. Noch besser wäre es freilich, wenn man den Ballon aus Seidenstoff ganz und gar durch einen soliden metallenen Hohlkörper ersetzen könnte. Die Versuche in dieser Richtung reichen denn auch bis in die Mitte des Jahrhunderts zurück, aber erst das Aluminium lieferte ein Material, welches Leichtigkeit mit Festigkeit in genügendem Maße verband, um den Gedanken ausführbar erscheinen zu lassen. Nach den Plänen des Oesterreichers David Schwarz wurde in der That vor zwei Jahren der bekannte Aluminiumballon vollendet; aber schon bei der Probefahrt erlitt derselbe in Folge einer Störung am Motor Schiffbruch und ging vollständig zu Grunde.

Der ungemein kostspielige Versuch wird wohl fürs Erste nicht wiederholt werden, und man muß also zunächst noch bei den seidenen Ballons bleiben, deren Herstellung übrigens, was Festigkeit des Stoffes und Undurchlässigkeit für das eingeschlossene Gas anbelangt, immer weitere Fortschritte macht. Die nächste Aufgabe ist auch nicht so sehr die Auffindung eines neuen Materials für den Ballon als vielmehr die Feststellung der zweckmäßigsten Form desselben, um mit den Eigenschaften des Ballons so viel als möglich auch diejenigen des Drachens zu verbinden, weil damit nicht nur ein Gewinn an Tragfähigkeit, sondern auch eine gewisse Lenkbarkeit ohne Motor gegeben wäre. Auf den letzteren brauchte man darum keineswegs zu verzichten: die durch einen Motor betriebene Schraube mit horizontaler Achse ist, wenn sie auch nicht für sich allein das Fahrzeug unter allen Umständen gegen den Wind führen kann, doch wohl geeignet, die Wirkung dieses letzteren je nach Bedarf zu unterstützen oder theilweise auszugleichen. Ebenso kann die Schraube mit verticaler Achse der Auf- und Abwärtsbewegung des Fahrzeuges von Nutzen sein.

Fassen wir die bisherigen Erfahrungen zusammen, so kommen wir mithin zu dem Schlusse, daß in dem Princip der theilweisen Entlastung, das heißt

in der Herstellung eines Luftballons, der für sich allein seine Last nur unvollkommen zu heben vermag, dessen Auftrieb aber durch Drachenflächen, vielleicht auch durch eine Schraube mit verticaler Achse unterstützt wird und der seine Horizontalbewegung durch Drachenflächen und Segel, theilweise auch durch Motor und Schiffsschraube erhält, die nächste Entwicklung der Luftschiffahrt zu suchen ist. Erst mit der Zeit, wenn eine genügende Sicherheit in der Führung eines solchen Fahrzeuges vorhanden ist, wird man dazu gelangen, die Drachenfläche immer größer, den Ballon immer kleiner zu machen und so schrittweise zur rein dynamischen Luftschiffahrt überzugehen.

VII.

Mit dieser Erkenntniß des heute Möglichen ist allerdings die Erfüllung der phantastischen Hoffnungen, welche sich an die Lösung des Luftschiffahrtsproblems knüpfen, zum mindesten noch in weite Ferne gerückt. An eine regelmäßige Benutzung des Luftschiffes als Verkehrsmittel ist für jetzt und ohne Zweifel noch für eine lange Zukunft nicht zu denken; dazu ist die Tragkraft desselben, sowohl des Ballons wie des dynamischen Luftschiffes, eine zu geringe, sind die Kosten des Fahrzeuges und des Betriebes zu hohe. Auch die Wissenschaft wird von einem lenkbaren Luftschiff wahrscheinlich nur beschränkten Nutzen ziehen; dem Meteorologen genügt für die meisten Zwecke der nicht lenkbare Ballon, und der Geograph kann erst dann mittels des Ballons Entdeckungen machen, wenn er mit demselben unbekannte Gegenden nicht nur erreichen, sondern auch nach Belieben bereisen und wieder verlassen kann. Der Versuch Andree's war, bei aller Anerkennung, die man der Kühnheit des Unternehmens zollen mag, für die Wissenschaft von vornherein ziemlich werthlos.

Es bleibt also schließlich in der Hauptsache nur der Gewinn, den die Kriegführung aus einem lenkbaren Luftschiff ziehen wird. So weit Beobachtungs- und Verkehrszwecke in Betracht kommen, ist dieser Gewinn kaum zu hoch anzuschlagen. Als Angriffswaffe dagegen hat ein Luftschiff schwerlich große Aussichten, weil es in der Unruhe des Luftoceans nahezu unmöglich ist, das Ziel des Angriffes irgend wie zu fixiren. Von einer Herbeiführung des Weltfriedens durch das neue Zerstörungsmittel kann also nicht gut die Rede sein; nur der Kriegführung als solcher wird das lenkbare Luftschiff zu gute kommen. Wem dieses Ergebniß nach so vieler Arbeit zu geringfügig erscheint, der mag sich damit trösten, daß eifriges Streben doch, wie die Erfahrung lehrt, niemals ganz verloren ist, und daß dasselbe, mag es auch zunächst dem Kriege und der Zerstörung gelten, früher oder später ebenso das Werk des Friedens fördern hilft.

Rudyard Kipling.

von

M. von Brandt.

[Nachdruck untersagt.]

„Ich bin ein Schreiber," sagt der Dichter von sich in der Vorrede zu „Mine own people"[1], „Einer, der mit der Feder auf Papier schreibt und nicht im Dienst der Regierung steht. Ich schreibe über Alles, was ich verstehe und über Manches, was nicht dazu gehört. Aber hauptsächlich schreibe ich von Leben und Tod, von Männern und Frauen und von Liebe und Schicksal nach dem Maße meiner Geschicklichkeit, indem ich die Geschichte durch den Mund von einer, zwei und mehr Personen erzähle. Dann werden meine Geschichten durch die Gnade Gottes verkauft und Geld fließt mir zu, daß ich mein Leben erhalte." Und ferner: „Diese Geschichten sind an verschiedenen Orten gesammelt und von verschiedenen Leuten, von Priestern in der Ghubára[2], von Ala Yar, dem Steinmetz, und Jiwun Singh, dem Schreiner; von namenlosen Leuten auf Dampfschiffen und Eisenbahnen überall in der Welt; von Frauen, die vor der Thür ihrer Hütten im Zwielicht spannen, von Officieren und Gentlemen, jetzt todt und begraben; einige wenige, aber die allerbesten, gab mir mein Vater. Der größere Theil von ihnen ist in Monatsschriften und Zeitungen veröffentlicht worden, deren Herausgebern ich Dank schulde, einige aber sind nie auf dieser Seite des Wassers erschienen, und einige hatten das Licht vorher noch nicht gesehen. Die besten Geschichten aber sind selbstverständlich diejenigen, die aus begreiflichen Gründen nicht veröffentlicht werden."

Besser, als der Dichter sie hier selbst gibt, hätte wohl Niemand eine Charakteristik seiner Stoffe, der Art, wie sie gesammelt worden, und der Methode ihrer Behandlung geben können, während die letzten Zeilen zugleich eine

[1] „Mine own people" The English Library. 1891). später vermehrt als „Life's Handicap, being stories of mine own people". London, Macmillan & Co. 1899. Siebente Auflage.

[2] Ein Kloster in Nordindien, dem Thunni Bhagat geweiht, von dem Niemand weiß, wer oder was er war; hier erzählt der Dichter einem alten Hindu-Bettelmönch, dem einäugigen Gobind, dem er manche der Geschichten verdankt, was er mit ihnen anzufangen gedenkt.

Probe des kaustischen Humors enthalten, mit dem er sich über Alles, auch über sich selbst, lustig zu machen pflegt.

Rudyard Kipling wurde in Bombay am 30. December 1865 geboren. Sein Vater, John Lockwood Kipling, ein armer Musterzeichner an einer Töpferei in Staffordshire, erhielt seine spätere Ausbildung auf der Kunstschule in Kensington und wurde dann als Leiter der ähnlichen Institute in der Präsidentschaft Madras nach Indien gesandt. Ehe er die Reise dorthin antrat, heirathete er Mary McDonald, die Tochter eines Methodistenpredigers, wie auch sein eigener Vater ein solcher war. Für eine gewisse romantische Veranlagung der jungen Eheleute spricht, daß sie den ihnen geborenen Sohn nach ihrer ersten Begegnung bei einem Picknick am Rudyard-See nannten ebenso wie die künstlerische Erziehung und Beschäftigung des als etwas excentrisch geschilderten Vaters und die literarische Begabung der Mutter, die selbst Gutes in Prosa und Poesie geleistet haben soll, wohl unzweifelhaft einen Einfluß auf seine Entwicklung gehabt haben dürften[1]). Von den beiden methodistischen Großvätern hat derselbe kaum etwas geerbt, wenn nicht vielleicht eine gewisse Genauigkeit und Unverbindlichkeit seiner Ausdrucksweise auf dieselben zurückzuführen sein sollten. Schriftstellerisch ist der Vater erst viel später als der Sohn, 1891, mit einem Buche aufgetreten, das interessante Mittheilungen über die Beziehungen zwischen Menschen und Thieren in Indien[2]) wie über das gibt, was jetzt als „Folklore" eine so bedeutende Rolle in mythologischen und religionswissenschaftlichen Fragen spielt. Ueber den Sohn ist nichts in dem Buche des Vaters enthalten; einige für indische Zeitungen von jenem in der Mitte der achtziger Jahre geschriebene Berichte zeigen wohl eine gewisse Schärfe der Beobachtung, aber nichts von der göttlichen Rücksichtslosigkeit und dem bissigen Humor, die den Reiz der späteren Arbeiten des jüngeren Kipling ausmachen.

Rudyard Kipling erhielt seine Erziehung in der United Service-Schule in Westward Ho in Nord-Devon in England. In seinen kürzlich unter dem Titel „Stalky & Co."[3]) veröffentlichten Erzählungen von Schülerstreichen hat er sich wohl selbst unter dem Spitznamen „Beetle" geschildert, wie auch die Angabe, daß der „Käfer" von dort aus auf Veranlassung des Rectors der Schule mit einem jährlichen Gehalt von 100 £ und freier Ausreise für eine englische Zeitung in Indien engagirt worden sei, der Wahrheit ziemlich nahe kommen mag. 1882 begann Kipling seine Thätigkeit als Subeditor der Civil and Military Gazette in Lahore, dem Wohnsitze seines Vaters, und verblieb in diesen und ähnlichen Stellungen bis 1889. Sein erstes selbständig herausgegebenes Buch waren die 1886 erschienenen „Depart-

[1]) „A Kipling note book", No. 1. February 1899. New York, M. F. Mansfield & A. Werrels.

[2]) „Beast and Man in India. A popular sketch of indian animals in their relations with the people". By John Lockwood Kipling. London Macmillan & Co. 1892.

[3]) Etwa zu übersetzen mit: Schlauberger & Co. „Stalky, in der Schulsprache, bedeutete klug, wohl überlegt und schlau in Bezug auf die Ausführung eines Planes." Stalky & Co. Nr. 1. Windsor Magazine. London. December 1898 bis Mai 1899.

mental Ditties and other verses“; vorher hatte er schon an drei anderen Werken: „Echoes“, „School Boy Lyries“ (1883) und „Quartette“, der Weihnachtsnummer der Civil and Military Gazette in demselben Jahre, mitgearbeitet.

Die „Departmental Ditties and other verses“ bildeten ursprünglich ein kleines, unansehnliches, bei späteren Ausgaben wiederholt vermehrtes Heft, unter dem für den Dichter charakteristischen, die Ueberschriften der amtlichen Blaubücher persiflirenden Titel: „Nr. 1 von 1886. Nur in Angelegenheiten des Dienstes Ihrer Majestät an alle Departementschefs und alle Anglo-Inder. Rudyard Kipling, Assistent im Departement der öffentlichen Journalistik. Lahore-District 1886.“ Die „Barrack-room ballads“, die jetzt stets zusammen mit den „Departmental Ditties“ veröffentlicht werden, erschienen in Buchform zuerst 1892[1]), nachdem einzelne von ihnen bereits in „Macmillan's Magazine“ und anderen Revuen veröffentlicht worden waren. Von der heutigen Popularität des Dichters gibt es einen Begriff, daß die erste Ausgabe der „Departmental Ditties“ jetzt je nach dem Zustande, in dem sie sich befindet, mit 200—600 Mk. bezahlt wird.

Nach einander erschienen dann „Plain tales from the Hills“ und in A. H. Wheeler & Co.'s Indischer Eisenbahn-Bibliothek, zum Theil aber schon vorher in Zeitungen veröffentlicht: 1. „Soldiers three. Stories of Barrack-room Life“. 2. „The story of the Gadsbys. A tale without a plot“. 3. „In Black and White. Stories of native life“. 4. „Under de Deodars; In social byways“. 5. „The Phantom Rickshaw and other eerie Tales“. 6. „Wee Willie Winkie and other child stories“. 7. „The City of the dreadful night“. 8. Letters of Marque“[2]). — Im Jahre 1889 verließ Kipling, dem schon damals ein gewisser Ruf voranging, Indien und kehrte über China, Japan und die Vereinigten Staaten nach England zurück. Wie einen anderen englischen Schriftsteller, mit dem er in der Fähigkeit zusammentrifft, ernsten und schmerzlichen Gegenständen eine humorvolle Seite abzugewinnen, wie Dickens, reizte auch ihn, was er in den Vereinigten Staaten gesehen und gehört, zu einer nicht immer liebevollen Schilderung und Kritik, die man ihm dort um so mehr verargte, als er mit großer Anerkennung und Freundlichkeit aufgenommen und behandelt worden war. Die Aufsätze, „American Notes“, erschienen zuerst im „Pioneer“ und gaben, wie es in „A Kipling note book No. 1“ heißt, „der freien und demokratischen Haltung der Massen oder solchen Theilen dieses Körpers, mit denen er in Berührung kam, einige harte Stöße, von denen auch seine ausgesprochenen Bewunderer nur sagen, das Meiste und das Wenigste, was man zu deren Gunsten anführen könne, sei, daß er einige unzweifelhafte Wahrheiten gesagt habe“[3]).

[1]) „Barrack-Room Ballads and other verses, together with Departmental Ditties.“ United States book Company. New York.

[2]) Die meisten dieser Erzählungen sind in der Tauchnitz Edition oder in „The English Library“, Heinemann & Balestier, erschienen.

[3]) Die „American Notes“ und andere Reiseberichte sind zusammen mit „Letters of Marque“, „City of dreadful night“, „Among the Railway Folk“, „The Giridih Coalfields“, „In the

Aber wie die Amerikaner seinem großen Vorgänger die Sünde wider den Geist des amerikanischen Volks vergaben und ihn bei seinem zweiten Besuch mit Jubel und Bewunderung empfingen, so fand auch Kipling, als er 1892 nach den Vereinigten Staaten zurückkehrte und sich dort in den „grünen Bergen von Vermont" nach seiner Verheirathung[1]) eine zweite Heimath gründete, Vergessen und Vergeben, und die allgemeine Sympathie, die ihm bei seiner schweren Erkrankung im Frühling dieses Jahres in New York zu Theil wurde, beweist, wie nahe er dem Herzen der Vettern auf der anderen Seite des Teichs gekommen ist.

Im Jahre 1891 erschien seine erste größere Arbeit „The light that failed"[2]) und „Life's Handicap", eine neue, vermehrte Ausgabe von „Mine own people"; 1892 brachte, außer den „Barrack Room-Ballads", den halb in den Vereinigten Staaten, halb in Indien spielenden, gemeinsam mit Wolcott Balestier geschriebenen Roman „The Naulakha", und eine weitere Sammlung von Geschichten „Many Inventions"; 1894 den ersten Band des „Jungle Book"[3]) und „Captains courageous". In demselben Jahre veröffentlichte Kipling in dem in London erschienenen „My first book" in Gemeinschaft mit anderen Schriftstellern einen Aufsatz über sein erstes Auftreten als selbständiger Autor. Dann folgten: 1895 der zweite Band des „Jungle Book", 1897 „The seven seas", eine Sammlung von Gedichten, 1898 „The days work", wieder eine Reihe von kleineren Geschichten, und das Schriftchen „A fleet in being"[4]). Des 1898 bis 1899 erschienenen „Stalky & Co." ist bereits Erwähnung geschehen.

Außer den angeführten Arbeiten sind noch zu nennen eine Anzahl einzelner Gedichte: u. a. „Recessional", nach dem Jubiläum der Königin Victoria 1897, „The Vampire", „The white man's burden" (1898) und „The Destroyers" (Windsor Magazine, December 1898) und 1892 anonym im London Hawk eine „The Mem Sahib" betitelte Geschichte, die angeblich

Opium Factory" und „The Smith Administration" kürzlich in zwei Bänden unter dem Titel „From Sea to Sea, Letters of travel" bei Doubleday & Mc Clure Company, New York erschienen. Wie der Dichter in einer kurzen Vorrede sagt, hat er sich zu dieser Wiederveröffentlichung älterer Arbeiten entschlossen, weil verschiedene Verleger, nicht zufrieden damit, alte Zeitungsartikel wieder auszugraben, dieselben wiederholt durch Zusätze und Einschiebungen verschönert hätten. Wenn man in manchen der Aufsätze auch die „Tatze des Löwen" erkennt, so stehen sie doch nicht unerheblich gegen die späteren Arbeiten zurück, woran wohl in erster Linie die feuilletonistische Behandlung des Stoffes, die starke Anlehnung an Mark Twain's Stil zeigt, die Schuld tragen dürfte. Vortrefflich ist die Schilderung des amerikanischen Mädchens in dem Capitel „How I found Peace at Musquash on the Monongahela" in den Reiseberichten, ein wahres Labsal nach den Thorheiten, die mehr als ein Schriftsteller und nicht am Wenigsten Paul Bourget in „D'Outre-Mer" über den Gegenstand vorgebracht hat.

[1]) Mit der Schwester seines Mitarbeiters an der „Naulakha" und Tochter seines Verlegers, Miß Caroline Starr Balestier.

[2]) Zu deutscher Uebersetzung: „Das verlorene Licht". Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1894.

[3]) „Im Dschungel". Autorisirte Uebertragung von Curt Abel Winsgrave. Freiburg i. B., Friedrich Ernst Fehsefeld. 1898.

[4]) Zuerst in der „Morning Post" (London) veröffentlicht.

die wahre Veranlassung zu den Vorfällen in Manipur 1891 geben soll und die, auch im Interesse des Verfassers, am besten mit Stillschweigen übergangen wird.

Von einer Reise nach dem Kap und Südafrika heimgekehrt, schlug Kipling seinen Wohnsitz an der Südküste von England, in Rottingdean auf, von wo er 1899 eine andere Reise, angeblich nach Mexico, antrat, auf der ihn in New York die Krankheit traf, die ihn für Monate dort ans Schmerzenslager fesselte und die Veranlassung zu dem Telegramm des Deutschen Kaisers war, das — nicht zur Ehre der deutschen Lesewelt sei es gesagt — mehr als die Arbeiten des Dichters selbst dazu beigetragen hat, seinen Namen in Deutschland bekannt zu machen.

Der große, unbestreitbare, und, man darf hinzufügen wohlverdiente Erfolg Kipling's ist in erster Linie unzweifelhaft der Wahl der Gegenstände zuzuschreiben, die er seinen Erzählungen zu Grunde legte. Wie Bret Harte seiner Zeit Californien und die Goldsucher mit ihren Tugenden und Lastern, ihren Abenteuern, Mühen, Enttäuschungen und Erfolgen zuerst literarisch entdeckte und verwerthete, so hat Kipling als Erster in dem großen ostindischen Reiche, von dem die Königin von England ihren Kaisertitel trägt, die Stoffe für die Studien gefunden, die bei ihrem Erscheinen das anglo-indische Publicum, und seitdem das der ganzen englisch sprechenden Welt mit Gewalt gepackt und in den Bannkreis des Dichters gezogen haben. Der polemischen Seite seiner Natur ist es wohl zuzuschreiben, daß er sich nicht zunächst der Schilderung des Lebens und der Eigenthümlichkeiten der Eingeborenen zuwendete, sondern in den „Departmental Ditties" die Mißbräuche der anglo-indischen Verwaltung und den in derselben herrschenden Nepotismus angriff. Die Lieder pfiffen wie ein Peitschenhieb durch die schwüle Luft von Simla; aber es waren wohl mehr der Schwung der Rhythmen und die meisterhafte Behandlung der Sprache, die den damaligen Kanzler der Universität von Bombay, Sir William Hunter, veranlaßten, zu erklären, daß das Buch von dem Aufgehen eines neuen literarischen Sterns im Osten Kunde gebe.

Kipling's nächster Griff war nicht weniger glücklich; er entdeckte den Sieger in vielen Hunderten von Schlachten, dem trotz seines in Strömen vergossenen Blutes bis jetzt kein Lorbeerkranz geweiht worden war: den Gemeinen der englischen Armee, und schuf in dem Irländer Mulvaney, dem Londoner Cockney [1]) Ortheris und dem Yorkshireman Learoyd drei typische Vertreter des britischen Söldners, die, wenn weniger idealisirt als die „Trois mousquetaires" des älteren Dumas ebenso unsterblich, wie diese bleiben dürften. Es ist eine nicht uninteressante Erscheinung der englischen Literatur, daß, während die Deckofficiere und Matrosen der englischen Marine mehr als einen Homer gefunden haben (man braucht nur an Capitän Marryat's Chucks in Peter Simple zu denken), Niemand dasselbe für die Armee zu thun unternommen hatte. Selbst

[1]) Was die eigentliche Bedeutung von Cockney ist, weiß selbst der Engländer nicht; die Ableitung von coques (Koch), coquinus, und darum Verwandtschaft mit dem französischen coquin, scheint die richtige zu sein: „Londoner Junge" ist wohl die beste Uebersetzung und unserem „Berliner oder Kölner ꝛc. Junge" entsprechend.

die allgemeine Mißachtung, in der der geworbene Soldat, dies Ueberbleibsel mittelalterlicher Zustände, stand und stehen mußte, und die lange Fortdauer der körperlichen, erst 1881 ganz aufgehobenen Züchtigungen in der englischen Armee vermögen diese Thatsache nicht zu erklären. Kipling aber hat das Gefühl, das im englischen Volke gegenüber dem gemeinen Soldaten bestand, sehr richtig in seinem „Tommy“ [1]) geschildert, wie auch die Antwort, die die ihm zu Theil werdende Behandlung in Tommy's Busen hervorruft:

Ich trete in ein Schauthaus ein, bestell' 'nen Schoppen Bier,
Der Wirth steht auf und fährt mich an: „Was sucht der Rothrock hier?
Das Weibsvolk hinterm Schanktisch grinst, hat sich fast todt gelacht.
Ich kehrte ruhig wieder um und hab' bei mir gedacht:
Da heißt's „Tommy dies“ und „Tommy das“ und „Tommy, pack Dich 'naus!“
Doch heißt's: „Dank' schön, Mister Atkins,“ wenn die Bande spielt vorm Haus,
Die Bande spielt vorm Haus, Kam'rad, die Bande spielt vorm Haus,
Dann heißt's: „Dank' schön, Mister Atkins,“ wenn die Bande spielt vorm Haus.

Das Charakteristische liegt hauptsächlich in den Wendungen des Refrains in den verschiedenen Strophen: so z. B. in dem der zweiten:

's heißt „Tommy dies“ und „Tommy das“ und „Tommy, draußen steh!“
Doch heißt's: „Extrazug für Atkins!“ wenn das Truppschiff geht in See.

Oder in der fünften und letzten:

's heißt „Tommy dies“ und „Tommy das“ und „schmeißt ihn 'raus, den Schuft!“
Doch heißt's: „Vertheidiger des Vaterlands“, wenn die Kanone pufft [2]).

Die Soldatengeschichten, die nicht auf die „Soldiers three“ betitelte Sammlung beschränkt, sondern in mehr oder minder großer Zahl in den verschiedenen Bänden verstreut sind, geben ein anschauliches Bild des Soldatenlebens oder richtiger vom Elend des Soldatenlebens in Indien, in dem Langeweile, Weiber und Schnaps die Genossen und Feinde des Soldaten sind, wenn nicht zutrifft, was in „The courting of Dinah Shadd“ [3]) Ortheris seinen Kameraden singt:

Mein schlechtester Freund von Anfang bis End',
Bei dem Blut einer Maus, war ich selbst.

Learoyd ist ein sechseinhalbfüßiger Fuhrmann aus den Bergwerkdistrikten in Yorkshire, ein Berg von Fleisch, in dem der Verstand nur langsam durchackert, und den doch die Liebe zu einem Mädchen, das nicht sein werden konnte, weil sie an der Schwindsucht hoffnungslos darniederlag, in die Arme des Werbesergeanten getrieben hat; Ortheris, der Londoner Cockney, ein Kerlchen wie ein Affenpinscher, war früher Taxidermist (Ausstopfer) und Vogelhändler und endigt auch wieder als solcher in einer Nebengasse Londons; er ist ein vortrefflicher Schütze, aber wo es zum Handgemenge kommt mit der blanken

[1]) Tommy Atkins, der Spottname für den englischen gemeinen Soldaten, aus der für ihn in den Budgetvorlagen gebrauchten generellen Bezeichnung hervorgegangen.

[2]) Arthur Brandeis, „Das englische Heer und sein Dichter“. Festschrift zum achten allgemeinen deutschen Neuphilologentage. 1898.

[3]) In „Mine own people“. The English Library. Leipzig.

Waffe oder der Faust, weiß er hinter seinen beiden Kameraden Deckung zu finden. Mulvaney, der Ire, ist ein alter Soldat, der in einer Menge Regimenter und in noch mehr Feldzügen gedient hat; ein Säufer, den der Trunk um die Tressen des Sergeanten, vielleicht um die Epauletten des Officiers gebracht hat, aber, wenn er nüchtern ist, der Stolz des Regiments und der beste Recruten-drillmeister, den es besitzt, und der mit Hülfe seiner Säbelkoppel die Soldaten lehrt: „Gott zu fürchten, die Königin zu ehren, gradaus zu schießen und sich sauber zu halten". Er ist in Gutem und Bösen der Führer der drei, und, wenn man Alles zusammen nimmt, das Muster eines Soldaten, wie die eng-lische Armee sie hervorbringt und braucht. „Trotz alledem," sagt der Oberst, „wünschte ich, daß ich ein Paar mehr von der Sorte hätte. Gewiß habe ich ein Regiment gern, das sich gut führt, aber diese jungen Strauchdiebe aus dem Depot mit den Gesichtern wie Mehlsuppe, den durchtriebenen Augen und sinnigen Mäulern machen mir manchmal das Herz schwer mit ihrer wider-wärtigen Tugend. Sie scheinen nicht Rückgrat genug zu haben, um etwas Anderes zu thun als höchstens Karten zu spielen und sich vor den Quartieren der Verheiratheten herum zu treiben"[1]).

Mancher tolle Streich, bei dem die Grenzlinie zwischen Erlaubtem und Verbotenem oft nicht scharf innegehalten wird, und bei dem es sich meistens um die Beschaffung von Geld zum Kauf von Getränken handelt, wird von den drei Genossen ausgeführt, aber es kommen auch wieder Stunden, in denen die an Gewissensbisse grenzende Unzufriedenheit mit sich selbst, die Erinnerung an Vergangenes und Verlorenes und das Heimweh nach reineren Zuständen Verzweiflungsausbrüche hervorrufen, die bei den drei Freunden durch gegen-seitige Anlehnung und Hülfe gemildert und überwunden werden, bei Anderen aber, so in „In the matter of a private", zu offener Rebellion und Mord führen. Alles in Allem ist Mulvaney die bedeutendste Figur, die Kipling geschaffen hat; und wenn eine Stelle wie die folgende in „The courting of Dinah Shadd": „Als ich erwachte, sah ich Mulvaney, in dessen Schnurrbart der Nachtthau funkelte, auf sein Gewehr gestützt Posten stehen, einsam wie Prometheus auf seinem Felsen, während — ich weiß nicht welche Geier — seine Leber zerfleischten", vielleicht Manchem als zu pathetisch und zu poetisch für die Gefühlswelt eines gemeinen Soldaten erscheinen dürfte, so hat doch der Dichter damit unzweifelhaft das Richtige getroffen, denn für ihn ist Mulvaney der Vertreter eines ganzen, unter der Last äußerer Umstände und innerer Schuld schwer leidenden Standes.

Es sind übrigens nicht allein die Abenteuer der drei Musquetiere und ihrer Kameraden, die Kipling's Soldatengeschichten füllen, sondern eine große Anzahl anderer Erzählungen in Prosa und Versen enthält auch viel des Charakteristischen, Heiteren und Traurigen aus dem Leben und Treiben der Officiere in den englischen und „schwarzen" eingeborenen Regimentern, deren Hauptquartier und Vereinigungspunkt in weit höherem Maße als bei uns die „Messe", d. h. die Officierspeiseanstalt, bildet.

[1]) In „The Incarnation of Krishna Mulvaney" aus „Mine own people".

Einen nicht minder ergiebigen Stoff bot dem Dichter die Beobachtung der englischen Gesellschaft in den Hügelstationen, in denen während der heißen Jahreszeit die höchsten Behörden, Frauen, Kinder und Urlauber vom Civil und Militär Erholung, Gesundheit und nicht am wenigsten Zerstreuung suchen und finden. Manche von den Geschichten dieser Art sind nicht „in usum delphini" geschrieben; Kipling greift in diese Welt hinein, in der, Gott sei's geklagt, Manches vom Standpunkt der Moral viel zu wünschen übrig läßt; aber er versucht nicht, es unter künstlichem Aufputz zu verbergen und salonfähiger zu machen. Er selbst sagt in der Vorrede zu „Unter den Cedern" [1]: „Eigentlich gehört keine Vorrede zu diesem Buche, denn es beschäftigt sich mit Dingen, die nicht hübsch sind, und mit Häßlichkeit, die verletzt. Aber es ist vielleicht auch gut, zu versuchen, die Schlechtunterrichteten zu versichern, daß Indien nicht ganz von Männern und Frauen bewohnt ist, die mit dem siebenten Gebot Ball spielen, während es auf der anderen Seite feststeht, daß man in viele der jungen Leute im Lande das Vertrauen setzen kann, daß sie sich vorkommenden Falles ebenso brav benehmen werden wie mein verstorbener Freund Robert Hanna Wick [2]. Der Nachtheil davon, wenn man allen Unrath in einer Ecke zusammenkehrt, ist, daß das einen falschen Begriff von dem Schmutz im Zimmer gibt. Leute, die das verstehen und selbst einige Erfahrung besitzen, werden im Stande sein, das richtige Mittel zu ziehen."

Die Darstellung, die Kipling hier von seiner Art der Behandlung unerfreulicher, ich möchte nicht sagen Stoffe, sondern Situationen gibt, ist eine durchaus zutreffende. Er geht dem zu einem nationalen Uebel gewordenen „Flirt" mit seinen äußersten Consequenzen nicht aus dem Wege, aber er findet nicht das Vergnügen und die Genugthuung daran, unter dem Vorwande seelischer Analysen in den faulenden Wunden der Gesellschaft zu wühlen, die seine französischen (und leider auch manche deutsche) Zeitgenossen vielfach so widerlich macht; er versucht nirgends zu beschönigen oder psychologisch zu erklären, was oft nur die Folge von Langeweile und Leichtsinn ist: die Bilder, die er bietet, sind Momentaufnahmen, und wenn sie vom Standpunkt der angewandten Moral nicht unanfechtbar, so liegt die Schuld mehr an den Personen selbst als an dem Photographen, dem sie ungesucht vor das Instrument gekommen sind.

Der dritte Stoff, den Kipling an Ort und Stelle fand und mit gleicher Meisterschaft benutzte, war das Leben, Denken und Fühlen der Eingeborenen. Abgesehen von den Erzählungen, die sich ausschließlich mit diesem Thema beschäftigen, spielen, wie dies unter den Verhältnissen in Indien nicht anders sein kann, die physischen und geistigen Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten der Eingeborenen vielfach in die Geschichten hinüber und hinein, in denen die

[1] Wenn ein übereifriger Kritiker „Deodar" mit Feigenbaum übersetzt, vielleicht weil das Feigenblatt in einer gewissen Beziehung zum Uranfang der Liebe zu stehen scheint, so ist das ein Irrthum. Deodar ist die Ceder des Himalaya, Cedrus Deodara, und als Titel und Symbol für die sich an dem Mittelpunkt der leichtlebigen Gesellschaft Indiens in Simla abspielenden Geschichten gewählt, weil sie der dort am häufigsten vorkommende Baum ist.

[2] In „Only a subaltern" aus „Soldiers three".

Hauptacteure sonst Engländer sind. Im Allgemeinen ist Kipling den Eingeborenen gerecht geworden: die Schilderungen, die er von ihnen gibt, sind scharf umrissen und oft nicht schmeichelhaft, aber sie haben nichts von der Mißachtung, deren sich der Engländer gegen den Inder, der für ihn immer ein „Nigger" bleibt, nur zu oft schuldig macht. In einem kürzlich in Blackwood's Magazine[1]) veröffentlichten Aufsatz ist darauf hingewiesen worden, wie sehr der Sport und namentlich das Polospiel zur Ausgleichung der Gegensätze zwischen den verschiedenen Rassen der Eingeborenen nicht minder als zwischen diesen und den Engländern beitragen, und auch Kipling hat sich dieser Erkenntniß nicht verschlossen. „The man who was"[2]) und „The Maltese cat"[3]) enthalten nach dieser Richtung hin meisterhafte Züge.

Es ist Kipling oft vorgeworfen worden, daß es ihm an Gefühl fehle, und die scharfe, unverbindliche Art seiner Darstellung wie das Hervorkehren der Gegensätze lassen diese Auffassung manchmal nicht unbegründet erscheinen. Aber dem Manne, der die entzückenden Kindergeschichten „His Majesty the King"[4]) und „Bah, bah, Black sheep"[5]) geschrieben hat, von „Wee Willie Winkie" und „Tod's amendment"[6]) nicht zu sprechen, kann der Vorwurf nicht mit Recht gemacht werden; wer so tief in die Geheimnisse der Kinderseele einzudringen gewußt hat, dem mangelt es auch nicht an Verständniß für das, was die innersten Falten des Menschenherzens bewegt, und wenn es noch eines Beweises dafür bedürfte, so würden ihn die Scenen am Krankenlager der Frau des Capitains Gadsby in der „The Story of the Gadsbys" und am Todtenbette Ameera's in „Without privilege of clergy"[7]) liefern. Letztere Geschichte mit allem Glück und allem Weh der Liebe dürfte wohl die tiefstinnerliche sein, die aus Kipling's Feder geflossen ist. Holden, ein Beamter des anglo-indischen Civildienstes, hat von ihrer Mutter, „einem Weib wie auserlesen zum Kuppler- und Zigeunerwesen", eine junge Mohammedanerin gekauft, mit der er in wilder Ehe lebt. Sie gebiert ihm einen Sohn, und dies Ereigniß wie die Liebe und Hingebung Ameera's (so heißt das Mädchen) knüpfen die anfänglich losen Bande immer fester. Da stirbt der kleine Tota, und nachdem der Schmerz der Eltern etwas nachgelassen, bricht die Cholera aus; Ameera weigert sich, dem Beispiel der weißen Frauen zu folgen, die nach den Bergen flüchten, bleibt in der Stadt und stirbt in der Nacht, als eben die Regenzeit einsetzt, die das Ende der Epidemie bringt.

„Ameera lag in dem Zimmer, in dem Tota geboren worden war. Sie gab kein Zeichen, als Holden eintrat, denn die Seele des Menschen ist ein scheues Ding, das, wenn es sich fertig macht zum Scheiden, sich in dem nebelhaften Grenzlande verbirgt, in das der Lebende ihm nicht folgen kann. Die schwarze Cholera thut ihr Werk still und ohne Phrasen. Ameera wurde aus dem Leben heraus gedrängt, als wenn der Todesengel selbst seine Hand auf sie gelegt hätte.

---

[1]) Juni 1899. Polo and Politics. By Thomas F. Dale.

[2]) In „Mine own people.

[3]) In „The day's work", Tauchnitz Edition.

[4]) In „Wee Willie Winkie and other stories". Macmillan & Co. London.

[5]) Ibid.

[6]) In „Plain tales from the hills", Tauchnitz Edition.

[7]) In „Mine own people".

Ihr schneller Athem schien anzudeuten, daß sie sich fürchte oder leide, aber weder ihre Augen noch ihr Mund gaben Antwort auf Holden's Rufe. Da war nichts zu sagen oder zu thun. Holden konnte nur warten und dulden. Die ersten Regentropfen begannen auf das Dach zu fallen, und er konnte die Freudenschreie in der verschmachteten Stadt hören.

Die Seele kam etwas zurück, und die Lippen bewegten sich. Holden beugte sich nieder, um zu lauschen. ‚Behalte nichts von mir,' sagte Ameera, ‚nimm keine Haare von meinem Kopf. Sie würde sie Dich doch später verbrennen machen, und die Flamme würde ich fühlen. Näher, komm näher. Erinnere Dich nur, daß ich Dein war und Dir einen Sohn geboren habe. Und wenn Du morgen eine weiße Frau heirathen solltest — die Freude, Deinen Erstgeborenen in Deinen Armen zu empfangen, ist Dir für immer genommen. Denke an mich, wenn Dir Dein Sohn geboren wird, der Sohn, der Deinen Namen vor allen Menschen tragen soll. Sein Unglück komme auf mein Haupt. Ich bezeuge — ich bezeuge' — ihre Lippen flüsterten die Worte an seinem Ohr — ‚daß es keinen Gott gibt außer Dir, Geliebter.'

Dann starb sie. Holden saß still, und alles Denken war von ihm genommen — bis er Ameera's Mutter den Vorhang heben hörte.

‚Ist sie todt, Sahib?'[1])

‚Sie ist todt.'

‚Dann will ich klagen und nachher das Verzeichniß des Hausraths aufnehmen. Denn der wird mir gehören. Der Sahib wird ihn doch nicht wieder haben wollen. Es ist so wenig, so sehr wenig, und ich bin eine alte Frau. Ich möchte weich liegen'."

In solchen Contrasten, wenn sie auch zartbesaitete Gemüther unsanft berühren mögen, liegt Kipling's Kraft und Reiz: er wendet sie häufig, fast immer an, wenn auch oft in kürzerer, schrofferer Form. Als Holden nach Hause kommt — doch der Dichter spricht besser selbst:

„Die Nachricht von dem Kummer, der ihn betroffen, war schon in seinem Bungalow. Er las die Kenntniß davon in den Augen seines Haushofmeisters, als Achmed Khan Essen herein brachte und zum ersten und letzten Male in seinem Leben eine Hand auf seines Herrn Schulter legte. ‚Iß, Herr,' sagte er, ‚iß: Speise ist gut gegen Betrübniß. Auch ich hab's erfahren. Aber die Schatten kommen und gehen, Sahib, die Schatten kommen und gehen. — Dies sind Eier in Curry.'

Hier ist die Antithese eine doppelte: zwischen der gewöhnlichen Impassivität orientalischer Diener und der außergewöhnlichen Vertraulichkeit Achmed's; zwischen seinen Trostesworten und der Nennung der dargebotenen Speise.

In „Love o'women"[2]), der vielleicht bedeutendsten psychologischen Studie, die Kipling geschrieben, die aber nicht für junge Damen bestimmt ist, stirbt der Held, der schließlich als gemeiner Soldat Handgeld genommen hat und durch seine Ausschweifungen ruinirt ist, in den Armen einer Frau, die er vor Jahren verführt hat, in einem öffentlichen Hause wiederfindet, und die sich auf seinem Leichnam tödtet. Mulvaney, der dem Anfang der Schlußscene beigewohnt hat und fortgelaufen ist, um den Bataillonsarzt zu holen, erzählt:

„Ich konnte sehen, daß die Beiden in der Veranda waren, wo ich sie gelassen hatte, und ich wußte nach der Art, wie ihr Kopf hing, und nach dem Lärm, den die Krähen machten, was vorgefallen war. Es war das erste und das letzte Mal, daß ich erlebt habe, daß eine Frau zur Pistole griff. In der Regel fürchten sie sich vor dem Schuß, aber „Diamanten und Perlen" (wie Love o'women sie früher manchmal Mulvaney gegenüber genannt hatte) that's nicht, sie that's nicht.

---

[1] Sahib: Herr, Anrede der Inder an die Europäer.

[2] Aus „Many inventions". The English Library.

Der Doctor berührte das lange, schwarze Haar auf ihrem Kopf (es lag alles lose über des Weiber-Lieblings Waffenrock), und das machte ihn nüchtern. Er stand eine Weile in Nachdenken, mit den Händen in den Taschen, und endlich sagte er mir: ‚Da haben wir einen doppelten Todesfall aus natürlichen Ursachen, aus ganz natürlichen Ursachen, und bei den jetzigen Verhältnissen wird mir das Regiment dankbar sein, wenn es ein Grab weniger zu graben braucht. Issiwasti,‘ sagte er, ‚issiwasti, Gemeiner Mulvaney, die Beiden werden auf meine Kosten zusammen auf dem bürgerlichen Kirchhofe beerdigt werden, und möge der gute Gott,‘ sagte er, ‚dasselbe für mich geschehen lassen, wenn es so weit ist. Machen Sie, daß Sie zu Ihrer Frau kommen,‘ sagte er, ‚gehen Sie und seien Sie glücklich. Ich werde nach Allem sehen.‘

Ich verließ ihn, immer noch nachdenkend. Sie wurden auf dem bürgerlichen Kirchhof begraben mit dem Trauergottesdienst der englischen Kirche. Damals gab's zu viele Begräbnisse, um viel zu fragen, und der Doctor — er ging im nächsten Jahre mit Major — Major van Dyce's Frau durch — sah nach Allem.“

In „On Greenwood Hill“ erzählt Learoyd die Geschichte seiner Liebe und seines Leides, während Ortheris auf der Lauer liegt nach dem Deserteur von den „Aurangabadis, der in der vergangenen Nacht die Ruhe des weißen Regiments gestört hatte“. Bei den letzten Worten des Erzählers: ‚Ja, Sergeant,‘ sagte ich, ‚vergiß sie‘. „Und seitdem bin ich immer am Vergessen gewesen!“ feuert Ortheris, und siebenhundert Yards entfernt, auf der anderen Seite der Schlucht, rollt eine weiße Gestalt einen rothen Felsen herab und bleibt mit dem Gesicht in einem Busch blauer Gentianen liegen, während ein großer Rabe aus dem Fichtengehölz heraus flattert, um zu sehen, was es gibt.

„‚Das war ein guter Schuß, kleiner Mann,‘ sagte Mulvaney. Learoyd beobachtete nachdenklich, wie der Rauch sich verzog. ‚Vielleicht war auch mit dem da ein Mädel drin verwickelt,‘ sagte er.“

Und in „Little Tobrah“[1], als der Junge eben erzählt hat, wie er seine kleine, blinde, hungernde Schwester, für die er vergeblich eine Mahlzeit zu erbetteln gesucht, in den Brunnen gestoßen hat, da es besser sei, zu sterben als zu hungern, und sie doch nicht sehen konnte mit ihren Augen und nur ein kleines Kind war:

„‚War nur ein kleines Kind,‘ wiederholte die Frau des ersten Stallknechts. ‚Aber was bist Du, schwach wie ein Huhn und klein wie ein eintägiges Füllen, was bist Du?‘

‚Ich, der ich leer war, bin jetzt voll,‘ sagte Klein Tobrah, indem er sich im Staube ausstreckte. ‚Und ich möchte schlafen.‘

Des Stallknechts Frau deckte ein Tuch über ihn, während Klein Tobrah den Schlaf des Gerechten schlief.“

Aehnliche Beispiele ließen sich verhundertfachen, aber man würde Unrecht thun, in diesen oft ganz unvermittelten Gegenüberstellungen nur Mache sehen zu wollen; sie sind vielmehr wohl unzweifelhaft das Ergebniß der Lehrjahre des Dichters, in denen er solche Gegensätze des indischen Lebens aus unmittelbarer Nähe zu beobachten Gelegenheit gehabt haben wird. Auch nach einer anderen Richtung hin ist der Einfluß seiner Umgebung nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Wie bei so manchem anderen Schriftsteller unserer Tage macht sich ein starker Zug zum Geheimnißvollen, Außerirdischen auch bei ihm bemerkbar, aber wenn derselbe z. B. bei Lafcadio Hearn, dem amerikanischen Sänger Japans, auf buddhistisch-japanischen Einflüssen und bei Marie Corelli

[1] Aus „Mine own people“.

auf amerikanisch-spiritistischen beruht, sind es bei Kipling hinduistisch-indische, denen wir die gruseligen Geschichten „Bubbling-well road“ [1]), „The return (recrudescence, wie es in früheren Ausgaben hieß) of Imray“ [1]), „the Mark of the beast“ [1]) und nicht zuletzt „The finest story in the world“ [2]) verdanken, in der in einem Bankclerk, Charlie Mears, dunkle Erinnerungen an zwei frühere Verkörperungen, als Galeerensklave an Bord eines altgriechischen Piratenschiffes und als Matrose auf einem Vikingschiffe auftauchen, die der Verfasser vergeblich zu entwirren und zu vervollständigen sucht, bis diese Erinnerungen, wie ein Bengale, Grish Chunder, vorausgesagt bei dem ersten Kuß einer Frau, die sich in den unbewußten Helden der Erzählung verliebt hat, für immer in das Meer der Vergessenheit zurücktauchen.

Grish Chunder ist eine köstliche Figur des jungen, äußerlich anglisirten Indiers, der den Glauben an Alles, nur nicht an seine eigene Ueberlegenheit über die verhaßte weiße Rasse verloren hat.

„‚Ihr seid sehr komische Narren, ihr Engländer,‘ sagte eine Stimme an meinem Ellenbogen, und als ich mich umdrehte, erkannte ich einen jungen bengalischen Studenten der Rechte, Grish Chunder, den sein Vater nach England geschickt hatte, um ihn zu civilisiren. Der alte Mann war ein verabschiedeter eingeborener Beamter, der bei einem monatlichen Einkommen von fünf Pfund es fertig brachte, seinem Sohn zweihundert Pfund jährlich zu geben und ihm die Zügel auf den Hals zu legen in einer Stadt, in der er sich für den jüngeren Sohn eines fürstlichen Hauses ausgeben und Geschichten von den brutalen indischen Bureaukraten erzählen konnte, die das Gesicht der Armen zertreten.

Grish Chunder war ein junger, wohlbeleibter, ausgewachsener Bengale, mit großer Sorgfalt angethan mit Gehrock, hellen Beinkleidern und rothbraunen Handschuhen. Aber ich hatte ihn gekannt in den Tagen, als die britisch-indische Regierung für seine Erziehung auf der Universität bezahlte und er billigen Aufruhr für die Zeitung ‚Sachi Dspan‘ besteuerte und Verhältnisse mit den Frauen seiner vierzehn Jahre alten Schulkameraden hatte.“

Civilisirt und nach Indien zurückgekehrt, wird Grish Chunder, dem Babu (bengalischer Schreiber) in mißverstandener Popularitätshascherei ein District im Inlande und versuchsweise auch die Verwaltung eines Grenzdistricts anvertraut. In „The head of the district“ [3]) wird dann anschaulich geschildert, wie sich die kriegerischen Stämme der Nordgrenze solchen schwächlichen Velleitäten der maßgebenden Persönlichkeiten gegenüber verhalten.

‚Er ein Sahib!‘ sagt Kola Dad Khan von dem neu zum Vicecommissar von Kot Kumharsen ernannten Grish Chunder Ti, M. A. (Magister artium): ‚er ist ein kala admi — ein schwarzer Mann — zu erbärmlich, um hinter dem Schwanze des Esels eines Töpfers [4]) herzulaufen. Alle Völker der Erde haben Bengalen gezaust. So steht's geschrieben. Du weißt, wohin wir vom Norden gingen, wenn wir Weiber oder Beute wollten? Nach Bengalen, wohin sonst! Was für ein Kindergeschwätz ist das von diesem Sahibthum — und noch dazu nach Orde Sahib.“

Der Versuch mißlingt natürlich, aber Grish Chunder erhält einen anderen Posten, und seine englischen Untergebenen werden getadelt, weil sie ihn nicht genügend unterstützt hätten, obgleich sie die ganze Verantwortung, Arbeit und

---

[1]) Aus „Life's Handicap“.
[2]) Many inventions.
[3]) Aus „Life's Handicap“.
[4]) Der der verachtetsten Kaste angehört.

Gefahr zu übernehmen gezwungen gewesen waren. Auch die Schilderung des Mohammedaners Wali Tad in „On the city wall“[1], der kein Mohammedaner ist, sondern ein Product — ein „Domiciliation product“ (vide Dickens), — und der es den Engländern verdankt, daß er keinen Satz beenden kann ohne aus einem von ihren Schriftstellern zu citiren, ist von einer stupenden Naturwahrheit, besonders in der Scene, in der er sich verächtlicher denn je zuvor über seinen Glauben ausgesprochen und erklärt hat, nicht zu begreifen, wo das Vergnügen stecke, zwanzigtausend Mal in einer Nacht „Ya Hasan, Ya Hussein“ zu sagen, um sich dann schließlich mit einem Fluch und dem verlachten Schrei auf den Lippen in das Getümmel der Prügelei zu werfen, die bei Gelegenheit der Feier des Moharrem durch die Mohammedaner zwischen diesen und den Hindu ausgebrochen ist. Auch „Pagett M. P.“[2], der in sechs Wochen Indien durchreist, lange Reden über die Nothwendigkeit der Einführung eines liberalen Wahlgesetzes hält und über die englischen Beamten schimpft, die in goldenen Palästen den Schweiß des Volkes verprassen, entgeht dem wohlverdienten Spott nicht. Im Gegensatze zu den lächerlichen Declamationen der Faddisten gibt „At the end of the passage“ eine tief ergreifende Schilderung der körperlichen und seelischen Leiden, unter denen die im Inland vereinzelten englischen Beamten oft zusammenbrechen. Ein Meisterstück der politischen Satire aber ist die Beschreibung, die Safiz Ullah Khan in „One view of the question“[3] von dem parlamentarischen System in England und seinem Einfluß auf die Beziehungen des Mutterlandes zu Indien, wie sie dem Inder erscheinen müssen, entwirft:

„Gewisse Leute, die sich selbst dazu ernennen, gehen herum und sprechen zu den Niedriggebornen, den Bauern, den Handwertern, die Leder bearbeiten, den Tuchhandlern und den Frauen: ‚Gebt uns die Erlaubniß, durch Eure Gnade im Rath für Euch zu sprechen.‘ Wenn sie wegen der großen Verheißungen, die sie machen, diese Erlaubniß erhalten haben, so kehren sie in den Rathssaal zurück und sitzen dort, sechshundert und Einige, unbewaffnet zusammen und sprechen, Jeder aufs Gerathewohl für sich und seine niedrig geborne Gefolgschaft. Die Vetiere und Diwans der Kaiserin müssen bei ihnen immer um Geld betteln, und wenn nicht mehr als die Hälfte der Sechshundert eines Herzens sind, was das Ausgeben der Einkünfte anbetrifft, so kann im ganzen Lande kein Pferd beschlagen, kein Gewehr geladen und kein Mann angezogen werden. Denke immer daran! Die Sechshundert sind über der Kaiserin, über dem Vicekönig von Indien, über dem Haupt der Armee und über jeder anderen Macht, die Du je gekannt hast. Weil sie den Beutel halten . . . Der Telegraph ist der Diener der Sechshundert, und alle Sahibs in Indien ohne Ausnahme sind die Diener des Telegraphen. Auch halten die Bettler, wie Du weißt, jährlich, was sie ihren Congreß nennen, heute an einem Platz und morgen an einem anderen, und jämern Bengalen mit Gerüchten, indem sie das Gerede unter dem niedrig gebornen Volk wiederholen und verlangen, daß sie wie die Sechshundert die Ausgaben controliren sollen. Und sie werden jeden Punkt und Buchstaben über die Köpfe der Gouverneure und Vicegouverneure, und wer immer Macht hat, hinweg bringen und mit Geschrei vor die Füße der Sechshundert in London werfen; und gewisse unter den Wortverdrehern und den Weibern, die nicht geboren haben, werden ihren Forderungen zustimmen, und Andere werden

---

[1]) Aus „In Black and White“ zusammen mit „Soldiers three“: Tauchnitz Edition.
[2]) Aus „Other verses, in „Barrack-Room ballads“ etc.
[3]) Aus „Mine own people“.
[4]) Aus „Many inventions“.

der Uneinigkeit müde werden. So wird neue Verwirrung in den Rath der Kaiserin gebracht werden, ebenso wie die Insel nahebei unterstützt und gestreichelt wird in dem glimmenden Kriege, von dem ich Dir geschrieben . . ."

Kein erfreuliches Bild, aber eins, das der Auffassung der meisten Anglo-Inder entspricht, und dessen furchtlose Wiedergabe nicht wenig zu der Popularität beigetragen hat, die der Verfasser in dem engeren Kreise seiner Landsleute in Indien genießt.

Aber Kipling hat auch noch Anderes als Menschen unter der heißen Sonne Indiens gefunden; das Thierleben dort hat ihm, wenn auch in der phantastischen Form der Thierfabel, den Stoff zu den beiden Bänden des „Jungle Book" gegeben. Es ist die Geschichte Mowgli's, die darin erzählt wird. Als nackter Menschen-Säugling wird Mowgli von einem Wolfpaare adoptirt, von dem braunen Bär und dem schwarzen Panther unterrichtet und von Akela, dem Führer des Wolfsrudels von Sekonee, und Kaa, dem gewaltigen Python, beschützt und vertheidigt. Aber trotz dieser Freunde stößt der Wald ihn aus, als er heranwächst, und auch die Menschen wollen nichts von ihm wissen. Verbittert und traurig streift er mit seinen vier Gefährten umher, den Wölfen des Wurfs, mit denen er zusammen aufgewachsen, bis ihn die Liebe endgültig zu den Menschen zurückführt. Spätere Kritiker mögen sich die Köpfe darüber zerbrechen, wie es gekommen, daß, wie der Dichter gleich dem japanischen Maler, der sein Bild des Kranichs mit dem Schnabel beginnt, dazu gekommen ist, seine Schilderung mit der Schlußscene „In the Rukh" („Many inventions") zu beginnen, in der der unvergleichlich gezeichnete „dot damned old Müller, der Inspector-General of the Woods and Forests" an den Narben an den Knieen und Ellbogen Mowgli's seine Jugenderlebnisse erkennt. Uns sollen die urwüchsige Frische und wirkliche Naivität der Erzählungen, denen glücklicher Weise jede Spur parodistischer Beimischung fehlt, genügen. Auch die anderen in den beiden Bänden befindlichen Geschichten, die sich nicht auf Mowgli's Erlebnisse beziehen, „The white Seal", „Rikki-Tikki-Tavi", „Toomai of the Elephants", „The Miracle of Purssee Bhagat" u. a., sind wahre Perlen der Fabulirungskunst; die Bände, die sie enthalten, kann man Jedem, und nicht am wenigsten Kindern, in die Hände geben; immer und immer wieder werden sie von allen Denen mit reinem Vergnügen und Genuß gelesen werden, für die es ein Bedürfniß ist, sich von Zeit zu Zeit aus dem Lärm und Streit des Lebens in das Reich der Phantasie zu flüchten, um dort neue Kraft und neue Lust für weitere Kämpfe zu schöpfen.

Das literarische Talent Kipling's, so bedeutend und unbestritten es auch sein mag, genügt nicht, um allein den großen Erfolg zu erklären, den er in England wie auch in den Vereinigten Staaten errungen hat. Andere Elemente haben zu demselben mitgewirkt und müssen mit in Betracht gezogen werden. Kipling ist in gutem Sinne Gelegenheitsdichter. Er fühlt den Pulsschlag der Massen, vielleicht bevor sie selbst eine Beschleunigung desselben bemerkt haben, und bringt, was sie unbestimmt ahnen, in eine poetische Form, die, wenn sie nicht als besonders hohe Kunst anzusehen ist, ihn zum Barden der Armee, der Marine und — der imperialistischen Tendenzen des modernen Englands

gemacht hat. Als Imperialist ist Kipling grob und rücksichtslos wie seine Prototypen auf anderen Gebieten, die sehr Ehrenwerthen Herren Chamberlain und Cecil Rhodes und der nicht minder Ehrenwerthe Lord Curzon, aber er trifft damit die herrschende Stimmung, und wenn uns z. B. in seinem „Soldier an' Sailor too“ [1]) die Häufung burlesker Adjectiva: „harumfrodite cosmopolouse — procrastitutes — und chrysanthemums“ zur Bezeichnung der Marinesoldaten der „Tümmler“, wie es in unserer Matrosensprache heißt, wenig anmuthet und Alles, nur nicht poetisch erscheint, so verhindert das nicht, daß der Dichter, als er an Bord des Flaggschiffes „Majestic“ des Aermelkanal-Geschwaders dieses Gedicht und ein anderes, „The flag of old England“, vorgelesen hatte, von acht seiner Zuhörer unter dem begeisterten Zuruf Hunderter von Seeofficieren und beim Klang der vereinigten Musikbanden der Flotte auf dem Deck des Schlachtschiffes im Triumph herumgetragen wurde. Solche Scenen sprechen mehr für den Einfluß, den ein Dichter auf die Herzen seines Volkes gewonnen, als bogenlange Zergliederungen seines Werthes oder Unwerthes erklärlich oder unerklärlich machen können. Ein Kritiker hat behauptet, daß Kipling Musik schreibe, und daß er die Melodie lange im Kopfe habe, ehe er die Worte dafür finde; für einzelne seiner Gedichte ist das unzweifelhaft richtig — ob auch nur für die Mehrzahl, mag zweifelhaft erscheinen.

Auch mit seinen Seegeschichten, wie „The ship that found herself“ [2]) — „Judson and the Empire“ [3]) und anderen hat Kipling unzweifelhaft den rechten Ton für seine Landsleute getroffen, in noch höherem Maße aber mit dem kleinen Heftchen „A fleet in being“ [4]), das eine zweimalige Fahrt auf einem Kreuzer des Kanalgeschwaders schildert und in drei Monaten vier Auflagen mit 35 000 Exemplaren erlebte. In kurzen Absätzen mit packenden Ueberschriften gibt der Verfasser eine humorvolle Schilderung des Lebens an Bord eines Kriegsschiffes, des Dienstes auf demselben und im Geschwader, von dem, was Officiere, Midshipmen und Matrosen einander erzählen, und von der gewaltigen Macht der Zerstörung und der Verantwortung, die in der Hand jedes einzelnen Capitäns und in noch höherem Maße in der eines Admirals liegen. Das Gefühl der Größe und Unüberwindlichkeit der englischen Seemacht, das aus jeder Seite des Büchelchens spricht, hat einen Widerhall in den Herzen aller Engländer gefunden.

Ebenso hat Kipling in Betreff der Vereinigten Staaten in seinem „The white man's burden“ imperialistischen Tendenzen Ausdruck gegeben, freilich in dem Sinne, daß der weiße Mann die Lasten und Mühen der Regierung und Erziehung niederer Rassen im Interesse der Civilisation auf sich nehmen müsse.

In Vorstehendem ist versucht worden, wenigstens in großen Umrissen der vielseitigen literarischen Thätigkeit des Dichters gerecht zu werden. Es erübrigt nur noch, seiner drei größeren Werke: „The light that failed“ [5]) — „The

[1]) Aus „The seven seas“. Tauchnitz Edition.
[2]) Aus „The day's work“.
[3]) Aus „Many inventions“.
[4]) Macmillan & Co. London. Zuerst in der „Morning Post“ veröffentlicht.
[5]) The English Library.

Naulakha“ [1]) und „Captains courageous“ [2]), zu gedenken, von denen die beiden ersten weder seinen Ruhm begründet haben würden noch sehr viel zu demselben beigetragen haben. „Captains courageous“ dagegen stellt sich würdig seinen besten Arbeiten an die Seite. Der Gegenstand der Novelle ist im Wesentlichen derselbe wie der in Pierre Loti's „Pêcheurs d'Islande“, die Schilderung des Lebens auf einem in der Hochseefischerei beschäftigten Fahrzeuge. Aber während bei dem süßlichen und unwahren französischen Akademiker selbst das Seewasser nach Patschuli zu riechen scheint, weht in dem Kiplingschen Buche die echte, wahre Salzwasserluft. Der Sohn eines amerikanischen Milliardärs — um den neuesten Ausdruck zu gebrauchen —, der auf den ersten Seiten des Buches mit allen seinen Untugenden vortrefflich geschildert wird, fällt von einem Passagierdampfer ins Meer, wird von einem Fischerfahrzeuge gerettet und kehrt nach mehrmonatlichem Aufenthalt an Bord desselben gebessert in die Arme seiner Eltern zurück, die ihn als verloren beweint hatten. Ein Buch für gute Kinder und solche, die es werden wollen, aber so frisch und lebensfreudig, mit so köstlichen Personen und Episoden, daß Niemand es ohne Interesse lesen und ohne Befriedigung aus der Hand legen dürfte. Disco Troop, der Führer des Schooner's „Hier sind wir“, der sich nie in seinen Urtheilen irrt und den Helden des Buches, der von den Reichthümern seines Vaters erzählt, für geistig gestört hält; Disco's Sohn, Dan, der sich nach der langen Seereise auf das Nachthemd am Lande freut, in dem man endlich seine Zehen wieder bewegen könne; Onkel Salters, der aus einem Farmer ein Seefahrer geworden ist, aber sich von seinen landwirthschaftlichen Gedanken und Anschauungen nicht frei machen kann; Penn, ein früherer Missionar, der bei dem Bruch des Reservoirs in Johnstown Frau und Kinder und die Erinnerung an seine ganze Vergangenheit verloren hat und den Verstand nur auf kurze Zeit wiederfindet, um mit einem Vater zu beten, der seinen Sohn vor seinen Augen hat untergehen sehen; der frühere Kriegsschiffsmatrose Tom Platt, der Portugiese Manuel, der schwarze Koch, der gälisch spricht: sie alle sind meisterlich gezeichnet, und nicht am wenigsten Harvey Cheyne, der Taugenichts, sein Vater und seine Mutter, die nicht begreifen kann, was das für Frauen in der Sommerfrische des kleinen Hôtels in Gloucester sein mögen, von denen keine ein Kleid trägt, das über hundert Dollars gekostet hat, und die doch etwas haben sollen, was sie nicht besitzt. Aber Mama Cheyne, die das ist, was der Amerikaner ein „silly woman“ nennt, gewinnt doch unser Herz, wenn sie in dem Expreßzug, der sie in weiter Fahrt ihrem wiedergefundenen Sohne entgegenführt, Hut und Handschuhe nicht ablegen will, weil sie sonst das Gefühl hat, als ob sie nicht vorwärts käme, und immer nur das eine Wort: „Vorwärts, vorwärts“ wiederholen kann. Und wenn, nachdem sie an Bord des kleinen Fahrzeuges gewesen, Alles gesehen und Allen gedankt hat, der „lange Jacob“ sagt: „Und wer soll die ‚Hier sind wir‘ jetzt noch benutzen? Kommt's mir doch vor, als ob sie aus dem allen eine Kirche gemacht hätte“, so werden Viele finden, daß er gar nicht so Unrecht hat.

[1]) The English Library.
[2]) Tauchnitz Edition.

Die Besprechung eines lebenden Dichters kann nicht schließen, ohne einen Blick in seine Zukunft zu versuchen. Henry James[1], der eine Einleitung zu den „Soldiers three“ geschrieben hat, meint — und wir werden ihm darin beistimmen müssen — die Stärke des Dichters liege in den kurzen Geschichten, in der Behandlung der Episoden, und die Thatsache, daß Kipling dies richtig erkannt habe, stelle ihm noch eine lange Reihe von Erfolgen in Aussicht. Ein anderer Reviewer, Andrew Lang[2], der bereits 1890 „The courting of Dinah Shadd and other stories“ durch ein Vorwort eingeleitet hat, spricht sich ebenfalls dahin aus, daß abgewartet werden müsse, ob Kipling im Stande sein werde, „eine lange Novelle oder vielmehr eine Novelle von dem gewöhnlichen Umfange zu schreiben“, und fügt hinzu, daß wenige Menschen in beiden Formen der Dichtung, kurzen Geschichten und langen Novellen, Bedeutendes geleistet hätten, und daß Kipling unzweifelhaft in der einen dieser Gattungen Vorzügliches hervorgebracht habe.

Beide dürften darin Recht haben, daß Kipling's Feld bisher ausschließlich das der kurzen Geschichte, der Novellette gewesen ist, und daß seine Versuche, längere Novellen zu schreiben, bis jetzt nicht besonders glücklich gewesen sind. Denn selbst „Captains courageous“ ist im Grunde nur eine Aneinanderreihung von Episoden, von denen die meisten mit geringen Abänderungen für sich bestehen könnten.

In einem anderen Punkte hat Mr. Andrew Lang wenigstens theilweise Unrecht gehabt, darin nämlich, daß er für Kipling keine recht volksthümliche Popularität voraussah. Kipling ist heute nach der Zahl der Auflagen seiner Werke und der abgesetzten Exemplare derselben einer der populärsten, wo nicht der populärste Schriftsteller in englischer Sprache, wenn viele seiner Sachen auch immer Caviar für das Volk bleiben werden. Wie lange er diese Stelle behaupten wird, ob sein Stil, seine Mache, sit venia verbo, seine Stoffe nicht auf die Dauer wie eine zu stark gewürzte Speise den Geschmack seiner Leser abstumpfen und ihn wie manchen Anderen zu Uebertreibungen drängen werden, die aufhören Kunst zu sein und banal sind und wirken: das kann nur die Zukunft entscheiden. Der aufmerksame, sehr aufmerksame Leser von Kipling's Werken findet in ihnen manche sich wiederholenden Worte, Sätze, Anklänge und Erinnerungen, die die Vermuthung nahe legen könnten, als ob eine Erschöpfung des heute so reichlich sprudelnden Quells wenigstens nicht unmöglich sein und aus dem Phänomen — denn das ist Kipling heute, wie Bret Harte es einst war — ein Novellenschreiber mittlerer Güte werden könnte, wie der Letztere zu einem solchen geworden ist. Dagegen muß man wieder hervorheben, daß Kipling's neuestes, nach dreizehnjähriger literarischer Productivität veröffentlichtes Buch, „The day's work“, keine Spur einer Abnahme der Kraft nach irgend einer Richtung hin zeigt, und daß einige der in demselben enthaltenen

[1] Geboren 1843, amerikanischer Novellist, vielfach als der Chef der englischen analytischen Schule angesehen.

[2] Geboren 1844, ein vielseitiger Schriftsteller, Literarhistoriker und Kritiker, nicht zum mindesten bekannt durch seine Controverse mit Max Müller und dessen Schule über die Auslegung von Fragen der Mythologie und Volkssagen.

Geschichten, wie z. B. „William the Conqueror“, „The Maltese cat“ und „The tomb of his ancestors“, zu dem Besten gehören, was er geschrieben hat. Was er zu vermeiden haben wird, dürfte das Hineinbringen abstruser kosmogonischer, philosophischer und spiritistischer Conceptionen in seine Erzählungen sein, wie z. B. in die ebenfalls in dem letzten Bande enthaltenen „The Bridge builders“ und „The Brushwood Boy“, was sonst den Gedanken erwecken könnte, als ob den Dichter zeitweilig das Gefühl beschleiche, daß seine Geschichten jetzt eines besonderen Ausputzes bedürften, um die frühere Wirkung hervorzubringen.

Kipling's Stil ist ein sehr scharfer und pointirter, in manchen Beziehungen fast unenglischer, wenn er die Sprache auch mit seltener Meisterschaft handhabt. Die Ursache dafür mag in den Gegenständen liegen, die er wählt. Wie Mr. Lang sagt, macht es den Eindruck, als wenn er nicht über das alltägliche englische Leben zu schreiben im Stande wäre. Jedenfalls erhöht seine Art zu schreiben die Schwierigkeiten der Uebersetzung sehr bedeutend und die häufige Anwendung verschiedener Dialekte und des Rothwelsch (Slang), besonders in den Soldatengeschichten, macht eine gute Uebersetzung, die Form und Geist des Originals wiedergeben würde, fast zur Unmöglichkeit. Kipling wird daher für die deutsche Lesewelt, soweit sie nicht der englischen Sprache mächtig ist, in der Gesammtheit seiner Werke wohl kaum jemals ganz zugänglich werden, was um so mehr zu bedauern ist, als seine Schilderungen indischer und militärischer Verhältnisse neben ihrem literarischen Werth unzweifelhaft auch einen didaktischen besitzen. Von der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart ist, wie schon erwähnt, eine recht gute Uebersetzung von „The light that failed“ veröffentlicht worden, der sich eine im achten Heft 1899 von „Aus fremden Zungen“ erschienene von „William the Conqueror“ würdig anschließt. Auch in den in Reclam's „Universal-Bibliothek“ veröffentlichten „Schlichten Geschichten aus Indien“ hat der Uebersetzer den Ton des Originals meistens gut getroffen.

Griechenland unter den Römern.

Von
L. Friedlaender.

Schluß.) [Nachdruck untersagt.]

Die Schattenseiten des städtischen Lebens mußten bei Denen, die ihnen am meisten ausgesetzt waren, die Sehnsucht nach dem Frieden und der Unschuld des Landlebens erwecken. Die Vergleichung von Stadt und Land, ein bei Dichtern und Rhetoren gleich beliebtes Thema, wird in der Regel zu Gunsten des letzteren ausgefallen sein. Auch Dio hat es in diesem Sinne behandelt. In seinem „Jäger" hat er, wie ein byzantinischer Autor sagt, gezeigt, „daß das geschäftslose Leben, auch wenn es arm wäre, um Vieles angenehmer ist, als das im Lärm und der Schwelgerei der Städte verbrachte". Dios „Jäger" ist eins der anziehendsten Stücke der späteren griechischen Literatur, und seine Schilderung einer in ihrer Abgeschiedenheit von der Verderbniß wie von der Verfeinerung der Civilisation gleich unberührten Existenz zeichnet sich durch eine Anmuth, Frische und Lebendigkeit aus, die ihr nur ein wirkliches Erlebniß geben konnte. Nur in dem Bemühen, den Contrast zwischen ländlicher Unschuld und städtischer Corruption möglichst grell erscheinen zu lassen, verräth sich der Rhetor.

Ich setzte, so erzählt er[1]), mit einigen Fischern in einem ganz kleinen Fahrzeug von der Insel Chios nach dem Festlande über. Es war schon Spätherbst, ein Sturm überfiel uns, und mit Mühe und Noth retteten wir uns an die Ostküste von Euböa. Das Fahrzeug ging an dem felsigen Ufer zu Grunde, die Fischer begaben sich zu einigen Purpurschneckenfängern, die dort an der in der Nähe vorspringenden Landzunge vor Anker lagen, und gedachten ihnen eine Zeit lang bei der Arbeit zu helfen. So blieb ich allein, ohne zu wissen, in welcher Stadt ich Zuflucht suchen sollte, und schlenderte die Küste entlang, in der Hoffnung, ein ankerndes oder vorüberfahrendes Schiff zu erblicken. Als ich eine große Strecke gegangen war, ohne auf Menschen zu stoßen,

[1]) Die Erzählung ist hier vielfach abgekürzt.

sah ich einen Hirsch, der eben von einer Klippe herabgestürzt war, unmittelbar an der Brandung, von den Wellen bespritzt, noch röchelnd. Bald darauf vernahm ich Hundegebell von der Höhe her, das aber unter dem Rauschen des Meeres kaum herauszuhören war. Mit Mühe stieg ich einen Felsen hinan und sah nun die Hunde suchend hin und her laufen, offenbar war das Wild, von ihnen bedrängt, den Abhang hinab gesprungen. Bald erschien auch der Jäger, ein Mann mit vollem Bart und starkem Lockenhaar. Der fragte mich: Fremder, hast du irgendwo einen fliehenden Hirsch gesehn? Und ich antwortete: der liegt schon unten in der Brandung, führte ihn hin und zeigte ihm das Thier. Nun schleppte er es aus dem Wasser, zog mit dem Messer das Fell herunter, wobei ich mit angriff, so gut ich es vermochte, schnitt die hinteren Keulen ab und lud sie sammt dem Fell auf. Er forderte mich auf, mitzugehen und an dem Braten Theil zu nehmen, sein Haus sei nicht weit.

Du kannst, sprach er, morgen früh wieder an den Strand gehn, wenn du die Nacht bei uns geschlafen hast; für jetzt ist es nicht möglich, in See zu gehn. Ich will wünschen, daß der Wind sich nach fünf Tagen legt, aber es ist nicht dazu angethan, wenn die Wolken so wie jetzt auf den Höhen von Euböa festgelagert sind. Dann fragte er mich, woher und auf welche Weise ich ans Land gekommen, und ob das Schiff nicht verloren gegangen sei. Ich beantwortete seine Frage, und er sagte, an dieser wilden und felsigen Küste — sie heiße die hohle Bucht von Euböa — könne sich ein Schiff kaum jemals retten und Menschen selten. Er versprach gutmüthig, für mich Sorge tragen zu wollen. Du scheinst mir, fügte er hinzu, ein Städter zu sein, ein Schiffer oder Arbeiter bist du nicht, sondern nach deinem kümmerlichen Aussehen ein gebrechlicher Mann. Ich folgte ihm mit Vergnügen; beraubt zu werden, fürchtete ich nicht, da ich nichts hatte als meine abgenutzte Kleidung. In solchen Tagen habe ich oft erprobt, da ich mich auf einer beständigen Wanderung befunden habe, daß Armuth in Wahrheit heilig und unverletzlich ist und sicherern Schutz vor Kränkung gibt als der Heroldsstab des Gesandten.

Es waren ungefähr vierzig Stadien (eine deutsche Meile) bis zu der Stelle, wohin er mich geleitete. Im Gehen erzählte er mir von dem Leben, das er mit Frau und Kindern führte. Wir sind unsrer zwei, sagte er, die an demselben Ort leben, und haben zwei Geschwisterkinder zu Frauen, die uns Söhne und Töchter geboren haben. Zumeist leben wir von der Jagd, ein wenig bauen wir auch das Feld. Das Land gehört uns nicht. Unsere Väter waren zwar freie Leute, aber ebenso arm wie wir, und weideten für Lohn die Rinder eines reichen Mannes von hier auf unsrer Insel, der viele Herden von Pferden, Rindvieh und Schafen und viel schönes Land besaß, auch sonst großes Vermögen hatte — alle diese Berge gehörten ihm. Als er starb, wurde sein Vermögen eingezogen, man sprach auch, der Kaiser habe ihn wegen seines Reichthums umbringen lassen; die Herden trieben sie gleich zum Schlachten fort, und einige Kühe, die unser eigen waren, mit; Lohn aber wollte Niemand zahlen. Da mußten wir nun bleiben, wo wir waren; einige Stücke Vieh hatten wir noch, und Hütten und eine hölzerne Einfriedigung, nicht groß noch stark, hatten wir uns wegen der Kälber für die Sommerzeit gemacht. Im Winter

weideten wir auf den Triften, wo hinreichende Weide war, und überdies hatten wir Futter vollauf liegen. Im Sommer trieben wir auf die Berge. Das Gehöft haben wir hier erbaut, weil der Boden Abfluß hat: auf beiden Seiten sind auch tiefe und schattige Schluchten, und mitten durch fließt ein Wasser, das nicht reißend ist, so daß Kinder und Kälber leicht darin gehen können, und es ist rein und reichlich, denn die Quelle entspringt in der Nähe. Auch weht hier im Sommer stets ein frischer Luftzug, und die Waldung ringsumher hat weichen und überrieselten Grund und erzeugt wenig Bremsen und andere Plagen des Viehes. Unter den hohen, einzeln stehenden Bäumen ist auch viel trefflicher Wiesenwuchs und Alles den ganzen Sommer hindurch voll blühender Kräuter, so daß die Herde sich nicht zu zerstreuen braucht.

So waren unsere Väter damals in den Hütten geblieben, bis sie wieder Arbeit fanden, und hatten sich von dem Anbau eines kleinen Ackers neben dem Gehöft genährt, der ihnen hinreichenden Ertrag gab, da sie Dünger vollauf hatten. Da sie nun mit den Rindern nicht mehr zu schaffen hatten, legten sie sich auf die Jagd. Mit der Zeit gewöhnten sich auch die Hunde, mitzulaufen. Im Anfang verfolgten sie nur die Wölfe eine Strecke weit, um Säue und Hirsche kümmerten sie sich nicht; erblickten sie aber einen Menschen, so stellten sie sich zusammen, bellten und fielen ihn an. Als sie aber Blut von Säuen und Hirschen geleckt und sich gewöhnt hatten, statt Gerstenbrei Fleisch zu fressen, auch hungern mußten, wenn nichts erlegt war, und nur nach glücklicher Jagd zu fressen bekamen, wurden sie immer eifriger, verfolgten Alles, was sich zeigte, nahmen Fährte und Geruch wahr und wurden endlich aus Hirtenhunden spät dressirte und etwas unbeholfene Jagdhunde. Wenn der Winter kam, war keine Arbeit zu thun, denn in ein Dorf oder eine Stadt gingen unsere Väter nicht hinab. Sie verwahrten dann die Hütten besser, machten das Gehöft fester und fuhren fort, das Feld zu bestellen. Die Jagd war im Winter leichter, denn die Spuren sind in dem feuchten Boden sichtbarer; wenn aber Schnee liegt, sind sie schon aus der Ferne kenntlich, so daß man nicht lange zu suchen braucht, sondern wie auf einem Pfade auf das Wild losgeht. Auch ist das Wild im Winter weniger scheu und behende. Man kann manchmal Hasen und Rehe im Lager greifen.

Unsere Väter gaben uns jeder seine Tochter dem Sohne des Anderen zum Weibe. Im vorigen Jahre sind sie gestorben; sie hatten, wie sie sagten, eine sehr hohe Zahl von Jahren erreicht, aber sie waren stark, frisch und rüstig geblieben. Von den beiden Müttern ist die meine noch am Leben. Mein Kamerad ist noch niemals in die Stadt gekommen, obwohl er schon fünfzig Jahre alt ist, und ich nur zweimal, einmal als Kind mit meinem Vater, als wir noch die große Herde hüteten. Das andere Mal kam Einer und forderte Geld von uns, als wenn wir es gehabt hätten, und hieß mich mit nach der Stadt kommen. Wir hatten aber auch nicht ein einziges Stück Geld, sonst hätten wir es gern gegeben, und das beschwor ich auch. Wir bewirtheten den Mann, so gut wir vermochten, und gaben ihm zwei Hirschfelle, und ich ging mit ihm in die Stadt, denn er sprach, es sei ganz nothwendig, daß Einer von uns Beiden käme und über die Sache Bericht gäbe. Da sah ich, wie auch

das erste Mal, viele große Häuser und außerhalb eine starke Mauer und darauf viele viereckige Gebäude, das waren die Thürme, und viele Schiffe wie in stillem Wasser, im Hafen ruhig vor Anker liegend. So etwas ist hier nirgends, wo Du gestrandet bist, und deshalb gehen auch die Schiffe verloren. Das sah ich nun Alles dort und vieles Volk auf einer Stelle zusammengedrängt und einen grausamen Lärm und Getümmel, so daß es mir vorkam, als wenn Alle sich in den Haaren lägen.

Jener führte mich nun zu einigen von den Vorgesetzten und sprach mit lachendem Munde: Hier ist der Mann, zu dem ihr mich gesandt habt; er hat aber nichts als sein langes Haar und eine Hürde von starkem, gutem Holz. Die Vorgesetzten gingen dann ins Theater, und ich ging mit. Das Theater ist aber wie eine tiefe, hohle Schlucht, nicht langgestreckt, sondern halbkreisförmig, doch nicht natürlich, sondern von Steinen auferbaut. Doch Du lachst wohl über mich, daß ich Dir etwas beschreibe, was Du selbst gut kennst. Endlich führten sie mich vor. Da sprach einer: Das ist einer von Denen, ihr Männer, die das Gemeindeland[1]) schon seit vielen Jahren nutzen, und nicht bloß sie, sondern auch ihre Väter, und unsere Berge abweiden und auf unserem Grund und Boden säen und ernten und jagen und viele Häuser gebaut und Wein gepflanzt haben und vieles andere Gute genießen, ohne Zins zu entrichten oder eine Schenkung nachweisen zu können. Ich glaube gar, sie sind noch nicht einmal in die Stadt gekommen. Und ich machte ein Zeichen der Verneinung, und das Volk lachte, wie es das sah.

Dio schildert nun sehr ausführlich den Verlauf der Volksversammlung, in der die gemeine Habsucht und Lügenhaftigkeit des sykophantischen Angebers mit der Bedürfnißlosigkeit und Aufrichtigkeit des Landmanns gehörig in Contrast gesetzt wird. Der Sykophant übertreibt die Größe des Feldes, das die armen Leute bebauen, unermeßlich und versichert dem Volk, daß von dessen Ertrage täglich drei Liter Mehl an jeden Bürger ausgetheilt werden könnten — hier bricht der Landmann in ein Gelächter aus, und das Volk tobt durch einander —, daß das usurpirte Land ganze Dörfer mit großen Herden Gespannen und Sklaven enthalte; er wirft dann den jetzigen Inhabern vor, daß sie von den Schiffbrüchen an ihrer Küste Vortheil ziehen, und erklärt das ärmliche Aussehen des jetzt Erschienenen für einen Kunstgriff, um das Volk zu täuschen. Ein wohlgesinnter Mann nimmt sich der Angegriffenen an und führt aus, daß die Bebauer des wüst liegenden Gemeindelandes eher Aufmunterung verdienten, da zwei Drittheile dieses Bodens aus Mangel an Bewohnern ungenutzt lägen; man solle ihnen also das bereits in Besitz genommene Grundstück zehn Jahre lang zinsfrei überlassen, und dann erst sollten sie eine geringe Abgabe entrichten. Sei es doch schimpflich, daß dicht an den Stadtthoren sogleich eine Wildniß beginne, während in der Stadt öffentliche Plätze widerrechtlich angebaut würden, die Schafe auf dem Markt weideten und die Statuen im Gymnasium im Korn versteckt wären.

---

[1]) Auf welche Weise das für den Fiskus eingezogene Land in den Besitz der Stadtgemeinde gekommen ist, hat Dio unterlassen anzugeben.

Der Landmann äußert nach dieser Rede seine Bereitwilligkeit, den Wünschen des Volkes nach Möglichkeit zu entsprechen. Von dem Vorsitzenden gefragt, was er geben könne, antwortete er: vier sehr schöne Hirschfelle, was neues Gelächter erregt; die Bärenfelle seien hart und die Bockfelle nichts werth; doch wenn sie sie wollten, sollten sie auch diese nehmen. Er beschreibt hierauf ihren ganzen Vorrath an Nahrungsmitteln und Geräthen — vier Sicheln, vier Hacken, drei Lanzen, zwei Waidmesser und etwas Töpferzeug — und den Viehstand — acht Ziegen, eine kleine Kuh und ein Kälbchen. Der Denunciant wirft ein, das Geld würden sie wohl in der Erde vergraben haben, worauf die Antwort erfolgt: So komm doch, du Narr, und grabe es aus! Wer wird denn Geld in die Erde stecken? Es geht ja doch nicht auf! Was wieder allgemeine Heiterkeit erregt.

Zuletzt vertheidigt sich der Angeklagte gegen den Vorwurf, von Schiffbrüchen Vortheil gezogen zu haben. Er habe am Strande nichts gefunden als von den Wellen ausgeworfene todte Seemöven und diese an die heilige Eiche des Zeus genagelt. Schiffbrüchige habe er immer in seiner Hütte aufgenommen, sie nach Kräften unterstützt, ihnen zu essen und zu trinken gegeben und sie nach bewohnten Gegenden geführt. Glücklicher Weise ist einer von diesen Schiffbrüchigen, der die Gastfreundschaft der guten Leute genossen hat, in der Versammlung gegenwärtig und rühmt eifrig ihre Menschenfreundlichkeit: sie haben sogar das Hemd ihrer Tochter hergegeben, um seine Blöße zu bedecken. Da ging ich denn, sagt der Erzähler, auf den Mann zu und küßte ihn; das Volk aber lachte. Da ward ich gewahr, daß sie in den Städten einander nicht küssen. Jener wohlgesinnte Redner stellt nun den Antrag, den Landmann als Erretter eines und vermuthlich mehrerer Bürger auf Stadtkosten zu bewirthen, ihm für das Hemd seiner Tochter Leibrock und Mantel zu geben und den freien Genuß des von ihm bebauten Grundstücks zu gewährleisten. Dazu fügt er noch aus eigenen Mitteln eine Summe Geldes. Der Landmann läßt sich Rock und Mantel aufnöthigen, weist aber das Geld entschieden zurück. Gebt es meinem Ankläger, sagt er, damit er es in die Erde grabe; er weiß damit Bescheid. Seit jener Zeit, so schließt er seine Erzählung, hat uns Niemand mehr belästigt.

Als er aber zu Ende gesprochen hatte, fährt Dio fort, waren wir bei den Hütten angekommen. Da sagte ich lachend: Aber dein schönstes Besitzthum hast du doch den Stadtleuten verheimlicht, diesen schönen Garten, in dem so viel Gemüse wächst und Bäume stehen. Den, antwortete er, haben wir erst später angelegt. Wir traten nun ein. Den ganzen übrigen Tag brachten wir mit der Mahlzeit zu. Mein Wirth und ich lagerten auf einer hohen Streu von Blättern, die Frau saß neben ihrem Mann, die Tochter, ein Mädchen, das eben ins heirathsfähige Alter getreten (d. h. zwölf bis vierzehn Jahre alt war), wartete auf und schenkte uns süßen, dunkelrothen Wein ein. Die Söhne richteten das Fleisch zu, legten es vor und speisten dann selbst mit. Ich aber pries in meinem Herzen diese Menschen selig und hielt sie für die glücklichsten, die ich je kennen gelernt. Und doch hatte ich die Paläste und Tafeln von Reichen, ja von Statthaltern und Königen gesehen, aber wenn sie mir nie beneidenswerth erschienen waren, mußte ich sie nun beklagenswerth finden, da

ich die freie, unabhängige Armuth dieser Menschen vor Augen sah, die ja auch der Luft an Speise und Trank keineswegs entbehrten, sondern vollauf hatten.

Als wir nun unsere Mahlzeit beendet hatten, kam auch der Kamerad meines Wirthes herein. Ihm folgte sein Sohn, ein stattlicher Bursche, der einen Hasen trug. Als er eintrat, wurde er roth, und während der Alte uns begrüßte, küßte er das Mädchen und gab ihm den Hasen. Nun hörte das Mädchen auf, uns zu bedienen, und setzte sich neben ihre Mutter; an ihrer Stelle wartete der junge Bursche auf. Und ich fragte meinen Wirth: Ist es diese, der Ihr das Hemd auszogt, um es dem schiffbrüchigen Mann zu geben? Nein, sprach er lachend, die hat schon lange einen Mann, einen reichen Mann im Dorf und schon große Kinder. Also, sagte ich, helfen sie Euch wohl aus, wenn Ihr etwas bedürft? Wir bedürfen nichts, antwortete die Frau. Aber sie nehmen von uns, wenn ein Wild erbeutet ist, und Obst und Gemüse, denn sie haben keinen Garten. Weizen haben wir einmal von ihnen genommen, aber nur zur Aussaat, und nach der Ernte wiedergegeben. Wollt Ihr nun, fragte ich weiter, auch diese hier einem reichen Manne geben, damit sie Euch auch Weizen leihe? Der Jüngling und das Mädchen wurden roth. Die, antwortete der Vater, wird einen armen Mann bekommen, einen Jäger wie ich. Und er sah lächelnd den Jüngling an.

Warum, fragte ich, gebt Ihr sie ihm nicht gleich? Soll er vielleicht erst aus dem Dorf kommen? Ich denke, war die Antwort er ist nicht weit, sondern wohl gar hier drinnen. Und die Hochzeit wollen wir ausrichten, wenn wir einen glücklichen Tag gewählt haben. Woran, fragte ich, erkennt Ihr einen glücklichen Tag? — Wenn der Mond nicht klein ist; auch muß die Luft rein sein, klar und glänzend. Ist er denn, fragte ich, auch wirklich ein guter Jäger? Ich kann, fiel hier der Jüngling ein, einen Hirsch bewältigen und einen Eber abfangen. Wenn Du magst, Fremder, kannst Du es morgen selbst sehen. Hast Du denn auch diesen Hasen gefangen? Er fing sich selbst, sagte er lachend, diese Nacht im Netz. Es war prächtig klar und der Mond so groß, wie er noch nie gewesen ist.

Hier lachten die beiden Alten, der Vater des Mädchens so gut wie der des Burschen, er aber schwieg verschämt still. Nun sagte der Vater des Mädchens: Ich, mein Sohn, will nicht länger warten, sondern Dein Vater, bis er ausgehen kann, um ein Opferthier zu kaufen; denn wir müssen den Göttern bei der Hochzeit opfern. Da sprach der jüngere Bruder des Mädchens: Er hat ja schon ein Opferthier angeschafft, und wir mästen es hinter der Hütte; es ist schon fett. Ist das wahr? fragte er, woher hast Du es denn? Als wir die Wildsau mit Jungen fingen, liefen die anderen davon; eins aber traf ich mit einem Stein und brachte es ins Dorf. Da habe ich ein Ferkel dafür eingetauscht, ihm hinten einen Koben gemacht und es gefüttert. Darum also, sagte der Alte, lachte Deine Mutter immer, wenn ich mich über das Quieken und Grunzen wunderte, und dafür hast Du auch die Gerste verbraucht. Die Kastanien, war die Antwort, taugten nicht zum Mästen. Wollt Ihr das Thierchen sehen, so will ich es hereinbringen. Sie hießen ihn das thun, und er und die Söhne meines Wirths liefen jubelnd hinaus.

Unterdeß brachte das Mädchen aus einer anderen Hütte zerschnittene Speierlinge, Mispeln, Winteräpfel und strotzende Trauben von einer edlen Art und legte dies Obst auf den Tisch, nachdem sie zuvor mit Blättern die Fleischreste abgewischt und frisches Farnkraut untergebreitet hatte. Nun kamen die Knaben unter Lachen und Scherzen mit dem Schwein zurück; ihnen folgten die Mutter des Bräutigams und zwei Brüder, noch kleine Kinder; sie trugen auf Brettern Brote, gesottene Eier und geröstete Kichererbsen. Nach der Begrüßung setzte sich die Frau neben ihren Mann und sprach: Da seht Ihr nun das Opferthier, das der Junge schon so lange auf die Hochzeit gemästet hat. Auch alles Uebrige ist bereit, Gersten- und Weizenmehl haben wir gesiebt; nur ein wenig Wein werden wir noch brauchen, und der ist nicht schwer aus dem Dorf zu bekommen. Ihr Sohn hatte sich dicht neben sie gestellt und sah den Schwiegervater an. Der sprach lächelnd: Vielleicht will er das Schwein noch länger mästen? Es platzt ja schon vor Fett, sagte der Bursch. Und ich fügte, um ihn zu unterstützen, hinzu: Wenn Ihr das Schwein noch fetter machen werdet, wird der Bräutigam Euch mager werden. Jawohl, sprach die Mutter, der Fremde hat Recht, er ist schon ganz abgemagert, und neulich merkte ich auch, daß er in der Nacht wach war und vor die Hürde hinausging. Das war, sagte er, weil die Hunde bellten und ich nach ihnen sehen wollte. Nicht doch, versetzte sie, Du liefst hinaus, weil Du keine Ruhe hattest. Nun wollen wir ihn nicht länger sich härmen lassen. Und damit fiel sie der Mutter der Braut um den Hals und küßte sie; die aber meinte zu ihrem Manne: Wir wollen thun, was sie wünschen.

Und so wurde die Hochzeit auf den dritten Tag festgesetzt und ich eingeladen, so lange dort zu bleiben, was ich mit Freuden that, indem ich an die Hochzeiten der Reichen dachte und all die Freiwerberinnen und das Herumfragen nach Vermögen und Familie, die Mitgiften und Brautgeschenke, die Versprechungen und Schwindeleien, die Contracte und Verschreibungen und zuletzt bei der Hochzeit selbst die nur zu häufigen Zänkereien und Verfeindungen.

III.

Der Vorrang Athens unter den Städten Griechenlands war in der mittleren und späteren Kaiserzeit noch unbestrittener als in der Zeit seiner Macht und Größe. Unter August war es nach Ovid „nur noch ein Name" gewesen. Sulla, der die von einem Feldherrn Mithridat's vertheidigte Stadt am 1. März 86 v. Chr. mit Sturm nahm, hatte sie zerstören wollen, aber wenn er auch die Lebenden um der Todten willen zu schonen sich entschloß, gab er sie doch seinen Soldaten preis, die ein furchtbares Blutbad anrichteten, und vernichtete mit ihrem Arsenal und ihren Schiffswerften ihren Seehandel für immer. Noch zweimal stellte sich Athen auf die Seite der unterliegenden Partei; auf die des Pompejus gegen Cäsar, der dann als Sieger die Athener fragte, wie oft sie denn der Ruhm ihrer Vorfahren noch retten solle, und auf die des Brutus und Cassius, deren Statuen man neben denen des Harmodius und Aristogiton errichtete, gegen die zweiten Triumvirn. Doch behandelte auch Octavian die Stadt gnädig. Er ließ ihr die Freiheit und ein

Gebiet von etwa 40 Quadratmeilen auf dem Festlande und mehrere Inseln. Dennoch befand sie sich in einer sehr mißlichen Finanzlage. Um diese zu verbessern, trieb sie einen förmlichen Handel mit ihrem Bürgerrecht, bis August es verbot, und wollte wiederholt Inseln verkaufen. Ein Julius Nikanor, der Salamis für sie zurückkaufte, erhielt den Ehrentitel eines neuen Themistokles und, da er Verse machte, auch eines neuen Homer.

Als freie Stadt war Athen von jeder Einwirkung der römischen Beamten eximirt und hatte Gerichtsbarkeit über seine eigenen Bürger, in Civilsachen auch über die dortigen Römer. An der Spitze des Staates stand ein vom Volke gewählter Stadthauptmann (Stratege), der die Sorge für das Getreidewesen und das Recht hatte, den Rath und die Bürgerversammlung zu berufen; die Befugnisse des ersteren, dessen Mitgliederzahl zu verschiedenen Zeiten verschieden war (500, 600, 750, zuletzt 300), waren auf Kosten der letzteren erweitert. Das Collegium der neun Archonten bestand fort, ebenso der Areopag, der neben seiner richterlichen Thätigkeit eine administrative hatte.

Athen war auch in der Zeit seines tiefsten Verfalls, aus dem es sich im Laufe des ersten Jahrhunderts nach Chr. nur sehr langsam erhob, vielleicht die am meisten besuchte Fremdenstadt des römischen Reiches. Auch in seiner Verödung blieb es unvergleichlich schön. Ovid vermochte sich vorzustellen, wie es gewesen war, als noch eine Fülle von Geist, Reichthum und ein festlicher Friede es erfüllten: der Dämon des Neides, sagte er, weinte vor Grimm, wenn er die makellose Herrlichkeit dieser Stadt erblicken mußte. Die wundervollen Werke, mit denen Perikles die Stadt geschmückt hatte, erschienen wie neu und eben vollendet; die Zeit, sagt Plutarch, hatte sie nicht angetastet, ein Duft der Frische schwebte darüber, als wäre ihnen ein ewig blühendes Leben und eine unalternde Seele eingepflanzt worden. Noch mehr als durch diese unvergleichlichen Bauten und die Ueberfülle der Kunstwerke wurden die Römer durch den Reichthum Athens an historischen Erinnerungen angezogen; diese waren es vorzugsweise, die Atticus an seine Lieblingsstadt fesselten, und wie er suchten ohne Zweifel die meisten römischen Reisenden vor Allem die Orte auf, wo die großen Männer der Vorzeit gewohnt hatten, wo sie zu sitzen, sich im Gespräch zu ergehen pflegten, und wo sie bestattet waren. Auch der Wunsch, in die eleusinischen Mysterien eingeweiht zu werden, zog Jahr aus Jahr ein zahlreiche Fremde nach Athen, vor Allem aber das Verlangen, den Unterricht der besten Lehrer, namentlich der Philosophie, zu genießen. Auch die Anmuth des Landes, „von der man sich überall wie von einem sanften Hauch angeweht fühlte" (man zählt dort 179 ganz und 151 meist sonnenhelle Tage im Jahre), mochte Manche zu dauerndem Aufenthalte bestimmen. Marc Anton erbat nach der Schlacht bei Actium die Erlaubniß, sein Leben hier beschließen zu dürfen, wenn er nicht am Nil leben solle. Zu den vornehmen und reichen Fremden, die sich in Athen für immer niederließen, gehörte ein Enkel des letzten depossedirten Königs von Kommagene: C. Julius Antiochus Philopappus, dem der Königstitel gelassen worden war. Er lebte hier (mit Plutarch befreundet) als Bürger der Stadt, deren hohe Aemter er bekleidete, und gegen die er sich freigebig erwies; das Denkmal, das seine Brüder ihm errichteten, ist noch erhalten.

Eine neue Blüthe verdankte Athen den großen Bauten und Zuwendungen Hadrian's, der die Stadt bedeutend erweiterte, und Marc Aurel's Gründung einer aus der Reichskasse dotirten hohen Schule für Philosophie und Beredsamkeit. Die Zeit ihres höchsten Glanzes wird von der Mitte des zweiten bis zur Mitte des dritten Jahrhunderts gewährt haben, wo schon die ersten Wellen der Völkerwanderung über die Grenzen Griechenlands zu schlagen begannen. Im Jahre 267 nahmen die Gothen und Heruler Athen ein; ein alter Gothe soll seine Genossen von der Verbrennung einer Bibliothek abgehalten haben: die Germanen würden die Griechen um so leichter besiegen, je mehr Zeit diese auf solchen unnützen Trödel verwendeten. Doch ein Athener aus vornehmer Familie, P. Herennius Dexippus, als Rhetor, Philosoph und Geschichtschreiber berühmt, sammelte ein Heer und trieb die Deutschen aus dem Lande. Alarich, der im Herbst 395 Achaja ohne Widerstand einnahm, schonte Athen, doch Eleusis wurde zerstört. Im Anfange des fünften Jahrhunderts war Athen nur noch durch seinen Honighandel berühmt. Die Hallen des Lyceum standen leer, die Säulengänge waren ihrer Bildsäulen beraubt; Synesius, Bischof von Ptolemais und Cyrenaica, den der alte Ruhm der Stadt zur Reise dorthin bewogen hatte, vergleicht sie mit dem blutenden und leeren Fell eines geschlachteten Opferthieres. Etwa ein Jahrhundert später wurde der Parthenon durch einen Umbau in eine Kirche der Panhagia Atheniotissa verwandelt und mit ihrem Mosaikbilde geschmückt, der Theseustempel dem heiligen Georg geweiht, in der Halle des Tempels des olympischen Zeus eine Kapelle des heiligen Johannes errichtet und eine der dortigen Säulen von einem oder mehreren Säulenheiligen als Sitz benutzt.

Schon in der hellenistischen Periode war die Stadt, an der die gebildete Welt des Alterthums ein ähnliches Interesse nahm wie die jetzige an Rom, von den Fürsten der halbgriechischen Länder (Aegypten, Syrien, Pergamus, Kappadocien), auch dem sehr baulustigen König Herodes von Judäa mit Bauten geschmückt worden; sie alle wollten zugleich ein Denkmal ihrer griechischen Bildung hinterlassen und sich an der würdigsten und berühmtesten Stelle verewigen. Die Nichtvollendung des von Antiochus IV. von Syrien (175—164) begonnenen Baues des Tempels des olympischen Zeus blieb ein Wahrzeichen für Athen, wie die des Doms für Cöln; der Plan einer Anzahl mit Rom befreundeter und verbündeter Fürsten, ihn auszubauen und dem Genius Augusts zu weihen, wurde nicht ausgeführt; erst Hadrian hat ihn vollendet. Der noch stehende Thurm der Winde ist von einem Syrer, Andronikos, wohl nicht lange vor Christi Geburt erbaut worden. Auch die Römer erwiesen ihre Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen das Mutterland ihrer Cultur am liebsten hier. Pompejus schenkte der Stadt 50 Talente zu baulichen Zwecken; auch Cicero hatte gewünscht, ein Denkmal seiner Liebe zu Athen zu hinterlassen; das noch stehende Thor des neuen Marktplatzes ist aus Spenden Cäsar's und August's erbaut; denn Agrippa wurde für die Erbauung eines Theaters eine Reiterstatue am Aufgange zu den Propyläen errichtet. Hadrian schuf den südöstlichen Theil Athens zu einer neuen, durch ein Bogenthor von der alten Theseusstadt geschiedenen „Hadriansstadt" mit vorherrschendem

Villencharakter um, deren Kern jener colossale, überaus prächtige Tempel des olympischen Zeus war; den Aquäduct, der sie mit Wasser versorgte, vollendete erst Antoninus Pius; unter Hadrian's Bauten in der übrigen Stadt waren ein Bibliothekgebäude und ein Gymnasium die prachtvollsten. Der einzige Athener, der seine Vaterstadt mit Bauten schmückte, war Herodes Atticus. Sein Odeum der Regilla, ein zu dramatischen und concertartigen Aufführungen bestimmtes, dreistöckiges, sehr reich ausgestattetes, 6000 Personen fassendes Gebäude in römischem Rundbogenstil, am Abhange der Akropolis, das wahrscheinlich mit dem Dionysostheater durch eine Halle verbunden war, hatte eine Decke von Cedernholz, der Fußboden der Orchestra war schachbrettartig mit Tafeln aus pentelischem Marmor und Eipollin belegt. Daß durch diese modernen Bauten Athen die Einheitlichkeit des Charakters seiner Architektur völlig verlor, ist klar. Aufs Grellste contrastirten die korinthisch-römische Ordnung und vollends der Bogen- und Gewölbebau, die Häufung der Motive, die willkürliche Behandlung der Ornamente, die Buntheit der farbigen Materiale mit der edlen Einfalt und stillen Größe der Bauten des Iktinos und seiner Zeitgenossen.

Einen Theil seiner Fremdenfrequenz verdankte Athen seine Erziehungsanstalt für die männliche Jugend, die sich aus einem militärischen Institut entwickelt hatte. Die Epheben, d. h. die jungen Bürger vom vollendeten siebzehnten bis zum vollendeten neunzehnten Jahre, hatten ehemals eine zum Kriegsdienst vorbereitende Ausbildung erhalten. Mit dem Aufhören der staatlichen Selbständigkeit Athens nahm das Institut einen neuen Charakter an: die militärischen Uebungen (Speerwerfen, Bogenschießen, Geschützbedienung, Lagerschlagen) wurden aufgegeben, der Cursus einjährig, und der Eintritt war nicht mehr obligatorisch und nicht an ein bestimmtes Alter gebunden und stand auch Fremden frei. In den zahlreichen, auf Steintafeln erhaltenen Listen der Epheben sind unter den auswärtigen Zöglingen wenige aus dem eigentlichen Griechenland, wo, wie gesagt, zahlreiche Städte die Sorge für die Ausbildung ihrer Jugend selbst übernommen hatten; auch wenige Römer, da in Rom die Gymnastik niemals als wichtiges Erziehungsmittel anerkannt war. Groß ist dagegen die Zahl der Zöglinge aus Kleinasien, Syrien, Phönicien und dem bosporanischen Reich, dessen Fürsten Freunde griechischer Bildung waren: offenbar legte man in den halbgriechischen Ländern Werth darauf, die anerkannteste Schule der Hellenisirung durchgemacht zu haben. Im dritten Jahrhundert fand man, daß die Sprachreinheit der Athener durch fortwährenden Verkehr mit jungen Leuten aus Thrakien, Pontus und anderen Barbarenländern, die man aufnahm, weil sie Geld brachten, gelitten habe. Bis auf Marc Aurel schwankt die Zahl der Epheben zwischen 100 und 200, unter ihm stieg sie auf 370. Die Fremden waren zuweilen zahlreicher als die einheimischen: im Jahre 55 betrug die Zahl der Ersteren 114. Unter dem Archontat des Kaisers Hadrian führt ein Verzeichniß 81 Milesier auf, unter Marc Aurel gab es Epheben aus dem ganzen Orient, aus Arabien und Mesopotamien, wie aus Libyen und Aegypten.

Der Hauptzweck des Instituts blieb die gymnastische Ausbildung. Der Leiter desselben war der jährlich vom Volk aus einer der nicht zahlreichen angesehenen Familien, die im dauernden Besitz der Ehrenämter waren, gewählte Kosmet; gewöhnlich wurde er bei der Niederlegung seines Amtes vom Staat durch ein Belobungsdecret, von den Epheben durch eine Statue oder Büste geehrt; von den letzteren haben sich 33 aus römischer Zeit erhalten. Er ernannte die technischen Lehrer, namentlich die (in der Kaiserzeit lebenslänglich angestellten) Hauptlehrer aller gymnastischen Uebungen (die Pädotriben), den Fechtlehrer und den Schleuderwart. Mit dem obligatorischen Unterricht im Laufen, Ringen, Boxen u. s. w. hatte man schon in der vorrömischen Zeit einen facultativen literarischen verbunden. In einem Decret werden die Epheben wegen ihrer Lernbegierde, ihres Besuchs von Vorlesungen (namentlich philosophischen) und guten Betragens gelobt; der Kosmet, weil er für ihren Eifer und ihre Bildung in den vom Volke vorgeschriebenen Studien Sorge getragen. Die Epheben besaßen eine Bibliothek, die sie durch Anschaffungen vermehrten. Unter Hadrian wird ein Gesanglehrer erwähnt, der die Lobgesänge auf den Kaiser einübte. Bei Festspielen erwiesen die Epheben nicht bloß ihre turnerische Leistungsfähigkeit (auch in mindergewöhnlichen Wettkämpfen, wie Fackellaufen, Laufen in voller Rüstung, Regatten), sondern rangen auch mit Gedichten und Lobreden um den Preis; bei der Erinnerungsfeier für Platää fand ein Dialog statt, in dem mindestens zwei Epheben die Tapferkeit der Vorfahren und den Ruhm des Kaisers priesen; zuweilen beschloß die ganze Körperschaft die Rede eines Mitgliedes auf einer Steintafel einmeißeln zu lassen.

Man suchte auch den Patriotismus und das religiöse Gefühl bei den attischen Epheben zu wecken und zu nähren. Sie nahmen nicht bloß an den Gedächtnißfeiern der Perserschlachten, sondern auch an einer Feier Theil, die jährlich an dem Gesammtgrabe der für das Vaterland Gefallenen stattfand. Bei den Processionen an Götterfesten trugen sie heilige Bilder und Geräthe; bei Opfern leisteten sie Hülfe durch Bändigung und Vorführung der Opferstiere und brachten den Göttern selbst Opfer und Gaben (z. B. silberne Schalen) dar. Bei den großen jährlichen Processionen nach Eleusis hatten sie die Ordnung auf der heiligen Straße aufrecht zu erhalten. Im Schmuck der Waffen und mit Myrten bekränzt schritten sie in Reihe und Glied einher, und zwar in schwarzen Mänteln, bis Herodes Atticus die ganze Körperschaft mit weißen beschenkte, und sangen die Lobgesänge auf die Gottheiten mit. In einem Decret heißt es ausdrücklich, daß sie an der Verehrung der Götter durch den Staat Theil nehmen sollen, damit sie fromme Männer werden mögen. Dem Kosmeten lag die Sorge für die Erfüllung all dieser Vorschriften ob.

Obwohl die Kosten des Instituts vom Staat und reichen Bürgern, namentlich den Kosmeten, seit dem ersten Jahrhundert zum Theil auch von der kaiserlichen Kasse getragen wurden, war der Eintritt doch nur für wohlhabende junge Leute möglich; denn das Herkommen verpflichtete die Epheben zu großen Ausgaben, wie zur Anschaffung von Opferthieren und -Gaben, Ausrichtung von Festlichkeiten, Lieferung des Oels und sonstiger Requisiten für die gym-

naſtiſchen Uebungen (die zuweilen Mehrere gemeinſchaftlich übernahmen) u. dergl. Sie hielten Verſammlungen, faßten Beſchlüſſe und ernannten aus ihrer Mitte Beamte, die die Titel der Staatsbeamten (Archon, Strateg, Herold, König, Polemarch, Marktmeiſter) führten. Natürlich gab es unter ihnen kameradſchaftliche Vereine mit verſchiedenen Benennungen (Herakliden und Theſeiden); auch freundſchaftliche Verbindungen von je zweien ſcheinen häufig geweſen zu ſein.

Wenn das Ephebeninſtitut nur die Jugend der öſtlichen Länder nach Athen zog, war die als geiſtiges Centrum der griechiſchen Welt, als „Hellas von Hellas" anerkannte Stadt während eines halben Jahrhunderts das Ziel Unzähliger im ganzen römiſchen Reich, die nach der höchſten und feinſten Bildung, namentlich nach Vervollkommnung in Beredſamkeit und Philoſophie ſtrebten. Dieſer Zudrang ſteigerte ſich ſehr, ſeit Marc Aurel durch die bereits erwähnte Errichtung von hochbeſoldeten Lehrſtühlen für beide Fächer, nach dem Ausdruck Caſſius Dio's, „allen Menſchen Lehrer für höhere Bildung gegeben hatte". Die kaiſerliche Stiftung beſtand bis zum Ende des Alterthums. Von den beiden Lehrſtühlen für Beredſamkeit war der kaiſerliche mit 10000 Drachmen, der ſtädtiſche, d. h. auf die Stadtkaſſe angewieſene, mit 6000 dotirt; die Profeſſoren ſtammten großentheils aus dem griechiſchen Oſten.

Seit dem Ende des erſten Jahrhunderts bildete eine neue Form der Rhetorik ſich aus, deren Virtuoſen Sophiſten genannt wurden, und die Bedeutung, die ſie gewann, die große Anzahl der Talente, die ſich ihr zuwandte, die allgemeine leidenſchaftliche, ans Unglaubliche grenzende Bewunderung, die ſie in der ganzen griechiſchen Welt hervorrief: alles dies beweiſt, daß ſie nicht bloß dem Zeitgeſchmacke völlig entſprach, ſondern auch eine tief empfundene Leere im geiſtigen Leben in einer für die große Mehrzahl der Gebildeten befriedigenden Weiſe ausfüllte. Der unerſättliche Drang nach immer neuer geiſtreicher Unterhaltung, die Empfänglichkeit für künſtleriſche Form lebten in der alternden Nation mit unverminderter Stärke fort, aber das reine und ſichere Gefühl für wahre Kunſt, das ſie einſt in ſo hohem Maße beſeſſen, war verloren gegangen.

Die Kunſt der Sophiſten, die dem entarteten Geſchmack der ſpäteren Jahrhunderte ſo ſehr zuſagte, war eine Afterkunſt. Sie ſchuf ſchwer zu handhabende, bis ins Kleinſte ausgebildete Formen, genaue und kleinliche Regeln, für jede Art des Stils, jede Art des Gedankenausdruckes, für Satzbildungen und Rhythmen; ob ein Satz ſpondeiſch oder anapäſtiſch anfangen ſollte u. dergl., war eine wichtige Frage. Die Virtuoſität der Sophiſten beſtand (wie die der Meiſterſinger), in der ſcheinbar mühelosen Ueberwindung der techniſchen Schwierigkeiten ihrer Kunſt. Die in dem gebildeten Publicum je länger je mehr verbreitete Kenntniß dieſer Technik und die unglaublich geſchärfte Feinheit des Gehörs erhöhten die Empfänglichkeit und Bewunderung der Zuhörer. Uns erſcheint die Redekunſt der Sophiſten mit ihrer anſpruchsvollen Formenkünſtelei bei völligem Mangel an Inhalt, mit ihrer ſüßlichen Affectation, ihrer geſpreizten Unnatur, ihrem Schwulſt und Bombaſt als widerliche Caricatur

jener alten, großartigen Beredsamkeit, die sie in erneuerter Gestalt reproduciren wollte; zu ihr verhielt sie sich wie die Kunst des Bernini zu der des Phidias. Diese Rhetorik strebte nach Alleinherrschaft im Gebiet der redenden Künste; sie wollte nicht bloß die Geschichtschreibung und Philosophie sich unterwerfen, sondern auch die Poesie verdrängen oder in ihr eigenes Gebiet hinüberziehen, indem sie sich der poetischen Gegenstände und Darstellungsmittel bemächtigte; ihre Prosa schillert durchaus in poetischen Farben. Dazu kam eine studirte Declamation, die nur zu oft, wie Auftreten, Mienenspiel und Gebärden, ins Theatralische fiel oder sich dem musikalischen Vortrage zu sehr näherte.

Der Enthusiasmus für die Sophisten und ihre Leistungen, der sich auch in Ehrenbezeugungen aller Art kundgab; das Zuströmen der bildungsbeflissenen Jugend zu den Städten, wo sie sich als Lehrer niederließen; die Bedeutung, die man ihnen zugestand, die sie als Strafredner, Ermahner und Versöhner aufzutreten berechtigte, und ihre eigene, an Verrücktheit grenzende Einbildung von der Wichtigkeit und Wirkung ihrer Thätigkeit: Alles dies erscheint unbegreiflich, wenn man nicht zweierlei berücksichtigt. Erstens bot die Sophistik der Nationaleitelkeit der Griechen eine lang entbehrte Befriedigung. Abermals hatte ihr Land eine neue glänzende Bildungsform hervorgebracht, die in der ganzen Welt Interesse und Bewunderung erregte, abermals für das ganze Gebiet der Literatur, auch der römischen, den Ton angegeben. Aber noch mehr war ihr Erfolg dadurch gesichert, daß sie sich in den Dienst des Cultus der Vergangenheit stellte, indem sie zugleich die Verherrlichung der großen Vorzeit Griechenlands und die Neubelebung der attischen Prosa der besten Zeit zu ihrer Aufgabe machte. Freilich vermochte der sogenannte Atticismus nur Aeußerlichkeiten der klassischen Muster zu reproduciren und artete je länger je mehr zu geistloser Pedanterie aus. Bald ersparten zahlreiche Verzeichnisse der echt attischen Worte und Wendungen, in deren Herstellung die Philologen wetteiferten, das Studium der Originale. Auf Alle, die sich des Gebrauchs von Ausdrücken der Vulgärsprache schuldig machten, sahen die Atticisten als auf Halbbarbaren herab. Uebrigens war man keineswegs einig, welche classischen Autoren die vorzüglichsten Muster seien. Es gab Puristen laxerer und strengerer Observanz. Einer der Letzteren äußert sein großes Befremden, daß die Größen der Literatur den Lustspieldichter Menander unsinnig bewunderten, obwohl er doch unzählige unechte und ungebildete Ausdrücke gebraucht hatte, von denen er nicht weniger als acht schaudernd anführt.

Obwohl die Sophisten ihre Beredsamkeit nicht selten auch in Gerichtsverhandlungen verwertheten, war der Hauptzweck ihrer Reden Schaustellung der neuen Kunst und ihrer Virtuosität in deren Handhabung. Auch die Meister zeigten sich gern in der Behandlung jener fingirten hochromantischen Criminalfälle, die als Themata für die Uebungsreden der Schüler zu dienen pflegten. Die dabei vorausgesetzten Vorgänge lagen großentheils an der Grenze der Möglichkeit oder auch jenseits derselben, und die handelnden Personen wurden in die denkbar stärksten Conflicte zwischen gleich heiligen Pflichten, gleich starken und berechtigten Neigungen und Empfindungen gebracht. Hier stand der Arme dem Reichen, der hartherzige Vater dem edlen Sohn, die Entehrte

ihrem Verführer gegenüber; böse Stiefmütter, mächtige Zauberer, entmenschte Piraten, besonders aber schreckliche Tyrannen und hochherzige Tyrannenmörder waren stehende Figuren; furchtbare Schicksale, wie Pest und Hungersnoth, in Dunkel gehüllte Verbrechen, Mord und Selbstmord, Familiengreuel jeder Art waren beliebte Ingredienzien dieser sogenannten Controversen, in denen bis ins sechste Jahrhundert Schule und Lehrer als Ankläger und Vertheidiger auftraten und den Beifall großer Versammlungen ernteten. Sodann hielten die Sophisten Prunkreden aller Art: Lobreden auf Götter, Kaiser, Statthalter u. s. w., auf die Städte, in denen sie sich hören ließen, Trauer-, Grab- und Festreden u. s. w. Ein beliebtes Kunststück war das allgemein Bewunderte herabzusetzen, z. B. die homerische Poesie, das Verachtete, Häßliche, Schädliche, Verabscheute zu preisen; man hielt Lobreden auf den Staub, den Rauch, das Fieber, die Faulheit, auf Thersites, Cyclopen, den Polyphem, bewies, daß Klytämnestra vor Penelope, Paris vor Hektor den Vorzug verdienen u. s. w.

Doch die beliebtesten Themata waren die der griechischen Geschichte entnommenen; es gab keinen interessanten und wichtigen Moment derselben, der nicht unzählige Male behandelt worden wäre. Solche Themata waren z. B.: Rede des Demosthenes nach der Schlacht bei Chäronea; Reden der Spartaner und Thebaner, welche beide sich nach der Schlacht bei Leuktra um das Bündniß der Athener bewerben, und eines Atheners, der beide Bündnisse abzulehnen empfiehlt; Verhandlung in Sparta, ob man die ohne Waffen aus Sphakteria zurückgekehrten Spartiaten aufnehmen dürfe; Vertheidigung des wegen Atheismus angeklagten Epikur. Doch am begehrtesten waren die Themata aus den Perserkriegen. Tausend Jahre lang, und immer mit demselben Behagen, hörten die Griechen die barbarischen Prahlereien an, welche die Redner dem Darius und Xerxes in den Mund legten, verfolgten mit demselben leidenschaftlichen Interesse alle Einzelheiten der großen Schlachten und erbauten sich mit demselben Hochgefühl an dem Heldenmuth und der Todesverachtung der Freiheitskämpfer. In einer Leichenrede auf einen berühmten Sophisten des vierten Jahrhunderts nach Chr. heißt es: „O Marathon und Salamis! welche Posaunen eurer Trophäen habt ihr verloren!"

Der am eifrigsten erstrebte und am meisten bewunderte Beweis der Virtuosität war die Kunst der Improvisation, auf welche Herodes Atticus mehr Werth gelegt haben soll als auf seinen consularischen Rang und seine Abstammung aus einer consularischen Familie. Die Redner, die sich als Virtuosen in dieser Kunst zeigen wollten, ließen sich die Themata aus dem Zuhörerkreise zurufen; es scheint freilich nicht selten gewesen zu sein, daß ihre Freunde im Einverständniß mit ihnen solche vorschlugen, auf die sie vorbereitet waren. Ein anderer Beweis großer Kunst war es, über denselben Gegenstand zwei Mal hinter einander mit so viel Variationen des Ausdrucks und der Rhythmen zu sprechen, daß man sich nicht wiederholte. In einer Rede eines Skythen, der seine Volksgenossen auffordert, den Bau von Städten aufzugeben und zum umherschweifenden Leben zurückzukehren, lautete eine Sentenz das erste Mal: „stillstehend erkrankt auch das Wasser"; das zweite Mal: „auch unter den Wassern sind die schweifenden lieblicher". Alles war auf die

Effecte berechnet. Die Sophisten suchten unaufhörlich ihre Zuhörer zu überraschen: durch neue, unerwartete Formen des Ausdrucks, durch glänzende Antithesen, durch wuchtige Kürze. Die mitgetheilten Glanzstellen sind fast ebenso viel Beweise einer bei dem geistreichsten Volk schwer begreiflichen Corruption des Geschmacks. Am Schluß jener Skythenrede that der Redner so, als ob ihn die Stadtluft ersticke: „Aber öffne die Thore, ich will Athem schöpfen." In einem Thema, wo die Entehrte, wie gewöhnlich, zwischen dem Tode des Verführers und der Ehe mit ihm die Wahl hat, wählt sie das erstere. Nachdem sie ein Kind geboren, streiten die beiden Großväter, bei welchem es erzogen werden soll. Der väterliche sagt: Gib das Kind, gib, bevor es die Muttermilch gekostet hat!" In einer Rede des Artabazos, der dem Xerxes von einem zweiten Zuge gegen Griechenland abräth, hieß es nach einer Schilderung der Perser und Meder: „Bei den Griechen ist das Land klein, das Meer eng, die Männer verzweifelt und die Götter neidisch." Eine Apostrophe an Xerxes lautete: „Wenn du an den Hellespont kommst, verlangst du ein Pferd, wenn du an den Athos kommst, ein Schiff. Mensch, verkennst du ganz die Natur der Straßen? Wenn du auf den Hellespont ein wenig Erde gelegt hast, glaubst du daß sie dir bleibt, während die Berge nicht bleiben?" Vielleicht die größten Wirkungen erzielten die Sophisten durch Rührung. Ein Sohn, den sein Vater, ein Inselbewohner, als Sklave verkauft hat, um den geforderten Tribut aufzubringen, schreibt aus Babylon: er sei von einem Satrapen dem Könige zum Geschenk gegeben, er spanne weder einen Bogen noch besteige er ein Pferd, sondern hüte als Eunuch die Weiber. Er sei bei ihnen beliebt, denn er erzähle ihnen von den Herrlichkeiten Griechenlands, den olympischen Spielen, dem Delphischen Orakel, dem Altar des Erbarmens in Athen. Der Vater möge ihm auch von diesen Dingen schreiben. „Lebe wohl und grüße meinen Bruder, wenn er noch nicht verkauft ist." Herodes Atticus hielt vor einem anderen berühmten Sophisten, Alexander Peloplaton, die Rede der verwundeten Athener in Sicilien, welche ihre abziehenden Landsleute bitten, sie zu tödten. Bei der berühmten Stelle: „Ja, Nicias! Ja, Vater! So mögest Du Athen wiedersehn!" blieb kein Auge trocken, und Alexander rief: „O Herodes, wir Rhetoren sind allesammt nur Stücke von Dir!"

Die Existenz der großen Sophisten war eine überaus glänzende. War auch die Bedeutung ihrer Kunst eine wesentlich nationale, so fand sie doch auch bei den Römern vermöge deren althergebrachter Ehrfurcht vor der Autorität der Griechen auf dem ganzen geistigen, namentlich literarischen Gebiet, ihrer Abhängigkeit von griechischem Urtheil und ihres damals besonders eifrigen Strebens, sich griechische Bildung anzueignen, die vollste Anerkennung. Die berühmten Sophisten führten ein ähnliches Wanderleben, wie die Lehrer der Renaissancezeit; wie diese zogen sie von Stadt zu Stadt, um sich hören zu lassen und Unterricht zu ertheilen; den öffentlichen Lehrstuhl der griechischen Beredsamkeit in Rom inne zu haben, rechneten auch die Berühmtesten sich zur Ehre.

So war ihre Stellung zugleich international, ihr Ruhm ein wirklicher Weltruhm. Auch die Kaiser legten Werth auf den von ihnen den Thronfolgern zu ertheilenden Unterricht und übertrugen ihnen öfter die griechische Abtheilung der kaiserlichen Kanzlei, ehrten sie durch reiche Geschenke und Auszeichnungen, und ertrugen ihre Prätensionen und selbst ihre Insolenz mit Nachsicht und Geduld. Sie erwarben große Reichthümer; ihr Unterricht (der großen Theils nur darin bestand, daß sie vor ihren Zuhörern Musterreden hielten) wurde mit sehr hohen Summen bezahlt; Skopelianos soll für den Unterricht des Herodes Atticus im Ganzen 30 Talente erhalten haben. Ihren Anspruch, auf den Höhen der Menschheit zu wohnen, dessen Berechtigung allgemein anerkannt war, gaben sie auch durch Prunk, Luxus, Verschwendung und großartige Freigebigkeit kund; Niedrigkeit und Dürftigkeit galten ihnen als mit der Würde und Bedeutung ihres Berufs unvereinbar. Als Polemo von Smyrna einen Sophisten billige Nahrungsmittel, Würste und gesalzene Fische einkaufen sah, sagte er: mein Bester, wenn man dergleichen speist, kann man unmöglich den Stolz des Darius und Xerxes darstellen. Auf Reisen fuhr Polemo mit einem gallischen und phrygischen Gespann in silbernem Geschirr, begleitet von vielen Lastthieren, Pferden, Sklaven und Koppeln von Hunden zu verschiedenen Jagden. Der Phönicier Adrianos zeigte sich als Professor in Athen stets in den prächtigsten Gewändern mit kostbaren Edelsteinen geschmückt, fuhr auf einem Wagen mit silbernen Zügeln zu seiner Vorlesung und ließ sich von einem großen Gefolge nach Hause begleiten; er gewann die Jugend durch Spiele, Gelage, Jagden, die Gewährung der Theilnahme an den Nationalfesten; sie verehrten ihn wie einen milden und gütigen Vater. Sehr häufig verwandten die Sophisten einen großen Theil ihres Reichthums zur Verschönerung ihrer Geburts- und Wohnorte durch prachtvolle und kostspielige Bauten. Ihren grenzenlosen Hochmuth zu verbergen, hielten sie mindestens nicht immer für nöthig. Als Polemo in Athen auftrat, begann er nicht (wie es üblich war) mit einem Lobe der Stadt, sondern sagte: Man sagt, daß ihr Athener gute Kenner von Reden seid: ich werde mich davon überzeugen.

Daß es der Ehrgeiz talentvoller junger Männer aus den reichsten und angesehensten Familien war, die Meisterschaft in der so hoch bewunderten Kunst zu gewinnen, ist eben so begreiflich, als die Aussicht auf Ehre und Gewinn, die sie bot, viele Unberufene anlockte, und daß die Gesellschaft der Sophisten eine sehr gemischte und die Zahl der mit diesen Namen sich brüstenden Stümper, Ignoranten, Schwindler und Charlatane sehr groß war. Lucian gibt eine satirische Anweisung, wie man es anfangen müsse, um als Rhetor Erfolg zu haben. Es komme hauptsächlich auf eine gute Lunge und große Unverschämtheit an; grobe Unwissenheit, selbst Unkenntniß der Sprachregeln sei keineswegs ein Hinderniß. Es bedürfe nicht des Studiums der Alten, des „der Anmuth baaren" Demosthenes, des „kalten" Plato, vielmehr lese man die Neueren und Neuesten. Ein Vorrath von 15, höchstens 20 altattischen Wörtern und Phrasen sei hinreichend, außerdem eine Anzahl fremdartiger und selten bei den Alten vorkommender Wörter. Vor Allem erwähne

man Marathon und Cynegirus, ohne welche nichts geschehen darf; immer lasse man den Athos beschiffen und den Hellespont beschreiten, die Sonne werde von den Pfeilen der Perser verfinstert, Xerxes fliehe, Leonidas werde bewundert, immer lese man die Schrift des Othryades, und nenne Salamis Artemision und Platää. Man scheue sich nicht vor einem gesangartigen Vortrag und einer heftigen, ja unverständigen Gestikulation. Sehr wichtig sei eine elegante Kleidung, namentlich der Mantelwurf; ganz unentbehrlich ein unter den Zuhörern vertheilter Chor von Freunden, die durch ihren Beifall sich für genossene Mahlzeiten erkenntlich zeigen und auch, falls der Redner nicht weiter kann, durch Bravorufen die Pausen ausfüllen. Man erkläre sich für größer als Demosthenes, spreche von allen Rednern nur mit Hohn, habe für sie nur Neid und Haß, Lästerung und Verleumdung. Man führe ein schandbares Leben als Spieler, Trinker, Wüstling und Ehebrecher, oder rühme sich wenigstens all' dieser Laster. Man erhebe den Anspruch, ein schöner Mann und Liebling der Frauen zu sein, man zeige Liebesbriefe zum Beweise eines bis in die Frauengemächer gedrungenen Ruhms, und verschmähe es nicht, der bezahlte Liebhaber einer Siebzigerin zu sein, die nur noch vier mit Gold geklammerte Zähne hat.

Wir besitzen eine durch anderweitige Nachrichten und zahlreiche Denkmäler ergänzte Lebensbeschreibung des mehrfach erwähnten großen Sophisten Herodes Atticus, die zugleich die Stellung einer großen und reichen Familie zu ihrer Vaterstadt an einem interessanten Beispiel anschaulich macht. Der 101 n. Chr. in Marathon geborene Redner führte seinen Stammbaum bis zu den Aeakiden und Erechtheiden hinauf und zählte Miltiades und Timon zu seinen Ahnen. Sein Großvater Hipparch war „wegen Strebens nach Tyrannenherrschaft" verurtheilt und sein Vermögen confiscirt worden, doch sein Vater, der wie der Sohn Tiberius Claudius Herodes Atticus hieß, war in den Senatorenstand erhoben und zweimal zum Consul ernannt worden. Er hatte, so hieß es, in seinem Hause einen ungeheuren Schatz gefunden; auf seine an den Kaiser Nerva gerichtete Bitte darüber zu verfügen, soll die Antwort gelautet haben, er möge gebrauchen, was er gefunden, und auf die Erwiderung, ein solcher Reichthum sei für ihn zu groß, so möge er es mißbrauchen. Der ältere Herodes übte die einem solchen Reichthum entsprechende Freigebigkeit gegen die Athener; oft opferte er der Stadtgöttin an einem Tage hundert Rinder und bewirthete das ganze Volk nach Stämmen und Geschlechtern; an dem großen Dionysosfest (dem glänzendsten nach den Panathenäen) ließ er für Bürger und Fremde im Freien Lager von Epheu errichten und Allen Wein verabreichen. Einige Postamente der Statuen, die die zwölf Stämme von Attika ihm und seiner Gemahlin errichteten, sind noch vorhanden.

Den von beiden Eltern ererbten Reichthum vermehrte der Sohn noch sehr durch die enormen Einnahmen aus seiner durch ein langes Leben (er wurde 76 Jahre alt) fortgesetzten Lehrthätigkeit. Er war unbestritten der größte Meister der Sophistik, aus der ganzen Welt strömte die lerneifrige Jugend nach Athen, um seinen Unterricht zu genießen; alle berühmten Sophisten waren dort seine Schüler gewesen, in Rom auch die beiden Kaiser Marc Aurel

und Lucius Varus als Prinzen. Sein Biograph, selbst ein Sophist, der bemüht ist, ihn in jeder Weise als unermeßlich hoch über das Niveau der Gewöhnlichkeit hervorragend darzustellen, hat ihm den Reichthum eines Fortunat angedichtet, und muß doch darauf gerechnet haben, mit seinen Aufschneidereien bei seinen Lesern Glauben zu finden. Unter Anderem soll Herodes einem anderen Sophisten Folgendes geschenkt haben: 10 Lastthiere, 10 Pferde, 10 Mundschenken, 10 Stenographen, 20 Talente Gold (= 523,92 Kilogramm), sehr viel Silber, und, da Jener an Kinderstimmen Vergnügen fand, zwei lallende Kinder.

In Athen bekleidete Herodes die höchsten Aemter und Priesterthümer und bereits im Alter von etwa dreißig Jahren auch ein hohes Staatsamt als kaiserlicher Commissar für die freien Städte der Provinz Asia. Im Jahre 143 ernannten ihn die beiden Kaiser, die seine Schüler gewesen waren, zum Consul. Er führte eine Römerin von uraltem Adel, die dem Kaiserhause verwandt war, Annia Regilla, als Gemahlin heim. Bei ihrem Tode verlieh der Kaiser Antoninus Pius, um den Wittwer zu trösten, seinem Sohne das Patriciat, und obwohl dieser Sohn schwach begabt, dem Trunk und Ausschweifungen ergeben und deshalb von Herodes nur als Erbe des mütterlichen Vermögens eingesetzt war, bewirkte der Ruhm des Vaters doch, daß auch er (acht Jahre nach dessen Tode) das Consulat erhielt.

Die Existenz des Herodes war in jeder Beziehung eine fürstliche. Wir haben eine Beschreibung einer seiner (ohne Zweifel zahlreichen) Villen (in Kephisia) von einem der jungen in Athen studirenden Römer, die dort oft seine Gäste waren. Sie hatte elegante, reichlich versorgte und von Licht strahlende Bäder, lange und bequeme Wandelbahnen. Auch während der höchsten Gluth gewährte das Haus, noch mehr ungeheure Haine Schatten und Kühlung, und von allen Seiten ertönte das melodische Rauschen der Wasser und der Gesang der Vögel. Von dem Luxus seiner häuslichen Einrichtung gibt es eine Vorstellung, daß er beim Tode der Regilla das Innere seines Hauses nicht bloß mit schwarzem Anstrich, schwarzen Vorhängen und Teppichen, sondern auch mit schwarzem Marmor dekoriren ließ. Als sein Sohn das Alphabet lernen sollte und die Buchstaben nicht behalten konnte, ließ er (nach seinem Biographen) vierundzwanzig gleichalterige Knaben mit ihm zusammen unterrichten, die mit den Namen der Buchstaben benannt wurden, um ihm diese so einzuprägen. Beim Tode dreier junger Lieblingsfreigelassenen gefiel er sich darin, eine maßlose Trauer zur Schau zu tragen. Er ließ allen dreien Statuen errichten, die sie jagend, zur Jagd ausziehend oder davon heimkehrend vorstellten, „in Dickichten, auf Feldern, an Quellen, im Schatten von Platanen", mit Hinzufügung von Verwünschungen gegen Jeden, der sie verstümmeln oder von der Stelle rücken würde. Eine Anzahl der Aufschriften dieser Statuen hat sich auf vier verschiedenen Besitzungen des Herodes erhalten. Ohne Zweifel hat er überhaupt auch den bildenden Künstlern reiche Beschäftigung gegeben; die reichste gab er den Architekten. Wenn nach damaliger Ansicht dem reichen Manne „Bauen und Schenken" geziemte, so stellte Herodes durch eine wahrhaft königliche, auf zahlreiche Städte dreier Länder erstreckte Munificenz alle

Anderen in Schatten. Der Stadt Troas schenkte er drei Millionen Drachmen zu einer Wasserleitung und baute selbst eine solche in Canusium; er unterstützte Städte in Euböa, im Peloponnes, in Böotien und Oricum in Epirus, baute in Korinth ein bedecktes Theater, in Olympia eine Wasserleitung, in Thermopylä Bassins zu Schwefelbädern und schmückte in Delphi das Stadium mit pentelischem Marmor. Selbst die oft, zuletzt von Caligula und Nero, geplante Durchstechung des Isthmus von Korinth hatte er ins Auge gefaßt. In Athen ließ er das panathenäische Stadium prachtvoll ganz mit pentelischem Marmor auslegen und baute außer dem oben erwähnten Odeum der Regilla mindestens einen Tempel.

Trotz alledem konnte er mit den Athenern nicht in Frieden leben. Aus einer testamentarischen Stiftung seines Vaters sollte jeder athenische Bürger jährlich eine Mine (beinahe 80 Mark) erhalten; von dieser Verpflichtung kaufte sich Herodes nach einer Uebereinkunft mit der Bürgerschaft durch eine sofortige einmalige Zahlung von 5 Minen an Jeden los. Da aber der größte Theil der Bürger noch dem Testator Geld schuldig war, und die noch ausstehenden Beträge den Schuldnern in Rechnung gebracht wurden, erhielten Viele wenig oder gar nichts oder wurden noch selbst zu Zahlungen angehalten. Deshalb, sagt die Biographie, hörten die Athener nicht auf, Herodes zu hassen, selbst wenn er ihnen die größten Wohlthaten zu erweisen glaubte. Seine Sclaven und Freigelassenen, denen er kein milder Herr war, sollen diese Unzufriedenheit gesteigert haben, die Herodes auch durch Hochmuth und herrisches Wesen vermehrte. Es kam endlich so weit, daß zahlreiche Ankläger sich gegen ihn erhoben und Herodes sich vor dem damals in Sirmium (Mitrovicz an der Save) weilenden Kaiser Marc Aurel verantworten mußte. Dieser begnügte sich mit einer möglichst gelinden Bestrafung der Freigelassenen. Herodes soll seitdem Athen gemieden und auf seinen Landgütern gelebt haben.

Trotz dieser dauernden oder zeitweiligen Verstimmung überhäufte Athen seinen großen Mitbürger mit allen Ehren, über die es zu verfügen hatte. Außer den üblichen Ehrendekreten und Bekränzungen erhielt er auch einen Ehrensitz im Dionysostheater. Eine seiner Töchter begruben die Athener in der Stadt und beschlossen den Tag ihres Todes aus dem Jahr zu streichen. Seine Leiche trugen die Epheben in die Stadt, und er wurde in dem von ihm so prachtvoll geschmückten panathenäischen Stadion bestattet.

Der so allgemein bewunderte „König der Reden", die „Zunge von Hellas", der selbst die Redekunst für den Gipfel aller menschlichen Leistungen hielt, bildete sich ein, die Größten meistern, ja in die Schicksale der Welt bestimmend eingreifen zu können. Als sich Avidius Cassius gegen Marc Aurel empörte, soll er ihm geschrieben haben: „Herodes dem Cassius. Du rasest". Vermuthlich glaubte er, daß die Autorität seines Namens, verbunden mit der Wucht eines so imponirenden Lakonismus auf den Prätendenten niederschmetternder wirken würde als eine verlorene Schlacht.

Die Sophistik blieb bis zum Ende des Alterthums und noch darüber hinaus dieselbe und behielt im geistigen Leben der griechischen Welt die alte Wichtigkeit und Bedeutung. Die aus dem vierten und noch späteren Jahr-

hunderten erhaltenen Reden der Sophisten behandeln dieselben Gegenstände und in derselben Weise wie die früheren und fanden dieselbe Bewunderung. Der Kaiser Julian der Abtrünnige, der auf seine Anerkennung als Rhetor mindestens denselben Werth legte, wie auf seinen Ruhm als Staatsmann und Feldherr, schrieb an Libanios, nachdem er eine von dessen Reden gelesen: Du bist glücklich, daß Du so reden, noch mehr, daß Du so denken kannst. O Rede! O Geist! O Einsicht! O Eintheilung! O Schlüsse! O Ordnung! O Eingänge! O Sprache! O Melodie! O Composition! Athen, „das Auge Griechenlands, die Weisheit in tausend Gestalten" (Libanios) blieb das geistige Centrum der griechischen Welt und übte als hohe Schule der Beredsamkeit und zuletzt noch mehr der Philosophie dieselbe Anziehungskraft auf die Jugend auch der halbhellenisirten Länder (aus denen auch damals großentheils die athenischen Professoren stammten). Bei dem Antiochener Libanios war der leidenschaftliche Wunsch, dort zu studiren, durch die Erzählungen eines kappadocischen Freundes entstanden, der ihm beständig von Athen, den dortigen Sophisten und ihren Reden, und was er von Anderen darüber vernommen, erzählt hatte. Diejenigen, die in Athen studirt hatten (schreibt der Bischof Synesius von Cyrene, geb. um 375), treten wie Halbgötter unter Maulthieren auf. Auch damals liebten die Sophisten ein prunkvolles Auftreten, zeigten sich öffentlich in purpurnen und goldgestickten Gewändern, zu Pferde und zu Wagen, und bauten sich prachtvolle Häuser und Hörsäle, die sie mit Büsten und anderen Kunstwerken schmückten. Fast immer standen sie einander feindlich gegenüber, und nicht bloß die Studirenden nahmen für ihre Lehrer und gegen deren Rivalen Partei, sondern auch die athenische Bürgerschaft und ganz Attika betheiligte sich an diesem Treiben, das Gregor von Nazianz mit dem Factionswesen des Circus in Konstantinopel vergleicht; ja in ganz Griechenland waren Städte, Häfen und Straßen, Thäler und Berge voll von Menschen, die für diesen oder jenen Sophisten eintraten. Die Neubesetzung eines erledigten Lehrstuhls der Beredsamkeit erfolgte durch den Gemeinderath, oft unter Mitwirkung des Proconsuls, nachdem die Bewerber ihre Probereden im Theater gehalten hatten. Für die drei Bewerber um die Stelle des 337 gestorbenen Julianus bildeten sich große Parteien unter den Studirenden: für Proäresios waren die aus Pontus, Armenien, Kappadocien, Westkleinasien und Aegypten, für Epiphanios die Syrer und deren östliche Nachbarn, für Diophantos die Araber. Bestechungen wurden auf jede Weise (durch Geldgeschenke, Mahlzeiten, hübsche Sklavinnen) versucht; es kam zu Tumulten, an denen auch die Bürger Theil nahmen. Proäresios, der auf Befehl des Proconsuls Athen verlassen mußte, wurde durch dessen Nachfolger zurückgerufen, und nach neuen Probereden, die man stenographirte, trug er den Sieg davon. Neue Machinationen und Intriguen der Parteien führten zu einer großen Schlägerei, der sogenannten Rhetorenschlacht, die ein Einschreiten des Proconsuls zur Folge hatte.

Die Verbindungen der Studirenden waren, wie aus dem Obigen hervorgeht, nicht so wohl Landsmannschaften als Parteien, Gefolgschaften der mit einander rivalisirenden Professoren. Diese „Chöre", deren jeder seinen Vor-

steher hatte, waren, ohne Zweifel im Einverständniß mit den Sophisten, zu deren Fahne sie geschworen hatten, in ihren Bemühungen um die Gewinnung neuer Mitglieder unermüdlich und kannten in der Wahl der Mittel keine Bedenken. Sie suchten die eingehenden Studirenden schon in ihrer Heimath, vor dem Antritt der Reise nach Athen zu bindenden Erklärungen zu bestimmen, und da dies nur ausnahmsweise möglich war, sich ihrer bei der Ankunft mit Gewalt zu bemächtigen. Sie besetzten besonders im Herbst Städte, Wege, Häfen, Berghöhen, Ebenen und an den Straßen gelegene Güter. Libanios, der in Athen vorzugsweise Aristodemos hören wollte, wurde, obwohl er gegen Abend im Piräus landete, von den Anhängern des Diophantos überfallen, fortgeschleppt und so lange bewacht, bis er versprochen hatte, sich an die Partei dieses Sophisten anzuschließen; erst dann erhielt er die Erlaubniß, auch Andere zu hören. Gunapios kam im Jahre 362 aus Lydien mit einer ganzen Schar von zum Theil sehr handfesten Landsleuten im Piräus an, um unter der Leitung des Proäresios zu studiren. Der Schiffscapitän, der dessen Gastfreund war, bildete aus den Studenten, deren Begleitern und seinen Leuten eine Colonne, die, geschlossen marschirend, den zum Ueberfall der Neulinge ausgesendeten Scharen der Parteien so viel Respect einflößte, daß sie sie unangefochten ziehen ließen. So gelangte man zum Hause des damals 87 Jahre alten Proäresios, der gegen Mitternacht die neuen Zuhörer mit Freuden empfing. War einem Chor der Fang eines Neulings gelungen, so führte man ihn in feierlichem Aufzuge über den Markt nach dem Bade, an dessen Eingange er von den Vorausgehenden mit Geschrei zurückgedrängt wurde, während die den Zug Beschließenden ihn vorwärts schoben; erst wenn dies einige Zeit gedauert hatte, wurde er eingelassen, und auf das Bad folgte ein Gelage. Häufig kam es zwischen den Parteien zu Kämpfen, wobei mit Knütteln und Schwertern gefochten und Steine geschleudert wurden, und die zuweilen Klagen beim Proconsul nach sich zogen. Die Professoren scheinen die in ihrem Interesse verübten Gewaltthätigkeiten mehr als nachsichtig beurtheilt zu haben; übrigens litten auch sie unter dem Terrorismus der Parteien, manche benutzten deshalb die öffentlichen Hörsäle nicht und bauten sich eigene. Wer zu spät in die Vorlesung kam, wurde verhöhnt und ausgezischt. Mißhandlungen und Excesse aller Art waren nichts weniger als selten, die Verbindungen veranstalteten tumultuarische Umzüge, drangen bei Nacht in Häuser ein u. dergl. Gelage folgten auf Gelage, auch an anderen Versuchungen fehlte es nicht. Viele geriethen in Schulden und mußten zu wucherischen Zinsen borgen. Viele bezahlten die Honorare für die Vorlesungen sehr säumig oder gar nicht, theils weil sie das ihnen zu diesem Zweck von Hause gesandte Geld vergeudet hatten, theils aus Armuth. Als Proäresios in Athen studirte, besaß er zusammen mit seinem Freunde Hephästion nur ein Ober- und Unterkleid; damit ging abwechselnd immer Einer von Beiden in die Vorlesung des Sophisten Julianus, während der Andere das Tags zuvor Nachgeschriebene studirte. Daß die Professoren das Honorar Vielen erließen, gereichte, wie Libanios bemerkt, diesen nicht immer zum Vortheil; „denn was man umsonst erhält, ergreift man nicht eifrig, man legt auf das, was man nicht bezahlt hat,

keinen Werth.“ Wem es Ernst um das Studium war, der hielt sich vom Verbindungswesen und damit von Gelagen, Excessen und Raufereien fern, wie Libanios, der der Rhetorenschlacht nur als Zuschauer beiwohnte, auch den Professoren gegenüber seine Selbständigkeit wahrte, so daß er nie in sklavische Abhängigkeit von einem Einzelnen gerieth. Seine freie Zeit benutzte er zu kleinen Ausflügen (nach Korinth, Sparta, Argos).

Auch Christen studirten zahlreich in Athen; denn sie erkannten sehr wohl, daß für die Verkünder der neuen Lehre die Kunst der Beredsamkeit unentbehrlich sei. Sie mußten bei den Heiden in die Schule gehen, um sie mit ihren eigenen Waffen überwinden zu können, obwohl die Sophistik mit allen Fasern im Heidenthum wurzelte und die Sophisten dessen entschiedenste Vorkämpfer waren, denen es auch bisweilen gelang, einen bereits zum Christenthum Bekehrten zum Glauben an die alten Götter zurückzuführen. Zu den Studiengenossen Julians des Abtrünnigen, der 355 im Alter von vierundzwanzig Jahren (zwei Jahre vor seinem Siege in Straßburg) in Athen war und sich dort nach Libanios durch Kenntnisse und Anspruchslosigkeit auszeichnete, gehörten die beiden großen Kirchenschriftsteller Basilius von Cäsarea und Gregor von Nazianz; der Letztere wollte schon damals die unheilvolle Bedeutung dessen für das römische Reich erkannt haben, den er nach seinem Tode „den Assyrer“, den gemeinsamen Feind, den allgemeinen Mörder, den Drachen genannt hat. Basilius und Gregor, die Tisch und Wohnung gemeinsam hatten, verkehrten nur mit Friedlichen und Sittsamen, deren Gespräch nützlich sein konnte, und hatten keine Verbindung mit Unverschämten und Religionsverächtern. Sie erkannten es als Selbstbetrug, den Umgang mit Sündern zu Bekehrungszwecken zu pflegen, und wandelten nur auf zwei Straßen, zu den Dienern des Altars und den Lehrern der Wissenschaft; die Straßen, auf denen man ins Theater, zu den Schauspielen und an die Orte unheiliger Lustbarkeiten ging, überließen sie den Anderen. Sie strebten allein nach dem Ruhm, Christen zu heißen und zu sein, und verachteten die Dämonen an dem Ort, wo sie bewundert wurden.

Wie für die Beredsamkeit war auch für die Philosophie Athen die in der ganzen Welt am meisten anerkannte hohe Schule von der Zeit an, wo Atticus, die Cicero, Horaz und so viele andere Römer dort dem Studium der Weltweisheit oblagen, bis zu der Zeit, wo Kaiser Justinian die philosophischen Vorträge verbot und das ansehnliche Vermögen der platonischen Schule einzog, und die letzten Philosophen nach Persien auswanderten, um am Hofe Chosru Nuschirwans ein Asyl zu finden. Griechenland blieb als Mutterland der Philosophie auch ihre Heimath bis zum Untergange der antiken Cultur. Die Vorträge des ehemaligen Sklaven Epiktet und Plutarch's zogen fort und fort zahlreiche Zuhörer von nah und fern herbei, und die Zahl Derer, die die Philosophentracht trugen, war unter Trajan größer als die der Schuster, Walker oder irgend welcher anderer Gewerbsleute, und noch mehr waren unter Marc Aurel, dem Philosophen auf dem Throne, auf allen Straßen und Plätzen lange Bärte, Bücherrollen, abgetragene Mäntel und große Stöcke zu sehen. Doch mit Vorliebe wählten die Philosophen die Stadt als Wohnort,

wo Sokrates, Plato und Aristoteles, Zeno und Epikur gelebt und gelehrt hatten, und wo Lyceum und Akademie für immer durch diese großen Genien geweihte Stätten waren, die man mit Ehrfurcht betrat.

Gellius hat in seinen „Attischen Nächten" einige Mittheilungen aus seiner Studienzeit in Athen (bald nach 160 n. Chr.) gemacht. Er kannte keine höheren Genüsse, als würdige Pergamente zu entrollen, den goldenen Worten zu lauschen, die von den Lippen verehrter Männer (wie Herodes Atticus) fielen und den schon sehr beträchtlichen Schatz seines Wissens sich täglich mehren zu sehen. Er lebte in einem Kreise junger Griechen und Römer, die alle dieselben Vorlesungen besuchten und wie er Musterjünglinge gewesen zu sein scheinen. Selbst bei ihren geselligen Zusammenkünften und kleinen Vergnügungsreisen waren sie unablässig bemüht, sich zu bilden. Als sie einst von einer Fahrt nach Aegina in einer sternklaren Nacht zurückkehrten, führten sie ein gelehrtes Gespräch über die lateinischen und griechischen Benennungen der Gestirne; an den Saturnalien (einem überall mit der größten Ausgelassenheit gefeierten Fest) ging es bei ihnen „heiter und sittsam" zu. Jeder veranstaltete, wenn die Reihe an ihn kam, ein kleines Gastmahl und stellte soviel wissenschaftliche Fragen als Gäste anwesend waren, die richtige Beantwortung wurde mit einem guten Buch und einem Lorbeerkranz belohnt.

Gellius schloß sich hauptsächlich an den platonischen Philosophen Calvisius Taurus an. Dieser gestattete seinen Schülern, nach den täglichen Vorträgen Fragen an ihn zu richten, las mit ihnen philosophische Schriften und lud die ihm am nächsten Stehenden häufig zu einer frugalen Mahlzeit, wobei ein Gericht von ägyptischen Linsen und gehacktem Kürbis, mit Oel bereitet, die Hauptschüssel zu bilden pflegte; hier mußten die Schüler, gleichsam als „Knupperwerk zum Nachtische", Probleme vortragen, in deren Erörterung man Scharfsinn und geistige Gewandtheit zeigen konnte. In Krankheiten besuchte Taurus seine Schüler, auf einer Reise nach Delphi zu den pythischen Spielen folgten sie ihm in mehreren Wagen. Seine Mißbilligung Alles dessen, was ihm an ihrer Lebens- und Studienweise mißfiel, sprach er je nach Umständen mit Freundlichkeit oder Strenge aus. Ein junger Römer aus ritterlicher Familie wurde wegen seiner nachlässigen Haltung und seines Gähnens derb angefahren; ein reicher, junger Mann, der mit Bühnenkünstlern umzugehen liebte, wurde angewiesen, täglich eine Stelle des Aristoteles über den sittlichen Unwerth der Meisten unter diesen Leuten zu lesen. So, sagt Gellius, bediente sich Taurus jeder Art von Ermahnungen und Unterweisungen, um seine Schüler zum Guten und Rechten anzuleiten, und nicht weniger wirkte er durch die erziehende Kraft seines Beispiels. Ohne Zweifel hörte Gellius noch andere Philosophen in Athen. So besuchte er oft den Cyniker Peregrinus Proteus, der bald darauf sein Leben in Olympia durch Selbstverbrennung endete in seiner Hütte unweit der Stadt, und hörte von diesem würdigen und charakterfesten Manne manches treffliche und heilsame Wort.

Die Errichtung einer staatlichen Studienanstalt für Philosophie in Athen durch Marc Aurel erfolgte 176 n. Chr. Für die vier Schulen der Platoniker, Peripatetiker, Stoiker und Epikureer wurden (wie es scheint, je zwei) mit einem

Jahresgehalt von 10000 Drachmen dotirte Lehrstühle errichtet. Die Bewerber hatten vor einer Commission, die mindestens zum Theil aus den nennenswerthesten Sachverständigen bestand, in Probevorträgen ihre Kenntniß des zu lehrenden Systems zu erweisen, zu dem sie sich auch ausdrücklich bekennen mußten. Die Wahlen, die der Kaiser Anfangs Herodes Atticus überlassen hatte, bedurften ohne Zweifel der kaiserlichen Bestätigung. Daß die Cyniker unberücksichtigt blieben, obwohl ein so angesehener und allgemein verehrter Philosoph wie Epiktet von ihnen mit der größten Anerkennung gesprochen hatte und es ihnen keineswegs an hervorragenden Vertretern fehlte, ist begreiflich. Abgesehen davon, daß Landstreicher und Taugenichtse, die unter der Maske des Cynismus ein faules Bettlerleben führten, die Lehre des Diogenes in Verruf gebracht hatten, konnten die Cyniker auch den Regierungen nur unbequem sein. Die Rücksichtslosigkeit mit der sie, sich als allgemeine Lehrer und Erzieher betrachtend, in unehrerbietiger Weise unangenehme Wahrheiten sagten, ihr den Machthabern gegenüber zur Schau getragener Trotz, ihre Verachtung des Eigenthums, ihr an Vaterlandslosigkeit grenzendes Weltbürgerthum — alles dies (worin sie mit den Christen manche Berührungspunkte hatten) schien die Grundprincipien der staatlichen Ordnung in Frage zu stellen. In der That soll Peregrinus Proteus in Griechenland einen Aufstand gegen die Römer erregt haben.

Die Philosophen vertrugen sich unter einander noch weniger als die Sophisten. Zu der Nebenbuhlerschaft, dem Dünkel, der Eitelkeit, welche die Feindschaften der Letzteren erregten, kamen bei ihnen Rechthaberei, Streitsucht und der Haß gegen Alle, die die von ihnen als allein selig machende erkannte Wahrheit zu bestreiten wagten, und die verschiedenen Schulen standen einander ohne Zweifel nicht minder feindlich gegenüber als theologische Parteien in neuerer Zeit. In der Verurtheilung des materialistischen Epikureismus waren die Vertreter der übrigen Systeme einig. So oft von Epikur die Rede war, führte Taurus den Ausspruch des Stoikers Hierokles an: die Lust für das höchste Gut zu halten, sei die Ansicht einer Dirne; die Vorsehung zu leugnen, gezieme nicht einmal einer Dirne. Aber auch die Gegner des Materialismus waren bei manchen Uebereinstimmungen durch wesentliche Differenzen getrennt, jede Schule äußerte sich mehr oder minder unfreundlich über die andere, und man blieb nicht immer bei der Verwerfung der Lehrmeinungen stehen. Nach Lucian, der, wie alle Rhetoren, ein Hasser der Philosophie war und die Menschlichkeiten und Schwächen der Philosophen mit Vorliebe hervorhob, erklärten die Stoiker die Epikureer für Wollüstlinge, die Peripatetiker für zänkisch und geldgierig, die Platoniker für hoffärtig und ehrsüchtig, und ihnen wiederum wurden von den Uebrigen Wuchergeschäfte, Streitsucht und andere Laster vorgeworfen. Geriethen die Anhänger der verschiedenen Schulen in Streit, so gab es keine Schandthat, deren sie sich nicht gegenseitig anklagten.

Nach der Mitte des 4. und im 5. Jahrhundert erhielt Athen eine neue Anziehungskraft als Hauptsitz des Neuplatonismus. Diese letzte Schöpfung des griechischen Geistes zeigt am besten, welche Steigerung im Verlaufe des Kampfes zwischen Heidenthum und Christenthum der Götterglaube erfahren,

wie sehr er an Innigkeit gewonnen hatte. Die Theologie des Stoicismus, Neupythagoräismus und Platonismus hatte das religiöse Bedürfniß auch der Starkgläubigsten unter den Gebildeten völlig befriedigt. Sie hatte Allen, die wie Marc Aurel in einer Welt ohne Götter nicht leben wollten, die Gewißheit der Allgegenwart der höheren Mächte und der von ihnen geübten Vorsehung gegeben; sie hatte die gegen die Ueberlieferung erhobenen Zweifel durch die allegorische Erklärung und die Dämonenlehre beseitigt und auch zur Vertheidigung des Polytheismus gegen den neuen Glauben völlig ausgereicht. Aber diese Systeme genügten Denen nicht, die nach einer Erhebung zur Gottheit, nach einem Einswerden mit ihr verlangten, und dies mystische Bedürfniß war es, was im Neuplatonismus seine Befriedigung suchte und fand. Die Philosophie wurde hier je länger je mehr zur Magd der Theologie. Als Hauptbedingung der Gotteserkenntniß und Gottesgewißheit wurde ein unbedingter, von keines Gedankens Bläße angekränkelter, vor keinen Seltsamkeiten der Ueberlieferung zurückschreckender Glaube an die Allgegenwart und die durch keine Naturgesetze eingeschränkte Allmacht der die Welt erfüllenden göttlichen Mächte verlangt. Die Stelle von Offenbarungsurkunden vertraten den späteren Neuplatonikern Götterssprüche, orphische Gedichte und die Schriften Plato's, den sie als heiligen Propheten verehrten. Mit Hülfe der Heroen, Dämonen, Engel und Götter sollte die Seele geläutert und von der Materie befreit werden, so daß sie in seliger Verzückung zum Anschauen Gottes gelangen konnte. Doch glaubte man auch in der Anwendung religiöser Heilsmittel sich nicht genug thun zu können. Dazu gehörten das Gebet und die Bilderverehrung (da man annahm, daß die Kraft des Gottes sich seinen Bildern mittheile), die eifrige Betheiligung an einheimischen und fremden Culten, die Vollziehung heiliger Gebräuche und Sühnungen, die Einweihung in Mysterien aller Art und eine strenge Askese, namentlich Enthaltung von thierischer Kost und Ehelosigkeit. Die übermenschliche Natur der in Glauben und Erkenntniß am weitesten Vorgeschrittenen offenbarte sich in wunderbaren Erscheinungen. Jamblichos († 330) schwebte beim Beten zehn Ellen hoch über der Erde und sah goldfarbig aus. Aedesius fand beim Erwachen die ihm im Traume von einem Gotte vorgesagten Hexameter, die er vergessen, in seine Hand geschrieben. Die Philosophin Sosipatra von Ephesus wurde von ihrer Kindheit an von zwei Dämonen erzogen, die sich zuerst bei ihrem Vater als Feldarbeiter verdungen hatten. Maximus bewirkte, daß das Bild der Hekate in einem Tempel zu Ephesus erst lächelte, dann lachte, und daß die Fackeln in ihren Händen sich entzündeten. Proklos († 485) zog Regen vom Himmel herab, befreite Attica von übermäßiger Hitze und bewahrte es vor Erdbeben; ein schwerkrankes, von Aerzten aufgegebenes Mädchen heilte er durch sein Gebet an Asklepios u. s. w.

Im Christenthum erblickten die Neuplatoniker nicht bloß einen gottlosen und culturfeindlichen Irrglauben, sondern auch das größte Unglück für die Welt: so hatten nach ihrer Ansicht die Götter den Einbruch Alarich's in Griechenland aus Zorn über die Gottlosigkeit der Leute in dunklen Gewändern (der Mönche) zugelassen. Die Herrschaft des dem Neuplatonismus leidenschaft-

lich ergebenen Julian, die dessen Anhänger zu großen Hoffnungen berechtigte, ging gleich einem Meteor vorüber. In der christlichen Welt erhielt sich die Erinnerung an die Sophisten und Philosophen Athens, als die letzten bedeutenden Gegner des wahren Glaubens, noch lange. In einem 626 von dem Patriarchen Sergius in Konstantinopel gedichteten Hymnus an die Jungfrau, der noch jetzt in griechischen Kirchen am Freitag der fünften Fastenwoche gesungen wird, heißt es: „Sei gegrüßt, die Du die Philosophen als Thoren erweisest, die Du die Rhetoren als der Vernunft bar überführst, die Du die Schlingen der Athener zerrissen, die Du den Trug der Götzen offenbar gemacht hast.“ In der Legende des hl. Gislenus, der um 460 im Hennegau ein berühmtes Kloster gründete, heißt Athen, wo er Philosophie studirt hatte, sogar die berühmteste Stadt Griechenlands, die den Völkern aller Zungen die Blüthe der Beredsamkeit dargeboten hat. Die Ueberwindung des Neuplatonismus durch das Christenthum beschäftigte die Legende schon sehr früh. Sie läßt den Repräsentanten der zaubermächtigen heidnischen Philosophie, Cyprianus von Antiochia, der in Athen gebildet, in alle Mysterien und Zauberkünste eingeweiht ist und mit den Dämonen im Bunde steht, durch den Sieg der hl. Justina über diese bekehrt werden und zusammen mit ihr den Märtyrertod erleiden: es ist Calderon's wunderthätiger Magus und das Urbild des Faust der deutschen Sage. Schon die durch Schönheit, Geist und Beredsamkeit ausgezeichnete Tochter des athenischen Philosophen Leontios, Athenais, die, in der Taufe Eudokia genannt, 421 die Gemahlin Kaiser Theodosios' II. wurde, hat diese Legende in Verse (Hexameter) gebracht. Gregorovius, der der kaiserlichen Dichterin eine eigene Schrift gewidmet hat, sah in ihr mit Unrecht eine anmuthige und geistvolle Künstlerin; ihre Bearbeitung der Cyprianuslegende ist nichts als eine metrische Stilübung, die in jeder Hinsicht auf der untersten Stufe der Kunst steht.

Die Steigerung des religiösen Gefühls in den letzten Jahrhunderten des Heidenthums bewirkte auch eine Steigerung des Verlangens nach Trost und Beruhigung über die Fortdauer im Jenseits. „Niemals ist während des Verlaufs der alten Geschichte und Cultur der Glaube an unsterbliches Leben der Seele nach dem Tode so inbrünstig und ängstlich umklammert worden wie in diesen letzten Zeiten, da diese antike Culturwelt selbst sich anschickte, ihren letzten Seufzer zu verhauchen.“ Die Gewißheit einer seligen Unsterblichkeit suchte man vorzugsweise in Mysterien zu gewinnen: die Frau Plutarch's schöpfte ihren festen Unsterblichkeitsglauben aus den Mysterien des Dionysos, in die sie mit ihrem Gatten eingeweiht war. Die zahlreichen ausländischen (thrakischen, phrygischen, ägyptischen, orientalischen, persischen) Mysterien zogen durch ihren auf die Sinnlichkeit wohl berechneten Pomp, durch ihr seltsames Ceremoniell, vor Allem durch den Reiz des fremdartig Geheimnißvollen unzählige Gläubige an. Doch die Mysterien von Eleusis hatten vor ihnen die Ehrwürdigkeit einer ununterbrochenen Dauer seit dem grauesten Alterthum und das Ansehen des heiligsten Gnadenfestes der ganzen griechischen Welt voraus. Sie waren der köstlichste Schatz des attischen Landes und dem attischen Volke theurer als der Ruhm seiner Großthaten, der Glanz seiner Bildungsanstalten und die Wunderwerke seiner Architektur und bildenden Kunst.

Soviel sich erkennen läßt, hat diese Werthschätzung während eines vollen Jahrtausends ebenso wenig jemals abgenommen als der Gottesdienst selbst eine wesentliche Veränderung erfahren hat. Pausanias sagt (unter Marc Aurel), unter dem vielen Wunderwürdigen, was Griechenland besitze, sei das Wunderwürdigste nach Gottes Rathschluß das Nationalfest in Olympia, und die heiligen Gebräuche in Eleusis; die letzteren haben die Vorfahren so hoch über alles gesetzt, was zur Frömmigkeit gehört, wie die Götter über die Heroen. Zur Zeit des großen Festes (im September) war Athen stets von Fremden überfüllt, auch Römer werden die Gelegenheit zur Einweihung immer zahlreich gesucht, oder doch mindestens nicht unbenutzt gelassen haben (wie Sulla, Cicero, Marc. Anton, Octavian, Hadrian, Marc Aurel, Severus, Gallienus, Julian); selbst den auf die Insel des Archipels Verwiesenen war es gestattet, an der Gnadenfeier Theil zu nehmen. Am größten wird, wie gesagt, der Zudrang zu dem Heiligthum in den letzten Zeiten seines Bestehens gewesen sein. Als Kaiser Valentinian I († 375) alle Nachtfeiern abzuschaffen im Begriff stand, stellte ihm der fromme Proconsul von Achaja Prätextatus vor, für die Griechen werde das Leben nicht mehr lebenswerth sein, wenn sie verhindert würden, die allerheiligsten, die ganze Menschheit verbindenden Mysterien, der Satzung gemäß zu begehen; und der Kaiser gestattete die Fortdauer der Feier. Sie fand ihr Ende 396 durch Alarich, der auf Anstachelung der ihn begleitenden Mönche den Tempel zu Eleusis, ein Werk des Iktinos niederreißen ließ.

Der Boden von Eleusis (d. h. Ort der Ankunft) war durch die Spuren einer Gottheit für immer geweiht. Hier hatte Demeter, die schmerzensreiche Mutter der griechischen Legende, nach ihrer zur Auffindung der verlornen Tochter unternommenen Weltwanderung endlich Ruhe gefunden, und durch die Anweisung zum Kornbau den Grund zur Kultur gelegt. Auf Schritt und Tritt traf man auf Erinnerungen an die einzelnen Vorgänge der heiligen Geschichte. Wer hier an dem großen Gottesdienst der heiligen Nacht Theil nahm, empfahl sich dadurch aufs Wirksamste der Gnade der Ackerbaugöttin und der Beherrscherin der Unterwelt, für das irdische, wie für das jenseitige Leben. Diese von Jahrhundert zu Jahrhundert vererbte Tradition hatte für Unzählige die tröstende und beseligende Gewißheit eines Dogmas gewonnen, und die Feier war, wie keine andere, geeignet, die Glaubensinbrunst aufs Höchste zu steigern. Die Hauptscenen der heiligen Geschichte wurde in lebenden Bildern und pantomimischer Darstellung vorgeführt: der Raub der Persephone, die Irren der Demeter, die Wiedervereinigung beider Göttinnen. Die Feierlichkeit sinnvoller Ceremonien, die von der melodischen Stimme des Hierophanten vorgetragene Liturgie, die an die Gottheiten als an gegenwärtige gerichteten Gebete, der Weihrauchduft, die Pracht des von unzähligen Lichtern strahlenden Tempelraumes, die Klänge sanfter von fern ertönender Musik — alles das versetzte die ‚glaubensvolle Menge' in eine ebenso entzückte Andacht, als wenn bei großen, lange erwarteten Kirchenfesten „die Musik der Himmel herunterſteigt und der Gestalten Fülle verschwenderisch aus Wand und Decke quillt, das Herrlichste, das Höchste gegenwärtig vor den entzückten Sinnen sich

bewegt." Und wenn die Standbilder der Göttinnen in strahlendem Glanze sichtbar wurden, so vollzog sich ohne Zweifel bei einem großen Theil der Andächtigen die bei jedem Bilderdienst unausbleibliche Identification des Bildes mit der Gottheit, und sie glaubten der Gegenwart der großen Göttinnen gewürdigt zu sein. Vielleicht hat aber am meisten zu dem überwältigenden Eindruck der eleusinischen Feier ein nur hier wirksames Moment beigetragen: die Gemeinsamkeit der Andacht von Tausenden, die sonst im griechischen Gottesdienst unerhört war. Die griechischen Tempel, Gotteshäuser im eigentlichen Sinne des Worts, d. h. Wohnungen der Gottheit, waren zu klein, um eine Gemeinde (deren Begriff dem ganzen Alterthum überhaupt fehlte) zu fassen; jeder Beter nahte dem Götterbilde einzeln. Der Tempel zu Eleusis, ein quadratischer, durch querdurchlaufende Reihen von je sieben dorischen Säulen in fünf Schiffe abgetheilte Bau von etwa 51 M. im Lichten, hatte Raum für eine ebenso große Menge wie ein Theater. Von den Schauern des Gefühls, das so viele Tausende erhob und beseligte, wurde auch der Widerstrebende erfaßt und mit fortgerissen.

Das Heil dieses Gnadenfestes war mit Ausnahme der von Blutschuld Befleckten, allen Griechen (auch den Sklaven), seit der Unterwerfung Griechenlands auch den Römern zugänglich. Kein sittliches Verdienst verbürgte die Seligkeit im Jenseits, für die man hier eine Gewähr zu erlangen glaubte, sondern einzig und allein das geistliche der Theilnahme an der Feier der heiligen Nacht. Mit Recht spottete der Cyniker Diogenes, ein eingeweihter Dieb werde nach dem Tode ein besseres Loos haben als große Männer wie Epaminondas und Agesilaus. Die Einweihung war ein Gnadenmittel, ein Sacrament (mit diesem Wort wird in der Vulgata das griechische Mysterium übersetzt), dessen Wirksamkeit von der Würdigkeit des Empfängers nicht abhängig war. Der Werth, den es für den Einzelnen hatte, bestimmte sich durch den Grad seiner Glaubenskraft und die Bedeutung, die er der heiligen Handlung beizulegen vermochte. Gläubige Gemüther erfüllte sie mit hoher Zuversicht. Pindar und Sophokles preisen die glücklich, die nicht, ohne sie geschaut zu haben, ins Jenseits eintreten; ihnen allein, sagt der Letztere, wird dort Leben zu Theil, während den Uebrigen nur Uebel bevorstehen. Rationalisten wie Cicero fanden die Bedeutung der Eleusinien in der Feier der Erinnerung an die Stiftung des Ackerbaues und die Begründung der Cultur durch die Bezähmerin wilder Sitten, die den Menschen zum Menschen gesellt. Für Ungläubige waren sie eine leere Ceremonie, und Manche, wie der Cyniker Demonax, verschmähte die Einweihung. Doch da dies in Athen einen Sturm der Entrüstung erregte, so daß Demonax in Gefahr war, ein Opfer der frommen Wuth der Gläubigen zu werden, muß man annehmen, daß auch Diejenigen, für die das Mysterium bedeutungslos war, sich der Einweihung nicht entzogen, um keinen Anstoß zu geben.

Mit dem Untergange der alten Welt verschwand Griechenland auf ein volles Jahrtausend für Europa wie hinter einem Vorhange. Erst seit dem 15. Jahrhundert kam von dort von Zeit zu Zeit eine spärliche Kunde durch abendländische Reisende oder griechische Emigranten. Den ersten Versuch, die

damals noch sehr bedeutenden Reste Athens zu beschreiben, machte 1447 der unermüdliche, wie Wenige von dem Geist der Renaissance erfüllte Cyriacus von Ancona. Noch noch 1575 erkundigte sich der Tübinger Professor Martin Kraus (Crusius) bei griechischen Geistlichen in Konstantinopel, ob es denn noch ein Athen gebe und wie es dort wohl aussehe. Im siebzehnten Jahrhundert waren es hauptsächlich französische Reisende, denen man im Abendlande Nachrichten von griechischen Alterthümern verdankte, wie der 1645 bis 1658 in Athen als Missionar thätige Jesuit Babin; zu den Letzten, die den Parthenon vor seiner Zerstörung im Jahre 1687 sahen, gehörten der französische Botschafter in Konstantinopel, Marquis von Nointel (1673), der durch den Maler Jacques Carey den Tempel mit all seinen Bildwerken auf 21 große Blätter zeichnen ließ, und der treffliche Lyoner Antiquar und Arzt Jacques Spon (1676). Im 18. Jahrhundert wurde die Erforschung Griechenlands am meisten durch den Reichthum und die Kunstliebe vornehmer Engländer gefördert, die theils selbst Athen besuchten, theils Künstlern und Gelehrten Mittel zu wissenschaftlichen Unternehmungen gewährten. Unter diesen war die fünfjährige, überaus schwierige und gefahrvolle Reise des Malers J. Stuart und des Architecten Ch. Revett die wichtigste; als Frucht derselben erschienen seit 1762 die Epoche machenden „Antiquities of Athens", durch die man die erste Vorstellung von der Blüthezeit griechischer Sculptur erhielt. Erst seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts haben Deutsche an der Wiederentdeckung der Reste griechischer Kunst Theil genommen; erst das Deutsche Reich hat nach einem vollen Jahrhundert Winckelmann's Plan der Ausgrabung in Olympia ausgeführt. Erst dem 19. Jahrhundert ist wieder die Anschauung höchster Kunstleistungen des griechischen Alterthums zu Theil geworden, die allen früheren versagt war: der Giebelgruppen des Parthenon durch die Erwerbung der Elgin marbles für das Britische Museum 1816, der Venus von Melos 1820, des Hermes des Praxiteles 1875. Zugleich hat durch die seit 1828 von der Berliner Academie begonnene Sammlung und wissenschaftliche Verwerthung aller inschriftlichen Denkmäler die Kenntniß des griechischen Alterthums eine ungeahnte, unermeßliche Vervollständigung, Erweiterung und Vertiefung erhalten. Dank der enormen Vervollkommnung der Verkehrsmittel erstreckt sich die Forschung längst auf alle Theile Griechenlands, die uns näher gerückt sind, als es vor fünfzig Jahren Rom und Neapel waren, und selbst auf die entlegensten Gegenden der griechischen Welt. Doch Athen steht nach wie vor im Vordergrunde des Interesses für die Gebildeten aller Nationen, und ist zugleich ein Centrum der Alterthumsstudien geworden, an dem dort Franzosen, Deutsche, Engländer und Amerikaner sich neben den einheimischen Archäologen betheiligen. Und während die Jugend der Stadt, zu deren Hörsälen einst Lernbegierige aus dem ganzen römischen Reich wallfahrteten, zum Theil ihre Bildung in fernen Barbarenländern sucht, ziehen die dürftigen und entstellten Trümmer jener Herrlichkeit, an der die römischen Hörer der Philosophen und Sophisten meist gleichgültig und verständnißlos vorbeigingen, Freunde der Kunst und des Alterthums aus beiden Hemisphären in immer wachsender Zahl herbei.

England in Aegypten.

[Nachdruck untersagt.]

England in Egypt. By Sir Alfred Milner, Governor of Cape Colony. Late Under-Secretary for Finance in Egypt. Sixth Edition. London, Edward Arnold. 1899.

I.

Ein großer Theil des historischen Fortschritts beruht darauf, daß die Culturerwerbungen vorangeschrittener Völker übertragen werden auf die zurückgebliebenen, daß — nach der Anschauung, welche das Bild des einzelnen Menschenlebens zum Maßstabe der Entwicklung des Volkslebens macht und die Höhe der Entwicklung mit deren Alter gleichsetzt — daß „junge" Völker von „alten" Völkern deren Errungenschaften entlehnen.

Alle Seiten der Cultur sind hieran betheiligt. Die Nothdurft des Alltagslebens eben so gut wie die höheren Formen des Daseins, Gewerbe und Handel, Ackerbau und Viehzucht, wie Kunst und Religion, Recht und Staat. Culturpflanzen und Hausthiere, Geräthe und Handwerkszeuge so gut wie Gesetze und Verfassungsformen, wie die Bildnisse der Götter und die Götter selber. Die Sprache, die Schrift, das Geld, das Fahrzeug zu Wasser und zu Lande wie die Wissenschaften, die Entdeckungen und Erfindungen.

So haben die Jahrhunderte der neueren Geschichte vom Alterthum entlehnt, so die Völker der Neuzeit von einander, so wiederum die Völker des Alterthums: Italien von Griechenland, Griechenland vom Orient, die Völker des Orients von Volk zu Volk.

Indessen, neben der scheinbaren Regelmäßigkeit dieses Verlaufes beobachten wir eine andere Kette von Erscheinungen. Diese lehrt uns, daß zur Messung des Völkerlebens das Vorbild des Menschenlebens nicht ausreicht. Denn in dem individuellen Leben ist ein leicht übersehbarer gesetzmäßiger Gang von dem Anfange zum Ende; in dem Völkerleben gibt es Auf- und Niedergänge, gibt es ein Wachsen und Dahinschwinden, welches doch niemals, oder fast niemals, an das völlige Ende führt.

Daher ist dann die relative Stellung des einen Volkes zum anderen selber eine schwankende. Dasselbe Volk ist in dem einen Jahrhundert der Lehrmeister, in dem anderen Jahrhundert der Schüler desselben anderen Volkes. England hat im 15. und 16. Jahrhundert von Deutschland gelernt, Deutschland im 19. Jahrhundert von England, und vielleicht wird in einem folgenden Jahrhundert England abermals von Deutschland lernen.

Und in größeren Abständen der Zeit wiederholt das Gleiche sich zwischen den Völkern des Alterthums und der neuen Zeit. Italien hat das Vermächtniß der classischen Welt in das neuere Europa überliefert, hat ein Jahrtausend lang diese Aufgabe für die Weltgeschichte erfüllt, um nun in den letzten Menschenaltern der neuesten Zeit von Frankreich, England, Deutschland zurückzuentlehnen, was es einstmals mit verschwenderischer Hand gegeben hat.

In noch größerem Contraste der Zeiträume ist es der alte Orient, welcher, längst zur Bedürftigkeit herabgesunken, das neue Europa auffmuntert, die verschütteten Reste seiner Cultur ans Tageslicht zu fördern und zu neuem Leben zu erwecken.

II.

Gedanken wie diese kommen uns bei dem civilisatorischen Werke, welches heute England an Aegypten leistet, und über welches uns das Buch Sir Alfred Milner's einen anziehenden Bericht erstattet.

Herodot hat Aegypten als das Land der Wunder bezeichnet. „Ich spreche ausführlich über Aegypten," sagt er, „weil es mehr wunderbare Dinge enthält als irgend ein anderes Land, Dinge zu seltsam für Worte. Zu den Wundern seines regenlosen Klimas und seines Alles ernährenden Stromes, zu den geheimnißvollen Monumenten der menschlichen Kraft und Beharrlichkeit, die seit den entferntesten Zeitalter emporragten über die unerschöpfliche Fruchtbarkeit seiner Ebene, fügte Aegypten in seiner Geschichte und seinen Institutionen, in dem Charakter und den Sitten seiner Bewohner andere Wunder, die nicht weniger seltsam waren."

Und so ist es noch heutigen Tages. Zu Herodot's Zeiten und in der Welt, die er kannte, nahm Aegypten noch immer einen ansehnlichen Raum ein, obwohl es seine einstige Größe eingebüßt hatte. Heute ist es ein kleiner Fleck auf der Erdkarte. In Wohlstand, Macht, Bevölkerung, Intelligenz ist es zur Geringfügigkeit herabgesunken. Aber nichtsdestoweniger hat es seine hervorragende Merkwürdigkeit unvermindert behauptet.

Der bestrickende Reiz seiner uralten Denkmäler ist immer noch vorhanden. Jedes Jahr kommt eine wachsende Schar von Pilgern aus allen Ländern der Erde, um ihnen zu huldigen. Das jährlich wiederkehrende Wunder der Nilfluth erneuert sich heute wie vor Zeiten, um vielleicht auf die Fremden mehr Eindruck zu machen als alle Gräber und alle Tempel. Und wie in der natürlichen Eigenart, wie in den stupenden Alterthümern, so in dem Leben und den Gewohnheiten seines Volkes, in der Form seiner Regierung ist Aegypten noch immer, wie das Aegypten des Herodot, das erlesene Heim von dem, was beispiellos und paradox ist.

Eroberer auf Eroberer sind über das Land hinweg gegangen. Eine Dynastie hat die andere abgelöst. Jahrhunderte des politischen Chaos sind verronnen — an denen es ein Wunder ist, daß überhaupt etwas von ihnen übrig geblieben. Heidenthum hat dem Christenthum Platz gemacht, Christenthum dem Islam. Jedoch inmitten zahlloser Aenderungen hat das Land ein unveränderliches Attribut behalten. In seiner Größe und in seiner Ohnmacht, in der Blüthe und im Ruin; ob zersplittert unter einer Menge kleiner Herrscher

oder vereinigt unter einem gigantischen Despotismus; ob im Staube vor den phantastischen Abbildern einer Fülle von Gottheiten oder in fanatische Anbetung getaucht vor einem einzigen Gott, für den jedes Abbild Entweihung ist — Aegypten bleibt unwandelbar, ewig abnorm. Diese Anlage zur Excentricität ist etwas, was kein Wechsel beseitigen kann. Das Paradoxe scheint in dem Boden zu wurzeln.

Nirgend in der Welt wird man einen Bauernstand finden, dessen tägliches Leben so viele Elemente des Wunderlichen und Malerischen zeigt wie die Fellahs von Aegypten. Nirgendwo stoßen Orient und Occident in solch' schreiendem Contraste zusammen oder mit groteskeren Folgen. Und nirgendwo wird eine civilisirte Regierung geführt unter unglaublicheren Bedingungen. Die Monstrositäten der Staatsverfassung, wie sie heute in Aegypten besteht, mögen das jüngste der wunderbaren Dinge sein, aber gewiß nicht das geringste.

Man denke sich ein Volk, gelehrig und gutartig wie irgend eines in der Welt, in der Hand einer Religion, welche die intoleranteste von allen ist. Man denke sich dieses Volk und diesen Glauben, die beide sich nur in ihrem Conservatismus congenial sind, hineingestoßen in den Strom europäischer Rastlosigkeit und Neuerungssucht. Man denke sich ein Land voll von turbulenten Ausländern, welche seine Polizei nicht festnehmen darf, außer bei flagranter That, und welche seine Gerichtshöfe nicht aburtheilen dürfen, außer für die unbedeutendsten Vergehen. Man denke sich die Regierung dieses Landes, unfähig für diese Ausländer Gesetze zu geben ohne die Zustimmung eines Dutzends entfernter Mächte, davon die meisten gleichgültig oder selbst abgeneigt. Man denke sich die Staatsgeschäfte geführt in einer fremden Sprache, die wiederum nicht die Sprache der vorherrschenden fremden Rasse ist. Man denke sich die Regierung darauf angewiesen, die wachsenden Bedürfnisse des Gemeinwesens zu befriedigen mit einem Budget, welches rigoros auf ein Minimum der Anforderungen vergangener Tage beschränkt ist. Man denke sich die Politik derselben inspirirt und geleitet von dem Gesandten eines fremden Staates, welcher in der Theorie nur Einer unter einer großen Zahl solcher Gesandter ist. Man denke sich alles dieses und noch manches Andere dazu — und das ist ein Abbild des heutigen ägyptischen Staatswesens.

Und dennoch geht es vorwärts. Denn in dem Lande des Paradoxen wachsen Trauben an den Dornsträuchern und Feigen an den Disteln. So niederdrückend die Umstände scheinen, unter denen die Verwaltung Aegyptens geführt werden muß, das Erwachen des Landes während der letzten wenigen Jahre ist Stoff beinahe für ein Zaubermärchen. Auch hierin erweist sich der Geist des Excentrischen und Unwahrscheinlichen, der von Allem, was ägyptisch ist, unzertrennlich scheint.

III.

England schickte im Jahre 1882 eine Armee nach Aegypten, um den Aufstand Arabi's zu besiegen und die Ordnung wieder herzustellen, da die Regierung des Khedive dazu nicht die Kraft besaß. Unfreundliche Beobachter sahen die bewaffnete Intervention als das erwünschte Ende an, welches England lange geplant hatte. Auch haben die darauf folgenden Ereignisse nicht

ermangelt, eine solche Deutung plausibel erscheinen zu lassen. Allerdings lag es nicht in der Natur des damaligen Ministeriums Gladstone, sich neuerdings in die ägyptischen Angelegenheiten einzumischen oder gar den schweren Schritt einer militärischen Occupation zu thun. Und in Wirklichkeit wurde die englische Regierung sowie das englische Volk vorwärts getrieben durch den Strom der Thatsachen.

Hier war ein Land, der rechte Mittelpunkt der Welt, die große Straße der Nationen, ein Land, welches während des letzten halben Jahrhunderts mehr und mehr ein Anhängsel Europa's geworden war, in welchem Tausende von europäischen Menschen lebten, Millionen von europäischem Capital angelegt waren, und in welchem von allen europäischen Nationen Großbritannien vermöge seines enormen directen Handels und seines noch enormeren Transithandels am tiefsten interessirt war. Und dieses Land, welches die gemeinsamen Anstrengungen und Opfer aller Mächte eben vom Rande des Bankerotts gerettet hatten, war jetzt bedroht nicht nur durch einen Bankerott, sondern auch durch eine Herrschaft der reinen Barbarei. Das Vermögen der Europäer war nicht länger sicher; ja das Blut von Europäern, darunter eine Anzahl von Engländern, war bereits vergossen worden. Es lag die dringendste Gefahr fernerer Gewaltthaten gegen alle Europäer und gegen alle Christen vor.

Angesichts dieser Gefahr schaute die englische Regierung auf das europäische Concert, auf die Türkei; es schaute auf eine gemeinsame Action mit Frankreich, um die sonst unvermeidliche Pflicht selbständigen Einschreitens zu vermeiden. Aber die Flamme der Anarchie griff zu schnell um sich für die langsamen Bewegungen der Diplomatie. Niemand sonst war bereit, sogleich vorzugehen. So war in dem letzten Augenblick dasjenige Land dazu gezwungen, welches nicht nur das am meisten interessirte, sondern auch vermöge seiner maritimen Ueberlegenheit zu schneller Action am befähigtsten war.

Der Erfolg war schnell und groß. Aber merkwürdiger ist dasjenige, was für die Reform des ägyptischen Staatswesens darauf folgte.

Die Erhebung Arabi's war eine nationalistische Empörung gegen die Europäer, unter dem Rufe „Aegypten für die Aegypter". Die ununterschiedliche Verurtheilung alles Europäischen in Aegypten bedeutete eine unklare Vermischung der verschiedensten Seiten ägyptischen Lebens. Das Schlechteste und das Beste in Aegypten wurden dadurch gleichzeitig getroffen: die Scharen der Hochstapler, Wucherer und Betrüger ebenso wie all' die wirksamsten Werkzeuge der Bildung, Erziehung, des Fortschritts. Obenein waren gerade die besseren Elemente des europäischen Einflusses im Begriffe, Fortschritte zu machen und das Land allmählich auf die Bahn einer geordneten Verwaltung zu bringen.

Aber wie konnten wohl ungebildete Menschen, gleich Arabi und seinen Anhängern, das unterscheiden! Wie konnten sie den Unterschied den fanatischen Schulmeistern und unwissenden Bauern klar machen, welche ihre wärmsten Anhänger waren? Nein, die berechtigten Ziele ihrer Bewegung konnten nur — und das war eine der seltsamsten Ironien des Schicksals — unter den Auspicien derselben fremden Eindringlinge langsam verwirklicht werden, welche so kurzen Proceß mit Arabi und allen seinen Thaten machten.

IV.

Der Anfang der Erneuerung der ägyptischen Verwaltung datirt von der Absetzung Ismail's am 26. Juni 1879 und der Einrichtung der gemeinsamen Controle durch England und Frankreich. Vieles, was damals nur tastend angefaßt wurde, ist dann gründlich in die Hand genommen und große neue Felder der Staatsverwaltung sind in den Bereich der Reformthätigkeit gebracht worden. Erst mit der britischen Armee im Hintergrunde gelang das Werk, das ohne eine zur Stelle befindliche Macht scheitern mußte. Und es gelang jetzt England allein: im Herbst 1882 war es im absoluten Besitze des Landes. Es hatte das factische Regiment Aegyptens niedergeworfen, und das rechtliche Regiment war ein Phantom. Es gab in dem Augenblicke keine Autorität außer derjenigen der englischen Armee, kein Gesetz außer dem Willen Englands. Am 4. April 1883 reichten zweitausendsechshundert der europäischen Einwohner von Alexandria und anderen Städten eine Petition an Lord Dufferin ein — sie repräsentirten fast die ganze Vermögenskraft und den Unternehmungsgeist der Europäer im Lande —, welche darum bat, daß die englische Occupation zu einer permanenten gemacht werden möchte. Zu gleicher Zeit wurde ein ähnlicher Wunsch in einem Memorandum der amerikanischen Missionsgesellschaft ausgedrückt, vielleicht der einflußreichsten und wohlthätigsten aller ausländischen Veranstaltungen zur Ausbreitung von Bildung an den Ufern des Nils.

Die englische Regierung konnte sich zu der Einsetzung eines Protectorats nicht entschließen. Ihr wirklicher Standpunkt kam in der Note Lord Granville's an die Großmächte zum Ausdruck: sie wolle die Truppen in Aegypten so lange halten, als der Zustand des Landes es erfordere, und inzwischen die Pflicht auf sich nehmen, der ägyptischen Regierung Rath zu ertheilen mit dem Zwecke, eine befriedigende Ordnung der Verhältnisse herbeizuführen, welche die Elemente der Stabilität und des Fortschritts in sich schließe.

Die Ertheilung von „Rath" wurde ein Jahr später sehr deutlich interpretirt durch die Anweisung an den englischen Geschäftsträger, den ägyptischen Ministern und Provinzialgouverneuren klar zu machen, daß England bestehen müsse auf der Annahme der ertheilten Rathschläge und auf der Entlassung der renitenten Minister und Gouverneure. So befand sich Aegypten im Zustande der Bevormundung und England im Zustande des Protectorats. Indessen eines nicht förmlichen Protectorats, welches zumal in den eigenthümlichen Verhältnissen Aegyptens die Schwierigkeit für die englische Verwaltung vervielfachte. Was ein ausgesprochenes Protectorat auf geradem und einfachem Wege zu leisten im Stande wäre, das muß jetzt auf Umwegen geschehen. Die Fiction der eigenen Verwaltung des Khedive ist aufrecht erhalten durch den Fortbestand seiner Staatsverwaltung, in welche die scheinbar untergeordneten, thatsächlich maßgebenden englischen Beamten-Elemente eingesprengt sind.

Die Erfahrungen, die in einer fünfjährigen Thätigkeit an dem einflußreichen Posten des Unterstaatssecretärs im Finanzministerium Sir Alfred Milner gemacht hat, sind der historische Boden, auf dem das Buch entstanden ist, welches die neueste Geschichte Aegyptens erzählt.

Was hat die englische Verwaltung in der kurzen Spanne von anderthalb Jahrzehnten aus Aegypten und den Aegyptern gemacht?

Unsere Quelle ist eine englische. Wir werden bei den bewundernswerthen Culturfortschritten, die sie schildert, ein gewisses Maß von englischer Parteinahme für englische Leistungen voraussetzen müssen. Jedoch scheint die Zuverlässigkeit des Autors, der selber zu den hervorragenden Persönlichkeiten der heutigen englischen Staatsverwaltung gehört und gegenwärtig der vielgenannte Gouverneur der Kapcolonie ist, unseres Wissens keinem ernsthaften Zweifel ausgesetzt worden zu sein. Auch macht die Art seiner Darstellung so sehr den Eindruck ruhiger und anspruchsloser Sachlichkeit, daß wir im Wesentlichen ein treues Bild der Thatsachen vor uns zu haben glauben dürfen.

V.

Die elementare Aufgabe jedes geordneten Staatswesens ist die Einrichtung einer bewaffneten Macht, welche gegen äußere und innere Feinde den Frieden wahrt. Die Unfähigkeit, ja die Auflösung der ägyptischen Armee, der Zusammenbruch bei dem Aufstande von Arabi führten die Intervention der englischen Armee herbei. Die erste Nothwendigkeit bei der Reform des ägyptischen Staatswesens war hiernach die Reorganisation der heimischen Armee, damit diese im Stande sei, aus eigenen Kräften dasjenige zu leisten, was erst durch das Einschreiten fremder Heereskräfte geleistet worden war.

In der That ist diese Aufgabe sofort ergriffen und theilweise, soweit Derartiges in kurzer Frist überhaupt möglich ist, auch gelöst worden.

Das Truppenmaterial des ägyptischen Bauernvolkes war gut; was ihm fehlte, waren tüchtige Officiere, welche ihm die nöthige Einübung und moralische Widerstandskraft gaben. Die englischen Officiere haben aus diesem Material die neue ägyptische Armee geschaffen, welche bereits im Jahre 1891 gegen die Derwische eine bewundernswerthe Tapferkeit zeigte, während sie noch im Jahre 1884 gegen denselben Feind in schimpflicher Weise davon lief oder sich widerstandslos niedermetzeln ließ.

Elende Behandlung, schlechte Ernährung und Bezahlung, Mangel an Vertrauen gegen die Vorgesetzten hatten die Uebel der alten Armee verschuldet. Die neue Ordnung, welche in allen diesen Beziehungen die englische Führung schuf, machte auch aus den ägyptischen Soldaten andere Menschen. An die Stelle hochbezahlter, aber gewissenloser Officiere traten die englischen, welche ihren Untergebenen das unerhörte Schauspiel eines Vorgesetzten zeigten, der ein Herz für seine Leute hat.

Auf dem Gebiete der Armeereform hat England die deutlichsten Fortschritte erzielt, weil es hier am meisten freie Hand hatte, verglichen mit den übrigen Zweigen der öffentlichen Verwaltung. Die Krönung des Werkes aber bleibt noch zu schaffen. Soldaten hat man aus den Fellahs gemacht; der Zukunft muß es vorbehalten bleiben, auch Officiere aus dem heimischen Material zu erziehen. Thatsächlich sind die Absichten der englischen Heeresverwaltung darauf gerichtet.

Das zweite Gebiet ist dasjenige der Finanzen. Die Zerrüttung derselben durch das Regiment von Ismail war der andere und ältere Grund des Einschreitens der europäischen Mächte. Ja, das Beste oder einzig Gute an jener Zerrüttung war, daß sie das Einschreiten derselben unvermeidlich machte

und dadurch die Heilung der alten Mißstände. Die Londoner Conferenz des Jahres 1884 und die Londoner Convention von 1885 legten den Grund für die Reform der Finanzen und mit dem größten Erfolge.

Eine kennzeichnende Erscheinung derselben! Als die Sachverständigen im Jahre 1884 zu London über die Tilgung der 4procentigen ägyptischen Staatsschuld verhandelten, wurde von einem unter ihnen die Ansicht geäußert, ob nicht die Schuld bei einem Curse von 80 Procent einlösbar erklärt werden könnte. Sie stand damals auf dem Curse von 59, und nicht die Unbilligkeit dieses Planes hielt die anderen Sachverständigen von seiner Annahme zurück, sondern im Gegentheil vielmehr das Utopische desselben. Aber in der That war bereits im Jahre 1892 der Curs auf 98 Procent gestiegen und die ägyptischen Finanzen würden durch Annahme jenes Planes einen Gewinn von 11 Mill. Pfd. Sterling gemacht haben gegenüber der späteren wirklichen Gestaltung des Staatscredites, die wiederum die Folge der völligen Verbesserung der gesammten Finanzzustände war.

Im Einzelnen ist dieses erreicht worden durch eine verständige, europäischen Grundsätzen angepaßte Reform des Steuersystemes. Die Tabaksteuer ist erhöht, die Hausteuer auf die Häuser der Ausländer ausgedehnt worden. Dafür sind die das Volk in seiner Masse am meisten bedrückenden alten Steuern aufgehoben worden: die Steuer vom Besitze an Kleinvieh, die Abgabe von den Handwerkern, die in unzählbaren kleinen Summen von den Aermsten des Volkes eingefordert wurde. Und dergleichen mehreres Aehnliche. Der Preis des Salzes (im Salzmonopol der Regierung) ist um 40 Procent herabgesetzt worden. In den am wenigsten fruchtbaren Theilen von Oberägypten ist die Grundsteuer um 30 Procent ermäßigt; dazu kamen umfangreiche Steuernachlässe an rückständiger Grundsteuer. Höchst segensreich ist dann die Aufhebung der Frohndienste gewesen, welche in sattsam bekannter Weise die theuerste Form der Arbeitsleistungen für alle Betheiligten gewesen war. Uebrig geblieben davon ist allein die gemeine Pflicht, bei großer plötzlicher Landesgefahr (Heuschrecken, Nildammbrüche) mit persönlichen Diensten einzutreten.

Aehnlich ist die Reform auf der Seite der öffentlichen Ausgaben. Für Schulen, Eisenbahnen, Posten, Rechtspflege wird mehr ausgegeben. An überflüssigen Beamten, an Pensionen u. dgl. wird jetzt gespart, zumal aber an der Verzinsung der Staatsschuld wegen des verbesserten Staatscredits.

Das ganze Staatsrechnungswesen ist aus orientalischer Barbarei erlöst und nach europäischen Vorbildern geordnet. Jeder Steuerzahler empfängt periodisch seinen Steuerzettel, der ihm genau und deutlich sagt, wann und wieviel er zu zahlen hat, während früher das Unheil des kleinen Mannes in der beständigen Unsicherheit über die Forderungen und Termine des Steuereintreibers lag. In dieser wucherten die Tyrannei und die Corruption der Beamten, denen durch die neuen Einrichtungen ein Ende gemacht worden ist, zumal durch die Beseitigung der Unzahl kleiner, elend bezahlter Beamten, die auf die Corruption sich angewiesen sahen. Heute ist freilich noch ein Theil davon vorhanden; aber sie scheut das Tageslicht, während die alte Corruption frei auf offenem Markte einher ging.

Dem entsprechen die Entwickelung des Volkswohlstandes, und zwar gerade in der breiten Mehrzahl der Bevölkerung, die Zunahme der Production, die Erhöhung der Consumtion in der Gesammtheit, die Steigerung des Eisenbahnverkehrs und hier abermals des Personenverkehrs dritter Classe

VI.

Die eigenartigen Naturverhältnisse Aegyptens — der fast völlige Mangel an Regen, der Ersatz, welchen dafür die Nilüberschwemmungen zeitweilig zu gewähren haben, die Trockenheit einer Anzahl von Monaten jedes Jahres, der Ueberfluß an Nässe in anderen — haben seit dem frühen Alterthume die Leistungen der Wassertechnik zu den Lebensbedingungen dieser Land- und Volkswirthschaft gemacht.

Hier ist ein Gebiet, auf dem die vorangeschrittene Cultur der Engländer vollends den Beruf zu erfüllen hatte, die zurückgebliebenen und verkommenen Zustände des alten Regimes mit energischer Hand vorwärts zu treiben. Sie, die für den ganzen Continent Europas im neunzehnten Jahrhundert die Meister der neuen Technik geworden sind, sie, die bis in die Ansprüche des alltäglichen Lebens hinein reinigend und sittigend eingewirkt haben auf die häuslichen Einrichtungen und die Spuren ihrer Cultur hinterlassen haben, wohin immer sie gekommen sind: sie haben den Zug der neuen Technik in die Wasserversorgung Aegyptens hinein geführt und dadurch eine mächtige Förderung dem Wohlstande dieses Landes gegeben. Das Bewässerungs-Departement ist dasjenige unter allen Zweigen der englischen Verwaltung in Aegypten, auf welches sie vom Anfang bis zu Ende mit dem uneingeschränktesten Stolze zu blicken berechtigt war. Die englischen Wasser-Ingenieure haben den neuen Wohlstand Aegyptens geschaffen.

Zugleich ist diese Culturthat der Engländer am handgreiflichsten und von der Bevölkerung des Landes am dankbarsten anerkannt. Wie auch im Uebrigen die Empfindungen der Einheimischen gegenüber der englischen Occupation sein mögen, wie groß immer das innere Widerstreben, welches durch die Anwesenheit der englischen Beamten erregt wird, die leitenden Männer der Bewässerungsverwaltung haben jedes Vorurtheil überwunden, das den Fremden und den Christen im Wege steht. Sie genießen eine fast allgemeine Popularität durch das ganze Land hin. Sie sind Männer, an welche sich voll Vertrauen die kleinen Bauern wenden in Dingen, die weit ab von den eigentlichen Pflichten ihres Amtes liegen. Denn das Volk sieht in ihnen die großen Wohlthäter, in deren Hände sie gern alle ihre Sorge legen.

Auch die ägyptischen Staatsmänner, die zum Theil mit Abneigung die englische Occupation ansehen, halten dieses Stück der englischen Landesverwaltung für ein unentbehrliches im Interesse Aegyptens.

Obwohl die letzten Ziele, welche der natürliche Contrast der zerstörenden Ueberschwemmungen und der völligen Trockenheit der großen Wassertechnik stellt, noch nicht erreicht sind (erst in der allerletzten Zeit scheint man sich ihnen zu nähern), so ist doch bereits binnen des ersten Jahrzehnts (1882—1892) Erhebliches geschehen. Große Strecken Landes sind erst noch zu gewinnen, andere große Strecken in ihrer Fruchtbarkeit zu erhöhen.

VII.

Wie nun diese Cultureinwirkung der Engländer auf die anderen Zweige der Verwaltung sich erstreckt, auf die Rechtspflege, das Unterrichtswesen, die locale Selbstverwaltung und so manches Andere, das dürfen wir an dieser Stelle nicht weiter verfolgen.

Wir schließen mit einer allgemeineren Betrachtung.

Die Bemühungen der Engländer um die Verbesserung der Staatseinrichtungen Aegyptens bedeuten die Reinigung eines verkommenen orientalischen Gemeinwesens durch die Methoden einer europäischen Staatsverwaltung, wie sie England selber seit einem Jahrhundert oder seit einer Reihe von Jahrhunderten im eigenen Hause erprobt hat. Dieser Culturberuf einer fremden, ob auch noch so berufenen und vorangeschrittenen Nation für die Erziehung des zurückgebliebenen Volkes kann begreiflicher Weise nicht ohne Reibungen erfüllt werden — Reibungen mit den Instincten der Volksmasse, Reibungen mit den heimischen Staatsmännern, Reibungen mit den anderen an Aegypten interessirten und berechtigten europäischen Mächten, Reibungen mit dem Staatsoberhaupte selber.

Auch geht hier der Fortschritt, wie so oft in der Geschichte, nicht auf gerader Bahn. Das Regiment Tewfik's, desjenigen Khedive, welcher dem abgesetzten Ismail folgte, war den Engländern im Ganzen günstig — sofern die persönlichen Einsichten dieses Herrschers in Betracht kamen. Er starb bereits im Jahre 1892, und es folgte in zartem Alter sein Sohn Abbas. Dieser hat anderen Einflüssen nachgegeben und bisher sich fortdauernd als Gegner der englischen Occupation erwiesen. Da, wo der Widerstand sich in amtlichen Handlungen des Khedive zeigt, hat er, wie öfter bei ähnlichen, früheren Anlässen, mit einer Demüthigung des Herrschers vor den Engländern geendigt. Im Januar 1893 überraschte der junge Khedive die Welt durch die plötzliche Entlassung des Premierministers Mustafa Fehmi, dessen Verbrechen kein anderes war als der Einklang seiner Verwaltung mit den englischen Elementen derselben. Die Folge war ein sofortiger Protest der englischen Regierung, die Nöthigung des Khedive zur Absetzung des von ihm berufenen Premiers und die Ersetzung desselben durch den von England vorgeschriebenen Riaz Pascha.

Namentlich ist durch diese und ähnliche Eruptionen die Reibung nicht aufgehoben; sie wirkt fort. Der Khedive unterstützt den Widerstand der nationalen Presse gegen die Engländer. Das Beamtenthum des Landes sucht sich bei ihm beliebt zu machen durch verwandte Gesinnungen.

Dieser Zustand würde minder bedenklich sein, wenn die erzieherischen Thaten Englands für Aegypten bereits so weit gediehen wären, daß sie, wie jede richtige Erziehung, sich überflüssig gemacht hätten. Leider ist man — und nach fünfzehn bis zwanzig Jahren ist so etwas auch nicht zu erwarten — an solch ein Ziel noch nicht gelangt. Es wird fernerer Ausdauer aller Betheiligten bedürfen, um allmählich dahin zu gelangen, um den „common sense of civilization“ in dem ägyptischen Staatswesen dauernde Wurzeln schlagen zu lassen.

W.

In Leopold Ranke's Heimathsthal.

Von

Gerold Meyer von Knonau.

[Nachdruck untersagt.]

Es wird kaum möglich sein, die autobiographischen Aufzeichnungen Leopold Ranke's aus der Hand zu legen, ohne daß ein lebendiges Bild der Stätten, auf denen die Jugendjahre des großen Historikers verliefen, sich dem Leser einprägt: er wünscht um so mehr, selbst einmal durch dieses Thal zu gehen, das der Greis in den Rückblicken, die er auf sein Leben warf, wieder und wieder vor seinen Augen erstehen ließ.

Als Alfred Dove sich das Verdienst erwarb, den Band „Zur eigenen Lebensgeschichte" in die Sämmtlichen Werke hinein zu stellen, fand er vier Aufzeichnungen, die Ranke über die ersten Jahrzehnte seines Lebens nach einander gegeben hatte. Allerdings bezieht sich das zweite Dictat einzig auf spätere Jahre. Dagegen kam er im dritten und vierten auf die erste Jugend zurück, und vollends im ersten ist der Kindheit, der ersten Schulzeit ein breiter Raum gewidmet. Diese Erinnerung ist um so bemerkenswerther, da sie nicht etwa durch den Wiederanblick der Umgebung, die diese Erlebnisse eingerahmt hatte, erweckt worden ist. Vielmehr geschah das im Herbst 1863 zu Venedig, wo er seinem Sohne, der ihn begleitete, diese „Jahre der Kindheit" in die Feder dictirte[1]). Er mochte sich durch den Gedanken an seinen längeren Besuch in Venedig, den er auf der ersten großen Studienreise ausgeführt hatte, in frühere Zeiten versetzt fühlen, und im Vorworte sagte er geradezu, daß er sich hier an die Vergänglichkeit des menschlichen Lebens besonders erinnere, wo er viele Freunde und Gönner nur noch an ihren Gräbern aufsuchen könne, andere in eisgrauer Gebrechlichkeit wieder vor sich sehe. Aber es ist doch überraschend, von Venedig aus in die stille, grüne Heimath des Unstrutthales versetzt zu werden. Freilich kehrt ja diese liebevolle Rückerinnerung auch bei Leopold's jüngerem Bruder Heinrich wieder. Das anmuthige Buch, das als „Jugenderinnerungen" Heinrich Ranke's erschienen ist, verleugnet gleichfalls die Anhänglichkeit des Verfassers an seine Geburtsstätte und deren Umgebungen nicht; ein gewisses süßes Heimweh durchhaucht diese Anfangscapitel, in denen von der Kindheit gesprochen wird.

[1]) Dies Dictat vom Jahre 1863 ist, von Alfred Dove mitgetheilt, zuerst in dieser Zeitschrift erschienen; vergl. Deutsche Rundschau, 1887, Bd. LI, S. 38 ff.: „Aus Leopold von Ranke's Lebenserinnerungen".

Aber auch für Leopold Ranke's Studien, vorzüglich für die Anregungen, die er seinen ersten in Berlin um ihn sich sammelnden Schülern gab, ist die Rücksicht auf dieses sein Heimathsthal in nicht zu unterschätzender Weise nicht eigentlich bestimmend gewesen, aber doch nicht ohne einen von ihm selbst damals und später hervorgehobenen Einfluß geblieben. Noch 1884, als Ranke der „alten Schüler" in einer Aufzeichnung gedachte, der gemeinsamen Arbeit, aus der die Jahrbücher des sächsischen Hauses entstanden, Erwähnung that, hob er hervor, daß ebenso sehr wie Raumer's Hohenstaufen und Stenzel's Salische Kaiser „die ältesten Jugenderinnerungen an Kloster Memleben und das Unstrutthal, das wir bewohnten", ihn bestimmt haben mochten. Aber schon 1836 hatte er, als der erste Band der Sammlung, „Die Jahrbücher Heinrich's I." von Waitz, in erstmaliger Bearbeitung zu Tage trat, in der „Vorrede" in etwas erweiterter Ausdrucksweise den Satz eingefügt: „Wer kann in Norddeutschland wohnen, wer kann nur den Harz bereisen, ohne bei jedem Schritte an dies mächtige Geschlecht erinnert zu werden?"

Und ganz gewiß ist von vornherein die Landschaft, in der Ranke's Wiege stand, geeignet, den Blick eines Jeden, der für historische Dinge Theilnahme empfindet, auf sich zu ziehen. Ja, es läßt sich noch mehr sagen. Gerade mit dem Laufe der Unstrut, den Oertlichkeiten, die dieses Flüßchen bespült, ist die Geschichte des thüringischen Stammes, dem das Thal angehört, enger verknüpft als die Entwicklung irgend eines deutschen Stammes mit den vielleicht berühmteren Namen weit größerer Stämme. Weder Rhein noch Donau, noch Elbe lassen sich hier nennen; ihr Lauf gehört theils verschiedenen Stammgebieten, theils ganz fremdartigen Völkern an. Auch die sonst so ursächsische Weser ist in ihren Quellflüssen andersartig; von der Oder, die nur Colonisationsgebiet durchströmt, kann gar nicht die Rede sein. Aber auch der schwäbische Neckar endet unter fränkisch redenden Anwohnern, und höchstens der Main wäre als ein rechter Frankenfluß zu nennen, obschon an seinem Quellgebiete slavische Laute längere Zeit gehört worden sind. Die Saale ist durchaus nicht der Fluß Thüringens, sondern die längste Zeit die Grenze dieses deutschen Stammlandes gegen die erst ganz allmählich germanisirten wendischen Striche der östlich anstoßenden Markgebiete gewesen. Durchaus anders ist das mit der Unstrut. Sie ist in ihrem ganzen Laufe der rechte thüringische Fluß, und wenn freilich an ihrem Unterlaufe die linke Uferseite dem sächsischen Lande nachher angehörte, so war doch in der allerdings weit zurückliegenden Höhezeit des Thüringervolkes auch dieses Stück zwischen Unstrut und Saale ein Theil von Thüringen gewesen.

An dem Lauf der Unstrut liegen nun jene Stätten vertheilt, an denen mehrfach die Geschicke Thüringens entschieden wurden.

Nach Burg Scheidungen, da, wo der Fluß aus dem Engpaß unterhalb Nebra in dem untersten Theil seines Laufes wieder in ein breiter werdendes Thal tritt, setzt die von Sagen halb verdunkelte Geschichte des Ausganges des alten großen Thüringerreiches im sechsten Jahrhundert die letzte kriegerische Entscheidung. Der Lauf der Unstrut soll durch die Leichname der in der gewaltigen Schlacht Gefallenen ganz gesperrt gewesen sein, so daß die fränkischen

Sieger, die hier dem starken Reich, das Chlodowech begründet, eine neue Eroberung hinzufügten, wie über eine feste Brücke über die Leichname hinweg die Unstrut überschritten, und dann fiel auch der letzte feste Platz — eben Burg Scheidungen — den noch die Thüringer zur Stütze ihrer Vertheidigung zu halten hofften, und sank nach der Einnahme in Trümmer. Aber als ein Jahrhundert später Thüringen unter Herzog Radulf wieder erstarkt war und dieser im Kampfe gegen die fränkische Herrschaft sich behauptete, war es ein fester Platz bei Memleben etwas höher am Flusse, an den Radulf in seinem erfolgreichen Kampfe sich anlehnte. Aus dem Sachsenstamme war das Geschlecht der Ludolfinger hervorgegangen, das nach dem Erlöschen der ostfränkischen Karolinger das Deutsche Reich gestaltete; aber in ebenso ausdrücklicher Weise wie auf dem heimischen Gebiete ruhte auf Thüringen die Macht des neuen Königshauses, und die beste Rechtfertigung der Wahl des ersten Herrschers, Heinrich's I., war die siegreiche Abwehr der Ungarn von den niederdeutschen Flächen. Wo diese Schlacht von 933 geschlagen wurde, steht ja nicht bestimmt fest; aber die mehrfachen Ansetzungen fallen sämmtlich an die Unstrut oder in deren Nähe, und wenn mit Recht das Ereigniß nach Riethéburg verlegt würde, so hätte sich die Ungarnniederlage in nächster Nähe von Ranke's Geburtsstadt zugetragen. Aber noch deutlicher erscheint das Unstrutthal dadurch der Geschichte des sächsischen Hauses eingereiht, daß in eigenthümlicher Weise die beiden ersten und größten Herrscher, Heinrich I. und Otto I., in Memleben ihr Leben schlossen, so daß dann Adelheid, die Kaiserin-Wittwe, und der Sohn und Nachfolger Otto's I., Otto II., hier ein Kloster ins Leben riefen und reich ausstatteten. Auch in der landgräflichen Zeit der Thüringer Geschichte fehlt die Anknüpfung an die Unstrut nicht. Der Eisenacher Dominicanermönch, der im fünfzehnten Jahrhundert die Ausschmückungen der Chronikensagen schriftlich niederlegte, ließ die Vergeltung an den widerspenstigen Großen des Landes für die verübten Mißhandlungen der Bauern, als der nach der Ermahnung des Ruhlaer Schmieds hart gewordene Landgraf mit den Edelleuten das Land pflügte, an unserm Fluß vor sich gehen: bei Freiburg zeigte man den Edelacker, auf dem Landgraf Ludwig der Eiserne die eingespannten Herren vor sich her getrieben haben soll. Doch auch noch im sechzehnten Jahrhundert fehlt es nicht an einem Ereignisse, dessen Ausgangsstelle in das Unstrutthal trifft. Von der ansehnlichen Reichsstadt nahe dem Ursprung des Flusses, Mühlhausen, deren sich der wüste Fanatismus der täuferischen Aufrührer bemächtigt hatte, ergoß sich die zerstörende Wuth auch über die geistlichen Stiftungen des Unstrutthales selbst. Tonndorf, Roßleben, Memleben; aber ebenso ist der Platz, wo die Vergeltung den Anführer Thomas Münzer und die unglücklichen, von ihm bethörten Bauern erreichte und die zur Vertheidigung ganz unbefähigten Streiter dem fürstlichen Heere erlagen, der Schlachtberg bei Frankenhausen, nur auf kurze Strecke vom Flusse entfernt.

So ist es gar wohl begreiflich, wenn Ranke in seinem Rückblicke auf die im Unstrutthale verbrachte Schulzeit sagt: „Besonders war es sächsische und thüringische Geschichte, die durch die nahen historischen Plätze einen besonderen Reiz für die Jugend bekam."

Das Unstrutthal von Artern abwärts, zumal in seiner Einengung zwischen Nebra und den beiden Scheidungen, war, da Ranke als Knabe dort lebte, noch eine stille, in sich abgeschiedene Welt, wenn es auch in seiner Geburtsstadt Wiehe, zumal da sächsische Cavallerie in derselben lag, nicht ganz an Verkehr fehlte. Aber für Ranke war die Höhe des Orlas, die den südlichen Abschluß des Thales für ihn bildete, die Grenze seiner Welt. Erst in seinem vierzehnten Jahre, als ihn 1809 der Vater nach der Schule von Pforta brachte, überschritt er sie. In der Gegenwart ist es anders geworden. Auch das Unstrutthal hat seit einigen Jahren seine Eisenbahn, die von Artern nach Naumburg führt und auch vor Ueberwindung des Engpasses bei Nebra nicht zurückschrak, während noch am Anfang des Jahrhunderts dort Alles abgeschlossen zu sein schien; Heinrich Ranke schrieb, wie sich da kaum noch Raum für einen Fahrweg bot, was auf den dorthin unternommenen Fahrten stets wegen der unmittelbaren Nähe des Flusses mit einigem Schrecken erfüllt habe. Allerdings zählt die Eisenbahnstrecke zu den sogenannten „Klingelbahnen", und sie ist auch von den lästigen Folgen der Perronsperre verschont geblieben. Zu den Weltverkehrsstraßen zählt sie in ihrer gemächlichen Beförderungsweise nicht.

Der Thalabschnitt, der mit Ranke's Leben verbunden erscheint, ist eine südöstliche Fortsetzung der Güldenen Aue und wird, wie Ranke selbst bezeugt, auch häufig im weiteren Sinne zu ihr gerechnet. Es ist ein schönes, fruchtbares Land, wie Heinrich Ranke rühmt, von hoch bedeutendem Getreidebau, so daß die Scheunen nicht ausreichen, die Garben auf den Feldern aufgethürmt werden müssen. Ueberhaupt entwirft dieser jüngere Bruder ein trefflich anschauliches Bild der Landschaft: „Die Schönheit der Gegend beruht wohl hauptsächlich darauf, daß das Thal, das sich von Westen nach Osten zieht, auf beiden Seiten nach Süden und Norden von Anhöhen eingefaßt ist, die mit dem schönsten Laubwald bedeckt sind. Im Osten ist das Thal durch einen Höhenzug geschlossen, der nicht mehr bewaldet, sondern in seiner ganzen Ausdehnung für den Getreidebau gewonnen ist. Dort drängt sich die Unstrut durch den Engpaß von Nebra hindurch. Gegen Nordwesten dehnt sich das Thal, das in unserer Nähe die Breite einer Stunde hat, allmählich immer weiter aus. In blauer Ferne zeigt sich der hohe Kyffhäuser, der die westliche Grenzmark unseres Thales bildet. Ihn sah ich aus einer Ferne, die mir kaum erreichbar schien, zu mir herüber ragen, wenn ich als Bote nach Donndorf zum Bruder wanderte." Er erinnert auch an einen Spruch, der in spielender Weise die Ortsnamen Wiehe, Wollmirstedt, Allerstedt, Memleben — zu deuten sucht. Die Ludolfinger sollen, wenn sie in das Unstrutthal kamen, sich gepriesen haben: „Wie wohl mir steht allhier mein Leben!"

Kloster Donndorf ist der erste Platz, den ein von der oberen Seite des Thales kommender Besucher, wenn er den Spuren Ranke's nachgeht, betreten wird. Auf der südwestlichen Seite des Thales nehmen die ansehnlichen Gebäulichkeiten eine weithin sichtbare Stelle auf einem Vorberge des Finnegebirges ein, die Erziehungsanstalt mit der Kirche des ehemaligen Klosters und daneben der ausgedehnte Complex der Oekonomie des Rittergutes. Ein antike Formen

nachahmendes, von Bäumen halb verstecktes Thor, das mit dem herrschaftlichen Wappen geschmückt ist, führt vom Gutshof zum Kloster, das allerdings wenig ältere Bestandtheile mehr aufweist, nachdem eine Feuersbrunst noch zerstörte, was der Bauernkrieg und die Stürme des dreißigjährigen Krieges übrig gelassen hatten. Aus der Säcularisation der Klostergüter, die neben dem Landesfürsten auch dem Adel zu Gute gekommen war, fiel das aufgehobene Cistercienserinnenkloster den Brüdern von Werthern zu, die hier 1561, also zur gleichen Zeit, als die Fürstenschulen von Meißen und Pforta geplant wurden, eine Freischule und Erziehungsanstalt für Knaben in das Leben riefen. Diese besteht noch heute, und die achtundvierzig Schüler, je zur Hälfte staatliche und Werthern'sche Stipendiaten, gedeihen, wie ein Blick auf die wohlerzogenen, höflichen, eben zur Turnübung im Hofe sich aufstellenden elf- bis vierzehnjährigen Jungen lehrte, in der gesunden Luft auf der Höhe ganz vortrefflich. Hier hat 1807—1809 Leopold Ranke als Inhaber einer Werthern'schen Freistelle den ersten höheren Unterricht empfangen. Der jetzige Herr Director ist der Enkel des Rectors Krafft, unter dem Ranke in Donndorf war. Ein jedenfalls lebenswahres Bild zeigt den alten Herrn, von dem Ranke mit Anerkennung spricht, und die energischen Züge machen es wohl glaublich, daß der Großvater, wie der Enkel erzählte, im Herzen nur schwer sich nach dem Uebergang von Kursachsen an Preußen in die neuen Verhältnisse eingewöhnte und, obschon er noch fast ein Menschenalter über Ranke's Weggang von der Schule hinaus gelebt hat, in seiner tiefsten Auffassung seinem früheren Gebieter treues Andenken bewahrte. Daß ein fremder Besucher von Kloster Donndorf ganz zuerst nach Ranke fragte, erscheint dem sehr gefälligen Leiter der Anstalt völlig begreiflich. Nur mußte er bestätigen, daß, wie schon der Anblick von Weitem voraussagen ließ, von jener Zeit wenig mehr übrig sei. Die hellen, schönen Unterrichtsräume gehören einem nothwendig gewordenen Neubau an — einen derselben schmückt eine sehr gute Büste des berühmten früheren Schülers — und nur noch ein Fenster mit dem Blick südöstlich gegen Wiehe hin, wo über die Baumwipfel eine anmuthige Aussicht sich öffnet, im Amtszimmer des Rectors, ist mit der Erinnerung verknüpft, daß der junge Leopold von hier, ganz gewiß oft mit Heimweh, nach dem Vaterhause sah: das ist jedenfalls das „Schulfenster", von dem er redet, von dem aus er „mit scharfen, jungen Augen" das elterliche Haus zu unterscheiden vermochte. Doch auch seines Vaters ehrenvolles Gedächtniß besteht noch da oben im Kloster. Der Herr Director wußte, daß alte Bauern vergnüglich mittheilten, in Rechtssachen sei es am besten gewesen, nach Wiehe zum „alten Ranke" zu gehen, statt zu einem theuren Advocaten, weil da ein guter Rath, viel besser als anderswo, bloß acht Groschen gekostet habe.

„Die alte, kleine Pforte, durch die einst die Nonnen nach dem Brunnen tief unten im Thale geschritten", durch die im Frühjahr 1807 Ranke zuerst in den Umfang des Klosters eingetreten war, weist den nächsten Weg zu Thal, nach dem Dorfe Donndorf zurück. Dann streckt sich die Landstraße etwa eine Stunde weit nach Wiehe. Mitten im Thale gehend bietet sie einen weiten Umblick, rückwärts stets noch nach dem Kyffhäuser, der jetzt durch sein

hochragendes, neues Denkmal so deutlich bezeichnet ist, dann rechts davon über Artern nach dem niedrigen Rücken der letzten Vorberge an der Südseite des Unterharzes; links, gleich jenseits der Unstrut, liegt Roßleben mit dem stattlichen Neubau seiner Klosterschule, und weiter aufwärts steigt aus dem Flusse der vereinzelte Hügel, der die Burg Wendelstein trägt; endlich schließt die ganz hübsch gewölbte, theilweise bewaldete Kuppe des Orlas südlich das Thal ab.

Der Herr Director von Kloster Donndorf hatte darauf aufmerksam gemacht, daß auf der rechtsseitigen Höhe über den Oekonomiegebäuden von Hechendorf das kleine Denkmal stehe, das Ranke von den Seinigen gestiftet worden sei. So bestimmt der kleine, abgestumpfte Obelisk für den in die Augen fällt, der von Wiehe kommt, so schwer hält es, ihn von der anderen Seite her zu finden. Doch ist ohne Frage der Platz mit dem sich darbietenden Rundblick sehr gut gewählt. Die Aufschriften geben über die Absicht der Gründer des Monumentes den Aufschluß: „Leopold von Ranke beabsichtigte hier seinen Voreltern ein Denkmal zu setzen. An seinem Lieblingsplatz gestiftet von seinen Kindern." Dann folgen die Namen des Großvaters, Johann Heinrich Israel (1716—1799), dessen der Enkel in seinem ersten Dictate in eingehender Weise Erwähnung thut, und des Vaters, Gottlob Israel (1762—1836). Die dritte Seite zeigt: „Wen es freuet, diese blühenden Auen zu überschauen, der denke daran, daß vor nahezu tausend Jahren sie der Lieblingssitz des erlauchten Geschlechtes waren, unter dem sich das Deutsche Reich gestaltete und mächtig entfaltete."

Schon auf dem ganzen Wege von Donndorf her ließen einzelne Gruppen heimkehrender Landleute errathen, daß in Wiehe etwas Außergewöhnliches an dem Tage sich zutrug, und die im Abbruch befindlichen Buden, die ihre Waaren zusammenpackenden Krämer, die theilnehmend und verständnißvoll zuschauende Jugend bewiesen, daß einer jener „vier Jahrmärkte", die auch Leopold Ranke bei der Schilderung seiner Geburtsstadt nicht vergessen hat, eben zu Ende gegangen sei. So zeigte denn die sonst wohl sehr stille Landstadt, die höchstens durch erheblich bessere Pflasterung vor vielen ihrer Schwestern sich unterscheidet, mehr Leben, und es war oft fast schwierig, durch die schmale Hauptstraße, die den ganzen, länglich gedehnten Ort durchzieht, zu kommen, ohne mit den eifrig die leichten Verkaufsstände abreißenden Leuten zusammen zu treffen. Bald ist der Hauptplatz erreicht, den das Ranke-Denkmal schmückt, die sprechend ähnliche Porträtbüste, deren Enthüllung 1895 den Anlaß zu der so würdigen Feier in der Pfingstwoche darbot. Das sehr einfache, aber bürgerlich behäbige Geburtshaus Ranke's, das nahe dabei steht, ein Eckhaus mit einem Stockwerke und dem Dachbau über dem jetzt einen Laden in sich schließenden Erdgeschoß, zeichnet sich einzig durch die angebrachte, auf den hier Geborenen weisende Tafel vor den Nachbargebäuden aus. Die Herren Stadträthe von Wiehe gaben einer neben dem Hause sich abzweigenden Seitenstraße, nicht der Hauptstraße, den Namen Ranke-Straße. Beim Austritte aus dem unteren Ende des Städtchens liegt links der Friedhof — aber die Eltern Ranke's ruhen nicht hier, sondern in Erfurt, wohin sie

der dort mit dem Pfarrer Schmidt verheiratheten Tochter gefolgt waren — und erst hier am Ausgang sieht man auch besser das die Stadt überragende von Werthern'sche Schloß. Allein obschon seit 1461 die Herrschaft Wiehe in den Händen dieses Hauses liegt, so ist doch der jetzige Bau, der höchstens zwei Jahrhunderte zählt, ohne größere Bedeutung.

An dem Rieth hin, dessen Name noch verräth, daß erst durch Trockenlegung die breite Thalfläche zu dem schönen Getreideboden geworden ist, geht es wieder eine Stunde weit, näher an der Unstrut, die nun schon der Einpressung zwischen den Höhen von beiden Seiten her zueilt, nach der geschichtlich erlauchtesten Stelle des ganzen Thales, nach dem langgestreckten Dorfe Memleben, an dessen unterem Ausgange das alte Kloster steht.

Memleben, die uralt ehrwürdige Klosterstiftung, etwa der Zeit um 975, ist eines der Denkmäler der großen Ottonenzeit; allein es ist ganz überwiegend eine Leidensgeschichte, die sich an die Gründung Otto's II. anknüpft. Kaum hatte noch Otto III. voll Pietät die Stiftung der Großmutter und des Vaters neuerdings reich beschenkt, als Kaiser Heinrich II., der Ludolfinger aus der herzoglich bayerischen Nebenlinie, Heinrich's I. Urenkel, der Heilige, wozu er wegen seiner Beziehungen zu Bamberg erklärt worden ist, unbekümmert um die Bedeutung der zweimaligen Sterbestätte, in Memleben eingriff, wie er es auch sonst gegenüber geistlichen Stiftungen in rücksichtsloser Weise that. Im Jahre 1015 übertrug er das kaum in seiner Entwicklung erstarkte Kloster, das außerdem durch Verwüstung seiner Besitzungen in den Wendenkriegen gelitten hatte, an das ohnehin schon so reiche vornehme hessische Stift Hersfeld, so daß sich die Memleber Brüder zerstreuten und ihr Gotteshaus als Eigenthum Hersfeld incorporirt wurde, als Propstei von Hersfeld abhängig blieb. Immerhin entstand noch erst im dreizehnten Jahrhundert die Kirche, deren Reste heute eindrucksvoll auf den Besucher wirken; aber man scheint sich damals eben mit diesem Bau ökonomisch erschöpft zu haben, so daß eine schwere Schuldenlast sich auf Memleben wälzte. Im Bauernsturm von 1525 wurde das Kloster hart betroffen, und dann eignete Kurfürst Moritz 1551 Memleben seiner neu gestifteten Fürstenschule von Pforta zu. Aber die Art und Weise, wie Pforta sich gegenüber Memleben zeigte, zählt nicht zu den Ehrentiteln der berühmten Pflegerin der Wissenschaft. Als 1722 der Blitz die allem Anschein nach recht gut erhaltene Kirche von Memleben am Dache traf, wurde nichts für deren Erhaltung gethan, und so sank die Stiftung Otto's II. in ihren jetzigen trümmerhaften Bestand. Die reichen Klostergüter verstand Pforta wohl auszunützen, und der den Klosterbau bewohnende Pfortenser Amtmann wünschte die Kirche zum Getreidespeicher zu machen. So hatte man 1793 den Abbruch der Kirche begonnen, beutete dann aber auch das Denkmal als Steinbruch aus. Daß der älteste Theil, die Krypta, vor dem durch die Gewölbe eindringenden Wasser durch eine zwar den Anblick des Chores beeinträchtigende Verstärkung des Fußbodens geschützt wurde, ist einer Anregung des kunstverständigen Königs Friedrich Wilhelm IV. zu verdanken.

Immerhin bietet Memleben auch jetzt noch genug des Sehenswerthen dar. Beim Eintritt in den Oekonomiehof begegnen noch einige spärliche Reste, dicke

Mauern, der alten Königspfalz, und dann führt ein Portal in den schön angelegten, wohl gepflegten Blumengarten, den die alte Klostermauer nach außen begrenzt. An der Seite des Gartens erhebt sich die Südmauer der Kirche, durch die man in den jetzt ganz dachlosen Innenraum eintritt; auch hier schmücken hübsche Anlagen, die eine sorgsam pflegende Hand beweisen, den Raum des Schiffes. Noch stehen also die Umfassungen, die je fünf freistehenden und die zwei Wandpfeiler, die die Spitzbogenarcaden des Mittelschiffes mit der auf ihnen liegenden Scheidemauer tragen: das Ganze zeigt den Uebergangsstil der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Die Ostseite ist am meisten ausgeprägt durch den noch bis zum zweiten Stockwerke erhaltenen Chor und durch die zwei Apsiden zur Seite der Vierung. Als Ganzes aber ist die Kirche so verringert, daß sogar Streit darüber besteht, ob das ursprüngliche Vorhandensein von westlichen Thürmen oder aber — nach einer alten Abbildung — die frühere Existenz eines alten Vierungsthurmes anzunehmen sei. Nicht besser steht es mit den fast erloschenen mittelalterlichen Malereien an den Pfeilern des Schiffes, auf der dem Mittelschiff zugekehrten Seite, Figuren von Heiligen und von Königen mit Krone, Scepter und Schwert, südlich Frauengestalten, nördlich Männer. Dann geht es durch die Nordmauer in den Hof des früheren Klosters, wo jetzt die Wohnung des Gutspächters sich anschließt: sieben ganz von Grün überzogene Wandsäulen sind noch vom Kreuzgang hier an der Wand des nördlichen Seitenschiffes erhalten. Aber vom Hofe aus führt der Gärtner durch einen Kellerraum in die Krypta, die wegen des nahen Laufes der Unstrut wenig tief unter der Erde liegend, gutes Licht von außen empfängt. Zwar gehört sie gleichfalls keineswegs, wie man lange annahm, der ottonischen Zeit an, sondern ist ein Theil des gesammten später entstandenen Baues; aber sie weist doch völlige Erhaltung auf. Besonders fallen die in der Mitte stehenden vier quadratisch gestellten Säulen, welche die drei gleich breiten Schiffe tragen helfen, in die Augen, durch eine Ornamentation, deren Schöpfer vielleicht ältere romanische Muster vor sich hatte. So trägt dieser Raum wenigstens in Einzelheiten den Charakter der großen Zeit, deren Andenken sich sogleich bei der bloßen Nennung des Namens Memleben einstellt.

Gleich über dem Kloster führt der Weg aufwärts von der Unstrut hinweg, empor zu der Höhe jenes Orlas-Berges, der den Ranke'schen Brüdern so lange die Grenze ihrer heimischen Welt bedeutete. Bei dem Blicke rückwärts übersieht man nochmals das Thal und versteht ganz gut, wie Leopold, als er — 1872 — in greisen Jahren wieder einen Besuch in seiner Heimath machte, mit Genugthuung eines Ausspruches Friedrich Wilhelm's IV. gedenken mochte: dieses Thal erfülle das Herz mit Frieden und Ruhe. Aber der besondere Werth liegt durchaus in den Erinnerungen, die aus vielen Jahrhunderten an dieses anmuthige Stück Thüringen sich knüpfen. Ranke meinte in der soeben herangezogenen, mit sechsundsiebzig Jahren gemachten Aufzeichnung: „Das Thal hat überhaupt etwas, was mit localem Patriotismus erfüllen kann und muß." Für uns Spätere liegt diese Theilnahme hauptsächlich darin, daß Leopold Ranke von dieser Stätte seinen Ausgang genommen hat.

Die Liebesbrücke.

Skizze aus Kaukasien.

Von

Ilse Frapan.

[Nachdruck untersagt.]

„Von meinem Lande wollen Sie wissen? Von meinen Bergen? Von meinen Leuten?“ fragte Agbar verwundert, und seine Stimme wurde leise und liebkosend. Er blickte vor sich nieder. „Was ist da zu erzählen! Rauhe Berge, tobende Wasser, steile Thäler. Und tief in den Thälern versteckt ist unser Dorf, unser Aul. Kommst Du über den Rücken des Berges — Du siehst es nicht. Halb im Felsen stecken die Häuser. Kommst Du vom Thal herauf, siehst Du die Thüren — ein Fenster siehst Du nicht — das ist da oben im Dach — ein kleines Loch!“ Er lächelte verächtlich. „Und die Leute? Die Unsrigen? Wilde Menschen sind wir alle, nicht so wie hier! Immer zu Pferd, immer die Hand am Dolch! Im guten Fall Jäger, im schlimmen Fall Räuber. Auf dem Kopf die hohe Lammfellmütze, um die Schultern den Filzmantel, im Gürtel schöne Dolche, mit Silberarbeit, mit Goldarbeit, an der Seite den Pistolenkasten, jäh, rauh, aufbrausend gegen Feind und Freund, schnell wie der Hirsch der Berge, wie der Adler über dem Kasbek.“

Agbar warf den Kopf in den Nacken. Seine glänzenden schwarzen Augen erweiterten sich; er blickte über weite, weite Länder und Meere hinweg in seine Berge.

Plötzlich lächelte er, wie erwachend. „Nicht wie hier,“ sagte er, sich flüchtig umschauend; „hier ist Alles so weich! Sogar die Hunde. Ihre Hunde zerreißen keine Menschen, nicht wahr? Das ist merkwürdig.“

Seine weißen Zähne blitzten; er zerrte an dem schwarzen, lockigen Schnurrbart.

„Von meinem Lande? Von Daghestan? — Es ist schön!“

Dann erblaßte sein gebräuntes Gesicht wie in heftiger Erregung. Die hohe Stirn zog sich zusammen. Er zuckte die Achseln.

„Nein, es geht nicht! Könnt' ich es Ihnen zeigen! Aber mit Worten — das ist zu schwer. Wenn ich sage: ‚Elbrus‘, ‚Kasbek‘, dann sehe ich vor mir ihre Majestät, und ihr weißer Schneeglanz blendet meine Augen. Aber was

sehen Sie bei diesen Namen? Sie sagen in Ihrer Sprache ‚Schwarzes Meer'! Warum sagen Sie ‚schwarz'? Es ist blau — blau — —

Gut, ich will versuchen!

Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen aus Daghestan, von unseren Lesghiern. Von den Tapfersten der Tapferen, den Edelsten der Edlen, den Schönsten der Schönen.

Eine Geschichte von Liebe! Eine ganz einfache kleine Geschichte von Liebe bei wilden Leuten.

Eine Geschichte, die ich gesehen habe, mit meinen Augen. — —

Hören Sie! hören Sie einmal! Was singt da? Ein Flüevogel? Dieser kleine Vogel singt auch über dem wilden Heimaththal, aus dem ich komme. Es ist Mittagzeit. Todtenstille. Glühender Sonnenbrand. Und durch die Stille hin und wieder dieser frische, kunstlose Gesang der Flüelerche. Hören Sie?

Das Thal ist wild, und je höher Du steigst, desto unzugänglicher wird es. Es verengt sich zur Schlucht, so nah rücken die Felsen zusammen. Es ist nicht mehr bewohnbar, es ist nur noch ein Abgrund. Und die letzten Dörfer, die letzten zwei Dörfer liegen hüben und drüben, angeklebt an die Felsen, wahre Adlernester, Gumuch und Balaï.

Zwischen Gumuch und Balaï ist der Abgrund. Wer vom einen zum anderen Dorfe will, der muß mühsame und gefährliche Felspfade klettern oder auf weitem Umrank hinabsteigen ins wegsamere Thal, um dann an der anderen Seite, mit den Sprüngen der Bergziege, Zacke um Zacke aufwärts zu klimmen. Vier, fünf Wegstunden liegen zwischen Gumuch und Balaï.

In Gumuch lebte die schöne Leïli, in Balaï lebte der Jüngling Dschandär. Aber zwischen Leïli und Dschandär lagen mehr als vier, fünf Wegstunden über die Felsen, lagen andere Gefahren als Nebel und schwindliger Pfad. Wir sind Mohammedaner. Keine Türken, aber Mohammedaner. Unsere Frauen sind streng gehütet, wiewohl unverschleiert und unversperrt. Sie gehen mit ihren Gespielinnen, um Erdbeeren, um Brombeeren zu sammeln. Sie steigen mit ihren Gespielinnen hinunter ins Thal, wo der Brunnen ist, der aus der Felswand sprudelt, gerade hinab in den gehöhlten Baumstamm, aus dem die Pferde, die Büffel trinken. Mit den großen thönernen Henkelkrügen, die auf den Achseln lehnen, kommen die Mädchen an den Brunnen, um zu plaudern, zu lachen, sich zu necken. Aber sie kommen nie allein. Ein schönes Mädchen hat so viele Hüter, wie Augen im Dorfe sind. Wehe der, die ihre Sittsamkeit auch nur einen Augenblick zu vergessen scheint: schon die kleinen Buben tragen den Dolch und wissen ihn zu gebrauchen. Ihre Natur — unsere Natur — das ist wie Pulver! Ein Funke hinein, und alles brennt. Wir sind Wilde.

Die Eltern wählen den künftigen Gatten; nur zu gehorchen hat das Mädchen. Leïli hat nicht gewartet, selber hat sie gewählt. In der Mondnacht am Brunnen — man geht gern in der Nacht, wo nicht das Vieh zur Tränke kommt, wo die Büffel schlafen, die sonst mit ihren plumpen Hufen den Boden rings um den Brunnen zerstampfen, daß der Schlamm aufspritzt —, da hat Leïli den Jäger zum ersten Mal gesehen.

Blutig kam er, bestaubt und erregt von der glücklichen Jagd mit seinen Gefährten. Sie sieht — er ist schön, schlank — hoch — geschmeidig — höher schlanker — geschmeidiger als Alle. Nicht ermüdet hat ihn die heiße Verfolgung des Wildes. Während die Anderen ruhen, ist er wieder aufs Pferd gestiegen, und in rasendem Lauf, hinsausend unter den Quittenbäumen, zerdrückt er spielend mit der Hand die gelben, steinharten Früchte. Die eine Hälfte fällt, die andere bleibt schaukelnd am Zweig — — es lachen und flüstern die Mädchen — und Leïli steht, und der Krug fließt über . . .

Tschandar! Wenn der Name ertönt, spitzt Leïli die Ohren, und der Name ertönt oft. Tschandar! das ist der, der dem wilden Eber nur eine aufreizende Kugel von Weitem schickt, um ihn abzufangen mit dem Dolch, wenn er sich auf den Feind stürzen will, so — Aug' in Auge — mit dem kurzen Dolch!

Tschandar! Sein ist der schnellste, der treueste Renner; Leïli kennt das freudige Wiehern, mit dem Jolkâssan seinen Herrn begrüßt. Keinen Fremden duldet er auf seinem Rücken — den Räuber, der ihn entführen gewollt, hat er an die Felswand geschmettert —, aber unter Tschandâr ist er folgsam und sanft.

Tschandar! Wenn Leïli an ihrem Teppichrahmen webt und mit dem zackigen Hämmerlein die Fäden festschlägt, so klopft das Hämmerlein: ‚Tschandâr!'

Wenn sie das Korn in der Handmühle mahlt, so schnarrt der Mühlstein: ‚Tschan dar!' Wenn sie im thönernen Becken den Mohnsamen mit dem Stein zerreibt, so surrt der drehende Stein: ‚Tschandâr!'

Und sie blickt auf zum bewölkten Himmel und singt:

‚Wolken wie Adern den Himmel durchschneiden:
Blut aus den Adern tropft beim Zerschneiden.
Würde von dir mir das Herz zerschnitten,
Wer — wer könnt' es zusammenkitten?'

Tschandâr war tapfer, und Leïli war schön. Er hat wohl ein wenig zur Seite geblinzelt, nach dem Brunnen hin, wo die Mädchen standen, ob sie's auch sehen, wie er die Quitten so leicht mit einem Handgriff zerdrückt. Auf einem herrlichen Mädchenantlitz unter dem münzenumränderten Kopftuch hat der Mond liebkosend gespielt, — auf zwei rothen, spitzen Pantöffelchen hat der Mondstrahl getanzt. Und ihre Augen haben selbstvergessen auf ihm geruht.

Solche Augen hat die Gazelle, die er unten im Thal verfolgt; mit solchen Augen hat ihn der Fasan angeblickt, der unter seiner Hand verblutet ist.

Neulich hat er drei Nächte nach einander dem Märchenerzähler zugehört, der von Derbent heraufgekommen ist; und die schöne Fatima im Märchen, die nur schaut, aber nicht reden will, er nennt sie heimlich Leïli!

Wenn er sie einmal treffen könnte, — wenn er sie könnte reden machen! Aber das verbietet die Sitte. Und auch Tschandâr beginnt zu singen:

‚Leicht ist und nahe nach Gumuch der Weg:
Die brausenden Wasser verperren den Weg;
Zu meiner Geliebten möchte ich gehn,
Einen Tiger seh ich im Wege stehn!'

Ja, wie ein Tiger blickte der alte Hussein Leïli seine Tochter an, auf der Hochzeit in Balaï, zu der die Leute von Gumuch zu Gast gekommen. Dort haben Dschandär und Leïli einander wieder gesehen. Aber der Tiger stand in der Mitte des Wegs, und Dschandär hat Leïli's Stimme nicht einmal gehört. Ein unaufhörliches Schüsseknallen, wildes Geschrei, Branntweingelage gab es dort. Aber Dschandär hat dem Märchenerzähler gewinkt, und um ihn, auf seinem Teppich, hat sich das junge Volk versammelt. Schweigend hat Leïli dem Derwisch den kupfernen Becher mit Schahrab[1]) gefüllt, und dann, auf ein Zeichen Dschandärs, hat er angehoben zu erzählen von Fatima, die nicht reden gewollt, bis der schlaue Ali sie zum Sprechen verlockte.

Der Derwisch sprach: „Und Ali nahm eine Feuerzange, redete sie an und erzählte ihr ein Märchen. Das Märchen rann so: Ein Zimmermann, ein Schneider und ein Priester übernachteten in einer Herberge. Damit nicht Räuber sie überfielen, mußte je einer von ihnen draußen Wache stehen. Zuerst ging der Zimmermann hinaus. Und weil er sich langweilte, begann er zu schnitzen, und er schnitzte aus Holz eine schöne Frau. Als Zweiter kam der Schneider hinaus. Wie er die schöne hölzerne Frau sah, beeilte er sich, sie anmuthig zu kleiden. Er gab ihr ein rothes Kleid und einen breiten Silbergürtel; bunte Seide war das Kopftuch mit silbernen Münzen, gelbe Seide das Beinkleid und roth die kleinen Pantoffeln.'

Hier blickte Dschandär verstohlen auf Leïli, und Leïli erröthete, denn der Erzähler hatte ihre eigene Kleidung beschrieben.

‚Nun kam die Reihe der Nachtwache an den Priester. Als er die hölzerne Frau sah, so schön geschnitzt und so schön gekleidet, da jammerte es ihn, daß sie von Holz war, und er flehte zu Allah: Gib ihr eine Seele!

Und Allah erhörte sein Gebet. Da kamen der Zimmermann und der Schneider herausgelaufen, und jeder der drei wollte die Frau haben. Ich habe sie aus Holz geschnitzt, sagte der Zimmermann. Ich habe sie anmuthig und reizend gekleidet, sagte der Schneider. Ich habe ihr eine Seele gegeben, sprach der Priester.

Wem gehört nun die Frau? Als die schöne Fatima diese Frage hörte, die der schlaue Ali an die Zange gerichtet hatte, da erhob sie ihr Haupt und rief —" In diesem Augenblick rief, den Erzähler unterbrechend, Leïli mit heller Stimme:

‚Die Frau gehört dem Priester!'

Und Aller Augen wandten sich auf Leïli, und Alle riefen ihr nach: ‚Die Frau gehört dem Priester!' Dschandär aber blickte leuchtend Leïli an, und Leïli blickte freudig auf Dschandär, und beide verstanden sich, und beide dachten in ihren Herzen:

Und Leïli gehört dem Dschandär!

Sie haben sich nicht nur verstanden, sondern auch verständigt. Bald gab es nächtliche Zusammenkünfte unter tausend Gefahren. Vom Dache, wo sie mit der Mutter schläft in der lauen Sommernacht, gilt es, sich hinweg-

[1]) Duftender Süßtrunk.

zuschleichen, vorüber an der Stelle, wo der Bruder Murad bei den Kornvorräthen schlummert: Murad hat den ganzen Tag gemäht, er ist müde. Leise, leise wie der Mondstrahl gleitet sie hinab über die Felsen, den Wasserkrug auf der Schulter. Erwacht ihr Bruder Medschid, der bei dem Vieh draußen ist, so geht sie zum Brunnen. Aber Medschid erwacht nicht, und auf der steilen Bergeshalde wartet Tschandar auf Jolkässans Rücken, Dschandar mit gezogenem Pistol, gewappnet gegen Feind und Freund, und er hebt sie zu sich in den Sattel, und Jolkässan, der keines Fremden Berührung duldet — Leili darf auf ihm reiten; er kennt sie, trägt sie willig. Das ist das höchste Zeichen von Tschandar's Liebe, daß er Leili auf seinem Pferde reiten, mit seinem Lieblingsdolche spielen läßt.

So ging es einen Sommer lang. Gegen den Herbst aber ward zwischen den Leuten von Gumuch und Balai eine Neuerung beschlossen. Jahrtausende gähnte der Abgrund, Jahrhunderte lang lagen sich die beiden Dörfer so nah und doch so fern gegenüber, — endlich fand man es an der Zeit, eine Brücke zu bauen. Eine kunstlose Brücke aus einigen Baumstämmen, so wie bei uns die Brücken sind. Leicht war das Unternehmen trotzdem nicht, aber doch begann man die geeignetsten Eichbäume zu fällen und Steine herbei zu tragen, um die Stämme am Ende zu beschweren. In beiden Dörfern herrschte eine freudige Aufregung. Die Seite, auf der Balai liegt, ist sonnig, dort wachsen die schönsten Stämme. Von Balai aus sollten sie über den Abgrund nach dem rauher gelegenen Gumuch hinüber geworfen werden.

Und Alles ist bereit, und auf beiden Seiten rüstet man sich wie zu einem hohen Fest. Die Gemeinden waren vollzählig versammelt, hüben und drüben, Alle im Freien. Schüsse knallten und weckten das hallende, donnernde Echo der Felsen, als die Männer von Balai begannen, den ersten, riesenhaften Eichenstamm mit mächtigem Anstemmen vorwärts über die Kluft zu schieben. Steine beschwerten das hintere Ende, um es an den Boden zu pressen: das vordere aber schob sich, von zwei gleich starken Männerhäuflein, die rechts und links standen, in seiner Richtung erhalten, langsam gerade vorwärts auf die Klippen von Gumuch. Am eifrigsten arbeitete Dschandar. Er hat eins der Seile gepackt, die den Stamm umschlingen und zieht gewaltig. Und Zoll für Zoll schiebt sich der Baum über die Kluft, unbehauen, unentrindet, der erste Balken der neuen Brücke. Und drüben, in Gumuch, sind die Seilschlingen in Bereitschaft, um den Balken zu fangen, und Spannung arbeitet in allen Gesichtern; jede Felszacke ist behängt mit einem kecken braunen Buben, der als Erster den Balken berühren, mit Händen ihn herüber ziehen möchte. Lange arbeiten sie.

Da! ein Jubelgeschrei aus allen Kehlen! der Baumstamm ist gelandet, die Seile haben ihn gepackt, er kommt — er liegt, er ist da — die erste, schwerste Arbeit ist geglückt! Hüben und drüben knallen die Pistolen; die ältesten Feuersteinflinten selbst hat man hervorgeholt, um den Freudenlärm zu vermehren.

In diesem Augenblick tritt aus ihrem Hause Leili. Festkleider trägt sie wie auf jener Hochzeit in Balai, aber auf dem Kopfe hält sie, gestützt mit

beiden Händen, eine große, kupferne Schüssel mit Plow; das ist die Festspeise für die Gemeinde. Sie tritt heraus, sie sieht hinüber nach Balaï. Hell schimmert die Sonne über Balaï, und dort, dicht am Felsenrande — wer tanzt? Es ist Dschandâr! Vor Freude über das gelungene Werk, vor Freude, daß nun Gumuch und Balaï einander nahe rücken werden, tanzt Dschandâr! Und wie tanzt er!

Und Leïli schwillt das Herz. Und sie hält den Fuß nicht an bei den Ihrigen, sie sieht — dort tanzt ihr Geliebter — und hier liegt der erste Balken über der Kluft! Sie eilt, immer die Schüssel hoch auf dem Haupt, vorwärts, hinab — man sieht sie an, man will rufen, ihr nacheilen, sie halten — da — hat sie schon den Fuß auf den Baumstamm gesetzt, und furchtlos, mit freudestrahlenden Augen, geradeaus blickend nach dem Geliebten, setzt sie Fuß um Fuß auf den schmalen Balken, schreitet sie sicher auf dem unbehauenen Eichenstamm, der über dem gähnenden Abgrunde hängt!

Ich sah sie gehen. Ein zehnjähriger Bub' war ich und hing an einem der Felsen in Balaï, um auch zu schauen.

Da kam Leïli gegangen — wie in der Luft ging sie. Weit von den nackten Armen waren die losen Aermel zurückgefallen, denn sie hielt ja die Schüssel mit Plow auf dem Kopfe fest. Klak, klak, klak! machten die rothen Pantoffeln, aus denen die Ferse bei jedem Schritte heraustritt. Schlank wie ein junger Tschinar[1]), geschmeidig wie eine Gazelle war sie. Und ihre Augen glühten, und ihr Gesicht war wie eine Flamme. Und hinter ihr sah ich die Leute von Gumuch, Bestürzung, Zorn, Drohung auf jedem Gesicht, alle Dolche blinkten bloß, der finstere Hussein hatte seine Pistole im Anschlag. Ich sah, wie er zielte auf Leïli, auf die Tochter, die so alle Scham vergaß, daß sie am lichten Tage vor der ganzen Gemeinde zu ihrem Geliebten zu gehen wagte. Ich sah, wie Hussein's Hand zitterte, und wie er die Waffe sinken ließ, zum ersten Mal in seinem Leben. Hätte er Dschandâr gehaßt, seine Hand wäre wohl fest geblieben.

Ich sah auch Dschandâr! Ich war zehn Jahre nur, aber ich dachte: Glücklicher Dschandâr! Er tanzte immer schöner, immer wilder, immer dringlicher werbend um die furchtlose Leïli, die so offen zu ihm kam. Und er hielt sie fest mit seinen Augen, wie mit einer sicheren Hand, daß sie den Abgrund nicht sähe, der unter ihr drohte, daß sie nur ihn sähe, der ihr entgegen lächelte.

Und ungefährdet, ohne zu straucheln, ohne zu erblassen, kam sie hinüber! Sie erreichte den Boden wie unbekümmert — was ist ihr die Gefahr? Fort tanzt ihr Geliebter, und zu ihm geht sie!

Und leuchtenden Auges kam sie in den Kreis der Leute von Balaï, die sie sogleich umdrängten. Ruhig nahm sie die Schüssel vom Kopfe.

‚Der Priester! der Mullâh!' schrie es von allen Seiten, ‚der Priester! der Mullâh!' klang es den Leuten von Gumuch beruhigend in die Ohren. Und sie hatten die Beruhigung nöthig, denn sie warteten in finsterem Schweigen.

[1]) Pappel.

was geschehen werde, um die Schande von Leïli und von ihrem ganzen Dorfe abzuwaschen.

„Der Priester! der Mullah!“

Das sah Jeder, — nur sofortige Hochzeit konnte Leïli's und Dschandar's Ehre wieder herstellen. Und der Mullah war zum Glück bei der Hand. Mit lauterer Stimme, als er sonst zu thun pflegt, sprach der hastig Gerufene seine Gebete unter dem Schweigen der Gemeinde. Galt es doch, auch den Leuten von Gumuch diese Gebete vernehmbar zu machen.

So wurden Leïli und Dschandar noch in derselben Stunde getraut, und die Schüssel mit Plow, die für Gumuch bestimmt gewesen, ward bei der Feier in Balai verzehrt. Die von Gumuch kamen zwar durch die Schlucht hinüber als Gäste, aber auf dem alten Umwege: Niemand versuchte es, Leïli nachzuthun. Nur die Liebe vermag auf den Wolken zu wandeln wie auf festem Boden!

Ein Wunder nur, daß die schwankende Brücke so starke Liebe trug!

Jetzt ist sie sicher und fest gebaut, die Liebesbrücke, denn Liebesbrücke hat man sie genannt, Liebesbrücke heißt sie bis heute. Ich sehe sie vor mir — so deutlich gegen den blauen Himmel — und dort schreitet Leïli — es schimmert ihr rothes Kleid — das bunte Kopftuch flattert — wie Flügel schlagen die losen Aermel — klak, klak, klak! — — —“

Und in Agbar's Augen trat es wie die Schwermuth des heimwehkranken Adlers.

Gräfin Reden.

[Nachdruck untersagt.]

Wer das Riesengebirge besucht hat, kennt die altehrwürdige, holzgeschnitzte Kirche Wang, die König Friedrich Wilhelm IV. aus hohem Norden in sein schlesisches Grenzgebirge verpflanzte. Am Eingang zum Kirchplatze steht ein der Gräfin Reden errichtetes Denkmal. Sie, auf deren Rath die Bergkirche hier neu aufgebaut wurde, war es, die als Herrin der zu Füßen des Gebirges im Hirschberger Thal gelegenen Besitzung Buchwald das Wohl der umwohnenden Bevölkerung in ihrem Herzen trug. Ein Lebensbild dieser Frau hat Fürstin Eleonore Reuß geschrieben (Berlin, Wilhelm Hertz), mit Benutzung ihres Tagebuches, brieflichen Nachlasses und ähnlichen handschriftlichen Materials; es ist nicht das erste biographische Werk dieser Art, das wir der Verfasserin danken.

Das Leben der Gräfin hat, trotz aller merkwürdigen Eigenart, doch auch die allgemeinen Züge der Zeit, welcher es angehört. Den bedeutenderen Menschen der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts waren meist wunderbare Erlebnisse in der Jugend beschieden gewesen, in stets wechselnder Veränderung ihrer Lage und Daseinsbedingungen. Ein romantischer Schimmer breitet sich über ihre Jugendzeit. Fast plötzlich setzt dann wohl in festem, engeren Kreise die eigentliche Arbeit ihres Lebens ein. Die Wirkungen ihrer Thätigkeit greifen weiter jetzt und dringen tiefer. Aber sie scheinen unsere Theilnahme nicht mehr in dem gleichen Maße wie früher zu erregen. Diese Empfindung haben wir, allgemein betrachtet, auch der Gräfin Reden gegenüber, deren Leben von 1774—1854 reichte.

Sie stammte aus einer schlichten Soldatenfamilie der Fridericianischen Zeit. Ihr Vater, der Freiherr Riedesel zu Eisenbach, war als Husarenrittmeister im siebenjährigen Kriege schwer verwundet worden. Mit dem nicht begüterten preußischen Fräulein von Massow feierte er beim Friedensschlusse im Hauptquartier des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, zu dem er commandirt gewesen war, im Beisein aller Prinzen und Generale seine Hochzeit. An der Spitze braunschweigischer Truppen wurde er als General nach England, Amerika und dann wieder in die Niederlande geschickt. Ueberall hin folgte ihm seine muthige Frau mit den Kindern nach. In diesem unaufhörlichen Wechsel von Gefahr und glänzender Stellung, Entbehrung und Ueberfluß, Familienfreude und Schmerz erwuchs mit zahlreichen Geschwistern, deren Namen, wie Amerika oder Canada, auf ihr Geburtsland hinweisen, Friederike von Riedesel, die nachmalige Gräfin Reden. Wie Träume mögen diese Wirklichkeiten ihrer späteren Erinnerung erschienen sein.

Entscheidend wurde für sie, kurz vor der Wende des Jahrhunderts, ihr Eintritt in die preußische Hauptstadt und Hofgesellschaft, innerhalb deren ihre Schwester, an einen Grafen Reuß verheirathet, eine Stellung hatte. Königin Luise beherrschte damals alle Festlichkeiten durch ihre Grazie, Schönheit und edle Haltung. Niemand schien ein Vorgefühl von dem zu haben, was kommen würde. In diesen noch

sorglosen Umgebungen begegnete Friederike von Riedesel dem Grafen Reden wieder, der sie einst als dreijähriges Kind in Portsmouth auf den Knieen geschaukelt hatte. Zweiundzwanzig Jahre junger als er, wurde sie 1802 seine Gemahlin.

Der damalige Berghauptmann und spätere (von 1803—1807) Minister Graf Reden war ein ebenso vornehmer wie gebildeter Mann. Goethe hatte auf seiner schlesischen Reise einen sehr guten Gesellschafter an ihm. Wir wissen, daß der Graf seiner politischen Ueberzeugung nach fest zum Freiherrn vom Stein hielt. Und diese Gesinnung findet sich auch in den Aufzeichnungen der Gräfin wieder, obgleich sie die eigentlich politischen Dinge nur wie obenhin berühren. Wer sich auf die diplomatisch eingeschulte Sprache solcher Memoiren versteht, wird den Ausspruch der Gräfin vom Jahre 1810 zu deuten wissen: „Ich liebe und verehre Hardenberg, obgleich der Freund in Prag mir doch lieber ist." Dieser „Freund in Prag" damals war der Freiherr vom Stein, der auf seiner Flucht dahin 1809 auch in Buchwald eintraf und von dort aus die nahe Grenze gewann. Pertz berichtet darüber sachlich im „Leben Stein's". Im Buche der Fürstin Reuß werden aber die Vorgänge reicher und menschlich schöner erzählt. Der Freiherr vom Stein war auch in Buchwald nicht sicher. In Hirschberg lag eine französische Besatzung; der Steckbrief mußte bald in Alier Hände sein; und in Buchwald war Stein von früheren Besuchen her wohl bekannt. Da versammelte Graf Reden sein gesammtes Hauspersonal, trat mit Stein in ihre Mitte und sprach die Zuversicht aus, daß Keiner zum Verräther an seinem Freunde werden möge. Er hatte sich nicht getauscht, und in aller Stille begleitete er den Freiherrn zu Schlitten über den Schmiedeberger Paß bis zur österreichischen Grenze. Der Gräfin hatte man es abgeschlagen, mit zu fahren. Sie mochte aber ihren Gemahl nicht allein in die Gefahr gehen lassen. Bei einem Müller, dicht am Buchwalder Schlosse, besorgte sie sich heimlich einen Schlitten. In einen Pelz verhüllt und durch ein Tuch unkenntlich gemacht, folgte sie den vorausfahrenden Herren nach und kam erst heran, als die Schlitten sich der sicheren Grenze näherten. Da brach Graf Reden in laute Freudenrufe aus, und der Gerettete gratulirte dem Freunde zu seiner muthigen Frau. Freiherr vom Stein hat diese gefahrvolle Hülfe in der Noth der Gräfin niemals im Leben vergessen, wofür eine Anzahl Briefe von ihm Zeugniß geben (S. 128, 225, 257). So entschlossen und muthig hatte sich die Gräfin auch in den Unglücksjahren 1806 und 1807 gehalten, die sie in Berlin verlebte. Mit den Franzosen wußte sie schon fertig zu werden; „aber," schreibt sie 1806, „gestern kamen wieder Würzburger und Badenser durch, Deutsche gegen Deutsche, das thut so weh!" Graf Reden war schon aus dem Staatsdienst zurückgetreten und lebte mit seiner Gemahlin abseits der großen Welt, im stillen Buchwald, als die Freiheitskriege mit vollen Siegen für das frühere Leid entschädigten.

Welchen Antheil die geistige Bildung bei uns an diesen Erfolgen hatte, weiß heute ein Jeder zu bestimmen. Damals war diese Schätzung nicht so allgemein und selbstverständlich. Während in Weimar und anderwärts dem Geistesadel der Rang des Geburts- und Beamtenadels gewährt wurde, hielt sich in Berlin seit langer Zeit der hauptsächlich wissenschaftliche Betrieb des geistigen Lebens innerhalb geschlossener bürgerlicher Grenzen; erst etwas später griff der preußische Geburtsadel in die geistige Bewegung ein, ohne sein Standesbewußtsein aufzugeben. Es muß daher als eine nicht gewöhnliche Erscheinung bezeichnet werden, wenn wir gewahren, wie Graf Reden und seiner Gemahlin der Verkehr mit damals hervorragenden Berliner Gelehrten ein Bedürfniß war. Wir treffen im Reden'schen Kreise den Historiker Johannes Müller, Alexander von Humboldt, Thaer, Ancillon, Klaproth und später Savigny. Friedrich Tieck modellirte 1805 die Büste der Gräfin. Auf einer Dienstreise ihres Gemahls, den sie immer zu begleiten pflegte, lernte sie Reichardt in Giebichenstein und den „berühmten Dr. Reil" daselbst kennen.

Diese mehr geistig bedingte Existenz des gräflichen Paares läßt sich aus dem Buche nicht leicht und vielleicht nicht vollständig wieder gewinnen; sie hat aber

ihre Spuren in der zeitgenössischen Literatur hinterlassen. 1806 wurde in Berlin der „Preußische Hausfreund" begründet, ein Blatt, dessen redliche Gesinnung nicht zu verkennen war. Die Gräfin Reden wurde, während sie in Schönebeck bei Magdeburg mit ihrem Gemahl weilte, von Delbrück, dem Erzieher des Kronprinzen, um fördernde Materialien für den Hausfreund angegangen, und sie lieferte den anonymen Beitrag „Ueber das Soolbad bei dem Gradirwerke der Schönebecker Saline im Magdeburgischen", der als „Auszug aus einem Briefe" in Nr. 25 des Hausfreundes (vom 24. Juni 1806) abgedruckt ist. Sie schildert und empfiehlt das Soolbad mit seiner schönen Umgebung den Berlinern zur Benutzung, in dem sichtlichen Bestreben, jener Gegend wirthschaftliche Vortheile zuzuwenden. Dies Schriftstück der Gräfin hätte sich in das Memoirenwerk recht gut eingefügt.

Buchwald und seine Bewohner sind auch im deutschen Liede gefeiert worden. In jugendlichen Jahren durfte dort, empfohlen vom Grafen Geßler, Theodor Körner eintreten, als er 1809, als Bergmann noch, das Riesengebirge durchstreifte. Vom „göttlichen Buchwald bei den herrlichen Redens" schrieb er entzückt dem Vater, und wie ein Nachhall überschwellender Stimmung klingen uns seine Verse:

Buchwald.

Ich grüße dich mit meinem schönsten Liede,
Mit meines Herzens stiller Huldigung.
Dein reizend Bild lebt tief mir im Gemüthe
In süßer, lieblicher Erinnerung:
Hier, wo Natur in ihrer schönsten Blüthe,
In goldnen Farbenglanz, im Frühlingsprunt,
Mit stiller Lust und glühendem Verlangen
Die große Weihe hoher Kunst empfangen.

Der süße Wunderschein auf allen Fluren,
Des Tages Glanz, leicht wie der junge Mai,
Die Felsen, die in kräftigen Conturen
Den Himmel stürmen, mächtig, groß und frei,
Und überall der Liebe stille Spuren! —
Das bleibt dem Herzen ewig jung und neu!
Denn wo die Kunst sich zur Natur gestaltet,
Da wird des Lebens schönste Pracht entfaltet.

Und dagegen, ein paar Jahre später, der in der Schule des Lebens und im Studium der antiken Literatur gereifte Graf Friedrich Leopold Stolberg. Seine classischen Distichen über Buchwald stehen in den von de la Motte Fouqué und Wilhelm Neumann herausgegebenen „Musen" (1813, S. 247):

An den Grafen und die Gräfin von Reden
zu Buchwald.
Den 7. September 1812.

Edle Bewohner des Thals am hehren Riesengebürge,
Die Ihr der großen Natur Becher so freundlich mir reicht,
Nehmt auch freundlich den Becher der Muse, mit Blumen umkränzet;
Wie mein Herbst sie gewährt, und wie Empfindung sie wand.
Glüh'n sie nicht gleich der Blume, die Ihr, aus Mexikos Fluren,
Hier, mit sorgsamer Hand, heimisch zu blühen gelehrt:
O, so werdet Ihr doch aus dankbaren Händen sie nehmen,
Wie ein Vergißmeinnicht, welches sie bittend empfiehlt.

Friedr. Leop. Graf zu Stolberg.

Die Blume „aus Mexikos Fluren" ist die Georgine, die in den berühmten Gartenanlagen Buchwalds damals zuerst cultivirt wurde.

Ein neuer Abschnitt im Leben der Gräfin Reden begann mit dem Tode ihres Gemahls im Jahre 1815. Sie wurde seine Erbin und Herrin von Buchwald. Die Sorge für die Erhaltung und Entwicklung der Güter fiel ihr nun allein zu, und daraus ergaben sich ernste Pflichten allgemeiner Fürsorge für ihre Guts-

eingesessenen und die arme Gebirgsbevölkerung überhaupt. Im Namen eines praktischen Christenthums suchte sie der Noth und dem Elend abzuhelfen, so weit ihre unermüdlichen Kräfte reichten. Ihr hochkirchliches Christenthum blieb rein protestantisch und stand in bewußtem Gegensatz zum Rationalismus ebensowohl wie zum Katholicismus, obgleich sie mit dem lieben, werkthätigen Bischof Sailer Freundschaft und Briefe wechselte. Sie umgab sich immer mehr mit positiv gesinnten Freunden und Geistlichen, und wunderbar: Fritz von Stein, Goethe's Zögling, ein Kind des Weimarer Musensitzes, war oft und gern gesehener Hausfreund der Gräfin in Buchwald, der an ihren Bibelstunden und Abendandachten Theil nahm und ihre Zwecke fördern half. Den Höhepunkt dieser Thätigkeit bildete die Ansiedelung der aus ihrer Heimath um des Glaubens willen ausgewanderten Zillerthaler. Für sie wurde die Bergkirche Wang gegründet.

Es blieben auch ihrem Wirken bittere Erfahrungen nicht erspart. Was sie aber die mancherlei Hemmungen von außen her siegreich überwinden ließ, war ihre persönliche Stellung zum preußischen Königshause. Auf ihren schlesischen, Buchwald benachbarten Besitzungen erschien zu häufigem Besuche die königliche Familie. Friedrich Wilhelm III. versäumte niemals, die Herrin von Buchwald in seine Nähe zu ziehen und auszuzeichnen. Besonders aber hing seit den Jahren der Jugend Friedrich Wilhelm IV. mit Liebe und Verehrung an der Gräfin, die sich als des Königs vertraute mütterliche Freundin betrachten durfte. Vielerlei hat sie so im Stillen wirken und erreichen können; des Königs Briefe an sie kann man nicht ohne Rührung lesen. Müde und lebensmatt, ist sie 1854, achtzig Jahre alt, sanft entschlafen. Sie gehört mit zu denjenigen Persönlichkeiten, deren Dasein und Wirken eine historische Vorbedingung für das Anwachsen des nationalen Gedankens und den Wiederaufbau des Deutschen Reiches war.

Reinhold Steig.

Wilhelm Raabe.

[Nachdruck untersagt.]

Gesammelte Erzählungen von Wilhelm Raabe. Erster bis dritter Band. Berlin, Otto Janke. 1896/97.

Die Zeit, in der diese Erzählungen spielen, dehnt sich über drei Jahrhunderte hin, und die Orte führen uns über so ziemlich alle bewohnten Breitegrade unseres Planeten. An Abwechslung des rein Scenischen scheint also wahrlich kein Mangel. Und doch ist Einem nach Beendung der Lectüre, als habe man mit geringen Veränderungen immer wieder denselben Hintergrund und dieselben Coulissen vor Augen gehabt. Die deutsche Stadt des siebzehnten Jahrhunderts mit ihren Thürmen und Thoren, mit den tausend Ecken und Winkeln ihrer kleinen Erkerstübchen und krummen Gäßchen, das ist ja gewiß ein dankbarer Schauplatz für einen Dichter; aber es ist auch fast der einzige, den der Erzähler Raabe uns vorführt. Wie man durch solch eine altdeutsche Stadt hindurch geht, geht man durch diese Erzählungen hindurch. Dieselben Erinnerungen, dieselben Stimmungen — dasselbe Räthsel.

Dennoch, man würde irren, wollte man um dieser Einseitigkeit willen in Raabe einen jener Manieristen sehen, die sich auf einen einzigen Typus specialisirt haben und ihn nun unermüdlich immer wieder vorführen. Außer einer Wiederholung aus geistiger Armuth kennt das künstlerische Schaffen auch eine Wiederholung aus der Kraft der Persönlichkeit, aus geistigem Reichthum heraus. Es ist etwas Anderes, wenn ein moderner Modemaler sein Modell heute als Judith,

morgen als Thusnelda costümirt, und etwas Anderes, wenn ein Böcklinz um hundertsten Male mit einem bestimmten Blick oder einer bestimmten Geste zu uns redet.

Die photographischen Aufnahmen eines Gesichtes müssen sich trotz aller Verschiedenheiten der Beleuchtung und Umgebung immer gleich bleiben. Wie unendlich mannigfaltig dagegen werden die Aufnahmen dieses Gesichtes in der Phantasie eines Menschen, der es liebt! Und daß Raabe eine altdeutsche Stadt liebt, daß sie ihm nicht bloßes Modell und Motiv ist, sondern der Ausdruck einer Idee, und zwar einer Idee, die in seinem eigenen Ich nach einer Formel sucht; das macht ihn mannigfaltig in seiner Beschränkung, das läßt ihn da am reichsten erscheinen, wo man ihn am ärmsten vermuthen sollte.

Ich verglich die Lectüre der Raabe'schen Erzählungen dem Gang durch eine altdeutsche Stadt. Wer, unter anderen Verhältnissen aufgewachsen, eine solche Stadt zum ersten Mal durchwandert, wird einen eigenthümlichen Wechsel der Stimmung bei sich wahrnehmen. Der erste Eindruck ist noch der am meisten historische. Man sieht die starken Mauern mit ihren Zinnenthürmchen und Schießluken, sieht die hohen Giebelhäuser mit den überhängenden Stockwerken und am Markt, in den die gewundenen Gassen und Gäßchen münden, das Rathhaus mit dem Brunnen davor.

All das bringt alte, halb schon abgestorbene Erinnerungen in uns zum Leben, und in den Erinnerungen bekommen allerlei Dinge Farbe, die wie vergessene alte Bücher in unserer Seele langsam moderten und uns nun, da wir sie wiedersehen, doch so unendlich theuer scheinen.

Doch dieser Eindruck hält, am hellen Tage mindestens, nicht Stand. Wir bemerken hier ein erblindetes Fenster, dort ein ausgewichenes Gebälk. Um die Mauerzinnen rankt sich der Epheu, und auf den Trümmern eines zerschossenen Thurmes hat ein windverwehter Birkensame Wurzel geschlagen.

Immer stärker drängt sich uns der Gedanke auf, daß die Zeiten, die uns eben noch so lebendig schienen, längst niedersanken ins Grab, ja daß selbst ihre Kirchhöfe „historisch" wurden und kein Urenkel mehr die verwilderten Gräber pflegt.

Sind wir aber erst so weit, so ist es nur noch ein Schritt zu dem letzten, grausamsten Bild, das die altdeutsche Stadt uns bietet. Wir sahen zu den alten Giebeln und ihren seltsamen Verschnörkelungen hinauf. Nun sehen wir noch höher und sehen — die Drähte der Telegraphen und Telephone über die Stadt hinlaufen. Neben dem Rathhaus erhebt sich ein modernes Postgebäude, so praktisch und nüchtern, wie es ein correcter Bureaubeamter der Neuzeit nur wünschen kann. Und am westlichen Thor befindet sich gar die Theilstrecke einer Dampfbahn, die zum nächsten Ausflugsort hinführt.

Mag die Stadt noch so alt, noch so historisch sein, die letzten Betrachtungen sind doch die stärksten. Wir wissen genau, daß für die jetzigen Bewohner der alten Stadt die so gar nicht stilgerechten Kasernenbauten der Neuzeit, die Drähte und Schienen wichtiger sind als die romantischesten Giebelhäuser und die festesten Mauern. —

„Die in den nachfolgenden Bänden enthaltenen Dichtungen," sagt Raabe im Vorwort des ersten Bandes, „sind in dem Zeitraum von 1858 1878 entstanden. Die Stücke folgen einander nach der Reihe, wie sie geschrieben wurden."

Es war die Rede davon, daß der Schauplatz der Handlung bei Raabe nicht eigentlich wechselt. Wenn sich nun trotz der dadurch entstehenden äußeren Aehnlichkeit doch auch eine Entwicklung durch die vierundzwanzig Erzählungen hinzieht, die die einzelnen Stücke wesentlich unterscheidet, so möchte ich diese Entwicklung gleichfalls einem Gang durch eine altdeutsche Stadt vergleichen. Drei Bilder gab uns das Bild der Stadt: die drei Bilder entsprechen den drei Bänden dieser Erzählungen. Annähernd selbstverständlich, nicht schärfer geschieden, als in unserer Phantasie die Eindrücke sich scheiden lassen.

* * *

Denken wir uns das Deutschland des Alterthums — das Land also, das ummauerte Städte mit Kirchthürmen und Giebelhäusern noch nicht kannte —, so dehnt sich vor uns ein Gebiet von so ungeheuren Dimensionen, daß die Menschen in ihm zu verschwinden scheinen. Das Germanenland mit seinen noch unberührten Wäldern, seinen noch nicht ausgetrockneten Sümpfen macht den Eindruck eines uferlosen Meeres. Wie winzige Segler kommen und gehen die einzelnen Gemeinden und Stämme. Es überrascht uns, wenn wir aus der Tiefe germanischer Wälder heraus ganze Völker zum Angriff hervorbrechen sehen. Aber es überrascht uns durchaus nicht, wenn dann die Römer beim Gegenangriff wochenlang zwischen leeren Baumstämmen marschiren und die Feinde wie vom Urwald verschluckt erscheinen, so unermeßlichen Raum bietet für unsere Vorstellung das noch culturfreie Land dem halbnomadischen Volke.

Ueberspringen wir einige Jahrhunderte, versetzen wir uns aus dem deutschen Alterthum in das deutsche Mittelalter: wie erstaunlich wandeln sich da alle jene Bilder in ihr Gegentheil! Das Land ist nun gegliedert, und die Menschen sind seßhaft geworden. Aber beides zu erreichen, haben sie die festen Städte anlegen müssen. Die festen Städte haben feste Mauern, und in den Mauern muß sich auf den engsten Raum zusammendrängen, was bisher über das Land hin zerstreut lag.

Nur diese Städte und ihre Gemeinden sehen wir im Mittelalter, wie wir vordem nur die uferlosen Wälder sahen. So kommt es, daß uns das deutsche Mittelalter den Eindruck der Uebervölkerung macht, wie das deutsche Alterthum den der Leere.

Beide Vorstellungen sind historisch gleich falsch und doch von einem höheren Standpunkt aus gleich richtig. Der Historiker mag Recht haben, auf die übervölkerten Waldthäler des Alterthums zu weisen und die menschenleeren Landstrecken des Mittelalters: der Dichter wird doch immer wieder dort den unberührten Urwald rauschen hören und hier sich verlieren im Menschengewühl. Das ist *seine* Wahrheit, und wir hätten kein Recht, Raabe einen Dichter der mittelalterlichen Stadt zu nennen, wäre nicht der auffälligste Eindruck seiner Erzählungen dem ähnlich, mit dem wir uns von einer bunten, volksbewegten Scene wenden.

In der Schilderung kleinster Fleckchen als Orte der Handlung, dramatischer Brennpunkte gleichsam, ist Raabe unerschöpflich. Wenn er etwa eine Giebelstube vor uns öffnet, dürfte es schwer halten, dort auch im verlorensten Winkel eine leere Stelle zu finden. Die Blumen am Fenster, der Sonnenschein, der schräg einfällt und die Butzenscheiben auf den weißen Dielen malt, die summenden Fliegen, ein schnurrender Kater, das Geschmetter eines Vogels im Käfig, — kein Dürer würde das behaglicher und anheimelnder schildern können.

Oder wir sitzen in einer Kammer nach dem Hofe zu. Das gedämpfte Hämmern und Stampfen der Handwerker dringt an unser Ohr. Wir öffnen das Fenster; mit dem vollen Licht drängt auch der volle Klang herein, und den schmalen Hof hinunter sehen wir nun, während die Schwalben an uns vorüberschießen, die Handwerker selbst mit ihrem vielfachen Geräth.

Weiter gehen wir mit Raabe über Land. Auch hier nirgends ein unberührter Fleck. Wir beobachten das wimmelnde Leben auf einem Gutshofe. Am Eingang zerrt der Hofhund an seiner Kette. Am Tümpel wühlen und grunzen die Schweine, hin und her die Gänse und Enten und Hühner, und von den Ställen her melden sich in allen möglichen Aeußerungen auch noch die übrigen Haus- und Nutzthiere.

Die altdeutsche Stadt mit ihrem condensirten Leben herrscht eben für Raabe auch auf dem Lande, wie sie im Pfarrhause an der Landstraße herrscht, in der Spinnstube eines entlegenen Dorfes, ja selbst beim Kohlenmeiler im weglosen Wald. Nirgends eine Ecke, in der sich nicht irgend ein lebendes Wesen seines Daseins freute.

Doch eng, behaglich eng ist es für Raabe nicht nur in den Städten des mittelalterlichen Deutschlands, sondern auch in den Seelen der mittelalterlichen Deutschen. Und das führt uns vom Maler Raabe hinüber zum Dichter, zum Entdecker auf den dunklen Pfaden der Psyche.

Man hat so schöne Versuche gemacht, die weiten Linien, die die Weltanschauung der alten Germanen durchziehen, zurückzuführen auf die weiten Linien, die sie selbst umgaben. Es sind glückliche Versuche, sie haben manches psychologische Geheimniß enträthseln helfen. Auch Raabe war hier thätig. Er war es für eine andere Zeit, aber seine Erfolge sind nicht minder glücklich.

Er schildert die Menschen der altdeutschen Stadt. Und wie er sie schildert, ist es, als müßten ihre Seelen nicht weniger Heimlichkeiten und lauschige Winkel bergen als ihre Häuser. Das winklige, giebligе Bild der alten Stadt hat bei Raabe etwas Lebendiges, Persönliches. Man meint es in einem menschlichen Auge gespiegelt zu sehen. Aber nicht nur in den Augen seiner Menschen spiegeln sich solche Bilder.

So lassen wir uns gerne in ihre kleinen Leiden und Freuden einweihen, hören das Schulmeisterchen, das von seinem Schicksal wie ein Landläufer von Herrschaft zu Herrschaft gejagt wird, hören von den Erdenplagen eines Dichters, vom Alchymisten, Henker, Pfarrherrn und vom Ritter und seinen Leuten. Ihre Innenwelt kennt keine großen Züge, denn auch in ihrem Kopf gibt es eine feste, enge Mauer, über die sich die Gedanken so wenig hinaus wagen wie die Häuser der Stadt jenseits des Grabens. Ihr Leben kann sich nicht anders abspielen als in bescheidensten Bahnen. Aber indem es hier dem „Gesetz der Anpassung" bedingungslos gehorcht, ist uns die kleinste Wendung der kleinsten Existenz nicht unbedeutend. Sind es doch auch beim Gang durch eine alte Stadt nicht gerade die großen Verkehrswege, die wir aufsuchen.

* * *

Herrschen in den Stücken des ersten Bandes der Raabe'schen Erzählungen die hellen Farben und scharfen Umrisse vor, so kommt im zweiten Band das Halbdunkel einer gewissen Abendstimmung zur Geltung. Die erste Ueberraschung ist gewichen, wir nähern uns der Gegenwart. Das Bewußtsein, daß uns doch schließlich Jahrhunderte trennen von der alten Herrlichkeit, legt sich wie ein Medium zwischen uns und sie. Aber dieses Medium tönt nur ab, es trübt nicht.

Eine kleine Nuance, in der doch eine ganze Weltanschauung liegt. Sie macht Raabe's innere Größe aus — ohne sie würde er rettungslos dem Manierismus verfallen, der Masse jener sentimentalen Schwärmer, die bei jedem Ruf des Tages verdrießlich auffahren aus ihren Träumereien. Das ist bei Raabe nie der Fall. Er weiß sehr wohl, welche Werke die alte Zeit schaffen konnte in ihrer unverbrauchten Kraft; aber er weiß auch, wie viel dieselbe Kraft zerstörte, und nicht ungern sieht er den Epheu auf den zerschossenen Thürmen und den Rost an den Ketten der Fallbrücken.

Man vergleiche, wie Rabe im ersten, und wie er im zweiten Bande bei Darstellung des Krieges verfährt, der wichtigsten motorischen Kraft des Mittelalters. Dort noch ganz die Weltanschauung der alten Chroniken, für die der Krieg etwas Selbstverständliches ist, ja, als die stärkste Manifestation des Lebens, etwas Großes, Edles. Hier die Ansicht eines Geschlechts, dem sich das Leben längst in anderen Formen reiner und mächtiger offenbarte. Es muß noch rechnen mit dem Krieg, aber es rechnet nicht mehr gern mit ihm. Wenn es ihn schon betrachten soll, betrachtet es ihn am liebsten aus der Vogelperspective der Erinnerung, und selbst da noch mit einem leisen Kopfschütteln über so viel falsch geleitete und zwecklos vergeudete Kraft.

Da ist, gleich zu Anfang des ersten Bandes, eine Erzählung, die kurz vor Beginn des großen Krieges einsetzt, der „Junker von Denow". Es ist ein furchtbarer Anblick, wie das Land hier an allen Enden zu lodern beginnt, wie die

Menschen von da und dorther sich naher wälzen in elementaren Massen. Doch trotz aller Schrecken hat das Bild nichts eigentlich Abstoßendes. Wir vergessen, daß unser eigenes Deutschland hier in Flammen geräth, oder vergessen doch, daß unsere Ahnen darunter litten.

Und nun das Gegenstück im zweiten Bande, die Leidensgeschichte der armen „Else von der Tanne". Zu Wallrode im Elend, einem kümmerlichen Walddorf, sitzt in seiner baufälligen Hütte Ehrn Friedemann Lautenbacher und arbeitet an seiner Weihnachtspredigt. „Da lag vor ihm der schlechte Fetzen groben Papieres, mit welch' letzterem er in seiner Einsamkeit so sparsam umgehen mußte, da lagen die wenigen Bücher, welche der höhnischen Zerstörungslust der wilden, streifenden Rotten entgangen waren; da lag vor Allem die alte, zerfetzte Bibel, welche er im Jahre 1639 aus dem dritten Brande seiner Hütte gerettet hatte, und welche an ihrem Einbande und dem Rand der vergilbten Blätter Zeichen der leckenden Flammen trug." Es schneit heftig, und die Flocken häufen sich auf morschen Dächern und verkohlten Trümmern. Zwei oder drei Lichter glimmern durch das Gestober. Aber um die matten Flämmchen kauern nur Schmach und Jammer und eine fast thierische Verdummung. Und der Pfarrer macht sich seufzend an seine Arbeit, eine Arbeit für die Menschen drüben im Dorf, die ihm in brutaler Rohheit das Glück seines Lebens vernichtet haben, und denen er doch nicht gram sein kann. Sie wußten nicht, was sie thaten, als sie über das Waldkind als eine Hexe herfielen. Der Schutt und die Trümmer des Krieges liegen in den Seelen der Gemeinde so hoch wie in den Winkeln des Dorfes.

Wie ganz anders unmittelbar wirkt diese Erzählung der armen Else als die vom Junker Christoph! Das sind die Ruinen, auf denen das Moos wächst, was wir hier sehen, und wir sind froh, daß Moos auf ihnen wächst. Die Bilder, die an uns vorüber gleiten, sind dieselben geblieben. Aber in uns hat sich etwas geändert, was die Bilder anders scheinen läßt und uns in ihnen neue Menschen mit neuen Gedanken und Empfindungen zeigt.

Eine der liebenswürdigsten Erzählungen Raabe's betitelt sich „Der Marsch nach Hause". Sie spielt im Jahre 1674 in der Nähe des Bodensees. Der Krieg ist lange vorüber, und das junge Geschlecht sieht lachend über die Ruinen weg. Doch in der Nähe von Bregenz und in Lindau haben sie als lebende Erinnerung der schrecklichen Zeit je einen alten Schweden sitzen. Vor dreißig Jahren wurden sie von ihren Heerestheilen versprengt. Sie haben sich dann beide in den Frieden hinein gefunden, als Kuhhirt der Eine, als Hafenwärtel der Andere; beide, ohne von einander zu wissen. Da führt sie der Zufall eines Abends zusammen. Sie berauschen sich an den Erinnerungen des Krieges und an den Weinen der Kronenschenke. Als der Mond aufgeht, bekommen sie das Heimweh. Sie haben gehört, daß ihr alter Feldmarschall sich oben im Brandenburgischen herumschlägt. Ihr Heimweh steigt mit dem Mond, und in jähem Entschluß nehmen sie sich dann plötzlich vor, den Weg zur alten Armee zurückzuwagen. Mitten in der Nacht brechen sie auf. Nach einer langen, abenteuerlichen Fahrt ist ihnen der „Marsch nach Hause" denn auch glücklich gelungen. Sie kommen im Schwedenlager an, und unter großem Jubel werden die beiden versprengten Corporale wieder eingestellt.

Aber, aber — und nun kommt das große Bedenken der neuen Zeit: es lebt und kämpft sich nicht mehr so lustig wie in den alten Tagen. Sie tragen jetzt rothe Röcke im Heer; damals waren es gelbe und blaue. Sollte das die Schuld sein? Es kommt zu den großen Schlachten mit dem Brandenburger. Bei Fehrbellin fällt der frühere Hafenwärtel, die Schweden fliehen über die Heide hin an das Meer, zu ihren Orlogschiffen. Doch der Kuhhirt ist zurückgeblieben bei seinem todten Kameraden. Heer und Heimath locken ihn nicht mehr. Die rothen Uniformen, das ist ihm nun klar geworden, sind es auch nicht gewesen. Es war einfach: er hatte zu lange die Kuhglocken im Lande vor dem Arlberg gehört.

Und wie sie ihm jetzt wieder im Ohr klingen, wird ein Entschluß in ihm reif, und noch einmal macht er sich auf zu einem — Marsch nach Hause.

Es ist nicht nur ein Marsch in ein anderes Land, sondern auch eine andere Zeit, der den guten Kuhhirten vom Schlachtfelde in die Stille der Wald- und Feldarbeiter führt. Doch Schulter an Schulter mit dem alten Soldaten hat auch der Dichter seinen Weg gemacht, und er weiß gar Manches zu erzählen von der großen Reise, die ihn vom Mittelalter in die Neuzeit brachte.

* * *

Die alten Städte haben ihre Mauern abgestreift, wie reife Blumen ihre Knospenblätter. Selbst da, wo man die Werke noch nicht schleifte und die Wälle offen ließ. Mit den Schienen der Eisenbahnen und den Drähten der Telegraphen sind sie zusammengebrochen. Doch was auf den Schienen und Drähten kommt und geht, das verwischt in langsamer Sicherheit die alten Eigenheiten. In der strengen Abgeschlossenheit früherer Zeiten hatten die Städte sich diese Eigenheiten herausbilden können. Das große Netz hat sie der alten Einsamkeit entrissen und unter einander verwebt — hat ihnen neue Aufgaben gebracht statt derer, die es nahm, und damit ihr Leben geändert.

Es wurde angedeutet, wie das Heraufkommen der mittelalterlichen Städte nicht nur das geographische Bild Europa's änderte. Wenn sich auf den Raum einer engen Gasse alles das an Leben aufstauen mußte, was sich vorher über weite Meilen Landes hatte strecken können, so wurde damit mehr umgestaltet als nur die Bodenfläche dieses Gäßchens und die Organisation einiger Dutzend Bauernhöfe. Das ganze Seelenleben des mittelalterlichen Deutschen war ein anderes als das des Germanen; sie wertheten nach anderen Maßstäben, und was für den Einen lautere Wahrheit war, wurde dem Anderen Phrase.

Nun denke man sich das Deutschland der Neuzeit: endlose Vorstädte, vom Rauch der Schlote geschwärzt, Börsenpaläste, in denen alle Werthe der Welt gehandelt werden, Halbtagszeitungen mit Correspondenten in China und Innerafrika; man denke sich daneben das idyllische Bild der alten, ummauerten Stadt — können es etwas Anderes als Gespenster sein, wenn man uns in der neuen Stadt die alten Menschen zeigt?

Das sind Betrachtungen, die der dritte Band der vorliegenden Erzählungen uns aufnöthigt. Mehr und mehr wagen sich diese Erzählungen in das Leben des Tages hinein, doch kein ehrlicher Bewunderer der Raabe'schen Kunst wird behaupten können, daß sie hier an Klarheit gewinnen.

Wir sahen, wie sicher der Dichter uns in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges einleitete. Das scheinbar heillose Durcheinander entwirrt sich vor unseren Augen, daß wir die Bewegungen eines Sternensystems zu sehen glauben, wo Alles in toller Hast zusammenwirbelt, aber doch Alles seine festen Bahnen hat.

Mit derselben Sicherheit bringt uns Raabe über das siebzehnte Jahrhundert hinaus den eigenen Tagen näher. Kein großer, edler Gedanke, der in den drei Jahrhunderten gedacht wurde, ist seiner Seele fremd.

Trotzdem: so unbedingt es das Beste in ihm zur Gegenwart hinzieht, etwas in ihm ist doch noch am Leben, das sich nach den alten Tagen sehnt. Und dieses Etwas, das er nicht verwinden kann, macht ihn zu einer der tragischen Figuren, die das gelobte Land nur sehen, aber nicht betreten können.

Ein äußerliches Merkmal ist für Raabe als Schilderer unserer Zeit bezeichnend: fast alle seine Novellen der Gegenwart gehen vor sich in der Sommerfrische. Im Seebad, in der Schweiz, am Brocken. Es sind Menschen auf Vergnügungsreisen, die hier auftreten, und so empfänglich sind sie für die zerstreuenden Eindrücke der Reise, daß ihre Arbeit wie eine verschwommene Erinnerung traumhaft hinter ihnen liegt.

Ja nicht einmal in ihrer eigentlichen Umgebung lernen wir etwas von ihrer Arbeit kennen. Die Novelle vom „Eulenpfingsten" spielt in Frankfurt außerhalb

der Reisesaison. Auch hier bleiben uns freilich einige Ferienexistenzen nicht erspart (ein Professor der Aesthetik aus Heidelberg, eine Lehrerin aus Amerika und ein Lederhändler aus der Schweiz). Immerhin aber befinden die Stammfiguren mindestens sich auf ihrem eigenen Gebiet. Doch diese Stammfiguren sind — ein Beamter außer Diensten und ein Tabaksfabrikant, der sich zur Ruhe setzte.

Eine künstlerische Noth ist allemal auch eine künstlerische Tugend. Es hat seine Gründe, wenn Raabe uns seine Leute nicht an der Arbeit der Gegenwart betheiligt zeigt. Es müßte uns mehr als peinlich berühren, Menschen, die wir unter anderen Umständen lieben lernten, in Verhältnisse verwickelt zu sehen, denen sie nicht gewachsen sind. Am Strande oder unter den Tannen des Harzes mögen wir hinhorchen auf das correcte Lustspieldeutsch ihres Geplauders — bei der ernsten Arbeit unserer ernsten Tage würde es unleidlich werden.

Ein einziges Mal bringt es Raabe in einer modernen Novelle zu einer wirklich zwingenden Wirkung. Das ist gegen Ende der „Frau Salome". Einige Bogen lang haben wir da einen alten Justizrat — auf Urlaub natürlich — und die Wittwe eines mysteriösen Bankbeamten durch ihr einsames Sommerdorf begleitet. Wir haben die Hoffnung auf eine andere Unterhaltung als die eines harmlosen Lustspieles schon aufgegeben. Da plötzlich wendet es sich, und eine dämonische Gestalt, die in der That nicht feiert, die tief, tief in ihre Arbeit vergraben ist, taucht vor uns auf.

Doch was ist seine Arbeit?

Hinter dichten Fensterläden, ängstlich vor dem Tag und aller Neugier abgesperrt, hat der Räthselhafte sich ein Laboratorium wie die Hexenküche eines Alchymisten eingerichtet. Tagsüber schläft er, und nur des Nachts sieht man über dem Schornsteine seiner Hütte einen funkensprühenden Rauch. Und Nachts auch öffnet sich bisweilen die kleine Pforte der düsteren Hütte, und Gestalten treten ein und aus. Scheue Bergleute, alte Sonderlinge vom Dorf, mit alten, sonderlichen Gedanken, kurz Alles, was sich an Aberglauben und sonstigen Gedankenrudimenten vom Mittelalter in dem versteckten Harzdorfe halten konnte.

So sieht Raabe die Gegenwart, wenn er sie bei lebendiger Arbeit schildert.

Freilich, wer möchte ihn deshalb verurtheilen oder auch nur schmälern in seinen Verdiensten? Mit ihren Drähten und Schienen sind die alten Städte zu anderen Organismen in einander gewachsen. Das Leben aber, das in den Drähten und Schienen einen neuen Kreislauf bildet, ist Geist desselben Geistes, der sich in Stadtfesten und Giebelhäusern Formen schuf. Der neue Mechanismus konnte nicht in Bewegung treten, wenn er nicht getrieben wurde von der Kraft, die im alten aufgespeichert lag. Noch ist nicht alle Kraft hinüber geglitten, und es wird noch lange dauern, bis die neuen Maschinen sich nicht mehr verlassen können auf die alten Accumulatoren. Bis dahin aber wollen wir uns freuen über einen Dichter, der Erzählungen geben kann wie Wilhelm Raabe.

Willy Pastor.

Die Lage im Transvaal.

[Nachdruck untersagt.]

Die Zwistigkeiten zwischen England und der Südafrikanischen Republik, die in der letzten Zeit zu einer dauernden Veranlassung allgemeiner Beunruhigung geworden sind, entspringen, wenn man sie von einem unparteiischen Standpunkt aus betrachtet, dem Wunsch der britischen Regierung und der englischen öffentlichen Meinung, die englische Rasse als die vorherrschende oder richtiger als die allein herrschende in Südafrika zu sehen. Die jüngsten Ereignisse dort sind daher wenig mehr als eine Fortsetzung oder Wiederaufnahme der früheren englischen Versuche, den Plan einer südafrikanischen Conföderation mit imperialistischer Tendenz und Leitung durchzuführen. Auch daß dies seitens eines conservativen Cabinets geschieht, entspricht durchaus früheren Erscheinungen; neu ist nur, daß als spiritus rector der jetzigen Bewegung ein Mann auftritt, der Minister der Colonien, Chamberlain, der 1881 als Mitglied des liberalen Cabinets Gladstone die 1877 von dem conservativen Cabinet Beaconsfield verfügte Einverleibung Transvaals rückgängig gemacht hat. Aber dieser Frontwechsel einer energischen und rücksichtslosen Persönlichkeit entspricht durchaus der in immer größerem Umfange und schärferer Form hervortretenden imperialistischen Strömung, in der von vielen englischen Staatsmännern die beste Garantie für die Sicherheit und den Fortbestand des britischen Reiches gesehen und gesucht wird, wenngleich die mit Canada, der ersten auf dieser Grundlage gebildeten Conföderation, gemachten Erfahrungen eher auf centrifugale Tendenzen solcher Staatengebilde als auf das Gegentheil schließen lassen dürften. Auch die während des letzten Jahres gegen Transvaal in Anwendung gebrachte Methode unterscheidet sich nicht wesentlich von der 1877 und in den folgenden Jahren gebrauchten: wie damals dem Gouverneur der Kapcolonie, Sir Bartle Frere, die treibende Rolle zufiel, ist es diesmal sein Nachfolger, Sir Alfred Milner, der dieselbe zu spielen hat, und dem, im Falle des Mißlingens, ebenso wenig wie seinem Vorgänger die Verantwortlichkeit für die in London gemachten Fehler erspart bleiben wird.

Zum Verständniß der augenblicklichen Lage in Südafrika ist ein kurzer Rückblick auf die Geschichte der letzten Jahre unerläßlich. Der Jameson'sche Einfall in Transvaal im December 1895, der, wie bekannt, unternommen wurde, um einen angeblich in Johannesburg durch die Mißwirthschaft der Transvaalregierung zum Ausbruch gekommenen Aufstand zu unterstützen, die durchaus ungenügende Bestrafung und baldige Begnadigung der an dem Einfall betheiligten englischen Officiere durch ihre eigene Regierung und der fast lächerlich zu nennende, jedenfalls ganz unbefriedigende Verlauf der parlamentarischen Untersuchung über diesen Vorfall hatten in Südafrika eine tiefgehende Erregung und eine sehr erhebliche Stärkung des Afrikanderbundes hervorgerufen, welcher letztere nicht antibritische, aber antiimperialistische Tendenzen verfolgt und die Herrschaft über Südafrika für die

Afrikander, d. h. die dort geborenen Söhne weißer Eltern, zu bewahren wünscht. Diese Bewegung, die im Wesentlichen von den holländischen Elementen in der Kapcolonie ausging, wenn sich auch viele Afrikander englischen Ursprunges an ihr betheiligten, hatte zur Folge, daß Ende 1898 im Kaplande das ganz im Rhodes'schen Fahrwasser befindliche Ministerium Sprigg fiel und durch ein dem Afrikanderbunde nahe stehendes Ministerium Schreiner ersetzt wurde, das Anfangs freilich nur eine Mehrheit von einer Stimme besaß, die sich durch Nach- und Neuwahlen indessen im Laufe einiger Monate auf acht erhöhte. Im Transvaal war die Folge der verunglückten Jameson'schen Unternehmung selbstverständlich eine hochgradige Erbitterung gegen die Elemente, welchen die Schuld an demselben zugeschrieben wurde, d. h. in erster Linie Rhodes, das Directorium der Chartered Company und die Besitzer der großen Bergwerke, die man mit Recht oder Unrecht als die Anstifter der Bewegung in Johannesburg ansah. Die Thatsache, daß bis jetzt bei jedem Zusammenstoß zwischen Boeren und englischen Truppen die Ersteren mit leichter Mühe Sieger geblieben waren, und daß auch der Jameson'sche Einfall ein schnelles und unrühmliches Ende gefunden hatte, mußte, während sie auf der einen Seite das Selbstgefühl der Boeren erheblich verstärkte, auf der anderen die Stimmung der Engländer um so mehr verbittern, als diese wohl nicht ohne Grund der Ansicht waren, daß die Boerenrepublik, die mit Aufgebot aller ihrer Kräfte höchstens einige 20 000 Mann ins Feld stellen könnte, einer ernsthaften Kraftentwicklung Englands zu widerstehen nicht im Stande sein würde. Es ist daher sehr erklärlich, daß die Vorgänge von 1896 die Boeren durchaus abgeneigt machen mußten, auf dem 1890 von dem Präsidenten Krüger eingeschlagenen Wege einer vermehrten Interessenvertretung der Ausländer fortzufahren, wogegen diese Letzteren und auf ihre Veranlassung und ihr Drängen die englische Regierung gerade in einer solchen Maßregel das Mittel sahen, weitergehenden und dauernden Einfluß auf die Regierung von Transvaal auszuüben. Von der englischen Regierung wurde, um sich freie Hand zu schaffen, der Jameson'sche Einfall offen als ein Schritt desavouirt, der, weit entfernt, die Lage der Ausländer zu verbessern, sie vielmehr verschlechterte; und die großen Bergwerksbesitzer zogen sich, um die Anschuldigung zu entkräften, als ob es sich um Intriguen des Großcapitals handle, anscheinend von der Frage zurück und überließen die Agitation der großen Masse der Ausländer.

Das Ergebniß dieser Politik war die angeblich von 21 684 britischen, in Transvaal ansässigen Unterthanen im März 1899 an die Königin gerichtete Petition. Unter Bezugnahme auf einige erst 1896 in Transvaal erlassene Gesetze, von denen das seitdem zurückgezogene Einwanderungsgesetz, das Preßgesetz und das auf Ausländer bezügliche Ausweisungsgesetz als direct durch den Jameson'schen Einfall und die Agitation der Ausländer hervorgerufen angesehen werden können, ward Ihrer Majestät Regierung gebeten, gewisse Beschwerden (über die Polizeiverwaltung, die Behandlung und Besteuerung der Ausländer und die Schaffung von Monopolen) untersuchen zu lassen und alsdann ihren Vertreter in Südafrika anzuweisen, Maßregeln zur Abschaffung der vorgebrachten Beschwerden und zur Erlangung von Garantien für die Anerkennung der Rechte der Petenten als britischer Unterthanen seitens der Transvaal-Regierung zu treffen. Am 4. Mai telegraphirte Sir Alfred Milner an Mr. Chamberlain seine Ansichten über die Petition und die gesammte Lage in Südafrika: Unzweifelhaft müsse die Thatsache, daß Tausende von britischen Unterthanen im Transvaal wie Heloten behandelt würden und vergeblich die Hülfe ihrer Regierung anriefen, den Einfluß und den Ruf der britischen Regierung in Südafrika und die Achtung vor derselben in ihren eigenen Besitzungen untergraben, während zugleich gewisse Zeitungen, die — und nicht nur in Transvaal — offen und fortdauernd eine ganz Südafrika umfassende Republik predigten, eine Propaganda ausübten, die, durch unzählige Lügen über die Absichten Ihrer Majestät Regierung unterstützt, einen großen Einfluß auf viele Holländer in der Kapcolonie gewänne. Er könne daher kein anderes Mittel sehen, dieser verderblichen Propaganda ein

Ende zu machen, als irgend einen schlagenden Beweis, daß Ihrer Majestät Regierung nicht gesonnen sei, sich aus ihrer Stellung in Südafrika verdrängen zu lassen, und daß das beste Mittel, dieses Ziel zu erreichen, sein würde, für die Ausländer im Transvaal einen angemessenen Antheil an der Regierung des Landes, das ihnen Alles verdanke, zu verlangen. In der Antwort vom 10. Mai, einem Schriftstück, das mehr den Charakter eines Pamphlets als einer Staatsschrift an sich trägt und sicherlich mehr darauf berechnet war, einen Einfluß auf die englische öffentliche Meinung als auf die Regierung der Südafrikanischen Republik auszuüben, erging sich Chamberlain ausführlich über das, was man die Mißregierung der Republik nennen könne. Ein Einkommen von beinahe vier Millionen Pfund werde in einem Lande erhoben, das weniger als eine Viertel-Million weiße Einwohner habe; die Verwaltung sei durchaus eine liederliche, 1897 seien 18590 £ von Beamten unterschlagen worden, von denen nur wenige hundert Pfund wieder zu erlangen gewesen; von 1883—1898 seien 2398506 £ als Vorschüsse an Beamte gegeben, für die keinerlei Abrechnung bestände; 1896 seien 191887 £, 1898 42504 £ als geheime Fonds verwendet und 1899 36000 £, mehr als in England, für diesen Zweck bewilligt worden. Derartige Angriffe, die eine gewisse Berechtigung in der Thatsache finden mögen, daß das Einkommen der Republik, das 1885 177876 £ betrug, 1898 auf 3983560 £, wesentlich durch die von den Ausländern ins Leben gerufenen Industrien, angewachsen war, würden englischerseits wohl gegen keinen anderen, mächtigeren Staat gewagt worden sein, und sie konnten allerdings nicht zur Erleichterung der Verhandlungen beitragen, mußten vielmehr trotz aller gegentheiligen Versicherungen Sir Alfred Milner's und Mr. Chamberlain's bei der Regierung von Transvaal die Vermuthung erwecken, als wenn unter dem Vorwande des den Ausländern zu gewährenden Schutzes Eingriffe in die Verwaltung des Landes beabsichtigt würden.

Bei der Zusammenkunft, die in den ersten Tagen des Juni durch die Vermittlung des Präsidenten des Oranje-Freistaates im Bloemfontein zwischen dem Präsidenten Krüger und Sir Alfred Milner stattfand, vermied der Letztere, die Verhandlungen durch Wiederaufnahme des von Mr. Chamberlain angeschlagenen Tons zu erschweren. Er erklärte, daß es seiner Ansicht nach in erster Linie darauf ankomme, den Ausländern jeden Grund zu ihren durchaus berechtigten Beschwerden zu nehmen, und daß es sich daher empfehlen würde, durch eine sofortige Abänderung des Wahlgesetzes und Ausdehnung des Wahlrechts auf die Ausländer denselben die Möglichkeit zu gewähren, innerhalb des Volksraads ihre Wünsche und Beschwerden selbst vorzubringen und zu vertreten. Wenn die Regierung der Republik einem solchen Vorschlage zustimme, der nur bezwecke, den Ausländern eine ihrer Zahl und ihrer Bedeutung nach angemessene Vertretung zu gewähren, keineswegs aber sie in den Stand zu setzen, die Boeren zu überstimmen und zu majorisiren, so sei er bereit, alle Fragen, die durch vereinzelte Vorgänge, wie z. B. die (angebliche) Ermordung des englischen Unterthanen Edgar, die Mißhandlung weißer und farbiger Unterthanen Ihrer Majestät und Anderes, hervorgerufen worden, fallen zu lassen und in Zukunft den Ausländern anheimzugeben, selbst auf parlamentarischem Wege ihr Recht zu suchen und zu finden. Bis ihnen aber diese Möglichkeit gewährt worden, müsse die englische Regierung für die gerechte Behandlung der unter den Ausländern befindlichen britischen Staatsangehörigen eintreten.

Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Auffassung und Forderung Sir Alfred Milner's auf den ersten Blick durchaus gerechtfertigt und maßvoll erscheint. Nach der besten vorhandenen, wenn auch unzweifelhaft sehr mangelhaften Statistik, den Angaben im „Staats-Almanak", würde die weiße Bevölkerung in Transvaal 300000 Seelen, davon 175000 Männer, betragen. Der Boer wird mit sechzehn Jahren wahlbefähigt und die Anzahl der Bürger ist auf 29447 angegeben, die 28 Mitglieder in den Volksraad entsenden. Von den 23 Wahlbezirken des

Transvaal besitzen 13, in denen keine Ausländer ansässig sind, eine männliche Bevölkerung von 35 000, von denen 12 000 Wähler sind, die 16 Abgeordnete für den Volksraad wählen; weitere drei Districte, in denen das Boerenelement überwiegt, besitzen eine männliche Bevölkerung von 13 000 Seelen und 4000 Wählern, die drei Abgeordnete wählen, so daß diese 16 Districte allein durch 19 Abgeordnete in dem 28 zählenden Volksraad vertreten sind, also eine stehende Majorität haben. Von den weiteren sieben Districten haben drei eine starke, vier eine hauptsächlich ausländische Bevölkerung; die ersteren wählen bei einer Gesammtzahl der männlichen Bevölkerung von 40 000 und 7000 Wählern fünf, die letzteren mit 81 000 Männern und 4000 Wählern vier Abgeordnete. Man ersieht aus dieser Zusammenstellung beim ersten Blick, daß die die Majorität bildenden Ausländer von jeder parlamentarischen Vertretung ausgeschlossen sind, sowie daß jede Abänderung des Wahlsystems, das eine procentuale Vertretung anzubahnen oder durchzuführen bestimmt sein würde, die Boeren sofort in die Minderheit bringen muß. Sir A. Milner hat sich daher auch darauf beschränkt, eine nicht geradezu nichtssagende und verächtliche Vertretung (sechs bis acht Sitze) für dieselben zu verlangen, und Präsident Krüger sich der Auffassung, daß eine Aenderung des Wahlrechts und eine Ausdehnung desselben auf die Ausländer nothwendig sei, nicht absolut verschlossen. Aber während Sir A. Milner verlangte, daß jede Ausdehnung des Wahlrechts eine rückwirkende Kraft haben solle, d. h. einer gewissen Anzahl der längere Zeit in Transvaal ansässigen Ausländer sofort das Wahlrecht gewähren müsse, wollte Präsident Krüger dies erst nach erfolgter Naturalisation und einer längeren Probezeit, d. h. gemäß seinen ersten Vorschlägen erst nach neun Jahren, zugestehen. Die Verhandlungen mußten also erfolglos verlaufen, um so mehr, als Präsident Krüger seinerseits die Erfüllung älterer Versprechungen, so die Aushändigung des Swazielandes an die Republik und die Anerkennung eines schiedsgerichtlichen Verfahrens für die vorhandenen Streitfragen, forderte. Sir A. Milner lehnte ein Eingehen auf andere Fragen ab und erklärte mit Bezug auf das Schiedsgericht, daß er darüber keine Instructionen besäße, aber annähme, daß, sobald die Hauptfrage geregelt sei, andere, im Laufe der Zeit sich entwickelnde Schwierigkeiten im Wege eines Schiedsspruches erledigt werden könnten, vorausgesetzt, daß keine fremde Macht mit den Functionen des Schiedsrichters betraut werde.

Der erfolglose Verlauf der Conferenz rief auf englischer Seite scharfe Erklärungen der Herren Balfour und Chamberlain in öffentlichen Versammlungen und seitens des Letzteren und Lord Salisbury's im Parlament hervor, denen sich einzelne Colonien durch das Anerbieten von Hülfstruppen im Falle des Ausbruches von Feindseligkeiten anschlossen. Viele der einflußreichsten Organe der englischen Presse, namentlich die „Times", und eine Anzahl von Zeitschriften (unter anderen „The Nineteenth Century" in einem Aufsatz von Sir Sidney Shippard: „Werden wir Südafrika verlieren?") haben aufreizende und drohende Artikel gebracht, in denen es an Anschuldigungen und Verleumdungen des Kapministeriums und des Afrikanderbundes nicht fehlte; ganz besonders rührig erwiesen sich auch der Rath der Ausländer in Johannesburg und die Südafrikanische Liga, das Organ der Imperialisten. Im Gegensatz zu diesem Vorgehen hat sich der Afrikanderbund sehr vorsichtig und tactvoll benommen, indem er jede öffentliche Kundgebung vermied, während seine hervorragendsten Mitglieder, Schreiner Hofmeyr, Herholdt und Andere, in der Kapstadt wie in Pretoria zum Frieden und zur Verständigung riethen, worin sie von den Behörden des Oranje-Freistaates unterstützt worden sind. Im Transvaal hat die Haltung des Präsidenten Krüger seitens der Boerenbevölkerung volle Billigung gefunden, und in einer in Paardekraal abgehaltenen Versammlung, von welchem Orte 1880 die Erhebung gegen England ausging, fielen Reden, die ebenfalls vielleicht besser nicht gehalten worden wären. Präsident Krüger hat inzwischen ein Wahlgesetz durch den Volksraad gebracht, das, wenn es auch als ein nicht unerheblicher Fortschritt gegen seine in Bloemfontein gemachten Anerbietungen

bezeichnet werden muß, doch, namentlich in Betreff der sofortigen Ertheilung des Wahlrechts an die Ausländer, sehr weit hinter den von Sir A. Milner aufgestellten Forderungen und selbstverständlich noch viel weiter hinter denen der Ausländer selbst zurückbleibt. Sein Zweck, eine weitere Einmischung des Auslandes in diese Frage zu verhindern, würde besser erfüllt worden sein, wenn er in seinen Zugeständnissen in der angedeuteten Richtung etwas weiter gegangen wäre. Die seitdem telegraphisch gemeldete Weigerung des Volksraads, die gemachten Zugeständnisse auch auf Katholiken und Juden auszudehnen, hat in einem Theil der deutschen Presse mit Recht scharfe Beurtheilung erfahren und ist jedenfalls zu bedauern. Die Entscheidung dürfte jedoch wohl noch keine endgültige sein. Als Gegenzug gegen die Ein- und Durchbringung des die Naturalisation von Ausländern betreffenden Gesetzes im Volksraad ist von englischer Seite eine gemischte Commission zur Untersuchung der vorliegenden Beschwerden vorgeschlagen worden, ein Vorschlag, dem zuzustimmen man nach den letzten telegraphischen Nachrichten in Pretoria nicht geneigt scheint, da man in ihm eine unberechtigte Einmischung in die inneren Angelegenheiten des Landes zu sehen vermeint. So ist die Frage heute fast so weit entfernt von einer beide Theile zufrieden stellenden Lösung wie 1894/95; nur ist die Lage insofern eine viel ungünstigere für eine friedliche Verständigung geworden, als sich die Frage für England mehr und mehr zu einer Machtfrage zuspitzt, während die Stimmung zwischen den beiden weißen Rassen in Südafrika, Holländern und Engländern, eine immer gereiztere wird. Unter diesen Umständen kann man auf eine Verständigung hoffen, ohne sehr an die Möglichkeit einer solchen zu glauben.

Anfang August 1899. dt.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte August.

Die Haager Friedensconferenz hat am 29. Juli ihre Arbeiten beendet. Nur wer mit allzu hoch gespannten Erwartungen den Ergebnissen dieses in der Geschichte der Culturentwicklung als Markstein zu bezeichnenden Friedenswerkes entgegensah, konnte dadurch überrascht werden, daß nicht alle Blüthenträume gereift sind. Hält man sich aber gegenwärtig, daß die hervorragendsten Völkerrechtslehrer unter Anderem stets von Neuem die Ausdehnung der bisher nur für den Landkrieg geltenden Grundsätze der Genfer Convention auf den Seekrieg als frommen Wunsch bezeichnen mußten, so leuchtet ein, wie viel in dieser Hinsicht im Haag erreicht worden ist. Nicht minder wird sich die Ausarbeitung eines codificirten Kriegsrechts für den Landkrieg als segensreich erweisen, der die früher nicht ratificirte Brüsseler Convention vom Jahre 1874 zu Grunde gelegt worden ist. Sicherlich wäre es erwünscht gewesen, wenn auch auf diesem Gebiete in noch umfassenderer Weise den Ansprüchen der modernen Civilisation Rechnung getragen worden wäre, da die Unantastbarkeit des Privateigenthums auf der See zunächst noch ein pium desiderium bleiben muß, auch der allgemeine Verzicht auf die Dum-dum-Geschosse nicht durchgesetzt werden konnte.

Als „Abrüstungsconferenz" wurde die Versammlung ursprünglich bezeichnet. Von Anfang an konnte jedoch kein Zweifel darüber obwalten, daß gerade die Erreichung dieses Ziels die größten, ja unüberwindliche Schwierigkeiten bieten würde. Die Bestimmung des Begriffs „Abrüstung" würde bei der Mehrzahl der Delegirten jedenfalls verschieden gelautet haben. Unausführbar würde vor Allem die schematische Auffassung gewesen sein, wonach die Mächte verpflichtet wären, einen bestimmten Effectivbestand nicht zu überschreiten. Müßte aber nicht z. B. der Bau strategischer Eisenbahnen, der die raschere Beförderung von Truppen ermöglicht, gleichfalls zu den Rüstungen gezählt werden? Oder wenn der Hafen der tunesischen Stadt Biserta zu einem Kriegshafen ersten Ranges gemacht wird, sollte da nicht Italien befugt sein, zum Schutze Siciliens geeignete Maßregeln zu treffen, die sehr wohl die Natur von Rüstungen haben könnten? Für die Länder, in denen die allgemeine Wehrpflicht keineswegs bloß militärischen Zwecken dient, sondern ebenso sehr ein Volkserziehungsmittel zu bürgerlicher Tüchtigkeit und Gleichberechtigung ist, ließe sich auch unmöglich eine schablonenhafte Grenze ziehen. Einem der militärischen Delegirten Deutschlands war es vorbehalten, in freimüthiger, klarer Weise die Gründe zu entwickeln, aus denen Abrüstungsvorschläge aussichtslos bleiben müssen: das deutsche Volk sei durchaus nicht von den militärischen Lasten niedergedrückt, erfreue sich vielmehr eines wirthschaftlichen Aufschwunges, von dem wir unsererseits nur hoffen wollen, daß er nicht durch die Betonung und Durchsetzung von Sonderinteressen gelähmt werde. Daß Deutschland sich nicht durch kriegerische Absichten leiten läßt, wenn es sein Volksheer unversehrt erhalten will, hat es im Verlaufe der letzten achtundzwanzig Jahre deutlich gezeigt. Nicht minder haben Regierung und Parlament durch die Verkürzung der Dienstzeit bewiesen, daß sie bereitwillig die militärischen Lasten erleichtern, das Wesen der allgemeinen Dienstpflicht jedoch nicht angetastet wissen wollen.

In der Frage hinsichtlich der Einführung der internationalen Schiedsgerichte bezogen sich die Erörterungen auf die Alternative, ob die Anrufung solcher Entscheidungen obligatorisch oder facultativ sein solle. Deutschland, das gerade aus

Anlaß einer Differenz mit einem schwächeren Gegner bekundete, daß es sich unter Umständen einem Schiedsspruche zu fügen weiß, indem es seiner Zeit in der Carolinen-Angelegenheit die Entscheidung des Papstes Leo XIII. anrief und gelten ließ, konnte die Verpflichtung, seine Entschließungen regelmäßig von denjenigen eines permanenten Tribunals abhängig zu machen, nicht anerkennen. Hieße es doch in der That, auf wesentliche Souveränetätsrechte verzichten, wenn auch in Angelegenheiten, durch die Lebensinteressen unmittelbar berührt werden, erst ein Schiedsgericht anzurufen wäre. In minder wichtigen Streitfragen mag dieses wohl in Action treten, aber selbst dann können Fälle eintreten, in Bezug auf die der Ausspruch gilt, den Shakespeare seinem Hamlet in den Mund legt:

„Wahrhaft groß sein heißt
Nicht ohne großen Gegenstand sich regen;
Doch einen Strohhalm selber groß verfechten,
Wenn Ehre auf dem Spiel."

Die Anerkennung des Princips facultativer Schiedsgerichtsentscheidungen, die Einsetzung eines internationalen Bureaus, sowie die Bestimmung der Modalitäten, unter denen der Schiedsgerichtshof gebildet werden soll, dürfen unzweifelhaft der Haager Friedensconferenz als positive Ergebnisse angerechnet werden. Nicht ohne melancholische Betrachtungen wird die spanische Regierung diese Beschlüsse vernommen haben, da der Krieg mit den Vereinigten Staaten wohl vermieden worden, wenn ein internationales Schiedsgericht in der Lage gewesen wäre, über die Ursachen der Katastrophe auf dem amerikanischen Kriegsschiffe „Maine" seinen Spruch zu fällen. Allerdings fehlt es nicht an Skeptikern, die dafür halten, daß die Unionsregierung damals in der Praxis der Unterwerfung unter die Entscheidung eines obligatorischen Schiedsgerichts minder geneigt gewesen wäre, als sie sich auf der Haager Conferenz in der Theorie gezeigt hat. Dieselben Skeptiker bezweifeln, daß die englische Regierung, die auf der Friedensconferenz die Vorschläge Rußlands mehrfach noch überbot, etwa bereit sein würde, in der Transvaal-Angelegenheit ebenso widerspruchslos einen ungünstigen Schiedsspruch gelten zu lassen, wie dies von Seiten Deutschlands früher in der Carolinen-Angelegenheit geschah. Zu den zahlreichen Ironien der Weltgeschichte gehört es nun, daß Spanien später, allerdings durch die Macht widriger Verhältnisse veranlaßt, freiwillig die Carolinen an Deutschland abtrat.

Kaiser Nicolaus II., auf dessen hochherzige Initiative die Einberufung der Friedensconferenz zurückgeführt werden muß, durfte von Anfang an die feste Ueberzeugung hegen, daß Kaiser Wilhelm II. in vollem Maße seine friedfertigen Anschauungen theilt. In diesem Umstande liegt eine weitere Bedeutung des geschaffenen Werkes, zumal dadurch von Neuem in unwiderlegbarer Weise festgestellt wird, daß, wie der Dreibund zwischen Deutschland, Italien und Oesterreich-Ungarn, auch der Zweibund zwischen Rußland und Frankreich lediglich einen friedlichen Zweck hat.

Alle besonnenen französischen Organe haben, wie früher bereits den Besuch des deutschen Kaisers an Bord des französischen Schulschiffes „L'Iphigénie", auch den freundlichen Empfang des Aviso „Ibis" im Hafen von Geestemünde im Sinne einer Annäherung der beiden Nachbarstaaten erörtert. Die Symptome für eine solche Annäherung sind zahlreich genug.

Auch stimmen zuverlässige Informationen darin überein, daß nicht lediglich Rücksichten auf die Colonialpolitik in Betracht kommen. Mag immerhin das Zusammengehen Deutschlands, Frankreichs und Rußlands bei Gelegenheit des chinesisch-japanischen Krieges symptomatisch gewesen sein und sich auch insofern bewährt haben, als damals im äußersten Orient weitere Verwickelungen verhütet wurden, so zeigt sich die détente, von der alle Friedensfreunde nur wünschen können, sie möchte zur entente werden, auch im Zollverkehr zwischen Deutschland und Frankreich. Mit solchem Entgegenkommen wird dieser geregelt, daß es keineswegs übertrieben erscheint, wenn versichert wird, von der französisch-deutschen Grenze her lassen sich weniger

Beschwerden vernehmen als selbst beim Export nach verbündeten Staaten. In Frankreich muß andererseits die Ueberzeugung immer mehr durchdringen, daß es nicht zum Schaden der eigenen Handelsbilanz gereicht, wenn auch auf diesem Gebiete beherzigt wird, daß die Interessengemeinschaft der beiden Nachbarländer zugleich der gesammten Culturentwicklung dient. Die neue französische Regierung hat bereits gezeigt, wie verfehlt alle düsteren Prophezeiungen waren, die sich an den gleichzeitigen Eintritt des Generals Galliffet und des socialistischen Führers Millerand in das von Waldeck-Rousseau gebildete Cabinet knüpften. Daß die revolutionären Elemente der socialistischen Partei wenig erbaut sind von der Versöhnung des rechten Flügels der äußersten Linken mit der bürgerlichen Regierung, kann nicht überraschen. Aber ungetrübt sind die Beziehungen Frankreichs zu Rußland geblieben, wie dieses aus der freundlichen Aufnahme erhellt, die dem französischen Minister des Auswärtigen, Delcassé, bei seinem jüngsten Besuche in St. Petersburg zu Theil geworden ist. Von gewisser Seite war zwar behauptet worden, Herr Delcassé sei nach der russischen Hauptstadt gereist, um dort beruhigende Erklärungen über die deutsch-französische Annäherung abzugeben. Aber es hieße doch die Stellung der französischen Republik unter den Großmächten sowie gegenüber dem verbündeten Rußland unterschätzen, wenn dem französischen Minister des Auswärtigen gewissermaßen die Aufgabe zugeschrieben würde, ad audiendum verbum sich nach St. Petersburg begeben zu haben.

In Wirklichkeit bezweckte Herr Delcassé mit seiner Reise, zunächst sich dem Kaiser von Rußland vorzustellen, sodann den Besuch des Grafen Murawiew zu erwidern, und es entspricht sicher den Thatsachen, wenn er den Petersburger Correspondenten eines angesehenen Pariser Organs ermächtigte, die Gerüchte zu dementiren, nach denen seine Reise mit actuellen Fragen der inneren Politik Frankreichs zusammenhängen solle. Herr Delcassé versicherte ferner, die Beziehungen zwischen der französischen Republik und Rußland seien niemals enger, herzlicher und vertrauensvoller gewesen als jetzt.

Auf diese Weise ist auch die von Anfang an wenig glaubhafte Lesart widerlegt, wonach der französische Minister des Auswärtigen den Verhandlungen des Dreyfus-Processes in Rennes habe ausweichen wollen. Gerade Herr Delcassé hat wesentlich zur Aufklärung in diesem Processe beigetragen, indem er den Botschaftsrath Paléologue ermächtigte, volles Licht über die im französischen Kriegsministerium ganz falsch gedeutete chiffrirte Depesche des früheren italienischen Militärattachés Panizzardi an seine Regierung zu verbreiten. Als ein Beweis für die Schuld des Capitäns Dreyfus war diese Depesche in den Bureaux des französischen Kriegsministeriums entziffert worden, während der Botschaftsrath Paléologue, jedenfalls mit uneingeschränkter Billigung seines Vorgesetzten, des Ministers des Auswärtigen, dem Telegramme seine durchaus unverfängliche Deutung gab. In diesem Ministerium mußte seit geraumer Zeit schon die Ueberzeugung von der Unschuld des Capitäns Dreyfus Platz gegriffen haben. Der deutsche Botschafter ließ in dieser Beziehung keinen Zweifel obwalten, noch ehe der deutsche Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten, Graf Bülow, in der Budgetcommission des Reichstages erklärt hatte, daß kein deutscher Officier, kein deutscher Agent jemals mit dem Capitän Dreyfus irgend welche Beziehungen unterhalten habe. Nicht minder concludent war das Zeugniß des italienischen Botschafters in Paris, des Grafen Tornielli, so daß das französische Ministerium des Auswärtigen seine Meinung bereits gebildet haben mußte, als der höchste Gerichtshof der Republik in seinem Revisionsurtheile zu einem übereinstimmenden Ergebnisse gelangte. Wohl aber ging aus denselben Schlußfolgerungen hervor, daß Esterhazy in Wirklichkeit der Schuldige ist, eine Thatsache, die von deutscher Seite niemals bestritten wurde. Die ganze Verblendung einer Anzahl höherer Militärs und Kriegsminister in Frankreich war nothwendig, um sich der Erkenntniß dieser Wahrheit zu verschließen. Esterhazy bekennt vor aller Welt, das Bordereau geschrieben zu haben, auf Grund dess einzig und allein Capitän Dreyfus vom Kriegsgerichte im Jahre 1894 verurtheilt worden ist. Esterhazy entflieht, als die Verdachts-

gründe gegen ihn immer dringender werden, aus Frankreich und lehnt dann ab, obgleich ihm freies Geleit gewährt wird, vor dem Kriegsgericht in Rennes zu erscheinen. In jedem anderen Falle würde ein solches Verhalten in Verbindung mit den bestimmten Andeutungen des Grafen Tornielli, sowie mit dem Stillschweigen der deutschen Regierung, die doch den Capitän Dreyfus öffentlich disculpirte, genügt haben, Esterhazy in vollem Maße belastet erscheinen zu lassen. Trotzdem war der in Rennes aufgebotene große Apparat auch nach dem Urtheile des französischen Cassationshofes keineswegs überflüssig. Nur würde es sich empfohlen haben, auch die geheimen Actenstücke in öffentlicher Sitzung vorzulegen. Der Einwand, daß durch eine solche Veröffentlichung internationale Verwickelungen hervorgerufen werden könnten, ist längst entkräftet worden. Vielmehr darf als gewiß gelten, daß diese geheimen und geheimsten „Actenstücke" das Licht der Oeffentlichkeit nur deshalb scheuen müssen, weil der Cassationshof sie mit Recht nicht der geringsten Beachtung für werth gehalten hat.

Daß unter den „geheimsten Actenstücken" dieses dossier secret sich auch gefälschte Briefe des deutschen Kaisers an den Capitän Dreyfus befinden, ist von den Organen, die den compromittirten Generalen nahe stehen, selbst behauptet worden. Für jeden unbefangenen Beurtheiler hätte es keinen Augenblick zweifelhaft sein können, daß es sich nur um plumpe Fälschungen handeln kann. Zuverlässige Mittheilungen lassen nun darauf schließen, daß an diesen Fälschungen nicht nur der Oberstlieutenant Henry und Esterhazy, sondern auch der früher bereits aus Anlaß des Baues der transcaspischen Bahn in eine Untersuchung verwickelte russische Exgeneral Annenkow betheiligt war, dessen räthselhafter Tod vor einiger Zeit in der russischen Gesellschaft lebhaft erörtert wurde. General Mercier, der als Kriegsminister im Jahre 1894 die hauptsächliche Schuld an der Verurtheilung des Capitäns Dreyfus trug, war es zugleich, der die gefälschten Briefe des deutschen Kaisers erwarb. Daher durfte auch den pathetischen Versicherungen dieses Generals, daß er nunmehr vor dem Kriegsgerichte in Rennes Alles sagen würde, von Anfang an nicht die geringste Bedeutung beigemessen werden. Denn die ganze Existenz dieses wenig einwandfreien Belastungszeugen steht bei dem Verdict des neuen Kriegsgerichts auf dem Spiele, da die französische Deputirtenkammer die bereits beantragte Untersuchung gegen den früheren Kriegsminister von dem neuen Urtheile gegen den Capitän Dreyfus abhängig gemacht hat. In zweiter Reihe kommen dann die übrigen Generale: Boisdeffre, Gonse, Pellieux und Andere, während der gegenwärtige Kriegsminister, General de Galliffet, von Anfang an Recht und Gerechtigkeit vertrat. So könnte es geschehen, daß Gambetta, indem er den schneidigen Reitergeneral für die Republik gewann, diese zum zweiten Male rettet.

Um seine unhaltbare Position zu vertheidigen, ist General Mercier vor dem Kriegsgerichte in Rennes im Hinblick auf ein Telegramm des Fürsten Hohenlohe an den deutschen Botschafter Grafen Münster, das im Namen des Kaisers Wilhelm jede Beziehung des Capitäns Dreyfus zu Deutschland authentisch in Abrede stellte, mit der Phantasie aufgetreten, damals habe für Frankreich eine ernsthafte Kriegsgefahr von Seiten Deutschlands bestanden. Mit scharfer Logik wies der frühere Präsident der Republik, Casimir-Perier, für den das kaiserliche Telegramm bestimmt war, eine solche willkürliche Behauptung zurück, durch die General Mercier sich gleichsam als den Retter Frankreichs hinstellen und zugleich die Uebermittelung der dem Angeklagten und dessen Rechtsbeistande vorenthaltenen geheimen Actenstücke an das Kriegsgericht vom Jahre 1894 rechtfertigen wollte. Wenn nun bereits General Mercier mit so unehrlichen Waffen kämpfte, so wurde durch den am 14. August gegen Labori, den einen der beiden Anwälte des Capitäns Dreyfus, unternommenen meuchelmörderischen Anfall bewiesen, welche verbrecherische Saat in Folge gewisser Conspirationen aufgegangen ist. Neben dem Oberstlieutenant Picquart gilt Labori mit Recht als eine der sympathischsten Persönlichkeiten in dem Dreyfus-Drama, das eine solche Fülle von Verblendung und menschlicher Thorheit, zugleich aber nie versagende Selbstverleugnung und Aufopferung an den Tag legte.

Das belgische Ministerium Vandenpeereboom, dessen Entwurf eines Wahlreformgesetzes nicht bloß bei der gesammten Opposition den heftigsten Widerstand hervorrief, sondern im eigenen Feldlager Anfechtung erfuhr, mußte, nachdem es in dem mit der Prüfung der verschiedenen Vorschläge von der Repräsentantenkammer betrauten Ausschusse eine Niederlage erlitten hatte, seine Entlassung einreichen. Der König der Belgier beauftragte den Vorgänger Vandenpeereboom's im Conseilpräsidium, de Smet de Naeyer, mit der Neubildung des Cabinets, und diese gelang so vollständig, daß gehofft werden darf, die parlamentarischen Verhältnisse werden nunmehr sich wieder ruhiger gestalten.

Der gegenwärtig wieder an die Spitze der Regierung berufene de Smet de Naeyer zog sich seiner Zeit zurück, weil er den ungerechten Gesetzentwurf Vandenpeereboom's im Parlamente nicht vertheidigen zu können glaubte. Auch er ist Anhänger der représentation proportionelle; nur will er diese R. P. in sämmtlichen Wahlkreisen Belgiens und nicht bloß zum ausschließlichen Vortheile der Clericalen, durchgeführt wissen. Die Wahlreform des neuen Ministeriums wird sich also im Wesentlichen mit dem Vorschlage des unabhängigen katholischen Deputirten für Brüssel, Theodor, decken. Auch darf als sehr wahrscheinlich gelten, daß diese Reform in der Repräsentantenkammer sowie im Senate eine Mehrheit finden wird. Freilich verlangt die socialistische Opposition nach wie vor das allgemeine Stimmrecht, das S. U., wie es in den Manifesten der Partei bezeichnet zu werden pflegt. Die besonneneren Elemente innerhalb der Socialdemokratie selbst verhehlen sich aber nicht, daß die Zeit für das suffrage universel noch nicht gekommen ist, so daß auch in diesen Kreisen schließlich die R. P. gegenüber dem S. U. zur Annahme gelangen dürfte.

Das neue belgische Ministerium unterscheidet sich auch dadurch von dem früheren, daß seit geraumer Zeit wieder zum ersten Male ein Militär, der General Cousebant d'Alkemade, das Portefeuille des Kriegsministeriums übernommen hat. Während allgemein bekannt ist, daß der König der Belgier trotz seiner constitutionellen Zurückhaltung im wohlverstandenen Interesse seines Landes ein entschiedener Anhänger der allgemeinen Wehrpflicht ist, schreckte die frühere Regierung vor einer solchen Reform zurück, von der sie befürchtete, daß sie ihr die Sympathien ihrer Wähler entziehen könnte. Da die militärischen Autoritäten, in vollem Einklange mit der Auffassung des Königs Leopold II., ebenfalls daran festhielten, daß die allgemeine Wehrpflicht unumgänglich nothwendig sei, gelang es bisher nicht, einen General für den Posten des Kriegsministers zu gewinnen. So erklärt sich, daß der frühere Eisenbahnminister Vandenpeereboom, noch ehe er das Conseilpräsidium übernahm, sich veranlaßt fühlte, das Kriegsressort zu verwalten. Auf die Dauer mußte eine solche Lösung versagen. Die Thatsache, daß nunmehr wieder ein General in die Regierung eingetreten ist, berechtigt zu dem Schlusse, daß die Einführung der allgemeinen Dienstpflicht von dem Ministerium de Smet de Naeyer für später in Aussicht genommen sein könnte. In der nächsten Zukunft darf allerdings auf diese wichtige militärische Reform wohl nicht gerechnet werden, zumal das Cabinet durch die Wahlreform in vollem Maße in Anspruch genommen sein wird. Aber mit einem Fürsprecher der allgemeinen Wehrpflicht wie General Brialmont, dessen Unermüdlichkeit bei dieser Propaganda Anerkennung verdient, wird Belgien auch auf militärischem Gebiete mit der Zeit sicherlich der modernen Entwickelung folgen.

Nachschrift: Das preußische Abgeordnetenhaus hat in der Sitzung vom 19. August die Regierungsvorlage über den Rhein-Elbe-Kanal mit 235 gegen 147 Stimmen, den Entwurf über den Kanal zwischen Dortmund und dem Rheine mit 275 gegen 134 Stimmen abgelehnt. In einer kurzen Erklärung betonte Fürst Hohenlohe als Präsident des preußischen Staatsministeriums, daß der Mittellandkanal nicht von der Tagesordnung verschwinden, der Entwurf vielmehr wiederkehren würde.

Literarische Rundschau.

F. Max Müller's Beiträge zur vergleichenden Mythologie.

[Nachdruck untersagt.]

Beiträge zu einer wissenschaftlichen Mythologie. Von F. Max Müller. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Heinrich Lüders. Band I. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1898.

Als in den Tagen Bopp's, Schleicher's, Pott's und Anderer durch die Entdeckung der engen Verwandtschaft der alten Sprache Indiens mit den Sprachen der Hauptrassen Europa's die Existenz einer indoeuropäischen oder, wie man damals allgemein zu sagen pflegte, indogermanischen Ursprache und eines indogermanischen Urvolkes erwiesen wurde, eröffnete sich damit zugleich ein Ausblick in die ersten mythologischen Anschauungen der arischen Völker. Fußend auf den Resultaten der vergleichenden Sprachforschung, mit deren Hülfe man einen großen Theil der verschiedenen Zweigen der arischen Familie angehörenden Götternamen als identisch nachweisen zu können glaubte, lüftete man vor den Augen der staunenden Mitwelt den Schleier, der bis dahin über einer, vielleicht Jahrtausende zurückliegenden Epoche in der Geschichte der Menschheit gelagert hatte. Man schuf aus der Vergleichung der mit den Gottheiten der einzelnen arischen Völkerstämme verknüpften Sagen eine besondere Wissenschaft, und an die Namen Adalbert Kuhn's, F. L. W. Schwartz's und vor Allem Max Müller's, den man als den eigentlichen Begründer der vergleichenden Mythologie und als ihren eifrigsten und erfolgreichsten Vorkämpfer bezeichnen kann, knüpft sich das Erscheinen einer Reihe durch Scharfsinn und Ideenreichthum gleich ausgezeichneter Werke.

Seit der Veröffentlichung der ersten Arbeiten über vergleichende Mythologie sind fast vierzig Jahre vergangen, Jahre ernsten und nüchternen Fleißes auf allen Gebieten, die mit der Mythologie in irgend welcher Beziehung standen, vor Allem der Sprachforschung und der Ethnologie: die Fragen nach den ersten mythologischen Ideen der Arier wurden wieder und wieder erörtert und die gewonnenen Resultate von Neuem geprüft. Der Begeisterung, mit der man die glänzenden Forschungen Max Müller's aufgenommen hatte, folgte eine Zeit der sachlichen Prüfung und demnächst eine Zeit der ablehnenden Skepsis. Neue Schulen tauchten auf, die die von ihm eingeschlagenen Pfade verließen und ihre eigenen Wege gingen. Die Junggrammatiker stellten Lautreihen auf, zu denen die alten Etymologien nicht mehr passen wollten; eine Gleichung nach der anderen fiel ihrer Kritik zum Opfer: gegen Hermes = Sârameya, Athene = Ahanâ, Helena = Saramâ und andere mehr erhoben sie Einspruch und ließen schließlich von dem alten Bestande des arischen Pantheons als unanfechtbar nur noch Dyaus = Ζεύς, allenfalls noch Οὐρανός = Varuṇa gelten. Neben den Linguisten erwuchsen Max Müller die

gefährlichsten Gegner aus den Reihen seiner engeren Fachgenossen, der Sanskritisten. Neigte man ehedem zu der Ansicht, daß der Rigveda die älteste überlieferte Phase der arischen Mythologie darstelle, aus der sich die Sagenwelt der Griechen und Römer und der späteren Hindus — zeitlich von ihr durch eine breite Kluft getrennt — entwickelt habe, so erhob man jetzt auf Seiten der Vedaforscher die Forderung, den Veda von Allem, was die vergleichenden Mythologen hinein interpretirt hätten, zu befreien, ihn einzig und allein aus sich selbst heraus und aus seiner Beziehung zu der späteren indischen Literatur zu erklären und ihn als ein Geistesproduct der Inder, nicht aber des arischen Urvolkes aufzufassen. Heutzutage dürfte es nicht viele Sanskritisten mehr geben, die ohne Vorbehalt das unterschreiben, was Max Müller in seiner „Wissenschaft der Sprache" (Leipzig 1893, Bd. II, S. 498) sagt: „In den Hymnen des Rigveda ist uns noch das letzte Capitel der wirklichen Theogonie der arischen Völker erhalten. Wir können gerade noch einen Blick hinter die Coulissen werfen auf die Kräfte, die zusammen wirkten, um jene prächtige Bühnenwirkung zu Stande zu bringen, die wir in dem Drama der olympischen Götter bewundern." — Schließlich gesellten sich zu den Gegnern Max Müller's noch die Ethnologen, die von einer Bevorzugung der arischen Völker gegenüber den wilden Stämmen Amerika's und Afrika's nichts wissen wollten und die Mythen der alten Arier auf eine Stufe stellten mit der Sagenwelt der Indianer und Neger, in deren Totemismus und Fetischismus sie die Lösung für manches Räthsel, das die Mythologie vor Allem des vedischen Volkes in sich birgt, gefunden zu haben glaubten.

Gegen alle diese Angriffe vertheidigt Max Müller in dem vorliegenden Buche noch einmal, wie er sich ausdrückt, „die alte Festung der vergleichenden Mythologie" und zieht damit gleichsam das Facit seines arbeitsreichen Lebens. Man wird, selbst wenn man ein grundsätzlicher Gegner der Max Müller'schen Methode ist, dem Geschick, womit diese Vertheidigung durchgeführt ist, die Bewunderung nicht versagen: statt nutzlos seine Kraft auf das Festhalten von Positionen, die nun doch einmal verloren sind, zu vergeuden, räumt er die zu weit vorgeschobenen und unsicheren Posten und zieht sich auf die sichere Burg schwer anzufechtender Theorien zurück. Hierher möchte ich die von Max Müller (S. 19 f.) aufgestellten allgemeinen Sätze rechnen, die, so lange man überhaupt die Möglichkeit zugibt, die Mythen der arischen Völker mit einander zu vergleichen, und nicht das Vorhandensein gemeinsamer indoeuropäischer Götternamen leugnet, ihre Gültigkeit behalten werden: so die Behauptung, daß die verschiedenen Zweige der arischen Sprachfamilie vor ihrer Trennung nicht nur gemeinsame Wörter, sondern ebenso gemeinsame Mythen besaßen; ferner die These, daß das, was wir die Götter der Mythologie nennen, hauptsächlich die Kräfte waren, die man sich als hinter den großen Erscheinungen der Natur wirkend dachte; und schließlich die Forderung, daß die vergleichende Mythologie stets ausgehen müsse von einer etymologischen Analyse der Götter- und Heldennamen, vor Allem derjenigen Namen, die einigen oder allen Zweigen der arischen Sprachfamilie gemeinsam und daher älter seien als die homerische oder vedische Zeit.

Von diesem gesicherten Standpunkt aus wird es dem großen Gelehrten leicht, Ausfälle gegen seine Gegner zu unternehmen, die sich zu weit vorgewagt haben und sich dadurch mehr als eine Blöße geben. So fertigt er z. B. einige der neuerdings aufgestellten Etymologien, die auf keiner besseren lautlichen Grundlage ruhen als viele der alten, in einer geistreichen, oft humorvollen, immer anregenden Polemik ab. Mit Recht fragt er, was durch eine Herleitung des Apollon von *ἀπειλή* „Drohung", oder der Artemis von *ἀρτεμής* „gesund, frisch" oder gar der Aphrodite von *fordus* „schwanger" für die Erklärung des ursprünglichen Charakters dieser Gottheiten gewonnen werden soll; oder er führt die Behauptung, daß Erinys nicht dasselbe Wort wie *Saraṇyū* sein könne, weil es von dem griechischen *ἐριννύω* „zornig sein", stamme, durch die Frage ad absurdum, ob man auch *δάκρυ* von *δακρύειν*

oder ἔρις von ἐρίζειν ableiten wolle. Leichter noch wird ihm, dem grammatisch geschulten Philologen, die Widerlegung solcher radicalen Anhänger der ethnologischen Schule, die ohne eine Kenntniß der Sprache des Veda von vornherein jede Zusammenstellung vedischer und griechischer Gottheiten verwerfen, und statt dessen die arischen Mythen durch Sagen und Gebräuche von Völkerschaften erklären wollen, deren Sprache sie entweder nur sehr oberflächlich oder genau so wenig kennen wie das Sanskrit. Bei alledem vertritt Max Müller nicht etwa einen einseitig philologischen oder historischen Standpunkt; er heißt im Gegentheil Jeden, der etwas aus seinem Specialstudium, mit welcher Sprache und welcher Literatur er sich auch immer befassen möge, zur Aufklärung unserer eigenen alten arischen Mythen beitragen könne, als nützlichen Mitarbeiter willkommen.

Auf einzelne Fragen des Näheren einzugehen, mag einer späteren Gelegenheit, wenn das Werk in der — übrigens trefflichen — Lüders'schen Uebersetzung abgeschlossen ist, vorbehalten bleiben. Hier möchte ich mich zum Schluß dem Urtheil Robert Brown's anschließen, mit dem er in seinem kürzlich erschienenen Buche über den semitischen Einfluß in der hellenischen Mythologie den Verdiensten Max Müller's gerecht wird, wenn er sagt, daß sein dauernder Ruhm nicht bloß, wie manche seiner Gegner behaupten, auf einem eleganten und glänzenden Stile beruhe, sondern vor Allem auf seinen großartigen Beiträgen zu menschlichem Wissen und menschlichem Denken.

Richard Fick.

Neuere deutsche Belletristik.

[Nachdruck untersagt.]

1. Die Betrogenen. Roman von Ilse Frapan. Berlin, Gebrüder Paetel (Elwin Paetel). 1898.

Ilse Frapan's bisher fast ausschließlich in den Dienst der Novelle gestellte Kunst hat auch dem Roman gegenüber Stand gehalten: „Die Betrogenen" nehmen in der Reihe ihrer Werke einen der ersten Plätze ein. Kein Weltbild, wie man es früher wohl vom Roman verlangte, wird geboten, aber das Bild einer bestimmten Welt aus unserer unmittelbaren Gegenwart rollt sich auf, und Gedanken und Sitten unserer Zeit erfahren eine überlegene, künstlerische Darstellung. In den Kreis der internationalen Züricher Studenten und Studentinnen führt der Roman ein; ihr Bohèmethum, aber auch ihr ernstes Wollen und Streben wird in aller Lebendigkeit geschildert; und wer je Gelegenheit gehabt hat, die mannigfachen Typen dieser bunt gemischten Gesellschaft durch eigene Beobachtung und persönlichen Verkehr genauer kennen zu lernen, wird erstaunt sein über die Sicherheit, mit der Ilse Frapan typische Erscheinungen ganz individuell zu charakterisiren verstanden hat; den Gestalten, die sie, sei es auch nur episodenhaft, Schicksale mit einander erleben läßt, glaubt man selbst auf gleichem Boden begegnet zu sein. Der starke, aber nie verletzende realistische Zug in Ilse Frapan's Kunst tritt in der lebenswahren Durchbildung der einzelnen Figuren deutlich hervor, ebenso ihre feine poetische Schilderungsgabe, die in diesem Roman dem schönen landschaftlichen Hintergrunde reizvolle Naturstimmungen abgewinnt. Vor Allem aber bewährt Ilse Frapan von Neuem den Ernst ihrer Menschen- und Weltanschauung durch Wahl und Lösung ihres dichterischen Vorwurfes. Sie zeigt zwei Menschenkinder, die, durch gemeinsame Studien zu einander geführt, als ganz „moderne", selbstherrliche Naturen auf eigenen Füßen glauben stehen zu können und sich, überkommener Moral und conventioneller Anschauungen zum Trotz, ihr Glück nach freiem Ermessen selbst gründen wollen. Da erkennen sie, daß sie mit

ihren neuen Lehren nicht weiter kommen; daß sie „die Betrogenen" sind und einen Pakt mit der Allgemeinheit schließen müssen, wenn sie nicht statt Friedens ewige Unruhe auf ihrem Lebenswege herrschen sehen wollen, und so fügen sie sich in bestehende Ordnung und geltende Gesetze. Dieser Schluß ist von feiner Ironie eingegeben; denn „Die Betrogenen" sind zunächst durch sich selbst betrogen, weil sie ihre Naturen nicht erkannt oder überschätzt hatten und mehr Theoretiker waren, als praktische und entschlossene, in sich gefestete, reife Menschen.

2. Philister über Dir! Das Leiden eines Künstlers. Roman von Georg Freiherrn von Ompteda. Berlin, F. Fontane & Co. 1899.
3. Es lebe die Kunst! Roman von C. Viebig. Berlin, F. Fontane & Co. 1899.

Die beiden Romane weisen mancherlei Berührungspunkte auf; beide gehören zu den gegenwärtig mit großer Liebe gepflegten „Künstlerromanen", in denen die Stellung des Schaffenden zu seiner Zeit, ihren Anschauungen und Gesetzen nach modernem Empfinden behandelt wird, und in beiden ist das Thema von Glück oder Unglück in den Vordergrund gerückt, wie es einer heiß ringenden, der Kunst wahrhaft ergebenen Natur in der Ehe erwächst. Ompteda und Clara Viebig finden sich auch in der Antwort auf die aus diesem Thema erwachsenden Fragen zusammen: frei muß der schaffende Künstler sein, zu keiner Rücksicht soll er sich gezwungen sehen auf die alltäglichen Sorgen und die Misère der Enge und Kleinlichkeit; nur dann kann er zu einem echten Glück durch seine Kunst auch in der Ehe gelangen, wenn sich diese auf einer durch Wahlverwandtschaft hervorgerufenen innerlichen Liebe aufbaut und sich so das ewige Gesetz menschlicher Glücksgemeinschaft in einem Einzelschicksal erfüllt. Die Schwierigkeiten, die sich für den Künstler hierbei in erhöhtem Maße aus der Complicirtheit seiner Natur ergeben, ihre Auflösung und Ueberwindung führen in den beiden Romanen zu den äußeren und seelischen Conflicten. Aber in ihrer Darstellung wandeln Dichter und Dichterin gar verschiedene Wege: jener stellt einen Maler in den Mittelpunkt, läßt den Leser dessen Qualen in der Ehe mit einem scheinbar liebenswerthen, in Wahrheit von rücksichtslosem Egoismus erfüllten jungen Mädchen aus aristokratischen Kreisen miterleben, und führt das Ende dieser Tragödie dadurch herbei, daß es zu einem offenen, vollständigen Bruch kommt, und also der Künstler wieder nur seiner Kunst leben kann; Clara Viebig erzählt von einer Dichterin, die im Getriebe der Großstadt einen Menschen von schlichtem Charakter, von Güte beseelt und in Treuen fest, kennen lernt und an seiner Seite erfährt, wie Kämpfe, Entbehrungen, Verstimmungen und Schwächen die Schaffenskraft wohl zeitweise lähmen können, wie aber Selbstüberwindung und Liebe, Resignation und Gewißheit der Gegenliebe, Vertrauen auf eigenes Vollbringen und Sicherheit im Besitz des Vertrauens Anderer ein Glück durch Verbindung scheinbar heterogener Elemente erwirken müssen. Was Ompteda nur sagt, indem er seinem Roman ein reflectirendes Schlußwort anfügt, läßt Clara Viebig den Leser durch ihren Roman selbst erleben; die Mittel directer und indirecter Darstellung gebrauchen beide auf ihre eigene Weise, wie sie gerade in ihrer künstlerischen Eigenart überhaupt durchaus selbstständig sind. Ompteda strebt nach allgemeiner Charakteristik al fresco, Clara Viebig geht liebevoll dem Detail nach; beide sind wohl bedacht, charakteristische Einzelsituation zu schaffen; aber Clara Viebig hat auch hier ihre eigene Methode: sie baut die Einzelcapitel symmetrischer auf und strebt nach krönenden Abschlüssen, die ihr oft überraschend glücklich gelingen, so daß in wenigen Worten zumeist eine lange Gefühlsscala zusammengefaßt wird. Dadurch wird beim Leser eine Wärme der Empfindung erreicht, die hervorzubringen nicht vielen unserer Dichterinnen vergönnt ist. Die Kraft und Ehrlichkeit der Gesinnung, die Tiefe und Reinheit des Gefühls, die Ueberzeugtheit einer ethischen Grundanschauung, die schon aus

früheren Werken der Verfasserin zu uns sprachen, treten in diesem Roman, der mit seinen Beziehungen zum Berliner Leben auf viele eigenste Erlebnisse und Erfahrungen schließen läßt, besonders deutlich hervor und sichern ihm eine bleibende Wirkung.

4. An heiligen Wassern. Roman von T. G. Heer. Zweite Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1898.

Die Geschichte eines weltab gelegenen Stückchens Landschaft im Schweizer Hochgebirge. Ueber der Landschaft liegt, als wir sie kennen lernen, die ganze Idylle einer Gegend, in die die Cultur noch nicht hinkam mit ihrer Qual. Dann erscheinen die Fremden, und die Idylle schwindet langsam hin; doch auch der Aberglaube kann sich nicht mehr halten, jener furchtbare Fluch, der kein ganz reines Glück gedeihen ließ in der Idylle. Das Buch liest sich schwer ein, im Technischen und auch im Psychologischen ist es nicht einwandsfrei, selbst in der Fabel kommt der Verfasser nicht aus ohne gewagte Constructionen. Die Landschaft jedoch, die hinter den Menschen und ihren Hütten aufragt, ist in großen Zügen geschaut und wiedergegeben, und das erhebt den Roman in seinen besten Theilen zu einer wirklichen Dichtung.

5. Novellen vom Genfer See. Von C. F. Ries. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 1899.

Die beiden Novellen des Bandes erzählen uns in einer scheinbar nur schlicht berichtenden, thatsächlich aber künstlerisch recht feinen Art von zwei Reiseerlebnissen mit tragischem Ausgang. Man weiß ja, welches tiefere Interesse uns auf der Reise Menschen einflößen können, bei denen uns vielleicht nichts aufgefallen wäre, hätten wir sie längere Zeit gekannt. Die fremde Umgebung, der Menschen sowohl wie des Ortes, isoliren sie in einer Weise, die sie uns „rein menschlich" gleichsam in schärferen Umrissen zeigt. Die Aeußerungen, die ihnen für unseren Blick dann selbst ein geringeres Erlebniß ablockt, enthüllen uns mehr von ihrem innersten Wesen, als vielleicht ein jahrelanger Umgang. C. F. Ries hat es verstanden, das so seltsame Gemisch des Geheimnißvollen und doch visionär Klaren solcher Reiseerlebnisse in den beiden Geschichten rein wiederzugeben, und so empfiehlt sich das Buch als Reiselectüre noch in einem anderen als dem gewöhnlichen Sinne.

6. Der Schnitter und andere Märchen. Von C. F. Ries. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 1889.

Man mag sich immerhin freuen, daß solche Märchenbücher heutzutage noch geschrieben werden; aber was sie bieten, sind nicht Märchen im alten Sinne. Kein Zweifel, daß sie die Aeußerlichkeiten ihrer Originale recht glücklich nachahmen, nur werden sie bisweilen gerade damit erst deren Wesen entfremdet. Wenn man vor Jahrtausenden den Wind personificirte, die Erde, den Mond, den Quell, so lag Glauben in dieser Naivität. Wer möchte behaupten, daß dem heute noch so ist, da jene Kraft der Phantasie, die sich einst Märchen ersann, doch längst Formen ganz anderer Art ansetzte! Und dann, so gut erdacht und geschrieben die Märchen von Ries sein mögen: zu den Märchen alter Volksbücher stehen sie doch in einem Verhältniß wie etwa die allegorischen Gemälde des 17. Jahrhunderts zu den echten Göttergestalten der Antike.

Auch ein Memoirenwerk.

[Nachdruck untersagt.]

Die Mémoiren der Baronesse Cecile de Courtot, Dame d'Atour der Fürstin von Lamballe, Prinzeß von Savoyen Carignan. Ein Zeit- und Lebensbild nach Briefen der Baroneß an Frau von Alvensleben, geb. Baroneß Loe, und nach dieser Tagebuch bearbeitet von Moritz von Kaisenberg (Moritz von Berg). Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther. 1898

In London sind kürzlich bei Nichols die „historischen und geheimen Memoiren der Kaiserin Josephine" erschienen, in denen auf 775 Seiten Napoleon Bonaparte als eine Art Boulanger geschildert wird, dem ein gütiges Geschick in Josephine die entschlossene Pfadfinderin zu Ruhm und Macht an die Seite gab. Es ist ein Buch voll überraschender, erstaunlicher Enthüllungen, aus dessen Titel doch schon der Schalk hervorlugt, denn es nennt als Verfasserin oder Herausgeberin — Fräulein Lenormand. Unendlich viel ernsthafter schaut das Buch aus, das uns die Memoiren der Baroneß Courtot verspricht, „einer Augenzeugin der französischen Revolution, einer schwergeprüften Dulderin in den Tagen der Schreckenszeit, die auch mit dem Kaiser Napoleon und manchen berühmten Personen jener Epoche in Verbindung kam". Umständlich und mit dem Anschein erlebter Wirklichkeit berichtet der Herausgeber, wie er zu den Papieren kam, die er der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten wollte, da sie geschichtlich Hochinteressantes enthalten; und nicht wenige empfindsame Herzen haben sich rühren lassen durch das traurige Geschick Cecile Courtot's und ihres Verlobten, Hector von Trellissak. Sie mögen sich trösten: es gab nie eine Cecile Courtot, nie einen Hector von Trellissak, und Fräulein Lenormand würde auch bei diesem Buche die Pathenschaft gewiß gern übernehmen, wenn es nur mit etwas geschickteren Händen gearbeitet wäre. Solche literarische Fictionen, wie deren eine hier beliebt ist, fordern feine und flinke Finger; hier zeigen gleich die ersten Versuche eine Ungeschicklichkeit, die keine lange Illusion aufkommen läßt. Es reist da ein Alvensleben im März 1795 nach Berlin und schildert seiner Gemahlin in Briefen von erheblicher Länge und Gründlichkeit das Hofleben unter dem galanten König Friedrich Wilhelm II. Aber mit welchen Anachronismen! Der Briefschreiber weiß, daß die Rietz (er meint Ritz) damals zur Gräfin Lichtenau erhoben wurde, obgleich das erst ein Jahr später geschah; er weiß, daß sie „jetzo aus Italien retourniren wird", obgleich sie erst zwei Monate später ihre Reise dahin antrat; er nennt als Hofdame der Kronprinzessin Luise eine Gräfin Moltke, die erst zwei Jahre später an den Hof der Königin Luise kam u. s. w. Wer so weit in die Zukunft voraus schaut (man muß wieder an die Lenormand denken), der ist natürlich nicht verpflichtet, Vergangenheit oder Gegenwart zu kennen. Darum darf es nicht auffallen, wenn in demselben Briefe „der junge Graf von der Mark" als Lebender erscheint, obschon er seit fast acht Jahren todt war, wenn Herzberg (er meint Hertzberg) noch als Minister fungirt, was er seit 1791 nicht mehr durfte, und wenn ihm ein Philipp von Alvensleben als „Berather", so zu sagen cum spe succedendi an die Seite gegeben wird, der ihn thatsächlich schon vier Jahre früher im Ministerium ersetzt hatte. So ist's in den Anfängen des Buches, so am Schluß, wo wir in einem Briefe von 1797 über Helgoland, zehn Jahre vor der englischen Besitzergreifung, einen englischen Gouverneur kennen lernen. Muß ich noch auf die dazwischen liegenden Capitel eingehen? Ich denke, es genügt, wenn ich bemerke, daß sie meist Schilderungen aus dem Paris der Consularzeit enthalten, die man lieber doch in den französischen Memoirenwerken liest, denen sie nachgeschrieben sind.

— z.

Ueber dasselbe „Memoirenwerk" gehen uns von anderer Seite noch folgende Bemerkungen zu:

Wir gestehen, daß wir vorliegendes Buch mit peinlichem Befremden aus der Hand legen. Befremden darüber, daß für solche Erzeugnisse Verleger und Publicum sich finden. Dieses „Zeit- und Lebensbild" bietet sich als Bearbeitung eines Tagebuches, das die Urgroßmutter des Herausgebers geführt haben soll. Diese Dame, die es französisch verfaßte, war eine Frau von Alvensleben, geb. Baronesse Loë. Im Jahre 1793 vermählt, bezog sie mit dem Gatten das Gut Kalbe an der Milde, und dorthin rettete sich bald nachher die Emigrantin Baronesse Cecile de Courtot — wenn es eine solche jemals gegeben hat! Ihre Geschichte könnte zugleich rührend und sehr interessant sein, denn sie war vorgeblich Hofdame der Herzogin von Lamballe. Allein ihre deutsch wiedergegebenen Erzählungen und ins Deutsche übersetzten Briefe aus Paris, nach ihrer Rückkehr dorthin, aus den Jahren 1801—1802, enthalten so handgreifliche Unmöglichkeiten, so viele falsche Daten und Erfindungen, daß der Gedanke nahe liegt, die weichherzige, gute deutsche Freundin sei das Opfer einer Mystification geworden. Es wird genügen, den Beweis dafür durch einige schlagende Beispiele zu erbringen. Zunächst hat Fräulein von Courtot ihr Gedächtniß eingebüßt: sie kann nicht mehr Französisch und entsinnt sich nicht mehr, wie die Leute hießen, mit welchen sie intim verkehrte. Sie spricht nicht nur vom „Lordkanzler Pitt" und der „Lady Somerseth", sondern auch vom „Geistesheroen Vique d'Azyr" (es ist der bekannte Arzt der Königin und Physiokrat Vic d'Azyr gemeint), und vom „Maler Chénier". Sie erzählt kühl, daß sie bei der Königin im Temple gewesen sei (S. 62, 63), und bekräftigt die Episode, indem sie diese beim Anblick des blutigen Hauptes ihrer Freundin den Schrei ausstoßen läßt: „oh ces détestables!" Andere französisch wiedergegebene Stilblüthen sind S. 33, 39, 40, 41, 43, 44, 47, 52, 57 u. s. w. zu finden. Für den Dichter Roucher, dem Verfasser der „Monate", steht S. 67 Boucher, und zwar zweimal auf einer Seite. S. 58 ist ein bekannter Brief von Marie Antoinette fehlerhaft copirt. S. 60 schreibt die Königin angeblich: „Chère Lamballe, Venez à moi tout à l'heure!" Ebenso hat der Pöbel sein Idiom vergessen. Er ruft: „Citoyenne Capet — voyez-vous donc, à la fenêtre." Wie Frau von Alvensleben schrieb, wissen wir nur durch den Stil der Uebersetzung, von welchem S. 42 eine der zahllosen Proben! Ihrer würdig sind die Mittheilungen der Freundin aus Paris; aus allen möglichen Quellen zusammengetragen, überströmen sie abermals von Schreibfehlern und Irrthümern. Dem geduldigen Leser sei es überlassen, über die Authenticität angeblicher Gespräche und Mittheilungen zwischen dem Ersten Consul und Fräulein von Courtot sich selbst das Urtheil zu bilden. In Bezug auf letztere, „Napoleon's Bekenntnisse", ist es dem Bearbeiter selbst schwül geworden. Er schützt sich durch Fragezeichen, druckt aber den Unsinn gleichwohl ab!

77. **Aus meiner Jugend.** Erinnerungen von Rudolf von Gottschall. Berlin, Gebrüder Paetel (Elwin Paetel). 1898.

Durch seine dichterische wie durch seine kritische Thätigkeit hat Rudolf von Gottschall seit fast einem halben Jahrhundert einen so weitgehenden Einfluß geübt, daß es ihn wohl reizen durfte, rückblickend sein Leben aufzurollen und zu zeigen, wie seine Persönlichkeit sich entwickelt hat. Er ist bei diesem Beginnen von gutem Erfolg begleitet gewesen, denn ehrlich gegen sich selbst, gewinnt er des Lesers volle Sympathien, und konnte von so viel allgemein interessirenden äußeren Begebenheiten aus seinen Jugendjahren, von so vielen hervorragenden Erscheinungen des öffentlichen Lebens erzählen, daß seine autobiographische Darstellung oft fast romanartig sich ausnimmt. Die Königsberger Gelehrtenwelt aus der Mitte des Jahrhunderts wird lebendig und die Ereignisse von 1848 erfahren scharfe Beleuchtung: wechselnd bewegen wir uns auf ostpreußischem und sächsischem Boden, von Politikern werden wir zu Künstlern geführt, hin und her wird unser Interesse gelenkt zwischen Bestrebungen der Wissenschaft und der Dichtung. Eine vielseitige und reich begabte Natur tritt uns in dem Erzähler entgegen: es ist anziehend, zu verfolgen, wie in dem Knaben schon dichterische Regungen wach werden, und man liest nicht ohne Ergötzen, wie sich Naivetät und Frühreife in seinem Wesen mischten: es ist lesenswerth, wie dann immer neue Eindrücke der Außenwelt immer neue Ideen in ihm wecken und er nicht ein verträumtes Poetendasein verbringt, sondern Antheil nimmt an den großen Fragen, die seine Zeit bewegen, wie er nicht nur sinnt und grübelt, sondern herzhaft mit eingreift, wo er seine Kräfte bethätigen kann. Man lernt verstehen, daß es Rudolf von Gottschall drängen mußte, in mannigfacher Kunst sich zu versuchen: er blieb nicht beim „Reimeschmieden" stehen, sondern wandte sich auch dem Drama und dem Roman zu, nicht immer mit gleichem Glück, aber auch selten ganz ohne Glück, und — trotz dieser ungemein ausgedehnten Productivität — doch immer mit der gleichen Liebe für jede seiner Schöpfungen. Und man darf nicht vergessen, mit welcher unermüdlichen Ausdauer Gottschall obendrein seinen literarhistorischen Arbeiten, mit welcher Hingabe er seinen Aufgaben als kritischer Richter der neuen Literatur und Kunst gerecht zu werden bestrebt gewesen ist. Ein Vorbild in der Erfüllung seiner Pflichten gibt er ab, und wir dürfen ihm danken, daß er aus seiner Jugend heraus diese seine Treue zu seinem Beruf erklärt hat. *βλ.*

De Dumas à Rostand. Par Augustin Filon. Paris, Armand Colin & Cie. 1898.

Dieses Buch, als „Skizze der zeitgenössischen dramatischen Bewegung" vom Verfasser bezeichnet, hat sich bereits viele Freunde erworben. Es ist frisch und anziehend, mit großer Sachkenntniß geschrieben, obwohl Herr A. Filon bisher auf anderen Gebieten thätig war und der Anregung eines englischen Freundes bedurfte, um sich auf dieses zu wagen. Er war sich bewußt, daß ihm der Widerspruch der Einen, die offene Gegnerschaft der Anderen dafür zu Theil werden würde, da er entschlossen war, zu sagen, was er dachte. Schon auf Seite 4 eines Bandes von dreihundert Seiten gleicht sein Urtheil über Augier einer Herausforderung. Er zeiht den Autor des „Fils de Giboyer" des literarischen Snobismus und bestreitet ihm die Fähigkeit, seine Zeit zu schildern und die Plattheit des „Bourgeois" zu erkennen! Wenn das am grünen Holze geschieht, wie ergeht es dem anderen? Sardou ist eine neue Auflage von Scribe, ein Meister der Bühnenkunst, dessen Puppen hohl sind. Das Beste in den Stücken von Dumas ist er selbst, als Liebhaber oder als Kritiker, als Spender des Lebens. „Les idées de Madame Aubray" sind ein elendes Stück, aber ein herrliches Buch; seine Art, das Gute zu lieben, war, das Schlechte zu hassen: wäre die Bühne eine Kanzel, was sie ganz gewiß nicht ist, so verdiente die Predigt von Dumas eine Stelle unter den großen Moralisten. Sie aber sollte bekehren und wußte nur zu rühren. Pailleron ist kein dramatisches Talent, und seine Intriguen gleichen Räthselspielen; aber „Die Welt, in welcher man sich langweilt" ist ein so geistreiches Stück, daß die Frage, was diese Menschen thun, vom Vergnügen verdrängt wird, zu hören, was sie sagen. Der Naturalismus in Frankreich hat dem Theater nichts gegeben, was Lob verdiente. Jules Lemaître, Hervieu, Donnay, Henri Lavedan sind geschickte Leute, die, auf sehr verschiedenen Wegen, die Charakter-Komödie schaffen wollen. Durchschlagenden Erfolg hat unter „den Jungen" nur Einer erzielt. Wir wußten seinen Namen, bevor ihn A. Filon nannte. Das Publikum, das G. d'Anunzio's „Todte Stadt" gähnend bewunderte und Ibsen's „John Gabriel Borckmann" mit stummer Ergebung bis zu Ende hörte, brach in Jubel aus, als „Cyrano de Bergerac", von allen Thesen befreit und allen Nebeln entronnen, ihm das alte Lied von vergangenem Muth und ritterlicher Liebe sang. Und das in einer Sprache, deren reiche, geschmeidige Virtuosität dazu vorbestimmt erscheint, ein großes Dichterwerk zu tragen. *βλ.*

Metternich und seine auswärtige Politik. Von Fedor von Demelitsch. Band I. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1898.

Die Aufgabe, die sich der Verfasser stellt, besteht nach der in seinem Vorwort gegebenen Erklärung darin, für die Geschichte der auswärtigen Beziehungen Oesterreich-Ungarns zu den übrigen Staaten Europa's während der Ministerschaft Metternich's das Material zu liefern, welches in einheimischen Originalurkunden sich findet. Eine Einleitung gibt in kurzen Zügen die Ereignisse vor und während des Krieges von 1809 und eine Darstellung des Friedens von Schönbrunn. Der Zeitraum nach diesem Frieden, bis zum Ausgang des französisch-russischen Krieges vom Jahre 1812, und folglich der Bruch Oesterreich-Ungarns mit dem bis dahin festgehaltenen französischen System bilden den Gegenstand der vier Bücher dieses ersten Bandes. Zwei weitere Bände

sollen die Geschichte der österreichischen Diplomatie bis zur Julirevolution und, wenn möglich, auch über diesen Zeitpunkt hinaus weiter führen. — Das ganze Werk verspricht ein Actenmaterial von ungeheurem Umfang, und dennoch beklagt Herr von Demelitsch jetzt schon das Lückenhafte desselben und beschränkt sich darauf, die historische Literatur in dem von ihm behandelten Zeitabschnitt „mit einigen neuen Funden" bereichert zu haben. Angesichts einer fast 700 Seiten umfassenden Darstellung der Beziehungen zu Frankreich, Rußland, der Pforte, Preußen, der Rheinbundstaaten, Serbien, Skandinavien, Neapel, England ist der Anspruch bescheiden. Den künftigen Historikern wird die Aufgabe zufallen, hier Wesentliches von Unwesentlichem zu unterscheiden und durch Vergleichung mit anderen Quellen Klarheit über einzelne Punkte zu schaffen. Wir müssen uns hier auf Erwähnung einer einzigen Episode, der Mission Lebzeltern's zum gefangenen Papst nach Savona (Mai 1810), beschränken. Von Metternich in dessen nachgelassenen Papieren besprochen, von d'Haussonville benutzt, sind die Unterredungen zwischen Pius VII. und dem österreichischen Bevollmächtigten nach den in des Letzteren Nachlaß vorgefundenen Berichten hier wiedergegeben, während d'Haussonville die Berichte benutzt hat, die Lebzeltern an die französische Regierung richtete. Allein der Inhalt der einen läßt sich mit dem der anderen sehr wohl vereinigen. Die Mission selbst scheiterte. Herr von Lebzeltern hielt das Papstthum für verloren; er führte, bei aller Urbanität in der Form, eine Sprache und vertrat eine Politik, die nicht dazu angethan waren, Pius VII. durch die Haltung Oesterreichs über alle Unbill zu trösten, die er von Napoleon erfuhr. Kaiser Franz gab dem excommunicirten Verfolger des Papstthums seine Tochter; sein Bevollmächtigter setzte dem Papst auseinander, daß die geistliche Censur die Fürsten nicht bloßstelle und die Allianz mit Frankreich eine politische Nothwendigkeit für Oesterreich sei. Im Gegensatz zur Auffassung des Herrn von Demelitsch erscheint es uns durchaus nicht unglaubwürdig, daß der Papst auch gegen den Kaiser von Oesterreich sich geäußert habe und Lebzeltern dies unter dem frischen Eindruck des Gesprächs nach Paris berichtete (Bd. I, S. 198).

p. **Meyer's Kleines Conversations-Lexikon.** Sechste, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Drei Bände. Leipzig und Wien. 1898/99.

Aus einem bescheidenen Bande in Klein-Octav vom Anfang der siebziger Jahre hat dieses Conversations-Lexikon sich in seiner neuesten Auflage zu drei starken Bänden in Groß-Octav entwickelt, die das ungeheure Material encyklopädischen Wissens in gleich bewunderungswürdiger Vollständigkeit und gedrängter Kürze geben. Sie bilden so zu sagen die Mittelstufe zwischen den achtzehn Bänden des „Großen Meyer" und dem ersten Typus dessen, was der „Kleine Meyer" in einem Bande war. Dieser, wenn er sich auch auf das knappste Maß der Information beschränken mußte, besaß doch den Vorzug, daß er leicht transportabel war, daß man ihn immer zur Hand haben und z. B. auf Reisen als bequemes Nachschlagebuch mit sich nehmen konnte. Selbst die zwei mäßigen Bände der dritten Auflage von 1883 ließen sich zu solchem Zwecke noch gebrauchen; was uns seitdem fehlt, ist ein solches Hülfsmittel, für welches, wenn die Verlagshandlung es uns in erneuter Gestalt schaffen wollte, gewiß Viele ihr dankbar sein würden. Dieser „Kleine Meyer" in drei Bänden ist etwas ganz Anderes, in seiner Art ungleich Bedeutenderes: ein Buch für die Bibliothek, und zwar ein ganz ausgezeichnetes, das überall da, wo der Raum oder die Mittel fehlen, wohl als Ersatz für den „Großen Meyer" dienen, ja neben diesem, als das später abgeschlossene Werk, immer noch mit Nutzen zu Rathe gezogen werden kann. Wenn wir sagen daß die mehr als 80 000 Artikel und Nachweise, die es auf 2700 Seiten Text bringt, in der That die Summe des für jeden Gebildeten Wissenswerthen enthalten, daß die 168 Illustrationstafeln, Farbendrucke, Karten, Pläne und sonstigen Beilagen musterhafte Leistungen sind, so bedarf es wohl der weiteren Empfehlung eines Werkes nicht, das im Uebrigen schon durch die Zahl seiner Auflagen zeigt, daß es im deutschen Bücherschatz eine feste Stelle hat.

Kunstnotiz.

m. Der Verlag Hermann Hillger in Berlin gibt eine Serie von Photographien heraus, die unter dem Titel „Meisterwerke der Plastik" die hervorragendsten Werke der antiken Sculptur in getreuen Nachbildungen vereinigen soll. Die Sammlung erscheint nach einer uns zugegangenen Probe: dem Hermes aus dem Vatican, zu urtheilen, der Beachtung weiter Kreise wohl werth; sie bringt Photographien in einer Größe und in einer Klarheit, die dem Beschauer die wiedergegebenen Kunstschöpfungen in voller Unmittelbarkeit vor Augen rücken. Die Plattengröße ermöglicht ein Format von 100—150 Centimeter, so daß das einzelne Blatt fast mannshoch vor dem Betrachtenden aufragt. Die Conturen sind dadurch auf das Schärfste umrissen. Die Einzelheiten der künstlerischen Durchbildung offenbaren sich in voller Deutlichkeit, die Gesammtwirkung nähert sich überraschend weit einem rein plastischen Eindruck. Dem Anschauungsunterricht dürfte hier ein neues, bedeutsames Hülfsmittel erstehen, ebenso dem Kunstforscher, der Originaleindrücke nachprüfen will; auch als Wandschmuck in Bibliotheksräumen, Studirsälen u. s. w. werden die Blätter schnell Verbreitung finden. — Auf dem Hermes-Blatt stört leider ein wenig die falsche Bezeichnung des Capitols als seines Standortes.

Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 15. August zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Albrecht. — Die gesetzliche Ordnung des Judenthums und die Gesetzgebung Europas. Eine Gesetzesvergleichung von Dr. Joseph Albrecht. Berlin, Hermann Walther. 1899.

Baechtold. — Gleim's Beziehungen zu Gustav Baechtold. Mit einer Gleim-Medaille und 2 Autographen. Von Dr. Jac. Baechtold. Basel, Detloff und Bibliothek. Frauenfeld, J. Huber. 1899.

Biermann. — Gudeline. Ein Bühnenspiel in fünf Aufzügen von Otto Julius Biermann. Mit Buchschmuck von E. Doepler d. J. Als eine Nachbildung der ersten Ausgabe gedruckt bei A. W. Hayn's Erben. Berlin, Schuster & Loeffler. 1899.

Bücher. — Arbeit und Rhythmus. Von Dr. Karl Bücher. Zweite, stark vermehrte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. 1899.

Dove. — Denkmale der Bedeutung für Alt und Jung. Skizzen von Alfred Dove. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1899.

Duka. — Kossuth and Görgei, recollections of a stormy period. An historical essay by Theodore Duka. Hertford, Stephen Austin & Sons. 1898.

Frick. — Das Lied im Wechsel aus uralter Zeit, aber auch für unsere Zeit nach 1. Mose 5, 28 bis Kapitel 9. Von Conr. Frick. Barmen, Wuppertaler Tractat-Gesellschaft. O. J.

Furcht. — Richard Dehmel. Seine culturelle Bedeutung, sein Verhältniß zu Goethe, Renan und zur Moderne. Von Walther Furcht. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 1899.

Geiger. — Goethe in Frankfurt am Main 1797. Actenmäßige und Darstellung von Ludwig Geiger. Mit 8 Abbildungen von Frankfurter Oertlichkeiten, Kunstwerken und Personen aus Goethe's Kreis. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 1899.

Haenel. — Spätgothik und Renaissance. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Architectur, vornehmlich im fünfzehnten Jahrhundert. Von Erich Haenel. Mit 60 Abbildungen im Text. Stuttgart, Paul Neff. 1899.

Hagen. — Anfänge zur Einsicht in das Wesen der freien Muße und der philosophischen Contemplation. Von Edmund von Hagen. Berlin, im Selbstverlage des Verfassers. 1899.

Heigel. — Deutsche Geschichte vom Tode Friedrich's des Großen bis zur Auflösung des alten Reichs. Von K. Th. Heigel. Erster Band. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1899.

Herbst. — Der Hüter Israels schläft noch schlummert nicht. Betrachtungen über das Buch Esther von F. Herbst. Barmen, Wuppertaler Tractat-Gesellschaft. O. J.

Hirsch. — Theresens Glück. Roman von Jenny Hirsch. Berlin, Albert Goldschmidt. 1899.

Hölscher. — Unsere Taufnamen. Eine Erklärung über deren Sinn und Bedeutung. Von Dr. L. Hölscher. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

Huch. — Blüthezeit der Romantik. Von Ricarda Huch. Leipzig, H. Haessel. 1899.

Jacobowski. — Leuchtende Tage. Neue Gedichte 1896 bis 1898. Von Ludwig Jacobowski. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 1900.

Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Alois Brandl und Wolfgang Keller. Fünfunddreißigster Jahrgang. Mit einem Bilde Leo's. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung. 1899.

Ilgerott. — Delila. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von Marie Ilgerott. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 1899.

Itzerott. — Ostern. Dichtung von Marie Itzerott. Petersburg-Leipzig, G. Heckenast's Nachf. 1897.

Katalog der Freiherrlich von Lipperheide'schen Sammlung für Kostümwissenschaft. Mit Abbildungen. Bis zur elften Lieferung. Berlin, Franz Lipperheide. 1899.

Knorr. — Ein amerikanischer Diogenes (Henry D. Thoreau). Von Karl Knorr. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1899.

Kruse. — König Heinrich der Siebente. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse. Zweite Auflage. Leipzig, E. Pierson. 1899.

Laurent. — Der Genius von Rom. Von Charles Laurent. Uebertragen von Edler Marschall von Bieberstein. Mit Illustrationen. Leipzig, W. Schmidt & Co. (Gunther). 1899.

Marguery. — L'œuvre d'art et l'évolution. Par E. Marguery. Paris, Félix Alcan. 1899.

Meissner. — Franz Stuck. Von Franz Hermann Meissner. Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler. 1899.

Mittelstädt. — Die Affaire Dreyfus. Eine criminal-politische Studie von Otto Mittelstädt. Berlin, J. Guttentag. 1899.

Mosen. — Ausgewählte Werke von Julius Mosen. Herausgegeben von Dr. Max Zschommler. Zweiter Band. Leipzig, Arwed Strauch. O. J.

Otto. — Kirchenzucht und Polizei im alten Isenburger Lande. Von Dr. Eduard Otto. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A. G. (vorm. J. F. Richter). 1899.

Pfungst. — Ein deutscher Buddhist. Oberpräsidialrath Theodor Schultze. Biographische Skizze von Dr. Arthur Pfungst. Stuttgart, Fr. Frommann. 1899.

Preuß. — Geist und Stoff. Erläuterung über das Verhältniß zwischen Welt und Mensch nach dem Zeugniß der Organismen. Von Hellh. H. Preuß. Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1899.

Ribbeck. — Reden und Vorträge von Otto Ribbeck. Leipzig, B. G. Teubner. 1899.

Riedler. — Die technischen Hochschulen und ihre wissenschaftlichen Bestrebungen. Rectoratsrede von A. Riedler. Berlin, H. S. Hermann. 1899.

Riggenbach. — Die christliche Vollkommenheit nach der Schrift. Vortrag von Ed. Riggenbach. Barmen, Wuppertaler Tractat-Gesellschaft. 1898.

Schanz. — Geschichte der römischen Literatur bis zum Gesetzgebungswerk des Kaisers Justinian. Von Martin Schanz. Zweiter Theil, erste Hälfte. Zweite Auflage. Mit alphabetischem Register. München, C. H. Beck. 1899.

Schroeder. — Geschichte des Lebensmagnetismus und des Hypnotismus von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Verfasst von H. R. Paul Schroeder. Bis zur neunten Lieferung. Leipzig, Arwed Strauch. 1899.

Schücking. — Ein ehrlicher Mann. Humoristische Erzählung von Levin Schücking. Fünfte Auflage. Berlin, Albert Goldschmidt. 1899.

Sicardi. — Gli amori estravaganti e molteplici di Francesco Petrarca e l'amore unico per Madonna Laura de Sade. Con un appendice e un facsimile. Milano, Ulrico Hoepli. 1900.

Söhns. — Unsere Pflanzen. Ihre Namenserklärung und ihre Stellung in der Mythologie und im Volksaberglauben. Von Dr. Franz Söhns. Zweite Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. 1899.

Stein. — Die Philosophie des Friedens. Von Dr. Ludwig Stein. Berlin, Gebrüder Paetel. 1899.

Uhde. — Am Grabe der Mediceer. Florentiner Briefe über deutsche Cultur. Von Wilhelm Uhde. Leipzig, Carl Reißner. 1899.

Voigt. — Römische Rechtsgeschichte von Moritz Voigt. Zweiter Band. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1899.

Welter. — Frederi Mistral, der Dichter der Provence. Von Nicolaus Welter. Mit Mistral's Bildniß. Marburg, N. G. Elwert. 1899.

Wernicke. — Richard Wagner als Erzieher. Ein Wort für das deutsche Haus und für die deutsche Schule. Von Dr. Alexander Wernicke. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne. 1899.

Zöller-Lionheart. — Schattirungen. Roman von C. Zöller-Lionheart. Berlin, Albert Goldschmidt. 1899.

Zoellner. — Gnade und Wahrheit. Zehn Predigten von W. Zoellner. Zweite Auflage. Barmen, Wuppertaler Tractat-Gesellschaft. O. J.

Zoellner. — Gottes Ordnung im Hause, im Lande und in der Kirche. Predigt über das vierte Gebot von W. Zoellner. Vierte Auflage. Barmen, Wuppertaler Tractat-Gesellschaft. O. J.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

BINDING ... JUN 15 1967

AP
30
D4
Bd.100

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY